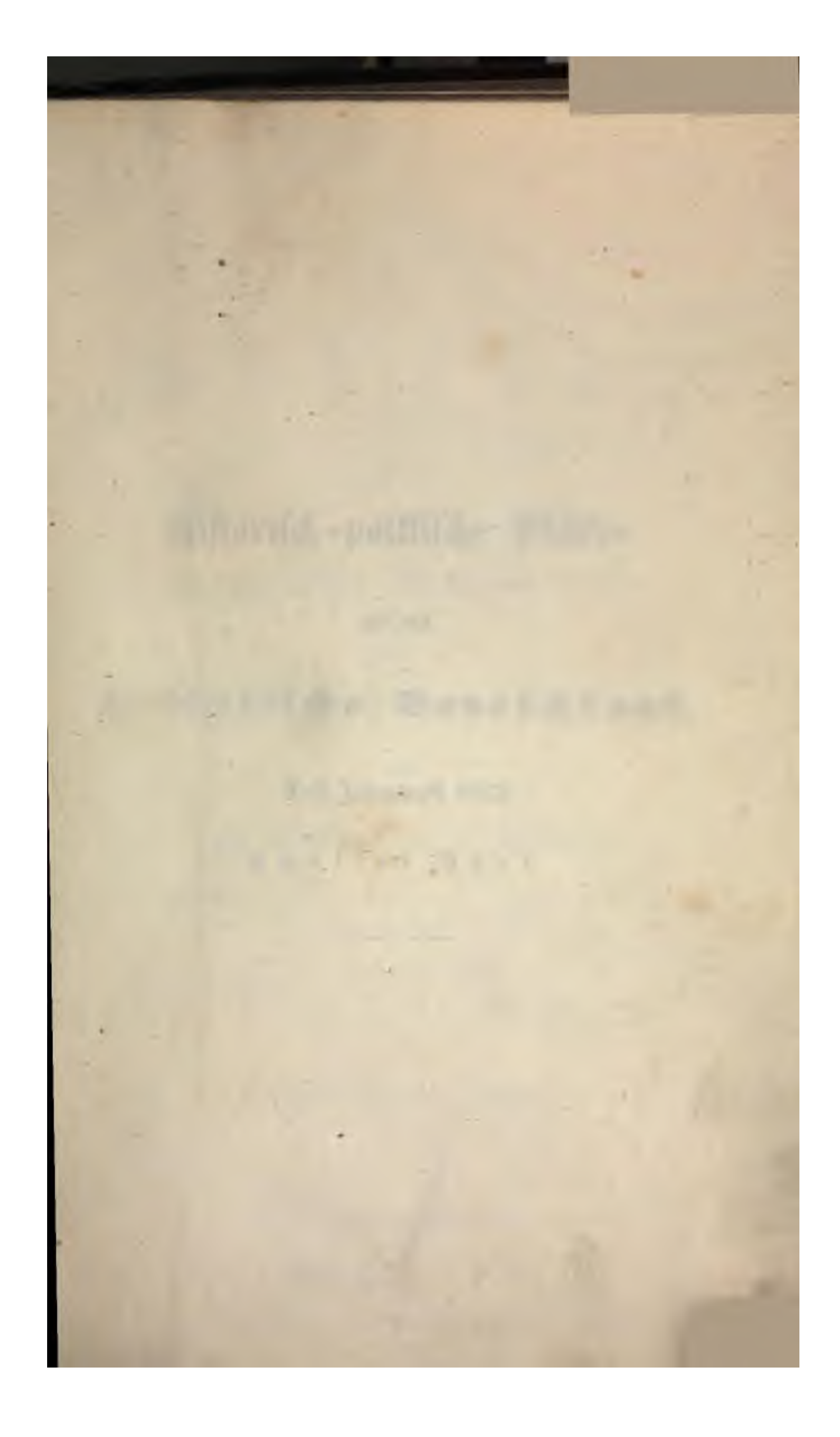
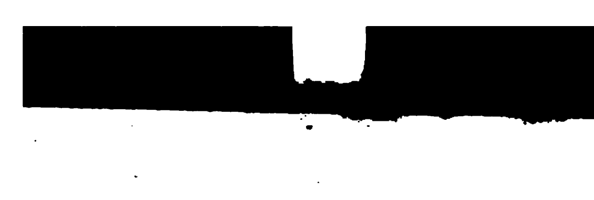



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1845

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und **G. Görres.**

Sechszehnter Band.

München, 1845.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.

I.

Zeitläufte.

Urtheile frommer Protestanten über Ronge und Czersky. Karl Witte. Adolph Wuttke. Die Hegelische linke Seite und die Freikirche.

Was der durch Gustav-Adolphsvereine und Freimaurerlogen vertretene preußisch-sächsische Rationalismus über die vielbesprochene Rongesche Freikirche zu sagen weiß, ist allbekannt und in seiner abgedroschenen Langweiligkeit kaum noch der Erwähnung werth. Interessant ist es nur noch, die Stimmen solcher Protestanten zu vernehmen, die über der gewöhnlichen Geistlosigkeit und Plattheit der rationalistischen Philisterwelt stehend, jener flüchtigen Erscheinung des Tages eine neue Seite abzugewinnen suchen. Wir sind es unsern Lesern, wie unsern außerkirchlichen Gegnern schuldig, dergleichen Ansichten nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Wollten wir, was sich zuweilen an Geist und redlicher Gesinnung in den Reihen der Gegner zeigt, unterschlagen, so würden wir uns des unrühmlichen Verfahrens auf der antikatholischen Seite schuldig machen, wo, weil man sich zu schwach zur Discussion fühlt, man auf's ängstlichste jedwede redliche und freimüthige Erörterung zu verhindern strebt, und deßhalb das Heil in schimpflich feiger Flucht, und in den bekannten Maßregeln obscurantistischer Unterdrückung der katholischen Presse zu suchen genöthigt ist.

Wir haben in einem unserer jüngsten Artikel den Standpunkt beleuchtet, welchen Wolfgang Menzel's Literaturblatt dem Ronge'schen Scandal gegenüber auf der Basis einer ausschließlich nationalen und deutsch=patriotischen Anschauungsweise genommen hat. — Betrachten wir heute, was ein anderer, nicht minder geistvoller und ehrenwerther Schriftsteller, wie der eben genannte, aus dem mehr theologischen Gesichtspunkte einer gewissen protestantischen Orthodoxie und Frömmigkeit gegen und über die exkatholischen Lichtfreunde zu sagen hat. — Dieß ist Karl Witte, Professor der Rechte in Halle. Seine Schrift („der heilige Rock, Ronge und Czersky") trägt in Form und Inhalt ein anständiges Gepräge, und gehört zu jenen Erscheinungen in der Controversliteratur, mit denen ein Austausch der Ansichten, eine Erörterung, ja bis auf einen gewissen Grad eine Verständigung möglich ist. — Wir wünschen, daß dieses Büchlein im katholischen Publikum nicht unbeachtet bleiben möge, und wollen unsere Leser darauf als auf ein, in mancher Beziehung erfreuliches Zeichen der Zeit nach bestem Vermögen aufmerksam gemacht haben. Der Sturmfluth der gewöhnlichen Streitschriften gegenüber, wie die jüngsten Monate sie brachten, ist jeder aus den Reihen der Gegner der Kirche auftauchende Versuch, in die Stelle der Lüge, des Schimpfens, der Verläumdung vieler der ihrigen einen ruhigen, menschlichen Ton vernünftigere Besprechung treten zu lassen, — bereits als ein nicht geringes, wenigstens von hohem Muthe zeugendes Verdienst anzuerkennen und hoch zu rühmen.

Die Schrift des Professor Witte (eine Sammlung von Aufsätzen, die bereits vom 8. bis 22. Februar in dem Halleschen Volksblatt für Stadt und Land gedruckt wurden), zerfällt der Sache nach in zwei Theile. — Der eine beleuchtet das Treiben und Wesen der Apostaten, der andere polemisirt, wenn gleich in möglichst milden und anständigen Worten, gegen die Kirche.

Heute können die berüchtigten Stifter des Aergernisses bereits der Sache nach als abgethan betrachtet werden, und in

wenigen Monaten werden sie an ihrer lächerlichen Unbedeutendheit zu Grunde gegangen, und hoffentlich vergessen, vielleicht auch durch die Kunde von neuem Frevel in den Hintergrund gedrängt seyn. Allein zur Zeit, als Herr Witte seine unumwundene Meinung über die Afterreformatoren aussprach, war der Enthusiasmus für Ronge und Czerski noch auf seinem Gipfel, und es muß als ein Zeichen ehrenwerther Selbstständigkeit der Gesinnung angesehen werden, wenn ein protestantischer Gelehrter zu Halle, in Mitten des lichtfreundlichen Tobens der unermeßlichen Mehrheit seiner Confessionsgenossen, ohne Scheu vor den hochgestellten öffentlichen und heimlichen Gönnern des Skandals rund und deutsch heraus seine Ueberzeugung von der Erbärmlichkeit und Hohlheit jenes ganzen Treibens auszusprechen wagte. — Er gesteht offen, daß ihm die Gabe der Begeisterung „für diesen muthigen Streiter um Licht und Wahrheit" bis auf das kleinste Fünkchen versagt sei. Das vielbelobte Schreiben Ronge's verdanke seinen außerordentlichen Erfolg allein dem schlechten Kunstgriffe, daß der Verfasser sich einen Katholiken, einen katholischen Priester nennt. Wer es aber als seinen schönsten Ruhm bezeichnet, dasselbe zu wollen, wie Huß und Luther, wer in den Bekenntnißschriften der katholischen Kirche festgestellte Glaubenssätze als verderbenbringend verwirft, wer nur aus dem sogenannten gesunden Menschenverstande als oberster Quelle der Entscheidung religiöser Zweifel zu schöpfen weiß, der habe, sagt Witte, längst aufgehört, „Katholik" zu seyn.

Auch das Verdienst eines einigermaßen erheblichen Muthes gesteht der Verfasser Herrn Ronge nicht zu. Mit Recht hebt er hervor: daß ein wegen Ungehorsams gegen seine geistlichen Behörden suspendirter Capellan, der sich genöthigt sieht, den Kindern protestantischer Beamten auf einem kleinen Hüttenwerke in Oberschlesien Unterricht zu ertheilen, wenig oder nichts auf's Spiel setzt, wenn er es wagt, den Zorn seiner vorgesetzten Behörden noch zu steigern, wohl aber konnte er mit Zuversicht auf den Beifall, auf die Unterstützung, auf die Ehrenkränze von

Tausenden zählen, denen jeder Angriff auf eine Kirche, „welche es auch sei", als ruhmeswerthes Werk erscheint. Deßhalb sandte er sein Schreiben auch keineswegs an den Bischof Arnoldi, an den es gerichtet war, sondern an die sächsischen Vaterlandsblätter „damit in dem sehr protestantischen Sachsen alsbald viel Lärmen und viel Freude seyn möchte, über die Schmähungen eines „„katholischen Geistlichen"" gegen seine Kirche."

Der Verfasser prüft dann den Standpunkt, von welchem aus der Expriester seine Polemik gegen die Wallfahrt nach Trier erhebt, und die Einwendungen, die er gegen diese Seite des Cultus macht. Ronge stellt bekanntlich den Geldpunkt voran. Hierauf sagt Professor Witte: „Wahrlich, wer diesen Grund an die Spitze stellen konnte, ist ein rechtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Nützlichkeit, des Geldes, der Sparkassen und Lebens-Versicherungs-Anstalten. Wären die Wallfahrten wirklich, was die katholische Kirche ihnen nachrühmt, Quellen geistlicher Erquickung, Brunnen frischen Glaubensmuthes, wie klein, wie nichtig wäre alsdann nicht jener Krämereinwurf. Als Jesus zu Bethanien im Hause Simon's war, trat ein Weib (Maria) zu ihm, da er zu Tische saß, und goß ein Glas mit ungefälschtem und köstlichem Narden-Wasser auf sein Haupt. Da das seine Jünger sahen, wurden sie unwillig, und Einer sprach: Wozu dient der Unrath? Dieses Wasser hätte um mehr denn um dreihundert Groschen verkauft und das Geld den Armen gegeben werden können. Jesus aber sagte: „„Lasset sie mit Frieden, was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk gethan."" — Der nun so eifrig für die Armen gesorgt wissen wollte, das war Judas Ischariothes."

Auch das sonstige schaale, von roher Unwissenheit strotzende Geschwätz des abtrünnigen Priesters findet überall in dieser Schrift seine verdiente Abfertigung. Meint Ronge, daß die Christen der ersten drei Jahrhunderte keine Reliquien in ihren hegen, so begegnet ihm unser protestantischer Autor ringschätzung. „Wir hatten allerdings bisher

in der Meinung gestanden, daß Orte, wo die Christen während der ersten Jahrhunderte besonders häufig zu gemeinsamer Andacht sich versammelt, die unterirdischen Gräber (Katakomben) gewesen seien, wo die Gebeine der Märtyrer sie rings umgaben. Unbekannt war uns ferner, daß der kräftige Geist der deutschen Völker erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sich durch die Kreuzzüge zur Reliquienverehrung habe erniedrigen lassen, nach dem allerlei aus dem Morgenlande gebrachte Fabeln und Wundergeschichten „„die hohe Idee, welche die christliche Religion von Gott gibt““, verdunkelt hatten. Unbekannt waren uns namentlich sämmtliche Kreuzzüge des vierzehnten Jahrhunderts mit all den Heldenthaten geblieben, die auf ihnen vermuthlich verrichtet sind; doch kommt darauf nicht allzuviel an: eben Herr Ronge und diejenigen, die ihm Kränze flechten, dürfen am wenigsten geneigt seyn, Alles, was im Verlauf der Zeit erst geworden ist, lediglich um deßwillen zu *verwerfen*, weil es nicht von jeher bestanden; wo blieben sonst *die* Constitutionen, die Tagespresse, die Kammerdebatten u. s. w.“ „Endlich“, sagt Witte, „spielt Ronge seinen letzten Trumpf aus: noch einmal, zum dritten Male, kommt der Geldpunkt zur Sprache, und dann heißt es: wenn Bischof Arnoldi wirklich die drei Fragen (Wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen) mit gutem Gewissen verneinen könne, wenn er wirklich glaube, daß dem „„bewußten Kleidungsstücke““ eine Heilkraft beiwohne, warum er dann dieselbe der leidenden Menschheit bis zum Jahre 1844 vorenthalten habe? Es wäre in der That eine schwer zu lösende Aufgabe, in der gleichen Zahl von Worten mehr Albernheiten auszusprechen. Zunächst hat unsers Wissens Bischof Arnoldi nie und nirgends behauptet, daß dem „„bewußten Kleidungsstücke eine Heilkraft beiwohne““; sodann konnte er die Ausstellung des heiligen Rockes nicht füglich eher verfügen, als bis er Bischof von Trier geworden, was bekanntlich weniger als zwei Jahre vorher geschehen; ferner hatten seine Vorgänger seit dem sechszehnten Jahrhundert solcher Ausstellungen nicht weniger als neun veranstaltet; endlich setzt die

Aufforderung zu einer Wallfahrt, soll sie nicht eine erfolglose seyn, voraus, daß ihr eine entsprechende Gesinnung im Volke entgegenkomme, welche wieder dem Bischof nicht nach Willkühr in jedem beliebigen Augenblicke zu Gebote stand."

„So gehaltlos, so durchgängig fehlgreifend ist also jener Ronge'sche Brief, dessen wenige Spalten ein Ereigniß in der Weltgeschichte genannt sind. Freilich, ein Ereigniß liegt vor unsern Augen; nicht aber eines, das erst seit dem October 1844 sich zugetragen, sondern das durch den Brief aus Laurahütte nur erst offenbar geworden ist. Das Ereigniß nun ist dieses, daß rationalistische Aufklärung und moderne Weltweisheit den Glauben im Volke wirklich genug unterwühlt haben, um das Gerede pathetischer Oberflächlichkeit mit tausend Stimmen als die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßen zu lassen."

Wir überlassen es unsern Lesern, in der besprochenen Schrift selbst nachzusehen, was Prof. Witte zur Critik der Proclamationen sagt, welche Ronge im ersten Feuereifer seiner Reformatorencarrière, wie es heißt: mit Beihülfe protestantischer Federn, glücklich zu Papier brachte, und als Feuerbrände in die Welt warf. Sie haben glücklicherweise nur das Stroh einiger Köpfe in Flammen gesetzt. Es war aber auf ganz andere Erfolge abgesehen, die Prof. Witte nur andeutet. Er durchschaut seinen Mann, wenn er die Frage aufwirft: welches eigentlich das Ziel sei, dem Ronge durch seine systematisch betriebene Volksaufregung nachstrebt? „Wer auf keinem geschichtlichen Boden steht, wer Anderes erstrebt, als die vernünftige Fortentwickelung und Reinigung des Bestehenden, der wird sich eines bestimmten, klar aufgefaßten Zieles niemals bewußt seyn, und was ihm als ein Schattenspiel vorschwebt, dem er nachjagen möchte, das ist unrettbar ohne Lebenskraft, das gehört dem Reich der Träume an. Diesen Stempel tragen denn auch Ronge's Phantasien unverkennbar an der Stirn, und zwar in so höherem Maaße, als verworrene Ideen von communistischer Menschenbeglückung in seine religiösen Reformpläne hineinspielen. In der Rechtfertigun [illegible] National-Kir-

chenversammlung, zusammengesetzt aus frei gewählten Männern der Gemeinden und wahren Priestern, welche die Religion läutern und die Kirche zu ihrem wahren Berufe führen solle, zu dem Berufe, den die Bedürfnisse unserer Völker, der Geist der neuen Zeit ihr auflegt, nämlich auszusöhnen den hohen und niederen, den gebildeten und unwissenden, den armen und reichen Theil der Menschheit, auszusöhnen die Nationen und die Völker der Erde durch Vervollkommnung, Veredlung, durch Liebe und Freiheit Aller.''''

Zur praktischen Veranschaulichung dieser „Aussöhnung" kann folgendes Exempel dienen, welches Ronge in einem seiner Aufsätze anführt: „Sehen Sie hier einen Bischof mit 40000 Thaler jährlich, geistliche Stiftungen mit unermeßlichem Vermögen, und nicht weit davon einen Weber, der wöchentlich nur fünf Silbergroschen für sich und seine Familie verdienen kann."

Auch über die Ausgleichung des Zwiespalts unter den Confessionen, welche Herr Ronge beabsichtigt, täuscht sich der Verfasser nicht. Redlicher und weiser als jene Staatsmänner, welche vielbesprochenermaßen dem neuen Hutten von der Laurahütte Lob und Ermunterung spendeten, und sich mit Versprechungen gegen ihn nicht sparsam erwiesen, sagt Prof. Witte: „Daß aber einer solchen Einigung Anderes entgegenstehen könne, als Pfaffentrug und Hab- und Herrschsucht, daß die Bekenner des einen Glaubens bei dem sehnlichsten Verlangen, sich mit ihren Brüdern von einer andern Confession in demselben Tempel zusammenzufinden, doch ein noch heiligeres Besitzthum haben, das sie nicht aufzugeben vermögen, ihre Glaubensüberzeugung, davon ahnt Herr Ronge in seiner Aufklärung nichts, welcher das Christenthum nur die Religion der allgemeinen Menschenliebe und Duldung ist. Der von Christo seiner Kirche verheißene Geist offenbart sich nach ihm „„wie ehedem und immer in der Menschheit und durch die Menschheit. Die Kirche ist die Menschheit."" „„Streben Sie"", sagt er zu den Priestern, „„mit Ernst und Eifer nach Erhebung und sittlicher Freiheit mit Ihren Mitmenschen, leihen

Sie dem Klagen der Noth Ihr Ohr, nehmen Sie die Wünsche Ihrer Mitbürger in Ihr Herz auf, und Sie werden den Geist finden, er wird sich Ihnen offenbaren. Sie werden ihn hören in der Stimme, im Rufe Ihres Volkes, Ihrer Nation."" „„Christus und die Apostel"", heißt es an einer andern Stelle, „„„verabscheuten jeden Gewissens- und Glaubenszwang."" Forderten sie aber etwa nicht, daß die Gemeinden unverbrüchlich an der wahren Lehre festhalten sollten?" (Galat. 1, 8 ff.)

Ueber das sogenannte Schneidemühler Glaubensbekenntniß (welches seitdem freilich auf dem Leipziger Concilium in dem Rauch und Nebel des Indifferentismus der allgemeinen Freikirche spurlos verschwommen ist) urtheilt Prof. Witte günstiger. Seltsam, höchst seltsam! daß gerade das (auf die geistloseste Weise verstümmelte) Tridentinische Glaubensbekenntniß Gnade gefunden hat vor den Augen so vieler frommen Protestanten, — und zwar nicht wegen jener Punkte, die es verworfen, sondern gerade wegen jener Bruchstücke, die es beibehalten hat. Sollte hierin nicht ein bedeutender Fingerzeig liegen, daß in einer hoffentlich nicht allzufernen Zeit, wenn eben jene Protestanten sich selbst und ihres Herzens Bedürfnisse erst recht verstehen gelernt haben, — das vollständige Bekenntniß des jüngsten ökumenischen Kirchenrathes ihnen noch besser zusagen würde? Einst-

lauer Symbol meint er bloß, und wir sind nicht im mindesten geneigt, ihm zu widersprechen! — daß wenn man vorkommenden Falls für den annoch stehend gebliebenen Namen „Jesus Christus" etwa nach Bedürfniß: „Mohamed", „Zoroaster", „Buddha", oder „Confucius" einschiebe, dasselbe füglich zur Grundlage einer allgemeinen Weltunion dienen könnte.

Wir sehen, der ehrenwerthe Verfasser gehört zu jenen Protestanten, mit welchen jeder Katholik wünschen muß, von Her-

---

Wahl hat, entweder das Ganze in seiner unversehrten Totalität bestehen zu lassen, oder es von Grund aus umzustürzen." „Eine andere Frage, welche hier entsteht, ist nun aber die: in wie weit eine auf angegebene Weise, d. h. mit berechtigter Theilnahme der Laien an der Anordnung ihres Kirchenwesens constituirte Kirche noch eine katholische heißen könne, ob das Wesen des Katholicismus eine solche Berechtigung der Laien vertrage? — Eine Frage, die wir allerdings, nach unserer Einsicht in die Principien der katholischen Kirche, durchaus verneinen zu müssen glauben...... Wenn die Gemeinde zu Schneidemühl in ihrem „Glaubensbekenntniß" sagt: „Wir nehmen die heilige Schrift als die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens an, und zwar in dem Sinne, wie er einem jeden erleuchteten, frommen Christen zugänglich ist", so stellt sie sich durch diese Erklärung nothwendig außerhalb des Katholicismus, und es ist nicht recht einzusehen, wie sie sich dennoch eine „christ-katholische" Gemeinde nennen, und unter ihren Glaubenssätzen auch den Glauben „an eine heilige, allgemeine (katholische) christliche Kirche" aufführen konnte. Eben so ist es aber eine Selbsttäuschung, oder ein bloßes Spiel mit Namen, wenn Ronge und die ihm Gleichgesinnten vorgeben, eine „deutsch-katholische" Kirche durch das Zusammenwirken der niedern katholischen Geistlichkeit, mit den Laien, oder gar durch diese letzten allein begründen zu wollen; denn eine Zuziehung der Laien zur Feststellung kirchlicher Dogmen oder Gebräuche ist mit dem Wesen des Katholicismus durchaus unverträglich.... Eine katholische Gemeinde, welche sich herausnimmt, sich ihren Geistlichen selbst, ohne Mitwirkung des kirchlichen Oberhauptes, des Papstes, zu geben, oder gewisse Dogmen und gewisse kirchliche Gebräuche durch die freie Einstimmung ihrer Mitglieder abzuändern, tritt hiermit von selbst aus dem katholischen Kirchenverbande heraus; sie kann eine christliche seyn, und ist es auch ganz gewiß (!), aber eine katholische ist sie sicherlich nicht."

zen ganz und völlig einig zu seyn, und für welche die Kirche alle Katholiken, von dem Werthe der Herren Ronge und Czerski, auf das bereitwilligste auszuwechseln sich erbieten könnte. Allein der achtbare Verfasser trägt auf der andern Seite sichtliche Scheu in den Verdacht einer Hinneigung zur Kirche zu fallen, welcher bekanntlich in dem Lande, dem er durch seine amtliche Stellung angehört, eben so leicht haftet, als er nicht ohne Gefahr und Ungemach ist. Er verwahrt sich geflissentlich gegen den Vorwurf: als wolle er die katholische Reliquienverehrung in Schutz nehmen. Er erklärt „den Standpunkt Dessen, der einer Reliquie bedarf, um durch sie zu lebendigerem Glaubensbewußtseyn geweckt zu werden, für einen untergeordneten", will ihm aber auf dem Boden des Christenthums seine Stellung nicht absprechen. — Daneben hat er den ehrenwerthen Freimuth, zu erklären: daß wenn ihm nur die Wahl bliebe, „zwischen dem Aberglauben der Wallfahrer und der Weisheit Derer, die über sie spotten", er vorziehen würde, „an jener Andacht, statt an dieser Weisheit Theil zu nehmen." Ja, er würdigt mit großer Unbefangenheit die in der Natur des menschlichen Gemüths und Herzens liegende Gründe, die für die Reliquienverehrung sprechen, und wir könnten ihm auf dem Gebiete dieser Argumente schwerlich etwas Neues sagen. Noch mehr: er fertigt den spezifisch-protestantischen Vorwurf des Götzendienstes, den man mit einem Kleide treibt, so entschieden ab, daß dem Katholiken kaum etwas hinzuzufügen übrig bleibt, indem er mit Recht bemerkt: „daß selbst unter den Katholiken, deren religiöse Einsicht am meisten verwahrlost ist, nicht viele zu finden seyn dürften, die sich nicht in Uebereinstimmung mit den Bekenntnißschriften ihrer Kirche bewußt wären, daß die Reliquie nur das äußerliche Zeichen sei, welches ihre Anbetung Christi, dem sie allein gilt, zuführen soll." Es ist klar, wir stehen hier nicht den gewöhnlichen, mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Vorurtheilen gegenüber. Allein demungeachtet sucht der Verfasser fast ängstlich nach Gründen, sich eben von dieser Anerkennung der Reliquienverehrung, die ihm so nahe gekommen,

wieder loszumachen. Jedes Andenken an einen Verstorbenen sei Staub und Asche, „bestimmt, eben so zu verfallen, wie die irdische Hülle derer zerfallen ist", deren Bild es uns vergegenwärtigen sollte. — In Beziehung auf Christus treten noch andere und gewichtigere Gründe hinzu, „um gerade das Verlangen nach Reliquien von dem Herrn als einen Abweg erkennen zu lassen." Eine äußere Erinnerung bedürfen wir nur an Diejenigen, welche wir nicht besitzen. „Christus ist uns aber nicht der Verstorbene, sondern der ewig Lebendige, der in den Seinen lebt; er hat verheißen, bei ihnen zu seyn, bis an das Ende der Tage." — Ein Gewand, ein Bruchstück des Kreuzes könne demjenigen, in dessen Herzen Christus wahrhaft lebt, den Herrn nicht mehr vergegenwärtigen, als er ihm schon gegenwärtig ist. „Kann er wähnen, daß er Christus, welcher der Geist ist (2 Cor. 3. V. 17.), im Anschauen eines Kreuznagels, oder der Lanze des Longinus in vollerem Maaße verstehen werde, als in dem Evangelium, in der Predigt, und den unausgesprochenen Worten, mit denen der Herr sich den Seinen in ihren Herzen offenbart." — Diese Argumentation reißt den Verfasser bis auf einen Punkt fort, wo er sogar vergißt, daß er Protestant ist. „Ist nicht", fragt er, „Christus in seiner Gemeinde im Sacramente des Altars auch leiblich gegenwärtig, und theilt er sich nicht den nach ihm Verlangenden auch leiblich mit?" — Der Standpunkt derer, die ein Bedürfniß tragen, ihre Andacht an den Anblick eines äußern Zeichens von Christi irdischem Wandel anzuknüpfen, „sei also ein untergeordneter", „denn es spricht sich in diesem Bedürfniß stillschweigend das Bewußtseyn aus, daß der Christus in ihnen für sie nicht vernehmlich genug redet, so daß sie erst eines äußern Anstoßes bedürfen, gewissermaßen, um ihn in sich zu erwecken."

Es ist beinahe unmöglich, daß ein so einsichtsvoller, von lebhaftem Interesse für die Sache Christi erfüllter Mann, wie der Verfasser jener Schrift, nicht selbst bei fortgesetztem Nachdenken darauf kommen sollte, wie unglaublich schwach, aller tieferen Begründung und Haltung entbehrend, ja gefährlich für die

Interessen, die er vertheidigt, diese Argumente sind. — Wir wollen ihn hier nur gleichsam im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß wenn „Christus in uns" wirklich so vernehmlich in jedem Einzelnen redet, daß wir eines äußern Anstoßes nicht bedürfen, um erweckt zu werden, so ist wenigstens dem „Erweckten" das Evangelium und die Predigt nicht minder überflüssig, wie das Sacrament des Altars, oder die Taufe, und jedes andere Mittel des Heils. Die Gründe gegen die Verehrung der Reliquien, welche Prof. Witte anführt, beweisen unbedenklich auch gegen alle und jede Mittel zur Erweckung und Belebung des Glaubens. Diese sind sammt und sonders nur für den „untergeordneten Standpunkt" derer, in denen Christus „nicht vernehmlich genug redet." — Ja, wem Christus bloß Geist ist, wer sich ihm nur von der geistigen Seite nahen will, wer jedes andere Mittel in eine Beziehung zum Sohne Gottes zu treten, als einen tief unter seinem „geistigen" Standpunkte liegenden, nur für untergeordnete Naturen passenden Nothbehelf verschmäht und verachtet, der sehe wohl zu, wie es um seinen Glauben an das Fleisch gewordene Wort steht! Denn das eben ist der katholische Glaube, von welchem das athanasianische Symbolum spricht, daß sich in Christo Gott und Mensch vereinigen. Wie dem Rationalisten der Glaube an die Gottheit abhanden gekommen ist, so läuft, wer sich einem einseitigen Spiritualismus hingibt, Gefahr: die Menschheit Christi zu verlieren, und in der einsamen Wüste eines hoffärtigen Pseudomysticismus, der nur auf die Ansprache des „Christus in uns" hören will, Weg und Steg zu verlieren. — Beide, Rationalismus und Pseudomysticismus, führen gleichmäßig von dem wahren Christus ab, und zur Vergötterung unsers eignen Ichs, welches dort als Vernunft, hier als innere mystische Offenbarung angebetet wird.

Wenn die Kirche den Dienst der Reliquien vorschreibt, und die Predigt, das Evangelium, die Sacramente das innere Gebet verböte oder gering achtete, — so wäre dieß allerdings ein verderblicher und gefährlicher Abweg [illegible] die vom Prof. Witte

angeführten Gründe gegen die Reliquienverehrung würden auf diese Anordnung die allervollkommenste Anwendung leiden. — Bekanntlich ist es aber gerade umgekehrt. Daß Reliquien der Heiligen, deren Leiber nicht bloß in Staub und Asche zerfallen, sondern glorreich auferstehen werden, geschweige denn solche Gegenstände, die zur allerheiligsten Menschheit unsers Erlösers in irgend einer Beziehung standen, mit Ehrfurcht und Liebe von uns aufbewahrt werden müssen, versteht sich freilich von selbst, und Prof. Witte wird dieß gewiß nicht läugnen wollen. Dafür bürgen Ton und Haltung seiner Schrift. Was würde er von dem Sohne halten, der eine Locke seiner Mutter in den Kehricht würfe, weil sie bestimmt ist, eben so in „Staub und Asche zu verfallen", wie die Hülle derer zerfiel, von der sie ein Andenken ist, und weil er sich der geistigen Gegenwart der theuern Verstorbenen recht lebendig bewußt sei? — Die ehrfurchtsvolle Aufbewahrung der Reliquien ist also freilich Vorschrift. — Die Verehrung aber, welche der Einzelne einer besondern Reliquie weiht, ist nicht vorgeschrieben, sondern lediglich Sache der freiwilligen Andacht des Einzelnen. — Mag Jeder, der sich dazu gezogen fühlt, dem irdischen Andenken an einen Heiligen, oder an die Person des Erlösers seine Liebe widmen; mag er auch, wenn der Geist ihn treibt, sich dem Cultus des allerheiligsten Sacramentes, der innern Betrachtung, dem stillen Gebete vorzugsweise widmen. Die Kirche erweist sich auch darin als die katholische, daß sie alle diese Wege als solche anerkennt, die den, der sie im rechten Glauben und Gehorsam der Kirche wandelt, zu Gott führen, und daß sie dem Gläubigen seine volle Freiheit läßt, nach seinem besondern Berufe zu thun und zu lassen, was und wozu sein Herz ihn treibt. — Nur das verbietet sie denen, die sie die Ihrigen nennt, daß sich der Eine über den Andern hochmüthig erhebe und zu seinem Nächsten hoffärtig spreche: Ich stehe auf einem höhern, rein geistigen Standpunkte; du klebst mit deinem Gebete an einem niedrigen, untergeordnetern, denn du bedarfst noch eines irdischen, sinnlichen Mittels, deine Andacht

zu erwecken, während Christus in mir und zu mir ohne Mittel spricht. Wahrlich, wenn Prof. Witte lieber die Andacht der Wallfahrer nach Trier mitmachen, als sich mit der rationalistischen Weisheit Jener befreunden möchte, die über sie spotten, so möchten wir unsererseits lieber noch einmal mit dem „Pöbel" zum heil. Rocke pilgern, als uns denen beigesellen, die es in pietistischer Selbstgenügsamkeit verschmähen, der Reliquie ihre Ehrfurcht zu bezeigen, weil „Christus in ihnen" so laut und vernehmlich spreche, daß sie eines äußern Mittels, ihre Andacht zu erwecken, gar nicht mehr bedürfen. — Abgesehen von dem höchst gefährlichen, jede Liebe, jede Innigkeit und Andacht von vornherein ausschließenden Hochmuthe, der in solcher Gesinnung läge, verriethe es zugleich eine eben so große Unkenntniß des menschlichen Herzens, wie der Wege der Gnade, wenn sich ein Mensch anmaßte, mit absoluter Gewißheit entscheiden zu wollen, welcher individuelle Standpunkt auf dem Gebiete der Gnade der höhere, welcher der untergeordnete sei. — Wer hat dir, der du dich der innern Ansprache Christi rühmst, es kund gethan, daß Christus der Herr dem Demüthigen, der aus Liebe zu seinem Kleide hingepilgert, weil er sich einer ungewöhnlichen innern Heimsuchung Gottes unwürdig hält, und sich zu größerer Inbrunst ermuntern will, sich nicht eben dort, und gerade durch das Vehikel der Reliquie, mit unausgesprochenen Worten in der Tiefe seines Herzens offenbaren, und Manna des Geistes in Fülle spenden werde? — Wahrlich, wenn wir uns einen Menschen denken, der es sich sauer werden ließ und nach Trier wallfahrtete: „um dort recht andächtig beten zu können", und einen andern, der sich in seinem Herzen sagte: „ich habe nicht nöthig, der Andacht nachzugehen, die Gnade kommt mir, wann und so oft ich es gebiete, denn Christus ist in mir"; — so will es uns bedünken, daß der Erstere auf seinem „untergeordneten Standpunkte" Gott, der bekanntlich dem Hoffärtigen widersteht, und nur dem Demüthigen Gnade gibt, doch näher stehe als der andere in seiner vermeintlichen Geistigkeit.

Uebrigens findet der Verfasser: daß der Standpunkt der

Reliquienverehrung nicht nur ein vergleichungsweise niedriger sei, „sondern auch ein gefährlicher.“ Es sei ja möglich, daß wenn die auf Einen Gegenstand gerichtete Andacht Tausender sich in dessen Verehrung gegenseitig überbiete, sie endlich gar dahin kommen könne, „die Reliquie, die höchstens ein Träger jener Andacht seyn dürfte, selbst als deren Gegenstand zu betrachten.“ Hierauf ist nur zu erwiedern, was der Verfasser selbst, wenige Seiten früher (S. 9), zur Entkräftung eben dieser Besorgniß, richtig bemerkt hat, daß nämlich selbst unter den, am meisten verwahrlosten Katholiken nicht viele zu finden seyn werden, die nicht wüßten, daß nach den Bekenntnißschriften der Kirche die Anbetung Christo allein gebührt, und sein Rock nur ein äußeres Zeichen zur Erweckung der Andacht sei. Seite 12 meint er dagegen, „es lasse sich nicht verkennen, wie diese, dem bloßen Zeichen zugewandte Verehrung das Auge nur wie durch ein unvollkommen klares Glas zu dem alleinigen Ziele *aller* Anbetung aufblicken lasse, und die von diesen ausgehenden Strahlen mehr oder weniger trübe *).“ — Diese Auffassung läßt sich wohl nur aus dem oben schon charakterisirten, einseitigen und gefährlichen Standpunkte des pseudomystischen Spiritualismus erklären, auf welchen sich der Verfasser gestellt hat. Noch betrübender ist es, daß er den Ablaß, der mit der Verehrung des heil. Rockes verbunden war, zwar im Sinne der Kirche verstehen, andererseits doch wieder für „verwerflich“ erklären kann, „weil er vom katholischen Volke vielfach im ähnlichen Sinne, wie von den protestantischen Anklägern mißverstanden werde“, nämlich so: daß der Ablaß für unbereute, begangene oder wohl noch gar zu begehende Sünden Vergebung gewähre. Es ist beinahe unglaublich, daß sich der Verfasser darüber getäuscht haben sollte, daß ein solches Mißverständniß praktisch geradezu u n m ö g l i c h ist, weil jeder Ablaß nur dem-

*) Seite 49 spricht er sogar von „der Verkehrtheit einer Rockanbetung“, — ohne hinzuzusetzen, daß eine solche bis jetzt nur in den Köpfen hämischer Feinde der Kirche existirte.

jenigen ertheilt wird, der vorher gebeichtet und die Absolution empfangen hat, mithin gar nicht auf den Gedanken kommen kann, daß ihm der Ablaß Vergebung der Sünde, noch dazu einer unbereuten gewähren könne! Sollte hier nicht das Bestreben: den Verdacht des Kryptokatholicismus zu vermeiden, und zu diesem Ende, es koste was es wolle, einzelne Punkte der katholischen Kirchenlehre zu bestreiten, unbewußt den sonst so klaren Blick des Verfassers getrübt haben?

Zur Charakteristik seines Standpunktes wollen wir hier noch zwei sonstige Ansichten desselben Autors hervorheben, die sich, obwohl tausendmal widerlegt, bei so vielen preußischen Schriftstellern der neuesten Zeit immer wieder finden, und gerade dadurch eine eigenthümliche Bedeutung gewinnen. „Als vor länger als sieben Jahren", sagt Herr Witte, „die Zerwürfnisse mit dem Cölner Erzbischofe und dem römischen Stuhle das Ereigniß vom 25. November 1837 herbeigeführt hatten, schlossen, nach dem Vorgange verwandter Erscheinungen im benachbarten Belgien, die frommen Katholiken Westphalens und der Rheinlande mit den französisch aufgeklärten Weltverbesserern jener Landschaften einen unnatürlichen Bund der Unzufriedenheit. Die Feste zu Trier und die Anfeindungen, welche sie hervorgerufen, haben nun die erstern belehrt, was sie von solchen Verbündeten zu gewärtigen haben; die Kluft liegt jetzt aufgedeckt vor ihnen, die zwischen ihnen und den Feinden alles Dessen, was geschichtlich und rechtlich begründet ist, besteht und nothwendig fortbestehen muß."

So taucht hier, wie wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre, das Märchen von dem Bündnisse der „beiden revolutionären Parteien" wieder auf, welches zuerst bei Gelegenheit der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln amtlich ausgesprochen, dann aber eben so amtlich und feierlich widerrufen und zurückgenommen ward. — Beweise für diese jetzt wiederholte Anklage bringt dermalen Herr Witte eben so wenig bei, wie sie damals geliefert wurden. Nur wollen wir den geneigten Leser auf eine kleine, nicht ganz unerhebliche Variante auf-

merksam machen, die sich inzwischen in sothane Insinuation eingeschlichen hat. In dem, am Morgen nach dem 20. November 1837 publizirten, von den drei Ministerien unterzeichneten Manifeste wurde bekanntlich der Gewaltschritt gegen den Kirchenfürsten durch das obbesagte Bündniß motivirt; jetzt motivirt Herr Witte das Bündniß durch das Ereigniß vom 25. (soll heißen 20.) November. Sehen wir jedoch über dergleichen Mißgriffe und Widersprüche hinweg, die bei unserm Autor gewiß auf keiner bösen Absicht beruhen, so müssen die frommen Katholiken Westphalens und der Rheinlande Herrn Witte für das Anerkenntniß zu Dank verpflichtet seyn: daß zwischen ihnen und den Feinden alles Dessen, was geschichtlich und rechtlich begründet ist, eine Kluft besteht, und nothwendig fortbestehen müsse. — Wir können diese Höflichkeit, leider! nicht erwiedern, und finden unsererseits, daß zwischen den Feinden der Kirche, z. B. dem zur Schmähung der katholischen Sache gedungenen und bezahlten Rheinischen Beobachter, oder der Elberfelder Zeitung, oder dem platt communistischen, rheinisch-westphälischen Anzeiger und obbesagten Feinden des Rechts und der Ordnung jene Kluft mit nichten, wohl aber statt derselben die innigste entente cordiale besteht, und nothwendig bestehen muß. — Die Warnung vor einem Bündnisse mit den französisch aufgeklärten Weltverbesserern hat also ihren ganz guten Grund, sie ist nur an die unrechte Adresse abgegangen. Auch scheint es, daß den bekannten, von wüthendem Katholikenhaß über ihr eigenes, naheliegendes Interesse arg getäuschten Soldherren und Gönnern jener revolutionären Journalistik zur Stunde die Augen noch keineswegs darüber aufgegangen sind: „was sie von solchen Verbündeten (im Kampfe gegen die Kirche) zu gewärtigen haben.“

Nachdem Herr Witte weiter richtig bemerkt hat: daß die einsichtsvollen Katholiken heute nur die Freiheit fordern, ihren Streit wissenschaftlich auszufechten, fährt er fort: „Verzichten sie aber auf jene rein äußerliche Hülfe (des Staats), so müssen sie sich nothwendig der *Gemeinschaft* bewußt werden, die

in dem Kampfe gegen die Widersacher alles Glaubens zwischen ihnen und den evangelischen Christen besteht. Möchte dieses Ergebniß aber nicht nur für den engern Kreis einiger Landschaften unseres Vaterlandes, sondern für die Gesinnung der römischen Kirche überhaupt gelten. Seit drei Jahrhunderten grollt sie uns, bekriegt uns mit oft nicht ehrenhaften Mitteln, und wir heißen ihr vom wahren Glauben Abgefallene, Häretiker (Ketzer), während es auch von unserer Seite allerdings an verkehrter Feindseligkeit gegen den Katholicismus nicht gefehlt hat. Wenn nun auch die katholische Kirche von ihrem Standpunkte aus uns tadelt, daß wir aus dem Gebäude unserer Glaubenslehre alle Bausteine verworfen haben, die nicht aus der heiligen Schrift stammen, und wenn wir dagegen aus vollster Ueberzeugung das vielerlei Menschenwerk zurückweisen, das jene Kirche der evangelischen Lehre hinzugethan, so sollen wir doch in dem gegenwärtigen Kampfe mit den Feinden alles Glaubens beiderseits das sichere Bewußtseyn festhalten, daß, vergleichungsweise, zwischen Denen, welche die Offenbarung durch das fleischgewordene Wort als Quelle der Wahrheit, und Christum als alleinigen Grund der Erlösung erkennen, aller sonstige Zwist ein untergeordneter ist. Indeß schlagen wir darum unsere Glaubensverschiedenheit nicht etwa gering an, und behalten uns vor, unsern Streit mit der katholischen Kirche in gutem, redlichem Kampfe weiter auszufechten; nur das Eine verlangen wir, daß wir solchen Widersachern gegenüber uns bewußt seyen, auf der gleichen Seite zu kämpfen.

„Möchte denn diese Erschütterung, deren Ende sich noch nicht absehen läßt, für die römische Kirche, gegen die sie gerichtet ist, in aller Weise segensreich wirken. Möchte Rom ihr nicht jene starre Unbeweglichkeit des Todes entgegensetzen, sondern auf der einen Seite gerechten Vorwürfen wirklich abhelfen, auf der andern aber endlich die Gemeinschaft des Glaubens anerkennen, die zwischen den wahren Christen der verschiedenen Confessionen besteht. Wäre dieß die Wirkung jener Stürme, so wollten wir freudig auch hier bestätigt finden, daß Gott

gerade da den höchsten Segen verleiht, wo er den feindlichsten Angriff zuzulassen scheint."

Möchte es dem geehrten Verfasser gefallen, sich über das, was er will, recht klar und seines eigentlichen Zweckes bewußt zu werden. — Will er: daß wir jene vereinzelt stehenden Protestanten, die nicht in den allgemeinen Chorus ihrer Confessionsgenossen einstimmen, und den Abfall meineidiger Priester mit Jubel begrüßen, sondern ihnen die rechtmäßig gebührende und schuldige Verachtung widmen, will er, daß wir diese nicht mit den Feinden alles Heiligen, mit den bittern Widersachern des Christenglaubens in einen Topf werfen, — so ist sein Verlangen gerecht und billig. Wir haben es bereits gesagt und wiederholen es: jeder denkende Katholik wird der Kirche Glück wünschen, daß sie Auswürflinge, wie Ronge und Czerski, losgeworden ist — und er wird es schmerzlich bedauern, daß sie Protestanten, wie Karl Witte, nicht zu den ihrigen zählen kann. Wenn dieser aber ferner verlangt: wir sollen solchen Widersachern gegenüber uns bewußt seyn, auf der gleichen Seite zu kämpfen", so scheint uns darin ein großes Mißverständniß zu liegen. — Wir Katholiken und jene Protestanten, die wie Prof. Witte denken, kämpfen allerdings mit gleicher Aufrichtigkeit gegen den stupiden Rationalismus der Lichtfreunde und der Freikirchler, aber wir stehen dabei nicht auf der gleichen, sondern auf der entgegengesetzten Seite. Wir Katholiken stützen uns auf die Autorität der Kirche, gegen welche Jene sich empört haben. — Professor Witte und diejenigen, welche seine Gesinnung theilen, sind zwar mit dem Panier, welches die Abtrünnigen aufpflanzten, zum höchsten unzufrieden — aber die Lossagung von der Kirche, die Verwerfung ihrer Autorität würden sie billigen, loben, ermuntern, sobald die Abtrünnigen nur statt der rationalistisch-ungläubigen, die pietistische Fahne aufstecken wollten. Der Beweis für diese Behauptung liegt in zu vielen Stellen der hier besprochenen Schrift, als daß deren Verfasser sie sollte bestreiten wollen. „Will", fragt er im Eingange seines Büchleins, „das katholische Bekenntniß

sich losmachen von den Fesseln der Werkheiligkeit, und sich einen neuen Tempel errichten, der keine andere Grundlage erkennt, als Gottes Wort, und die darauf gegründete Rechtfertigung durch Christum im Glauben?" u. s. w., und er antwortet sich hierauf: „möchte es also seyn!" Den Abfall des lüderlichen Concubinarius Czerski's, über den er, wie viele „fromme" Protestanten, sich im Beginne der Bewegung so gröblich täuschte, nennt er deßhalb auch „ernster und ehrenwerther, als das reformatische Strohfeuer des ehemaligen Capellans von Grottkau", weil sich dort ein redliches (!) Bestreben" verrathe, „nicht bloß zu verneinen, sondern vom katholischen Glauben nur auszuscheiden, was ihnen als eigenmächtige, menschliche Zuthat erscheint." Nur das tadelt er, daß dieses Bekenntniß viel zu viel verneine, „um für die gewiß große Zahl von Katholiken, welche nur von der geistlichen Oberherrschaft Roms sich zu befreien wünschen, übrigens aber ihrem Glauben treu bleiben wollen, als Symbol und Vereinigungszeichen zu dienen."

Wir finden diese Aeußerungen auf dem Standpunkte des Verfassers begreiflich und erklärlich. — Was aber weder begreiflich, noch eines klar denkenden, aufrichtigen Mannes würdig scheint, ist die Zumuthung: daß Rom diese Angriffe von der pietistischen Seite her für einen untergeordneten Zwist erklären, und die „Gemeinschaft des Glaubens" anerkennen solle, „die zwischen den wahren Christen aller Confessionen besteht." — So sehr wir wünschten, den Verfasser von der Wahrheit des Glaubens überzeugen zu können, „außer welchem Niemand selig werden kann", so wissen wir dennoch, daß der natürliche Verstand allein nicht hinreicht, dieses Glaubenslicht zu entzünden. — Aber der natürliche Verstand eines ehrlichen Mannes reicht hin, die Verschiedenheit zwischen dem Standpunkte der römischen Kirche und dem des Protestantismus (auch des „frommen" und „gläubigen") klar einzusehen, und den Widersinn zu begreifen, der in der (auch vom Prof. Wuttke) oben aufgestellten Forderung liegt. — Diese besagt nichts

mehr und nichts weniger, als daß Rom das System des katholischen Kirchenglaubens selbst aufgeben und fallen lassen solle. Möchten sich doch endlich alle, welche jenen auf eine Fusion und Union aller „wahren Christen aller Confessionen" gerichteten Lieblingsplan des preußischen Pietismus hegen, mit der einfachen Thatsache durchdringen: daß der Kern und Nerv des katholischen Glaubens die Unterwerfung unter die Autorität der von Christo gestifteten, vom heil. Geiste erhaltenen Kirche, und daß es mit dieser Unterwerfung logisch unvereinbar ist, daß Rom irgendwie dem Einzelnen gestatten könne, „vom katholischen Glauben auszuscheiden, was ihm als menschliche Zuthat erscheint." — Wer an jene Autorität glaubt, und sich ihr unterwirft, kann diese Forderung gar nicht stellen, und wer sie stellt, ist eben nicht mehr katholisch, sondern dem Privatgeiste verfallen. — Er steht außerhalb der römisch-katholischen Kirche, deren Autorität er verwirft, und es *kömmt* in dieser Beziehung auf ein Mehr oder Minder der geläugneten oder eingeräumten Sätze nicht mehr an. — Wir dächten, dieser Gesichtspunkt wäre so einfach, daß es Mühe kosten müßte, ihn nicht zu fassen. Und dennoch scheint es schwer, ja unmöglich, ihm in Preußen Eingang zu verschaffen, denn das confuse Gerede von der Gemeinschaft der „wahren" Christen der verschiedenen Confessionen, welches die Begriffe verwirrt, zu falschen Schritten verlockt, die Stellungen verschiebt, und die weltliche Macht, wenn sie solchen Unionsplänen ihr Ohr öffnet, in unauflösliche Widersprüche verwickelt, will noch immer kein Ende nehmen.

Während Prof. Witte von dem Standpunkte eines achtbaren und christlichen, aber zur Zeit noch in mancherlei Verirrungen befangenen Gefühls aus, die Ronge'sche Apostasie angreift, richtet Adolf Wuttke einige, wie sich sogleich zeigen wird, höchst bedenkliche und verfängliche „Fragen an die allgemein-christliche *Kirche* (er meint das Rongesche Frei-

thum!) vom Standpunkte der evangelischen Kirche." — Wir haben gesehen, wie Prof. Witte den heiligen Vater angeht, von seiner Herzenshärtigkeit abzulassen, den untergeordneten Zwist mit den „evangelischen Christen" zu vergessen, und Arm in Arm mit ihnen den gemeinsamen Kampf gegen jene Apostaten zu bestehen, die sich als „Feinde alles Glaubens" kund geben. — Dagegen stellt Herr Wuttke eine Erklärung an die Spitze, die einigermaßen anders lautet. „Eine neu-katholische Gemeinde, die von Tag zu Tage wächst, hat sich losgesagt von der Kirche, die in Deutschland eine mittelalterliche Reliquien-Verehrung zu erneuen beabsichtigte. Auch die Evangelischen haben mit Freude die Stimme eines katholischen Priesters vernommen, der gegen solche Tendenzen sich erhob, und wir zollen ihm dafür unsern vollen Beifall." Nichts destoweniger steht dieser Schriftsteller von vorn herein so viel ein, daß, wie es längst auch unsere Meinung war, „die evangelische Kirche" bei dieser neuen Gemeinde mehr interessirt sei, als die katholische, „weil auch sie die heilige Schrift als einzigen Grund des Glaubens aufstellt." Deßhalb richtet er auf den Grund der vierundzwanzig Artikel des Breslauer Glaubensbekenntnisses einige Fragen an die Secte, bedenkt aber nicht, daß ihrerseits die Kirche das unbestreitbare Recht hat, den Spieß umzukehren, und eben dieselben Fragen wörtlich und buchstäblich dem Protestantismus vorzulegen, der sich bekanntlich den Katholiken gegenüber eben sowohl seiner Gewissensfreiheit und des unbeschränkten Rechtes der freien Bibel-Forschung rühmt, wie er die heilige Schrift als einzige Grundlage seines Glaubens zu benutzen vorgibt. Es ist wahrhaft erheiternd, zu sehen, wie Herr Wuttke die Sectirer in die Enge treibt, während ihm auch nicht die leiseste Ahnung aufsteigt, daß er im eigenen Fleische der sogenannten „evangelischen Kirche" wüthe. „Die Grundlage eures Glaubens", so redet er die unter Ronge'schem Panier fechtenden Freischaarler an, „soll die heilige Schrift seyn. (Art. 3.) Die freie Forschung und Auslegung aber darf durch keine äußere Auctorität beschränkt

werden (Art. 4); vielmehr behauptet ihr völlige Gewissensfreiheit. (Art. 2.) Ueber das also, was ich in der Schrift finde, forsche ich frei; das ist aber nicht frei, wenn ich es nicht verwerfen darf, sondern es annehmen muß, das wäre ja nicht völlige Gewissensfreiheit. Ich verwerfe also aus der Bibel, was mit meiner bisherigen Erkenntniß nicht zusammenpaßt, und nehme nur an, was mit dem, was ich schon ohne die Bibel weiß, zusammenstimmt. Sitze ich aber über die Bibel zu Gericht, und das muß ich bei völlig freier Forschung können, so weiß ich's besser als die Schrift; und ich habe jedenfalls die Schrift nicht als einzige Grundlage meines Glaubens, vielmehr bringe ich den rechten Grund schon zur Lesung der Schrift hinzu, nämlich meine eigene Vernunft. Wir fragen also: wie kann bei völlig freier Forschung die Bibel die einzige Quelle des Glaubens genannt werden"?

„Antwortet ihr: was die Schrift klar lehrt, das müssen wir allerdings unbedingt annehmen, so ist die Freiheit der Forschung und die völlige Gewissensfreiheit aufgehoben, und wir müssen von Neuem fragen: Was soll uns dazu bewegen, der Auctorität der Bibel uns zu unterwerfen? Ihr stellt die Bibel als Fundament hin, als verstünde sich das so von selbst; das versteht sich aber gar nicht von selbst. Was ist denn die Schrift? Ist sie das Wort Gottes, dessen Wahrheit wir uns anvertrauen können? oder ist sie ein für den Sprach- und Geschichtsforscher interessanter Ueberrest hebräischer Literatur? oder ist sie eine Sammlung von Mythen und anderem unnützen Kram? Das müßt ihr doch sagen, was wir uns unter dem einzigen Fundament unseres Glaubens zu denken haben, wie wir mit ihm daran sind. Ist die Bibel Gottes Wort, so kann ich ihr vertrauen, ist sie mit Mythen und Irrthum durchwebt, dann brauche ich sie für meine Religion nicht; sonst müßte ich ja entscheiden, was in der Wahrheit ist, d. h. ich müßte schon vorher wissen, was wahr ist, und dann ist mir die Schrift vollkommen überflüssig. Also bedarf euer Glaubensbekenntniß vor Allem, daß es erkläre, wofür die Bibel zu

halten sei. — — — Gesetzt aber, die Schrift werde von euch als Gotteswort angenommen, so gebt ihr ihre Auslegung völlig frei. Ist das, so ist es mit der Auctorität der Schrift ein bloßer Schein. Lehrt die Bibel eine Auferstehung des Leibes, so verstehe ich dieß kraft der gegebenen freien Auslegung von der sittlichen Erhebung des Menschen; lehrt sie die Auferstehung Christi, so nehme ich dieß als die geistige Auferstehung Christi in den Seelen der Menschen; spricht die Schrift von einer künftigen Vergeltung, so erkläre ich das für ein kluges Schreckmittel für das ungebildete Volk, und weiß recht gut, daß unser Herr zu uns aufgeklärten Leuten ganz anders gesprochen hätte; kurzum: ich lege mir Alles zurecht, wie mir es gut dünkt; ich habe das Recht der freien Auslegung laut Artikel 4, und lege die Schrift nach meinem Gefallen aus, und dabei Alles aus der Schrift heraus, was mir nicht behagt. Jeder Verständige sieht, daß bei solcher Auslegung die Schrift gemißhandelt und ein Gespött wird, und nicht sie, sondern die vorgefaßten Meinungen des Auslegers der eigentliche Quell des Glaubens sind. Wehren aber wollt ihr solcher Auslegung nicht, wehren dürft ihr sie also auch euern Predigern nicht; dürft ihnen nicht verweigern, durch solche Auslegungen die Schrift zum Spott zu machen. Wir fragen also wieder, wie wollt ihr solch Unheil bei euch verhindern, ohne die Auslegung durch äußere Auctorität zu beschränken? wie wollt ihr die Entweihung der heiligen Schrift durch profane und verkehrte Auslegung verhindern"?

Sollte nun etwa die Secte der Meinung seyn, sich auf Berufung auf das vom Leipziger Concil aufgestellte Symbol, als in dessen Sinne die heilige Schrift ausgelegt werden müsse, aus der Schlinge zu ziehen, so ist Herr Wuttke augenblicks bei der Hand, ihr diese Ausflucht abzuschneiden. Das Symbol, meint er, stecke der „freien Auslegung" sogleich Gränzen. „Etwas Anderes, als was in diesem Symbole steht, darf ich nun nicht in der Schrift finden; lege ich die Schrift so aus, daß ich in Widerspruch komme mit diesem Symbol, und das

kann ich, so tritt mir das Symbol als eine „äußere Auctorität" entgegen, und wehrt mir die freie Auslegung. Entweder also ihr gebt die Auslegung unbedingt frei, wie ihr thut, dann dürft ihr keine Glaubenssätze aufstellen, denn ein jeder solcher Sätze beschränkt die Auslegung; — oder: — ihr stellt Glaubenssätze auf, und dann dürft ihr die Auslegung nicht völlig frei geben. Wir fragen also weiter, wie vereinigt ihr eine völlig freie Auslegung ohne Beschränkung durch eine äußere Auctorität mit der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses? — Oder antwortet ihr etwa: die Auslegung muß frei seyn, aber wer in der Schrift nicht dieselben Lehren findet, wie wir, der kann nicht zu den Unsrigen gehören? Nun, dann hat auch die römische Kirche dieselbe Gewissensfreiheit, wie ihr; denn sie sagt auch: wer unsern Glauben nicht für wahr findet, den können wir nicht für einen katholischen Christen halten; sie zwingt euch ja auch nicht, ihre Dogmen zu glauben; sie beklagt euern Abfall, excommunicirt euch und betet für euch — aber sie zwingt euch doch nicht; sie läßt euch von sich, und gewährt euch also gerade dieselbe Gewissensfreiheit, wie ihr gewähren wollt, — wenn ihr nämlich unsere Frage so beantwortet, wie angegeben ist, und welches wir in der That für die noch einzig übrige Antwort halten. Denn folgende, die eher zu erwarten ist, umgeht nur die Frage. Ihr werdet nämlich vielleicht sagen: „„Was wir da aufgestellt haben, das ist das Wesentliche der biblischen Lehre, und das ist Alles so klar in der Schrift gelehrt, daß keinem Verständigen einfallen kann, es nicht in der Schrift zu finden. Alles Uebrige geben wir der freien Auslegung anheim."" Wir antworten:

1) „Wären alle eure Sätze so zweifellos klar in der Schrift, so wäre wohl nie gestritten worden über die Zahl der Sacramente, über die Kindertaufe, über das Wesen des heiligen Abendmahls u. s. f. Ihr duldet aber über diese Sätze ferner keinen Streit, weil Jeder, der zu Euch tritt, dieselben annehmen muß. Das nennt aber jeder Mensch eine Beschränkung der freien Auslegung. Luther und Cal-

vin stützten ihre Abendmahlslehren auf die Schrift; ihr schließt durch Artikel 8 Beider Lehren willkührlich aus; und während Jemand unter euch getrost Gottes Allwissenheit und allmächtige Vorsehung leugnen darf — denn davon lehrt ihr kein Wort, — darf er sich nicht unterstehen, Luthers Erklärung der Einsetzungsworte anzunehmen. Ist das Gewissensfreiheit und unbeschränkte Forschung"?

2) „Mit welchem Rechte beschränkt ihr, im Widerspruche mit Artikel 4, durch die „„äußere Autorität"" eines Symbols so sehr die freie Forschung und Auslegung, daß ihr feststellt, was das Wesentliche der biblischen Lehre sei, und was das Unwesentliche? Findet Jemand, daß in der Schrift der Mittelpunkt alles Glaubens die Lehre von der Sünde und ihrer Versöhnung sei; daß das Wesen der christlichen Lehre sei die Rechtfertigung durch den Glauben, — so sagt ihr: „„nein, das sind bei uns unbekannte Dinge, davon findet ihr in unserm Bekenntniß nichts, das darf bei uns nicht an die Spitze der Lehre gestellt werden, das Wesentliche haben **wir** aufgestellt"", — so habt ihr also die freie Forschung beschränkt, indem ihr willkührlich einige Lehren als wesentliche auswählt und andere ausschließt. Warum überlaßt ihr diese Auswahl nicht der freien Forschung jedes Einzelnen"?

Der geneigte Leser, der mit der Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte nicht ganz unbekannt ist, wird wissen: daß unter dem Gewichte eben dieser unbequemen Fragen, welche Herr Wutke mit unbegreiflicher Unbefangenheit an die Ronge'sche Freikirche richtet, und welche in der That kraft innerer Nothwendigkeit, jeder neuen Secte gegenüber, immer wieder von Neuem gestellt werden müssen, — der alte quasi-orthodoxe Protestantismus rettungslos zu Grunde gegangen ist. Herr Wutke scheint in der That keine Ahnung zu haben von dieser wahren Lage der Dinge. Er spricht noch immer getro-

sten Muthes (selbst nach der Union, welche die alten Symbole begrub!) von einer „evangelischen Kirche“, und versichert: dem flachen Verstandes-Rationalismus sei in seiner Haut nicht wohl geworden, „so lange er unter einem Dache wohnen mußte mit der evangelischen Kirchenlehre (!!), in der ein gewaltiger Gedankeninhalt voll Kraft und Tiefe ihm entgegentrat.“— „Jetzt werden sie“, meint er, „ausziehen von uns, die mit den evangelischen Glauben gebrochen haben, die protestantischen Freunde in Köthen und überall, — denn ihr Name ist Legion“! — Nein, sie werden nicht ausziehen, sondern sie werden Euch, dem kleinen, in wunderlichen Träumen von einer annoch bestehenden Objectivität des Protestantismus befangenen Häuflein „evangelischer Kirchenmänner“, genau dieselben Fragen vorlegen, mit denen Herr Wuttke die Apostaten von neuestem Datum quält, und Ihr werdet, wie diese, beschämt verstummen müssen. — Nichts destoweniger hat Herr Wuttke durch klare und scharfe Stellung dieser Fragen einen großen Dienst erwiesen. Er kann Manchen damit zum Nachdenken über die heutige Lage des Protestantismus genöthigt haben. Dieß scheint auch Hengstenberg, der Altmeister der Pseudo-Orthodoxie, zu fürchten, denn Herr Wuttke wird in in der „evangelischen“ Kirchenzeitung mit einem milden Verweise zum Schweigen angehalten. „Die Schrift von Wuttke“, heißt es dort, „ist gut und zweckmäßig (wirklich?) aber auf dialectischem Wege wird Christus nicht gepredigt, auch muß sich solch Zeugniß an die Autorität eines gereifteren Lebens im Dienste Christi anlehnen.“ — Freilich kann einem, auf radikalen Widersprüchen beruhenden Systeme nichts unbequemer in den Weg treten, als die Dialectik eines unbefangenen Verstandes. Vielleicht ist dieß auch ein Grund, warum Wuttke's Schrift urplötzlich spurlos vom großen Büchermarkte zu Leipzig verschwunden ist. — Die ganze Ausgabe hat, vielleicht um keine Leser zu finden, schnell großmüthige Käufer angetroffen. Nur mit Mühe sind wir noch eines bereits versandten Exemplares Herr geworden.

Es wäre eine große Täuschung, zu glauben: daß sich der specifisch-„fromme", seines Widerspruchs gegen den wahren Glauben sich bewußte Protestantismus aus reinem Interesse an der katholischen Kirche, oder auch nur getrieben von einem Instinkte der Wahrheit gegen die Ronge-Czerski'sche Apostasie ausgesprochen habe. Der Kampf gegen diese, — auch der unsinnigste, unehrlichste! — wäre ihm schon recht *). Aber der Pietismus hat ein sehr bestimmtes Vorgefühl, daß diese Bewegung der „Anfang vom Ende" sei. Gerade dieser offene Abfall schlechter Priester, die längst dem christlichen Glauben im Herzen abgeschworen hatten, und nun unter dem Jubel der außerkirchlichen Menge und zum Entsetzen des frommen Berlinerthums Führer des protestantischen Fortschritts werden, — gerade diese Ausscheidung der unkirchlichen Elemente wird der katholischen Kirche in Deutschland zum entschiedensten Vortheil gereichen, und heute schon zeigen sich die günstigsten Folgen der Aufregung, welche die Feinde unsers heiligen Glaubens in ihrem Unverstande selbst hervorgerufen haben. Umgekehrt wird das unvermeidliche Bündniß zwischen den Apostaten und den Köthner Lichtfreunden den Auflösungsproceß der außerkirchlichen Genossenschaften in Deutschland nunmehr seinem letzten Ziel und Ende entgegenführen.

Von dieser Verkettung der Dinge hat nun die „evangelische" Kirchenzeitung eine instinctartige Ahnung, und es ist ihr,

---

*) Der Flacius Illyricus des neunzehnten Jahrhunderts, Professor Hengstenberg, sagt in seiner „evangelischen" Kirchenzeitung: „Gewiß, das Nationalbewußtseyn hat ein Recht gegen Rom. Ja, auch der Menschenverstand, wenn man will, die Aufklärung." — Daß jenem Feinde der katholischen Kirche jedes Bündniß gegen die Kirche Gottes genehm wäre, ist längst bekannt. Es muß also andere Gründe geben, warum der Pietismus, wie es in eben jenem Blatte geschieht, die Rongesche Secte Preis gibt. — Für die Schneidemühler Apostaten hegt Hengstenberg die innigste Sympathie.

mitten unter dem Jubel ihrer Glaubensgenossen, nicht ganz wohl zu Muthe bei den Triumphen der Empörung. — Daher auch die unsichere, unbestimmte Haltung dieser Species der protestantischen Polemik gegen die Freikirche. Wenn eine Regung von natürlichem Billigkeitsgefühl oder die gewöhnlichste Logik den Wortführern derselben sagt: daß die Kirche, den Apostaten gegenüber, im Rechte und in der Wahrheit stehe, so dürfen sie dieser geheimen Ueberzeugung nur halbe und ungenügende Worte leihen. Jede billige Aeußerung über die Kirche müssen sie, kaum gethan, wieder zurücknehmen. — Wollen sie andererseits die Abgefallenen dennoch bekämpfen, so müssen sie sich in Widersprüche mit ihrem eigenen protestantischen Princip verwickeln, die ihnen selbst das Brett unter den Füßen wegziehen.

In einer viel vortheilhaftern Stellung steht dagegen jener aufrichtige, consequente, ganze und vollendete Protestantismus, den *die* äußerste Linke des jungen Hegelthums repräsentirt. — Auch diese hat sich über den Rongescandal ausgesprochen. Hier, wie überall, führten die Schriftsteller dieser Partei eine furchtbare Waffe, die ihnen, trotz ihrer kleinen Zahl, ihre Bedeutung in Deutschland sichern wird. Sie treiben mit eiserner Consequenz den Widerspruch bis auf die letzte und äußerste Spitze, sagen ohne Scheu und Hehl, was sie denken, und bringen ohne Furcht und Hinterhalt auch das Scheußlichste an das Tageslicht, was lange im dunkelsten Hintergrunde der antikirchlichen Bestrebungen ruhte. Jede Anwandlung von Scham ist ihnen fremd, jede Rücksicht abgethan. Wenn unsere Leser einen ehrlichen Protestantismus, der seinen ganzen Gedanken rein und rund heraus sagt, einen Protestantismus, der nichts verschweigt und von keiner Heuchelei weiß, kennen lernen wollen, so laden wir sie dringend ein, die Schrift von Wilhelm Jordan: „Ihr träumt! Weckruf an das Ronge-berauschte Deutschland", zu lesen. — Sie gehört zum Lehrreichsten, was uns von außerkirchlichen Schrif-

ten in diesen kritischen Zeiten zu Gesicht gekommen ist. Der Verfasser beginnt damit, aller obligaten Nationalbegeisterung baar, seinen deutschen Landsleuten die bittersten Vorhaltungen zu machen. — — „Politische Demonstration, das ist", sagt er, „die zauberstarke Beschwörungsformel, das allmächtige Stichwort, auf das jeder Deutsche bereit, in Entzücken zu gerathen und sich zu berauschen, den offenen Beutel in der Hand, hinter den Culissen seines häuslichen Philisterthums hervorgesprungen kommt."

„Ihr erinnert Euch wohl noch der Zeit — wo nicht, so lest die damaligen Blätter nach, damit Ihr seht, daß ich nichts übertreibe — als Hamburg gebrannt hatte, und wir alle unser Schärflein beitrugen, der reichen Patrizierin das angesengte Kleid zu flicken, als mancher hungernde Poet Verse machte, mancher heruntergekommene Theaterdirector seine darbende Bande spielen ließ, um der jetzt schon wieder so übermüthigen Hansin einen Ziegel oder eine Kelle voll Mörtel zu schenken: war es den Leuten nicht auch damals vor allen Dingen um eine Demonstration zu thun? wurde nicht auch da die deutsche Einheit bei den Haaren herbeigezogen, um als Popanz, als Götze zu dienen, vor dem man kniete und dem man sagte: sieh, Dir am Altare des Vaterlandes opfere ich eigentlich meine Gabe; jene haben Geld genug, das ist wahr; aber auch ich will beweisen, wie ich Dich verehre; alle Deutsche sollen beweisen, daß sie einig sind, dadurch, daß sie sämmtlich — zahlen!! — Oder, warum schoß man Geld zusammen für die Göttinger Sieben? Etwa, um sie nicht in Noth zu lassen? Sollte wirklich ein deutscher Professor so wenig Fond und Kraft in sich haben, daß er nicht eine Weile auf eigne Faust leben könnte? O, daran dachte man auch gar nicht! Es kam keineswegs darauf an, bedrängten Familien unter die Arme zu greifen: denn nach Noth darf man sich nicht erst in den Zeitungen umsehen; in jeder Stadt gibt's ja Familien, die allmählig Hungers sterben! Die eigentliche Absicht war nichts, als eine politische Demonstration."

„Aber diese Art zu demonstriren ist lächerlich und verächtlich. Man mißbraucht das Mitleid; man setzt sich die Kappe eines barmherzigen Bruders auf, bloß damit geglaubt werde, man trüge weit lieber die verbotene Jakobinermütze. Wozu wären sonst die pretentiösen Zeitungsanzeigen. „„Bei der und der Mittagstafel sind für den unglücklichen Professor Sylvester Jordan wieder so und so viel Thaler gesammelt worden““ u. s. w. Es ist dieß nichts anders, als die sich spreizende Ohnmacht, die sich einbildet, durch zahlreiches Almosengeben die Gegenpartei in's Bockshorn jagen zu können. Bettelt so viel ihr wollt für eure sogenannten Märtyrer, aber bildet euch nicht ein, das Klingen eures Stangensäckels werde irgend Jemand in der Welt Angst machen! Man läßt euch sammeln, man läßt euch Zweckessen halten, so viel euch beliebt — denn die letzteren darf man nicht vergessen, wenn von Demonstrationen die Rede ist. Sie spielen eine Hauptrolle in der Geschichte Deutschlands seit fünf Jahren. Hat Jemand ein freies Wort gesprochen oder geschrieben, so kann er bei uns darauf reisen, wie ein Virtuos. In jeder irgend bedeutenden Stadt thun sich die Liberalen zusammen, bringen ihm zunächst das nöthige Ständchen, respective Fackelzug, und geben dann ihm und sich ein Diner, bei dem man, mitten unter den vortrefflichsten Suppen, Pasteten, Braten und Weinen, auf das bequemste seine Freiheitsliebe bethätigen kann. O, wie sie dann klatschen und jubeln, Pokale schenken und Toaste ausbringen! Wenn sie dann mit Löwenstimmen stelzbeinige Redensarten durch einander schreien, und die vollen Römer erheben, in Fäusten, denen ein sechsfüßig Ritterschwert nicht zu gewichtig wäre; wenn dann auf ihren bärtigen Verrinagesichtern eine Röthe emporflammt, die man für einen edeln Zorn halten könnte, für das Morgenroth eines nahenden Tages, wäre es nicht allzu offenbar, daß der Wein sie geschminkt und begeistert: dann möchte man glauben, daß sie nicht bloß G l ä s e r zusammenklirren und nicht bloß ihre K a s s e sprengen können, die sie in voreiligem Viktoriaschießen, im Pelotonfeuer aus Champagnerbatterien

verpuffen! — Aber es ist Alles eben nur flüchtiger Champagnerschaum, augenblicklicher geschraubter Rausch, der keine andern Folgen hat, als physischen und moralischen Katzenjammer."

„Das ganze politische Bewußtseyn, das ihr den deutschredenden Menschen, welche man das deutsche Volk nennt, mit aller Gewalt angedichtet habt, es ist weiter nichts, als eine Illusion. Niemand weiß recht, was er sich unter der Freiheit vorzustellen hat, und so ist denn das bloße hohle Wort zu einem Rauschmittel geworden. Man hat sie zu etwas Ueberirdischem, zu einem himmlischen Popanz gemacht, mit dem man Götzendienerei treibt: die Freiheit ist eine Art von Religion geworden, und das ist eben der Unsinn. (NB.) Daher kommt die Verzückung, welche Mücken für Elephanten hält, ein politisch Lied für ungeheure Heldenthat, und einen Artikel in den Vaterlandsblättern für eine Weltbegebenheit. Ein krankhafter Idealismus hält uns besessen. Wir haben alle unser Vaterland lieb, wir wünschen seine Einheit, Macht, politische Bedeutung. Das wäre nun sehr schön, wenn wir mehr thäten, als wünschen und träumen; allein wir thun nichts, als uns bei jeder Gelegenheit, sie sei noch so unpassend, begeistern und berauschen."

Von diesem Standpunkte ausgehend, erklärt er dann auch die ganze gegenwärtige „antirömische Begeisterung" für eine lächerliche Farce. — — „Wir wollen uns verständigen. Daß es Einigen, z. B. Ronge, Czerski und den Schneidemühlern Ernst sei mit ihrem Unwillen gegen das Wesen des Katholicismus, welches sie aus Beschränktheit das Unwesen desselben nennen, daß sie wirklich begeistert sind von dem Gedanken, sich von Rom loszureißen und eine besondere Secte oder, wie sie sagen, eine besondere katholische Kirche zu bilden: dieß will ich gar nicht in Abrede stellen, wenn ich gleich nicht umhin kann, in ihrem Benehmen die krassesten Widersprüche zu finden, und besonders das Haupt dieser Partei, Ronge, entweder für einen höchst unwissenden Theologen, oder für einen

Mann zu halten, der es nicht verschmäht, selbst „„jesuitische““ Mittel anzuwenden, so sehr er gegen sie eifert.“

„Diejenigen aber, welche den meisten Lärm machen, welche das an und für sich geringfügige Ereigniß zu einer Weltbegebenheit ausrecken, Schneidemühl zu einem neuen Bethlehem, Ronge zu einem zweiten Luther, und die Aussonderung einer Secte, die selbst noch nicht weiß, was sie will, zu einer zweiten Reformation umstempeln möchten: diesen ist es mit der Sache keineswegs so Ernst, wie voll sie auch den Mund nehmen, wie zelotisch sie sich auch gebärden, wie sehr sie auch um sich werfen mit den Redensarten „„Finsterniß und Licht, Römlinge, Pfaffenthum““ u. s. w. Sie spielen nur eine Rolle, sie erheben die Fahne des Glaubens nur zu einer hinterhältigen Absicht; ihnen ist es nur darum zu thun, sich zu regen und eine Demonstration zu machen. Sie predigen eine deutsch-katholische Kirche; aber den Ton darf man weder auf katholisch, noch auf Kirche, sondern einzig und allein nur auf deutsch legen. Darin liegt das ganze Geheimniß, dieß löst die Räthselfrage: wie ist es möglich, daß jetzt, im Jahre 1845, selbst die „„Gebildeten““ Deutschlands, die bisher die größte Gleichgültigkeit gegen die Religion bewiesen haben, einen so überraschend großen Eifer für eine neu zu begründende Kirche entfalten? Der politische Hintergrund, welchen diese Herren überall erblicken, ist auch bei dieser Gelegenheit der einzige Reiz für sie.“

Dann auf die Leiter der Bewegung übergehend, charakterisirt er zunächst den excommunicirten Capellan von Grottkau. — — „Ronge ist national, denn er hat stets die „„deutsche Nation““ im Auge; er ist Humanist, denn als Ziel stellt er die Versöhnung und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts in dem obigen Sinne auf; er ist Socialist, wenn man will, Communist, und zugleich, wie ja ein Deutscher nicht anders kann, Cosmopolit, denn er will vorzüglich die „„gähnende Kluft zwischen der hohen und niedern Klasse““ ausfüllen, und nicht nur den gebildeten und unwissenden,

den armen und reichen Theil, sondern auch die Nationen und die Völker der Erde mit einander versöhnen durch Vervollkommnung, Veredlung, durch Liebe und Freiheit Aller. Aber er ist unsinnig, wenn er dieß zunächst durch eine National-Kirchenversammlung erreichen will; denn eine Nationalkirche ist an und für sich ein Unsinn, wie wir weiter unten näher sehen werden; er weiß nicht, was Religion, was Christenthum ist, wenn er sie zu Werkzeugen solcher Bestrebungen zu machen gedenkt, wenn er einen idealen Zustand das wahre Reich Christi auf Erden nennt; er vergißt sich selbst, wenn er sagt, die in Rede stehende Versöhnung könne nur durch Thaten, nicht durch leere Redensarten bewirkt werden, und sich doch in Redensarten ergeht, wie „„Vervollkommnung, Veredlung, Liebe und Freiheit Aller.““ Wenn R. zuweilen fast modern wird, wenn er die Geistlichen auffordert, „„Menschen zu werden““, sich zur „„freien Menschenwürde““ zu erheben, „„Menschenrechte zu fordern““, die Kanzel, das Katheder, selbst den von ihm verworfenen Beichtstuhl zu gebrauchen „„zur Befreiung des Volkes““; wenn er sagt: „„zerbrechen Sie die entehrenden Gewissens- und Religionsschranken““, was er freilich nicht so meint, wie ich's meinen würde, wenn ich es sagte; wenn er nicht will, daß der Mensch hier an Geist und Leib darbe, um dort selig zu werden: so muß man sich um desto mehr verwundern, daß ihm nirgend das Bewußtsyen auch nur dämmert, wie der in unserer Zeit sich unwiderstehlich vorbereitende Conflict, der auch ihn ergriffen hat, ein Conflict der jungen, irdisch gesinnten Welt mit dem Christenthum überhaupt ist.“ — —

„Es wird bald Jedermann entscheiden können, ob Ludwig Feuerbach Recht hat, wenn er (Wesen d. Christenth., Vorrede XXII) sagt, „„daß das Christenthum längst nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus dem Leben der Menschheit verschwunden, daß es weiter nichts mehr ist, als eine fixe Idee, welche mit unsern Feuer- und Lebensversicherungsanstal-

ten, unsern Eisenbahnen und Dampfwagen u. s. w. in schreiendstem Widerspruche steht.""

„Wer aber ist im protestantischen Sachsen der Hauptapostel der jungen deutsch-katholischen Kirche? Robert Blum. Wer das übrigens in vielfacher Beziehung gewiß ehrenwerthe sonstige Streben dieses Mannes kennt, der wird sich unmöglich eines Lächelns haben erwehren können, als er ihn die Apostelrolle mit wahrhaft paulinischem Eifer übernehmen sah. Robert Blum als ein Glaubensheld! — nein, es ist zu komisch, und ich bin fest überzeugt, er hat sich im Stillen schon manchesmal selbst herzlich auslachen müssen. Er und seine Gesinnungsverwandten, die ganze Partei der Vaterlandsblätter führen eine seltsame Maskerade auf. Sie sehen, das einzige Mittel, das deutsche Volk zu electrisiren, ist noch immer (NB.) die Religion. Nun sind sie der Meinung, es sei schon viel gewonnen, wenn man nur Leben, Aufregung in die Massen hineinbringe, gleich viel, von welcher Natur dieselbe sei, und darum verschmähen sie es nicht, sich als Katholiken, als Freunde des reinen Glaubens zu verkappen, um in dieser Verkleidung sich einzuschleichen in die Herzen des Volks. Sind wir erst darin, so raisonniren sie, dann wird sich das Weitere finden, dann wird es bei einer deutschen Kirche nicht sein Bewenden haben. O ihr Herren, wie seid ihr auf dem Holzwege! — — Und wie ungeschickt benehmt ihr euch unter eurer Maske, wie linkisch bewegt ihr euch in eurer Verkleidung! Es ist nicht so leicht, als ihr euch einbildet, eine neue Kirche zu stiften, und wer die Rolle eines Reformators auch nur spielen will, muß dazu mancherlei gelernt haben, wovon bei euch, ihr Herren, keine Spur zu finden ist."

„Ist es nicht wirklich eine fabelhaft wunderliche Prätension, daß Robert Blum als ein Hauptvorkämpfer und Mitstifter der neuen Kirche auftritt, zugleich aber durch jede Sylbe, die er schreibt oder spricht, auf das schlagendste beweist, daß er von der Geschichte der Religion und Kirche, von der Bedeutung der Confessionsunterschiede, vom Wesen des

Katholicismus ganz und gar keinen Begriff hat? Die bereits im Druck erschienene Rede, welche Robert Blum bei der Versammlung der katholischen Gemeinde in Leipzig gehalten hat, zeigt dieß zur Genüge. Er beweist in derselben nichts so unwiderleglich als dieß, daß ihm auch jede Spur von einem Verständniß der Dogmenentwicklung, dieser Hauptsache in der Kirchengeschichte, abgeht. Blos dadurch, meint Herr Blum unter Anderem, daß Rom nach erlangter weltlicher Macht immer mehr zur Erhaltung und Vergrößerung dieser Macht bedurfte, und die Religion zu dem doppelten Zwecke mißbrauchte, die Geister zu knechten und die Christenheit zu brandschatzen, „„entstanden““ eine Menge von Dogmen, oder auf Dogmen beruhende Gebräuche. Ich will schon gar nicht fragen, warum Herr Blum einen Mißbrauch der Religion nennt, durch sie die Geister zu knechten, da es doch die recht eigentliche Bestimmung derselben ist, uns zu Knechten Gottes zu machen, und der Papst selbst sich den Knecht der Knechte nennt. Wenn er aber von dem nothwendigen Hervorgehen des Mönchthums aus dem Christenthum, von der eben so folgerechten Ausbildung der Fegefeuerlehre, von dem Heiligenglauben und der Heiligsprechung, vom Ablaß und den Messen, wenn er von dem innigen und nothwendigen Zusammenhange dieser Dogmen und Einrichtungen mit den Grundlehren und dem Wesen des Christenthums so ganz und gar keine Idee hat, daß er nichts anders zu sagen weiß, als: „„so (aus jenem Mißbrauch) entstand das Glaubensheer der Mönche, so entstand die Lehre vom Fegfeuer““ u. s. w.: so ist es jedenfalls eine merkwürdige Anmaßung, sich bei derartiger Unkenntniß zu einem Stimmführer und Mitreformator der Kirche aufzuwerfen. Wenn man als ein *βοην ἀγαθος Μενελαος* durch wohlgesetzte Toastreden bei Zweckessen Furore zu machen versteht, und sich vielleicht vortrefflich eignet zu einem liberalen Landtagsdeputirten, zu einem deutschen Mirabeauchen: so muß man sich doch ja nicht einbilden, das Christenthum verstehen, und sofort als Prediger einer neu-

auftreten zu können, ohne die mindeste theologische Bildung zu besitzen. Es heißt zwar: pectus est, quod theologum facit, zu deutsch: um Theolog zu werden, muß man Gemüth haben; allein die Erfinder dieses Satzes würden sich doch bestens bedanken für Theologen, die keine Spur von Kirchengeschichte und Dogmatik wüßten, ja nicht einmal Bibelkenntniß besäßen. Soll ich es hier erst weitläufig beweisen, welchen Mangel an solchen Kenntnissen Blum und seine ganze Partei verrathen"? — — „Robert Blum ist eben so, wie eine unzählbare Menge von Leuten unserer Zeit, wie alle unsere „„Gebildeten"", in dem sonderbaren Wahne befangen, zu wissen, was das Christenthum sei, ohne sich jemals im Leben ernstlich um's Christenthum bekümmert zu haben. Glaubt ihr denn das Christenthum zu haben, zu kennen und zu verstehen, wenn ihr ein Paar hergebrachte Redensarten von der christlichen Liebe, von der christlichen Freiheit, von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit u. s. w. euch gemerkt habt? Ihr Kurzsichtigen, die ihr nicht einmal den Spruch Christi versteht, nach dem sein Reich nicht von dieser Welt ist! Verstündet ihr den, so würdet ihr einsehen, daß ihr ganz und gar nichts mit dem Christenthum zu thun habt, und euch hüten solltet, Worte in den Mund zu nehmen, die zu euch passen, wie ein Gesangbuchlied zur Eröffnung einer Eisenbahn. Was ihr wollt und treibt, das gehört Alles zu dieser Welt, und es gibt die schauderhafteste Disharmonie, wenn ihr mit Kyrie Eleison anfangt und mit einem Fluch auf die Pfaffen endigt! Ihr bildet euch ein, ungemein schlau zu seyn, und ein vortreffliches Stratagem anzuwenden, indem ihr unter dem Schein, nach ächter Frömmigkeit und Gottesverehrung zu streben, eurer Meinung nach an der Aufklärung und Befreiung des Volkes arbeitet; aber werdet ihr denn gar nicht gewahr, wie lächerlich ihr euch dadurch macht? seht ihr nicht ein, daß es wirklich nichts als eine abgeschmackte Farce ist, dem Liberalismus einen Heiligenschein auf den Kopf zu stülpen, einen Predigertalar umzuhängen, und ihn Vermummung auf Proselytenmacherei auszuschicken"?

„Was könnte auch Herr Ronge antworten, wenn man ihn fragte: Wie ist es möglich, daß die Nachricht von der Ausstellung des heiligen Rockes wie Fabel und Mähre an Ihr Ohr geklungen? Wissen Sie es denn nicht — und als katholischer Priester müssen Sie es wissen — daß Conciliendecrete die Verehrung von Denkmalen der Heiligen rechtfertigen? Wissen Sie es denn nicht, daß nicht allein der Wunderglaube im Allgemeinen, sondern auch die Wunderwirkung von Kleidungsstücken, wenn nur der rechte Glaube vorhanden ist, selbst in der Bibel Anhalt und Bekräftigung findet? Steht nicht Ev. Matth. 9, V. 20 ausdrücklich, daß ein Weib dadurch gesund wurde, daß es den Saum des Rockes Christi berührte? „„Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen““, sagte Christus zu ihr, und sie ward auf der Stelle gesund. Und warum soll Christus nicht noch heute dasselbe Wunder thun können, wenn nur der Glaube an ihn und seinen Rock noch eben so stark ist? Man sieht, Ronge und seine ganze Jüngerschaft verwickeln sich in ein unentwirrbares Netz von Widersprüchen. Sie lehnen sich nicht allein gegen den Katholicismus selbst auf, indem sie seine Satzungen verwerfen, obgleich sie noch mit starker Betonung den Namen Katholiken beibehalten, sondern gegen die Bibel, und so gegen das Christenthum überhaupt — und doch wollen sie gerade die ächten Christen seyn!“

Bitterer ist der Versuch: das Christenthum auf die Basis des Rationalismus zu stellen, wohl noch nie verhöhnt worden. „Auf die deutsch-katholische Kirche“, sagt Jordan, der Hegel'sche Nihilist, der den feigen, mattherzigen, antichristlichen Deismus des achtzehnten Jahrhunderts längst überwunden, „hat man alle Ursache, neugierig zu seyn.“

— — „Daß man Geld genug zusammen bringen wird, um hier und dort ein Kirchengebäude zu errichten, und allenfalls auch neue Kirchenbeamte anzustellen, daran zweifle ich nicht; aber meint man, wenn dieß geleistet ist, mit einer neuen Kirche schon fertig zu seyn? Müßt ihr nicht vor allen Dingen,

wenn ihr eine Kirche stiften wollt, ein neues und allgemein gültiges, das heißt ein alle jetzigen und noch zu erwartenden Theilnehmer zufriedenstellendes Glaubensbekenntniß entwerfen. Müßt ihr nicht — denn ihr werdet hoffentlich zugeben, daß eine Kirche ohne äußeres Ceremoniell ein Unding, eine Unmöglichkeit ist — eine neue gottesdienstliche Feier, neue Ausdrücke und Wendungen für die Sacramente u. s. w. erfinden? Den aber will ich sehen, der dieß leistet auf der von euch gegebenen Grundlage! Als diese Grundlage erkennt ihr doch, wenigstens nach euern bisherigen Aeußerungen zu schließen, die Vernunft an. Nun erfindet mir einmal ein Glaubensbekenntniß, das mit der Vernunft übereinstimmt! Das Glaubensbekenntniß der Vernunft heißt: „„Ich glaube Nichts."" Wollt ihr eure neue Kirche auf Nichts stellen? Wißt ihr nicht, was Kant bewiesen hat? Wißt ihr nicht, daß es der Vernunft nicht einmal möglich ist, sich mit dem Glauben an das Daseyn Gottes zu versöhnen, und daß sich Vernunft und Glaube überhaupt *) feindlich gegenüberstehen?"

„Nein, das wisset ihr nicht! Ihr seid unglückselige Ignoranten, für welche die besten Männer unsers Volkes vergebens gelebt, vergebens gesprochen und geschrieben haben! Die Großthaten der Wissenschaft, durch welche sich vor allen der deutsche Geist einen unvergänglichen Ruhm erworben, sie sind für euch ungethan, und ihr kennt die Heroen im Reiche der Gedanken kaum dem Namen nach! Wißt ihr von einem Kant und von den unverlöschbaren Feuerbränden, die er hineingeschleudert in euren Tempel, was von Fichte und seinen gewaltigen Reden an das deutsche Volk? In Hegel's Schriften habt ihr niemals die Nase hineingesteckt, und doch braucht

*) Vernunft und Glaube stehen sich aber nicht „überhaupt", sondern nur dann feindlich entgegen, wenn der Wille dem Glauben widersteht. Wer glauben will, kann seinen Glauben sehr wohl gegen die Einwürfe der Vernunft sicher stellen, wer nicht glauben will, muß freilich consequenterweise beim Nihilismus anlangen.

ihr's nur von ferne zu wittern, daß Jemand seine Werke studirt hat, so seid ihr in eurer dünkelvollen Beschränktheit auch schon fertig mit ihm und sagt: „„ein Hegelinge, geht uns also nichts an.““ Von David Strauß werdet ihr freilich gehört haben, daß ihr aber nichts von ihm gelernt, beweist ihr durch eure hohlen Reden. Ludwig Feuerbach und sein „„Wesen des Christenthums““ ist euch vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch erkühnt ihr euch, ihr armseligen Ignoranten, als Vorkämpfer Deutschlands aufzutreten, und doch wagt ihr es, in einer Zeit, in welcher nicht Hunderten, sondern Tausenden, die sehen wollten, die Schuppen von den Augen gefallen sind, durch die Leistungen solcher Männer euch breit zu machen und die Reformatoren zu spielen, während ein junges Geschlecht über die Schwelle tritt, das den Kinderschuhen entwachsen ist, die ihr nur flicken wollt, das die Krücken hinter sich wirft, welche ihr neu zusammenleimen möchtet, und das auf eignen Füßen durch's Leben schreiten, mit eignen Händen sich das Glück auf Erden statt der Seligkeit im Himmel erarbeiten*), vor allen Dingen aber in sich selbst frei und jedes Gespenst los werden will, bevor es nach allgemeiner Freiheit trachtet!“

Das Höchste, wozu es die Deutschkirche möglicherweise bringen könnte, wäre die Lossagung einestheils der deutschen Katholiken von Rom, die Bildung einer neuen Kirche in Deutschland. —— „Und was wäre damit gewonnen?“, fährt Jordan fort, „schon jetzt zerquält ihr euch mit der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses. Das ist natürlich, denn wenn ihr eine von Rom gesonderte katholische Kirche bilden wollt,

---

*) Wir machen unsere Leser auf diesen Satz aufmerksam, denn er enthält das Programm des Antichristianismus unserer Zeit. — Die aus der katholischen Kirche ausgestoßenen Freikirchler theilen das Princip, wagen es aber zur Zeit noch nicht auszusprechen. Dieß ist der Unterschied zwischen ihnen und der Schule, welcher Wilhelm Jordan angehört.

so müßt ihr es euch zum Bewußtseyn bringen und zugleich der Welt darüber Rechenschaft geben, was eure Losreißung veranlaßt, in welchen Lehren ihr euch unterscheidet, was ihr an die Stelle der verworfenen setzen wollt. Vergeßt aber nicht, daß ihr euch bindet, indem ihr ein Bekenntniß ablegt! Die sich jetzt vom Katholicismus losreißen wollen, sie sind ihm, sie sind der Kirche überhaupt längst entfremdet; sie haben sich bereits emancipirt vom Glauben, wenn auch nicht mit klarem Bewußtseyn, so doch durch ihre bisherige, vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche, alles Religiöse." — — „Ich frage nun, ist es ein Fortschritt, wenn diese Leute, die bisher bereits außerhalb der Kirche standen, denen bisher der Glaube etwas durchaus Gleichgültiges war, sich künstlich und heuchlerisch wieder erwärmen, um sich auf's Neue — in eine Kirche, und noch dazu in ein Glaubensbekenntniß einzuzwängen? Ist es ein Gewinn für Deutschland, wenn zu den bestehenden Confessionsunterschieden noch ein neuer hinzukommt? Ist es ein Gewinn, wenn die Gedanken Deutschlands, die nur allzusehr gewohnt sind, in nebelhaften Regionen herumzuschweifen, noch einmal von religiösen Interessen in Anspruch genommen, und so von der Erkenntniß seiner wirklichen, in so vielfacher Beziehung beklagenswerthen Zustände abgezogen werden *)? Ist es, um einen bestimmten Fall anzuführen, ist es ein Gewinn, wenn z. B. Robert Blum, statt sich, wie er bisher gethan, in Leipzig selbst einen, wenn auch beschränkten Wirkungskreis zu schaffen, und einen vortheilhaft anregenden Einfluß auf die Gestaltung hiesiger bestimmter Verhältnisse auszuüben, wenn er statt dessen seine Thätigkeit einem Felde zuwendet, auf dem er gar nicht heimisch ist, und das er ohne Heuchelei gar nicht betreten kann? Schon einmal ist die Frage an ihn gerichtet, wo denn sein sonstiger Katholicismus (er ist, so viel mir be-

*) Eine gewisse Staatsklugheit beschützt und befördert die Deutschkirche gerade zu dem Ende und Zweck, um die Aufmerksamkeit der Deutschen von der *Politik abzuziehen*.

kannt, katholisch getauft und eingesegnet) stecke, schon einmal ist er gefragt, was er gemein habe mit der Kirche, welcher er anzugehören affectire; was er Katholicismus nenne, wenn er die Hauptmerkmale, wenn er das Wesen desselben wolle weggeworfen wissen: und er hat darauf nicht antworten können. Was will Saul unter den Propheten? Das Glaubensbekenntniß möcht ich sehen, welches Sie, Herr Blum, ohne Heuchelei zu unterschreiben im Stande sind! Sie werden mich verstehen, Sie werden innerlich gewiß zufrieden seyn mit diesem von mir ausgesprochenen Zweifel; denn es kann Ihnen nicht entgehen, daß derselbe eine günstige Meinung von Ihnen enthält."

Bekanntlich hatte das sogenannte Glaubensbekenntniß der Breslauer Apostaten den Satz aufgestellt: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig allein die heilige Schrift und die von der christlichen Idee bewegte und durchdrungene Vernunft seyn. Die Gemeinde nimmt das apostolische Glaubensbekenntniß als das ihrige an, und stellt als Aufgabe für die Kirche und die Einzelnen den Inhalt desselben zur lebendigen, dem Zeitbewußtseyn entsprechenden Erkenntniß zu bringen." — Hierzu bemerkt Jordan: — — „Wird es denn Niemand von selbst gewahr, welch ein Nest von unversöhnbaren Widersprüchen diese wenigen Worte enthalten? Ist wirklich das Verständniß des Christenthums so ganz und gar verschwunden, daß man nicht einsieht, wie es heißt Feuer und Wasser mit einander versöhnen wollen, wenn man in einem Mundaufmachen solche Unverträglichkeiten zusammenwürfelt? Ihr Herren, ihr wißt nicht, was ihr sprecht! Ihr kennt weder die heilige Schrift und die christliche Idee, noch die Vernunft, weder das apostolische Glaubensbekenntniß, noch das „„Zeitbewußtseyn!""

Der Kritiker ist hier auf dem Punkte angelangt, wo er seine eigene christliche und antichristliche und atheistische Weltanschauung, in welcher die gegen die Kirche protestirende Richtung sich vollendet und abschließt, der mattherzigen Halbheit der Separatisten entgegenstellen muß. — In ihm ist der Widerspruch, die

Verneinung, der Protest gegen Gott und die Offenbarung zur vollen Durchbildung und zum Abschlusse gekommen. — Von diesem Standpunkte aus sieht er mit unsäglicher Verachtung auf die Willkühr, Unwissenheit und Heuchelei der rationalistischen Lichtfreunde herab, ja er kann sogar gerecht und unbefangen den Gegensatz der Separatisten gegen die Kirche würdigen. — Das Zeitbewußtseyn ist ihm „das jetzige Gesammtwissen der Menschen." Wie verhält sich dieses zu dem Glauben an den Gott, der Himmel und Erde erschuf? Jordan, der hierauf freimüthig antwortet, bedient sich dabei nur des seiner eigenen Partei und dem Rationalismus gemeinschaftlichen, heutzutage beinahe schon aus der Mode gekommenen Kunstgriffes: den unauflöslichen Widerspruch zwischen der Offenbarung und der Naturwissenschaft als erwiesen vorauszusetzen. Dann entwickelt er in einer weitläuftigen Polemik gegen Jehova, wie ihn das Buch Hiob redend einführt, seine bewunderswerthe (bei Lichte besehen doch nur an der äußersten Schaale nagende) Kenntniß der Natur, von welcher letztern heutzutage jeder Schulknabe mehr wisse, als der alte Judengott, entsetzt diesen seines Postens und verweist ihn in die Mythologie. — — „Wird die Erde", sagt er, „erkannt als ein Sandkorn im Universum, so fällt von selbst die anmaßende Meinung, das um ihret- und ihrer Bewohner willen der Verlauf der Natur- und Weltgesetze könne unterbrochen werden; sie verliert die Wichtigkeit, welche sie früher zu haben schien, und selbst wenn man noch mit einem Fuße zurückbleibt auf dem religiösen Standpunkte, muß man es doch eine Unmöglichkeit nennen, daß zum Besten dieses Tröpfchens am Eimer „„der ganze Geist des Alls Menschengestalt solle annehmen können.""

Dieß ist, kurz und ehrlich ausgedrückt, die Summe und der Inbegriff des neuesten, auf der Höhe des Fortschritts stehenden, außerkirchlichen „Zeitbewußtseyns", auf welches ja die Secte ihre Dogmen stellte. Dieß vorausgesetzt, hat aber Jordan, den Apostaten gegenüber, freilich Recht: daß es eine schlechte Heuchelei und bodenlose Willkühr sei, gelegentlich doch wieder von

Christenthum und Glauben zu sprechen. — — „Sagt ihr nicht selbst, ihr Neukatholiken, ihr wollt das Glaubensbekenntniß mit dem „„Zeitbewußtseyn““ in Einklang bringen? Ich thue ja weiter nichts, als daß ich eurer hohlen Redensart, „„Zeitbewußtseyn““, Bedeutung, Inhalt gebe, und die Bedeutung, den Inhalt, den sie allein haben kann. Ist es meine Schuld, daß dieß wirkliche Zeitbewußtseyn sich auch nicht mit einem Worte irgend eines Glaubensbekenntnisses verträgt?“

„Ihr wollt glauben an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde?“.

„Gut. Aber diesen Glauben wollt ihr außer durch die heilige Schrift auch durch die von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft begründen.“

„Gibt es verschiedene Vernünfte oder nur eine? und was heißt denn die von der christlichen Idee durchdrungene Vernunft? Was nennt denn ihr die christliche Idee? Doch wohl das Wesen des Christenthums. Dieß ist aber eben der christliche Glaube. Also dieser soll seine eigene Grundlage seyn? Wie versteht man das? — „„Nein, die Vernunft!““ Aber ihr meint ja die von ihm durchdrungene und bewegte Vernunft. Ihr mögt euch drehen wie ihr wollt, der Zopf der hängt euch hinten. Die vom Christenthum durchdrungene Vernunft soll die Grundlage — eures Christenthums seyn, d. h., euer Christenthum soll auf der Grundlage des Christenthums beruhen: das ist der nichtssagende Kreis, in welchem ihr euch bewegt.“

Vom Standpunkte des „Zeitbewußtseyns“ (des ungläubigen, widerchristlichen nämlich, auf welchem ja die Secte steht!) beweist ihnen dann der skeptische Critiker, daß nach dem, was der Königsberger Philosoph bereits vor einem halben Jahrhundert geschrieben, es mit dem „vernünftigen Gottesglauben“ (wir setzen hinzu: wenn er einen Standpunkt außerhalb der Kirche behaupten will!) nichts sei, daß der Glaube an eine „Allmacht“ mit dem „Zeitbewußtsein“ (der Partei des außerkirchlichen Fortschritts) nicht in Einklang stehe, daß alles

Geschehene innerhalb einer scharf begränzten, unüberschreitbaren Nothwendigkeit verlaufe, und daß diese Erkenntniß, verneinend ausgedrückt, nichts anders sei, „als die Erkenntniß von der Unmöglichkeit des Wunders.“ Da aber die Religion die Weltschöpfung als das erste und größte Wunder faßt, so folgt daraus die Unmöglichkeit: in den Verlauf des Entstehens der Welt „irgendwo den willkührlichen Eingriff eines über- und außerweltlichen Wesens einzuschieben“, wobei, wie jeder Vernünftige einsieht, der Begriff der Schöpfung in die Brüche geht. Die Grunddogmen des Christenthums mit dem Wissen des neunzehnten Jahrhunderts in Einklang zu bringen, wird nach diesen Voraussetzungen vollends Niemanden mehr einfallen.

Allen diesen Folgerungen kann sich die Rongesche Secte mit nichten entziehen.

„Allein euer Vorsatz“, so redet Jordan sie an, „ist gar nicht so ernst zu nehmen.“ — — „Wie kann ich mir's nur beikommen lassen, auf ein Glaubensbekenntniß tiefer einzugehen und es für mehr zu nehmen, als für Floskeln, welche nicht das Erzeugniß eines tiefen, religiösen Dranges, sondern das Erzeugniß liberalisirender, kurzer Aufregung ist, und vielleicht in Zeit weniger Stunden in einer bewegten Versammlung von Leuten entworfen wurde, die sich bisher um das Christenthum wenig gekümmert hatten, jetzt aber, da es eine Demonstration gilt, da einmal die bei uns so seltene, und darum so reizende Gelegenheit geboten wurde, sich ohne Hinderniß von Seiten der Polizei zu versammeln und öffentlich zu debattiren, diese Gelegenheit mit beiden Händen eifrig ergreifen, ohne viel zu fragen nach der Bedeutung der zu thuenden Schritte, und mit größter Hast Beschlüsse fassen, unterzeichnen u. s. w., damit nur endlich in unserm lieben deutschen Vaterlande etwas geschehe, sei es was es wolle!“

„Ihr sagt es ja selbst, daß das Glaubensbekenntniß eigentlich gar nichts zu bedeuten habe; ihr gesteht es ja mittelbar ein, daß es nur eine Floskel seyn soll. „„In der Verschiedenheit der Auffassung und Auslegung dieses Inhalts fin-

det die Gemeinde jedoch keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung!““ Was spricht aus diesen Worten anders, als die allerverständigste Gleichgültigkeit in Bezug auf den Glauben? Ihr werdet das Toleranz nennen. Allein, wenn ihr nur einen aufmerksamen Blick hineinthun wollt in die Geschichte, so werdet ihr bemerken, daß ein Princip immer erst dann tolerant zu werden anfängt, wenn es seine Bedeutung schon verloren hat. Noch heute werdet ihr nirgends Toleranz finden, wo sich das Christenthum, trotz der stark auswitternden Luft unserer Zeit, einigermaßen ächt erhalten hat. — Wenn es aber gleichgültig ist, wie eure Gemeindemitglieder sich den Inhalt des Bekenntnisses auslegen, gleichgültig, welche Art von Christenthum sie sich zurecht machen: wozu in aller Welt bedarf es dann überhaupt eines Bekenntnisses, wozu einer Gemeinde, wozu einer Kirche? Welche Bedeutung bleibt dann noch eurer Gemeinde, wenn sie gegen das Hauptmerkmal einer Gemeinde, gegen die Glaubensgemeinschaft gleichgültig ist?“

„Ueberhaupt habt ihr keine Idee davon, was die Kirche ist und zu bedeuten hat. Die Kirche ist ihrem Wesen nach die allgemeine oder katholische, d. h. die alle Menschen auf der ganzen Welt umfassende Heilsanstalt. Soll diese wirklich organisirt seyn, so muß sie auch eine über die ganze Erde reichende Organisation haben. Als sich daher die Protestanten von Rom losrissen, war es ein nothwendiger Schritt, daß sie die Vorstellung einer sichtbaren Kirche gänzlich aufgaben, und nur eine unsichtbare anerkannten. Ihr dagegen wollt eine sichtbare, organisirte, deutsch-katholische Kirche mit Concilien, Bischöfen u. s. w., d. h. eine deutsche und doch zugleich allgemeine, eine Nationalkirche, die zugleich eine Weltkirche ist! Welch ein Unsinn!“

„Es kommt darauf hinaus, daß euer Glaube, euer Bekenntniß nichts ist, als eine Redensart, eure Aufregung ein Rausch, euer ganzes Gebahren ein Fastnachtsjubel, eine lächerliche Farce.“

Jordan weist mit Recht darauf hin, daß nach der Losreißung der protestantischen Gemeinden von Rom, im Beginne der kirchlichen Revolution sich bereits ähnliche Erscheinungen zeigten, wie jetzt, wo das große Trauerspiel zu Ende geht. Schon im Jahre 1525 schrieb Luther an Briesmann: „Der Satan hat es hier schon so weit gebracht, daß in Nürnberg einige Bürger läugnen, daß Christus etwas sei, daß das Wort Gottes etwas sei, daß die Obrigkeit etwas sei." — Allein dieß war eine Anticipation des natürlichen Fortschrittes und Endes des Protestantismus, die bloß als warnender Spiegel der Zukunft von der Vorsehung in den Anfang gestellt, damals weder gedeihen konnte noch sollte. „Nur zu früh (sagt Jordan) gaben Luther und die Hauptleiter der Reformation sich zu Werkzeugen der Aristokratie her, und mißbrauchten ihre Popularität, den begonnenen Aufschwung in religiöser, besonders aber in politischer Beziehung hemmend im Zaum zu halten und zu unterdrücken." — Heute ist dieß anders. Wenn vor dreihundert Jahren die politische Macht die Entwicklung anhielt, so treibt umgekehrt ein kurzsichtiger Macchiavelismus heute dieselbe vorwärts, in der Hoffnung, die Kirche zu verderben, ohne zu bedenken, daß nicht diese, sondern der Protestantismus das tolle Gelag mit seinem Leben (als kirchliche Gesellschaft) bezahlen wird. —

Unter diesen Umständen gehört von Seiten der durch den Polizeistaat geschützten und ermunterten Apostaten nicht einmal ein Herostratenmuth dazu, ihr unheilvolles Werk zu treiben.

— — „Ihr neuen Schismatiker habt weder einen klaren Gedanken, noch einen Willensinhalt, noch auch Muth. Oder gehört etwa Muth dazu, mitten in protestantischen Ländern, wo ihr so sicher seid, als säßet ihr in Abrahams Schooß, auf das ferne, hier vollends ohnmächtige Rom zu schmähen? Gehört Muth dazu, von der hochlöblichen Polizei gegen jede ernste Gefahr von Seiten etwaiger Fanatiker sicher gestellt, Versammlungen zu halten, mir nichts dir nichts nach Stimmenmehrheit ein Glaubensbekenntniß zu beschließen, zu unter-

schreiben? Gehört Muth dazu, für Ronge, Czerski, Schneidemühl &c. Geld einzusammeln? Robert Blum freilich nennt Ronges Brief „„eine todesmuthige Forderung des Lichtes und der Wahrheit gegen die Finsterniß und die Lüge."" Ist dieser „„Todesmuth"" auch nur Klingklang, oder soll damit ernstlich gemeint seyn: Ronge habe sich durch sein Schreiben in Lebensgefahr gebracht? Sollet ihr Rom wirklich für so einfältig, für so dumm halten können, daß es den Knabenstreich begehe, und euch einen Heiligen mit der Märtyrerkrone liefern werde?"

„Im Gegentheil, wenn ich Recht habe, daß der verkappte Liberalismus die Hauptrolle spielt bei dieser Farce, — und es wird sich ausweisen, daß ich darin Recht habe — so beweist ihr nur Feigheit, denn es ist feig, zu verstecken, was man eigentlich will; es heißt sich selbst, seiner Sache mißtrauen, wenn man sie wie Contrebande in falscher Emballage einzuschmuggeln sucht."

Ueber den Liberalismus ist der Schriftsteller, der das schrieb, eben so lange schon hinweg, wie über den rationalistischen Deismus. Aber am Schluße seiner Schrift wirft er einen Blick in die radikale und communistische Zukunft, welche blutroth über Europa aufzugeben im Begriffe ist.

— — „Ihr, die ihr behaglich aus eurer Sophaecke durch die löschpapierne Trugbrille des deutschen Journalismus hinausguckt in die Welt, ihr könnt verächtlich lächeln, wie ihr seht, wie wunderlich und linkisch sich die Hungerarbeiter oft gebärden, um aufzustehen aus dem Staube; ihr könnt Zeter schreien aus Furcht für eure Ruhe, und eure Geldkasten, und sie für Tollhäusler erklären, die man in die Zwangsjacke stecken müsse, wenn diese Lastthiere der Gesellschaft, die das ganze Gebäude der Menschheit auf ihren Schultern tragen, ingrimmig aufseufzen und sich rütteln, um diese schwere Bürde abzuwerfen: wenn in ihren verworrenen, abentheuerlichen Träumen ein großer Gedanke der Zukunft die lange Nacht ihres Hirns durchzuckt, wie Wetterleuchten, und ihre ungelenken Züge zu

einem seltsamen Ausdruck der Begeisterung verzerrt; wenn sie die schwielenvollen Hände, die euch bekleiden, ernähren und glatt und mühelos durchs Leben hingleiten lassen, sehnsüchtig ausstrecken, um nur etwas mehr zu erreichen, als die nothdürftigste Hungerstillung; wenn sie dem Himmel grollend die Fäuste zeigen, und emporlangen nach einem Armensündereevangelium, ja, wenn sie zu hundert Tausenden hinwallen zu einem Wundergepränge der Kirche, um ihre Gedanken selig zu berauschen im Mährchenweine der Religion, und wenigstens auf Augenblicke zu vergessen ihres Elends; — ihr könnt sie verlachen, ihr Glückseligen der Erde, ihr könnt sie verachten, ihr könnt sie noch zertreten, die Würmer, die sich zu euern Füßen herum winden: dennoch sind es ihre Köpfe, in denen der kommende Geist sich die Geburtsstätte bereitet, dennoch sind sie die Auserwählten, die den nächsten Ruck in der Geschichte wirken."

Wir möchten, wenn anders unsere Worte sie erreichten, jene Staatsmänner, die jetzt das Heil der Welt davon erwarten, daß dem katholischen Volke in Deutschland sein Glaube abgegaunert werde, ernstlich bitten: diesen Aeußerungen eines atheistischen Hegelingen so viel Aufmerksamkeit zu schenken, als sie ihrer erleuchteten Sorge für das Staatswohl irgend abmüßigen können.

II.

Die Heilwirkungen bei der Ausstellung in Trier.

Als das Menschengeschlecht noch jung und lernbegierig gewesen, da wurde ihm gesagt: „Kinder des Staubes, in denen der Geist seine Wohnung genommen, ehret die höhere Macht, die Euch zum Daseyn gebracht! Alles was ist, Freies und Unfreies, hat sie in gesunder Harmonie mit sich, und darum unter sich geschaffen; aber das Freie hat die Harmonie mit der schaffenden Macht gestört, und so ist auch Freies mit dem Unfreien in Mißklang gekommen, und die Welt ungesund geworden. Da hat, der sie mit ganzer Kunst erbaut, auch ihre Wiederherstellung gewirkt; dem sich vererbenden Verderben hat er gewehrt, indem er dem Freien die stets sich aneignende Gnade, als die innere Heilkraft des Willens, eingepflanzt; und so, indem er diese Einpflanzung in die Welt durch ein Weltwunder bewirkt, hat der heilbringende Arzt von oben die Genesung der Siechgewordenen zum Preis des Kampfes zwischen dem Segen und den Fluch gesetzt.“ Die, denen es gegeben war, haben diese Lehre glaubwürdig gefunden; und indem sie das Gelehrte aufgenommen, und sich gehalten, wie sie geglaubt, haben sie die Wiederherstellung der Zerrüttung der Welt einerseits durch die reine Ausstimmung ihrer inneren Gegensätze, andererseits aber im tiefsten Grunde durch die Zurückführung ihrer Harmonie mit der [illegible] un-
ter der Mitwirkung derselben, [illegible]

ihnen also für das Ganze gültig geschienen, dem haben sie auch für das Besondere, Individuelle Geltung zugeschrieben, und Jeder hat sein Seelenheil, in sittlicher Besserunng, verbunden mit religiöser Steigerung gesucht. Was sie dann in diesem Gebiete erprobt gefunden, haben sie auch selbst wieder auf ihr Leibliches angewendet, und wenn hier eine krankhafte Zerrüttung zu Tage getreten, haben sie erkannt: daß diese allerdings in nächster, veranlassender Ursache ihren Grund in gestörter Harmonie der organischen Natur in ihnen, und zu der umgebenden außer ihnen gefunden; und daß auch hier die Wiederherstellung an die rechte Stimmung des Mißklingenden geknüpft erscheine; daß aber in letzter Instanz diese Disharmonie in die höhere nach oben zurückgehe, und auch in ihr sich lösen könne. Sie haben also geurtheilt: die erste Lösung der Dissonanz sei das Werk der Wissenschaft und der Facultät; die zweite aber das Werk der höhern Macht durch die Kirche; und wie diese *in jenem* Weltwunder heilkräftig gegen das Ganze sich erwiesen; so werde sie auch in geeigneten Fällen nach freiem Wohlbefinden gegen das Besondere hilfreich sich erweisen. Sie haben also neben der rationalen Behandlung von Seiten der Schule auch eine wunderkräftige von Seite der Kirche anerkannt, und ihre Zusammenwirkung keineswegs als unstatthaft erklärt.

Als inzwischen das Menschengeschlecht im Laufe der Zeit gelehrt und mitunter verkehrt geworden, da hat diese Verkehrtheit zu ihrer Habilitation auf Erden ihre Dissertation sammt zugehörigen Thesen geschrieben, und die haben eine andere Lehre aufgestellt. Du, o Menschengeist, wolle nicht vor höherer Macht dich beugen! denn du bist selbst die höchste Macht allum. Im Wurfe des Verhängnisses bist du ein Blindgeborner zum Einsassen des Daseins geworden; blind hast du die Würfe des Schicksals mitgeworfen; wohin sie gefallen, war nicht Sorge. So hast du unbewußt im Unbewußten geschaffen, ob gut, ob bös, galt gleich; denn vor dem Gesetz ist keine ... Da hast du *gegessen vom* Baume der Erkenntniß, der

die Frucht des Gesetzes trägt; und das blinde Auge wurde dir aufgethan, und du bist dir selber Gesetz geworden, und hast dich von aller Dienstbarkeit an das Schicksal befreit, und schaffest fortan aus eigener, selbstbewußter Macht, an keine Andere im Lehnsverband gebunden. Du mußt dir selber dein Heil bereiten, und darfst keines andern Heilands warten, der für dich einstehe, denn das wäre Rückkehr zur Dienstpflicht. Keine Hülfe also darfst du erwarten, du mußt sie selbst in klarer, lichter, besonnener Ueberlegung wirken; denn das Dunkle, Unbewußte, Unerklärbare hat nicht ferner Stätte im Reich des Lichtes und des alldurchdringenden Gedankens. Seither hat der Rationalism sich überall verbreitet; Logik und Mathematik sind die vergötterten Regenten der Zeit, und auch die Facultät hat ausschließlich das Recht, Wunder zu wirken, in Anspruch genommen; und spricht Jedem, weß Standes und Ranges er seyn möge, die Befugniß ab, der nicht von ihr sich examiniren, graduiren und habilitiren lasse.

Das ist die übersichtlich leicht punktirte Darstellung der Lage des Processes, den die Facultät mit der Kirche puncto des Wunderglaubens führt, aus den vorliegenden Akten ausgezogen. Man sieht, dieser Proceß ist ein welthistorischer; seine Wurzeln gehen in den Anfang der Dinge zurück, durch den ganzen Verlauf setzt er sich fort; und so wird er denn wohl auch am Ende derselben erst zur vollen Entscheidung kommen. Die Kirche sagt: der Schöpfung, vom Guten ausgegangen, konnte das Böse nicht immanent einwohnen; es muß ihr als eine Erkrankung gekommen seyn. Am Baum hat sie mit dieser Krankheit sich inficirt, seither wird jeder in ihr mit Schmerzen geboren; in Mühsal bringt er sein Leben hin, und es endet mit Trübsal. Nur dem Guten, von dem das Leben ausgegangen, kann auch die Heilkraft für diese Zerrüttung einwohnen, nur der Schöpfer des Baues kann seinem Umsturz wehren; und als Arzt die freiwillige Vergiftung heilen; und er hat es gethan und thut es noch, indem er, den Beitritt des Willens acceptirend, den seelischen Keim des Uebels ertödtet. Die Facultät aber erwidert:

nicht vom Guten ist die Schöpfung ausgegangen, sondern vom indifferent Gleichgültigen, in dem das Nichts zuerst als Etwas sich gezeigt. Da ist denn Schlecht und Recht, Bös und Gut durcheinander ausgeschlagen; Beide wohnen mit gleicher Immanenz dem Keime ein. Unter Schmerzen der Erdemutter wurde daher schon der erste Mensch geboren, und müde und lebenssatt ist er dahingegangen; sein Leben aber hat sich in Stadien getheilt, durch kritische Entwicklungskrankheiten bezeichnet. Das Essen der Frucht setzt Zähne voraus, und die Zähne wollen Eßbares, woran sie sich üben mögen; dem Essen ist also das Zahnen vorangegangen, und dieß als eine Entwicklungskrankheit fällt schon in den Bereich der Facultät; schickliche Diät und gelind eröffnende Antiphlogistica werden über die Crise hinüberführen, und es wird der Universalmedizin des ursprünglich Guten und der Wunderessenzen keineswegs bedürfen; gegen den Tod aber ist kein Kraut gewachsen.

Man sieht, die Kirche nimmt von der Fülle des Guten und der Allkraft des Schöpfers ihren Ausgang; geht dann über zur Natur vor dem Fluche, weiter zum Menschen vor dem Falle über; und betrachtet zuletzt die Verhältnisse der Creatur nach der Katastrophe zu ihrem Urheber; nichts ausschließend als das Böse, dessen Wurzel sie in das Nichts verweist. Die Facultät, ihrerseits, hat sich ursprünglich auf eben dieß leere Nichts gesetzt, in das die Wurzeln von Gut und Bös hinuntergehen; sie steigt dann auf zur Natur, wie sie nach dem Fluche sie gefunden, Staub essend und auf dem Bauche kriechend; und erhebt sich dann zum Menschen, wie er aus seinem Gericht gegangen; was weiterhin rückwärts liegt, das kümmert sie nicht; sich im Grunde der Hyle haltend, muß sie den ersten Grund ausschließen, und das unbedingt Gute, inwiefern es nicht im leeren Nichts wurzeln kann, muß sie consequent abläugnen oder ignoriren. Sie beruft sich auf den Augenschein, die Andere auf die Intuition im Geiste; so ist Grundes genug zum ewigen Proceß vorhanden; und so hat er vor unfürdenklichen Zeiten angefangen, und dauert noch zur

Stunde fort. Als bei der Ausstellung des heiligen Gewandes in Trier Wunderbares wieder sich zu zeigen gewagt, da hat die Facultät ihn neuerdings anhängig gemacht. Es verlautete, wie das Fräulein Droste von Vischering die Heilung von ihrem Leiden gefunden. Beim Namen der Geheilten, aus dem die Verwandtschaft mit dem Erzbischof von Cöln sich ergab, ist der Geist dieser Zeit aufgefahren; verschlagen wie er ist, fein spürend und durch Mauern sehend, hat er gleich das schlaue Gewebe durchgeblickt; die Trierische Geschichte hat nur in zweiter Generation die Cölnische Geschichte fortgesetzt, und so hat sie sogleich die Kinder der Negation in ihr zum Aufschauen angemahnt. Sie sandte daher einen der Ihren der Geheilten nach Kreuznach entgegen, und der that den Ausspruch: „Hätte die Gräfin blindes Vertrauen zur Facultät gehabt, und die hätte sie aufgefordert, einen kräftigen Versuch zu machen, das Bein zu strecken, dann hätte die Facultät das Wunder bewirkt.“ Die Thatsache, sagt er, ist diese: „Das Mädchen litt seit drei Jahren an einer scrophulösen Kniegeschwulst, und hatte die Ueberzeugung, in Trier werde ihr geholfen werden. In der religiösen Extase, hingeworfen im heißen Gebete vor dem Hochaltare, macht sie in der Ueberzeugung der Einwirkung einer höheren Macht, eine gewaltige Kraftanstrengung mit dem kranken Beine; die Sehne zerreißt; die Folge davon ist, eine Blutunterlaufung in der Kniekehle, und das Bein ist gestreckt, sie kann gehen, nur freilich mit Schmerz. Das, was schmerzlos die Operation des Sehnenschnittes in solchen Fällen macht, ist auf gewaltsamem Wege geschehen; auf eine Weise, wie man es durch Maschinen früher machte, ehe der Sehnenschnitt erfunden war.“ *). So der Mann auf dem hohen Rosse mit der langen Lanze. Nun hat das Mädchen zwar keine gewaltsame Kraftanstrengung gemacht, der Fuß war schon gelöst, ehe sie nur niedergekniet; es ist also auch in der Extase keine Sehne zerrissen worden, denn die zerrissene hätte ihr das Gehen auf

*) Elberfelder Zeitung aus Kreuznach unter

lange Zeit unmöglich gemacht; es hat auch keine Blutunterlaufung in der Kniekehle sich gebildet, nur ein mißfarbiger Fleck auf der Kniescheibe: aber was verschlägt das; eine Sechs von oben angesehen wird zur Neun, und unser tiefsinniges Zeitungspublikum hat geurtheilt: der Stab des Aesculap auf hohem Rosse, in eine Schlange umgewandelt, habe die Schlangen der Götzendiener von Trier aufgefressen, und der Stock, der also sieben Stöcke in sich aufgenommen; sei eben jener berühmte Stock, der die sieben Rücken bestrichen, und müsse zur Heilung jedes Wundersüchtigen geführt werden. So wurde denn die junge Gräfin mit dem Bescheid entlassen: man verstehe, Sie, die sich selbst und im Auge der Starkgläubigen geheilt erscheine, sei im Auge deren, die ihre Urtheilskraft nicht unter das Joch des Wunderglaubens gegeben, in Wahrheit ungeheilt; Sie solle sich daher nur neue Krücken machen lassen, sonst werde das Uebel ärger, denn zuvor. Das gute Mädchen „mit der frommen Seele und dem starken Anfluge von Eitelkeit" war nun, etwas betreten auf ihren gestreckten Fuß auftretend, davon gegangen, und war nun durch die That überführt. Es half nichts, daß der Onkel der fälschlich Geheilten am 29. September in den Blättern erklärte: seine Nichte erfreue sich des Gebrauches ihres Fusses noch zur Stunde eben so, wie zur Zeit, wo sie Trier verlassen habe. Man erwiderte: wir verstehen, wie sie damals irrthümlich sich ihrer Heilung erfreut, so fährt sie, und die Welt mit ihr, auch jetzt noch fort, sich dieser Täuschung hinzugeben. Somit werden die Akten geschlossen und die Fascikel im Archive deponirt.

Der Art haben diese plumpen, leichtfertigen Gesellen die Facultät vertreten, der Kirche im Gegentheile wurde in einer verständigeren Weise vorgearbeitet. Als bei der Ausstellung Ereignisse vorkamen, die in das Gebiet der Wunderwirkungen einzuschlagen schienen; da hat die Ehrenwache im Dome selber die Constatirung dieser Vorgänge sich zu einem Geschäft gemacht. Die, welche als genesen sich angegeben, wurden auf frischer That vorgerufen, und ihre Aussagen schriftlich aufgenom-

men; anwesende Zeugen über die Zustände vor und nach dem Ereignisse befragt, und Alles zusammen in die Form eines authentischen Akts gebracht. Als die angeblich Genesenen wieder in ihrer Heimath angelangt, wurde nun von der Behörde zu näherer Untersuchung des Falles aufgefordert. Der frühere Krankheitsstand wurde durch ärztliche Atteste festgestellt; der während der Wallfahrt wo möglich durch Zeugenaussagen ermittelt; das Befinden nach der Rückkehr gleichfalls durch ärztliche Untersuchung fixirt. Ueber den Leumund der Kranken und die Glaubwürdigkeit der Zeugen wurden gleichfalls Untersuchungen eröffnet, bei denen das Urtheil der Pfarrer und der öffentliche Ruf natürlich den Ausschlag geben mußten. Ueber das Alles wurden vollkommene, rechtsgültige Protokolle aufgenommen, diese durch die Bürgermeister legalisirt, und nun der bischöflichen Behörde eingereicht. Diese hat alle Aktenstücke dem Stadtkreisphysikus Hansen zu Trier sofort übergeben, und ihn ermächtigt, dieß Material zu verarbeiten, und die rein ermittelten Thatsachen zu veröffentlichen. Dieser, schon selber im Besitze mancher dahin einschlagender Zeugnisse; der in Trier selber Gelegenheit gefunden, von manchen Vorgängen persönliche Notiz durch den Augenschein zu nehmen; auch in manchen Fällen sich selber an Ort und Stelle begeben, und nach gehöriger Vorbereitung Protokolle aufgenommen, fand sich mehr als ein anderer in den Stand gesetzt, dieser Aufforderung zu entsprechen. So hat er denn, ausschließend alle Fälle, wo noch keine hinreichende, beweisende Aktenstücke ihm vorlagen, oder wo sie zu spät eingereicht worden, oder über einzelne Punkte nähere Erkundigung nöthig machten, achtzehn wohlbewährte Fälle ausgewählt, und sie mit seinem ärztlichen, aber bloß objectiv gehalten Urtheil begleitet, dem Drucke übergeben. Das ist der Ursprung der Schrift gewesen, die unter dem Titel: „Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden geordnet und zusammengetragen, auch mit medizinischen Bemerkun-

gen begleitet von Dr. Hansen, K. P. Stadtkreisphysikus zu Trier. Trier 1845. Im Verlag von F. A. Galls Buchhandlund", so eben erst erschienen. Dieser Schrift ist sohin der volle Charakter der Authentizität, die in solchen Fällen nur irgend erreichbar ist, aufgeprägt; sie enthält sich, die Vorgänge apodictisch als Wunder zu erklären, was nur der Kirche zukommen kann; sondern, sich streng auf's ärztliche Moment beschränkend, sucht sie rein die Thatsache auszumitteln, und es ist ihr im Ganzen wohl damit gelungen. So erhalten wir also hier eine Sammlung solcher Thatsachen, mit Sorgfalt und Fleiß herausgearbeitet, und sauber bis zur Eleganz präparirt, rund und greiflich mit scharfen Gränzen umschrieben; ein Material behäbig und fügsam, um Jeden in Stand zu setzen, ein Urtheil über alle diese Vorgänge zu begründen und festzustellen. Wir wollen auch das Unsrige hier mittheilen, zuvor aber noch einige Thatsachen voranschicken, die sich bei früheren Veranlassungen zugetragen; weil sie ihres besonders instructiven, verwandten Inhalts wegen ein klares Licht auf die vorliegende Streitfrage werfen.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war der italienische Kapuciner, Marco von Aviano, seines reinen Wandels, wunderthätigen Vertrauens und Glaubens halber, und wegen seiner eifrigen Liebe gegen Gott und seinen Nächsten, ein Gegenstand der Verehrung für seine Zeitgenossen; und der damalige Churfürst von Bayern war die Veranlassung, daß seine Obern ihn über die Alpen sendeten, damit der auf ihm ruhende Segen auch Deutschland theilweise zu Gute komme. Er fand sich in München ein; wo er weilte und wandelte begab sich Wundersames: Wunder an der Seele durch Bekehrungen, Wunderthaten am Leibe durch Heilungen; land- und stadtkundige Thatsachen ohne Zahl sprachen für die Heilkraft, die von ihm ausströmte; der Kaiser, viele Könige und Fürsten verlangten ihn zu sehen, und er mußte unter dem Gehorsam seines Ordens der Aufforderung Folge leisten. So nöthigte ihn denn auch der damalige Bischof von Augsburg, Johann Christoph,

in seine Residenz hinüber; er predigte 1680 auf dem dortigen Domhof von einem Erker, da, wo zweihundert und siebenundzwanzig Jahre früher Capistran geredet hatte; alles Volk aus der Umgegend war ihm zugelaufen, so daß es manchmal zwanzig Tausend und mehr stark auf dem Platze versammelt war. Alle Kranken und Preßhaften hatten gleichfalls von allen Seiten sich herbeigeschleppt, und lagen und saßen unter der Menge. Seine Vorträge endete er gewöhnlich mit dem Segen: Dominus benedicat te et liberet te ab omnibus malis, secundum fidem tuam: quia si potes credere, omnia possibilia sunt credenti; und Alle, auf die dieser Segen sich niedergelassen, standen dann zum großen Jubel des gerührten Volkes auf. Ueber die Vorgänge wurde auf den Befehl der Behörde eine gerichtliche Untersuchung in aller Form Rechtens angestellt, und die Resultate in einer Schrift bekannt gemacht, die unter dem Titel: Authentisirter Begriff des wunderthätigen Glaubens, heilwirkenden Segens und auf solche Benedictien von Gott ertheilter Beneficien und erfolgten vielen wundersamen Begebenheiten des gottseligen P. Marci de Aviano, Kapuciner Ordensprediger. Auf Befehl des hochwürdigsten Fürsten B. v. Augsburg, in offenen Druck gegeben, durch F. W. Armaier J. U. D. Protonot. apost. und hochfürstlichen Rath. Augsburg, bei Simon Utzschneider 1681. Diese Schrift ist nicht so rund, und in ihrer Geschlossenheit formal unantastbar, wie die von Trier, weil man die Formen damals mit weniger Gewandtheit handhabte; wir wählen aber aus den vielen Thatsachen, die sie enthält, nur Eine aus, weil hier die Kranke, als nächste Zeugin, selber über ihren Zustand redet.

Die Schwester Johanna Schmidin, [illegible] im Kloster [illegible], war auch nach Augsburg gegangen, ob sie nicht dort für das Uebel eines [illegible] und [illegible] Hülfe fände. Ihren Zustand beschreibt sie also: „Erstlich ist die rechte Seite und der Rücken mir ganz verrückt gewesen; die Nieren und die Beinen sind ganz verrückt gewesen, besonders am [illegible] Ort; ein großes Bein ist an der Hüfte herausgegangen. Da-

men habe ich mit großer Beschwer und ganz eingebogen gehen müssen, denn der Rückgrad war nicht eingebogen, wie er seyn sollte. Der linke Fuß ist, gleichsam zu reden, todt und unbeweglich gewesen, hatte auch allzeit die Todtenfarb; die Zehen habe ich nicht rühren können; die Nägel haben ganz gelb und erstorben ausgesehen; auch auf keiner Seite des Fusses war ein Knöchel zu sehen, aber ein großes Bein ist zur Seite hinausgegangen. Der Fuß war ganz dick von Beinern, und ich bin auf dem obern Theile gegangen; denn der Fuß ist ganz umgekehrt gewesen, und die Sohlen über sich gewendet. Den rechten Fuß hab ich ein wenig rühren können, er ist nicht so gar krumm gewesen, als der linke; doch bin ich mehr dann halber auf dem obern Theil des Fusses gegangen, auf der Sohle aber gar nicht; auch ist ein großes Bein herausgegangen; ein Knöchel stand zwar auf der einen Seite, aber nicht am gehörigen Ort, auf der andern Seite aber war keiner zu sehen. Ich habe auch nicht allein niederknieen können ungehalten. Die Hände sind allzeit todtenfarb gewesen; die Arm ganz dick, aber ohne Stärke, hab mir aber nie eingebildet, daß mir etwas darin fehle." Aus diesen Angaben der Kranken kann man sich leicht einen Begriff von ihrem Zustand bilden. Das willkührliche Bewegungssystem des Leibes besteht aus dem Knochengerüste, dem mechanischen Hebelapparate; aus dem sich daran legenden Muskelbau, in dem die bewegenden Kräfte sich beschließen; endlich aus dem diesem wieder eingelegten Nervensysteme, dem die dirigirenden und weisenden Erregungen einwohnen. Diese drei Systeme nach oben geistig im Willen verbunden, sind es nach unten plastisch im Gangliensystem; und also eng verkettet, mag in keinem eine Verstimmung hervortreten, ohne sich den Andern mitzutheilen. Eine Solche, die sich etwa in den Nerven entwickelt, bringt daher krankhafte Verzerrungen in den Muskeln hervor, die wieder Verschiebungen und krankhafte Umgestaltungen im Knochensysteme zur Folge haben. Eine solche Verstimmung ist hier am organischen Hebelwerke greiflich und sichtlich hervorgetreten;

seine Mitte, die Wirbelsäule, hat sich verbogen und gekrümmt, die Rippen haben sich übereinandergeschoben, selbst das Herz wurde dadurch aus seiner natürlichen Lage verrückt, eine Schulter über die andere hinausgedrängt, die angeschwollenen Extremitäten verloren ihre Form, die schlaff gewordenen Bänder lösten die Gelenke, und die gestörte innere Harmonie wurde an der äußern Verzerrung sichtbar.

Nachdem die Kranke nun von Augsburg zurückgekehrt, haben, so erzählt sie, weitere Schmerzen in der rechten Seite sich gezeigt, und sechs Tage darauf hat sie sich fünfmal erbrechen müssen; und man hat damal gemeint, es sei ein Apostem, ist aber später wieder zweifelhaft geworden. Damit hat ihre Wiederherstellung, wahrscheinlich vom Gangliensystem aus, ihren Anfang genommen, und den folgenden Verlauf eingehalten. Am zwölften Christmonat hat die würdige Mutter der Novizenmeisterin befohlen, mich mit dem vom frommen Kapuciner benedicirten Oel zu schmieren. Am 14ten hab ich darauf die Zehen im linken Fuße rühren können: und als ich an demselben Tage angefangen, aus einem benedicirten Becherlein zu trinken, ist mir das Bein an der Hüfte, davon ich so eingebogen habe gehen müssen, am 15ten hineingewichen: es hat laut gekracht, und ist alles in der Seite ledig gewesen. Den 16ten habe ich ein Wachs um mich gewunden, das P. Marco gesegnet hatte: da sind die Rippen auf der rechten Seite übereinandergefallen, und alles hat sich ausgefüllt, daß man keinen Finger, wie zuvor, hineinlegen konnte; und hab mich ganz aufrichten können, daß mir jetzt der Habit vorne zu kurz geworden, der zuvor auf den Boden gegangen. Am Tage zuvor ist ein Knöchel am linken Fuß, der am 14ten sich [illegible] gezeigt, völlig kommen; dann am 16ten auch der [illegible] am rechten Fuß sich [illegible]. Am 17ten habe ich ohne Beihilfe niederknieen können, [illegible] auch [illegible]. Am 18ten habe ich den andern Knöchel auch bekommen, jetzt habe ich die [illegible] an beiden Füßen; die Knie, die auch krumm einwärts zusammen waren, sind gerade recht. Den 19ten ist

auch der Rückgrad an seine rechte Stelle kommen. Die Hüften sind weit herausgegangen, und am 20sten war auch dort Alles wohl geordnet, und ich bin so rahn (schlank) geworden, daß mir das Wachs die Hälfte zu weit geworden. An den drei Tagen, am heil. Christtage, St. Stephan und St. Johannes habe ich Schmerzen in den Hüften gehabt; darauf hab ich die Nerven, Flachsadern (Flechsen) und Geäder bekommen an den Füßen, da ich zuvor keine gespürt. Wiederum hab ich acht Tag Schmerzen an der rechten Seiten bekommen, darauf habe ich ein Bein ledig (lose) empfunden, wenn ich gegangen bin. Am 2ten Jänner ist es von der Hüfte rechts zum Herzen gerückt, an seine rechte Stelle. Gleich darauf hab ich wieder in der rechten Seite ein Beinlein ledig gespürt; und hat sich auch an seine rechte Stelle unter das erst gemeldte Bein gegen das Herz gesetzt. Darauf habe ich lange Zeit Rückschmerzen bekommen, daß ich schier auf keiner Seiten *liegen* können. Darauf hat sich das Bein, das zur Achselrippe gehört, in Bewegung gesetzt, man hats gesehen und greifen können, wie eine welsche Nuß, und ist vierzehn Tag stehen blieben; dann hat es mir vier Tag bisweilen den Athem aufgehalten, ist hin und wieder gewichen; endlich ist es den ersten Februar an seine Stelle kommen, und hat sein Verbleiben; und die Achseln, deren Eine zuvor um ein gutes niederer gewesen, sind jetzt gleich. Zwischendurch habe ich lange Schmerzen empfunden auf der rechten Seite, und nun kann ich mehr denn halben auf dem rechten Fusse, der acht Tage lang groß geschwollen gewesen, gehen. Darauf hat sich ein Bein auf dem Reyhen des rechten Fusses gebildet; man hats wie eine Wurst mit großer Verwunderung sehen liegen, und ist es blieben; zwei Tage ist es blieben, und rückt nun alle Tage seiner gehörigen Stelle zu. Alle Tage sieht man sein Wunder, die Beiner vertheilen sich, die Füße richten sich, die alten, todten Nägel müssen weichen, und die neuen schieben sich vor. Auf dem linken Fusse gehe ich schon bei drei Zwergfinger besser über sich, und die Füsse sind um gleich viel län-

ger geworden bei leidentlichen Schmerzen. Seit drei Wochen gibt man mir das geweihte Oel ein, jeden Tag drei Tropfen. Gleich am dritten Tag ist mir gewesen, als hätt ich eine Medizin eingenommen; hab den ganzen Tag vermeint, ich müß in Ohnmacht fallen, am Abend hab ich mich brechen müssen. Seither ist mir, so oft ich das heil. Oel einnehme, ich muß mich brechen; hab alleweil Durst, und muß mich zum Essen zwingen. Auf das Brechen bin ich zu beiden Seiten sechs Tage angeschwollen; die Hand und Arme haben abgenommen, als ob sie einschwänden, und haben sich nun auch eingerichtet. Den 13. Februar ist mir das Herz und die Brust geschwollen, hab schier nicht genug schnaufen können; darauf ist mir das Herz eingebogen, das zuvor erhöht gewesen; und vermeine ich nicht, daß mir etwas am obern Leibe fehle. Die Wunder und Veränderungen an den Füßen kann ich nicht genug beschreiben; bei jedem Einreiben mit dem heil. Oel sieht man die Mirakel Gottes. Ihr hochf. Gnaden, der Bischof von Constanz, hat drei Benedictionen von dem P. Marco für mich erlangt. Bei der Ersten, am 23. Februar, habe ich an allen beiden Füßen Schmerzen empfunden den ganzen Tag. Abends sind alle Beiner wie verkehrt gewesen, haben groß herausgestanden, und zweimal hat's an beiden Füßen laut geschnellt, als wenn man ein kleines Stecklein abbrechen thäte. Am 24sten ist wiederum Veränderung eingetreten, ein Bein auf dem Reyhen des rechten Fusses wurde sichtbar; über ihm ragte der Knöchel groß hervor, und nun weicht das Bein täglich mehr seiner rechten Stelle zu. Am 25sten sind die todtenfarbenen Füße recht lebendig worden. Den 26sten habe ich das erstemal Schmerzen oben in der Dicke des Schenkels empfunden. Am Abend, als ich das Oel mir einreiben lassen, hat man das Rohrbein oben beim linken Knie ein wenig gewendt gefunden; das Bein auf der Reyhe wieder ein wenig vorgerückt, hat man mit dem Finger hin und wieder stossen können, es ist allzeit zwischen der Haut ausgewichen. Am 27sten ist es endlich um ein gut Theil seiner rechten Stelle

zugewichen, und man hat's hoch und fest liegen sehen, daß man es nimmer bewegen können, wie am vorigen Tage. Am linken Fuß ist das Bein am Knöchel beinahe zwei Finger tief eingefallen; am 28sten aber war Alles wieder ausgefüllt; das Rohrbein, das man zuvor beim Knöchel nie gespürt, hat sich jetzt ganz herausgelegt. Am 1. März ist der linke Fuß ganz klein gewesen; am 2ten sind sie wieder groß geschwollen, am 3ten hat die Geschwulst wieder aufgehört, und die Knöchel sind wieder sichtbar worden. Die Beiner streiten Alle miteinander, bald sind sie da, bald dort; nach der Benediction spür ich immer Wirkungen, und hab allzeit Schmerzen in den Füssen. Lauter neue Nägel sind hervorgekommen und die Alten bis an einen einzigen hinweg; Alles mit großer Verwunderung der Güte Gottes. Wiesensteig am 4. März 1681. Unterschrieben durch die Kranke, und als wahr bestättigt durch die Unterschrift von J. S. Sutor, J. U. D., Dechant und Chorherr des Stiftes Wiesensteig, und Helena Seitzin, Mutter und Schwester des S. Fr.-Ordens der dritten Regel, eben dort; nach förmlicher Befragung auf Gewissen und Eid von Seite des vom Churf. Constanzschen Officio dazu abgeordneten Commissarius.

„Die Hand des Herren", sagt der Prophet Ezechiel (XXXVII. 1 — 11) „kam über mich, und führte mich hinaus im Geiste des Herren, und ließ mich nieder mitten auf ein Feld, das voll von Gebeinen war, — und sie waren sehr dürre. — Und er sprach zu mir: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen! Ihr dürren Gebeine höret das Wort des Herrn! So spricht Gott der Herr zu diesen Gebeinen: Siehe ich will Geist in Euch bringen, daß ihr lebendig werdet. Ich will Euch Nerven geben, und Fleisch über Euch wachsen lassen, und auch mit Haut überziehen; und will Euch Geist geben, daß Ihr lebendig werdet, und Ihr sollt erfahren, daß Ich der Herr bin. Und ich weissagte, wie er mir geboten hatte. Und da ich weissagte, fieng es zu rauschen an, und siehe, es regte sich: und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Glied. — Und er sprach zu mir: weissage Menschensohn und

sprich zum Geiste: so spricht Gott der Herr: komme du Geist von den vier Winden und wehe diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! Und ich weissagte. — Da fuhr der Geist in sie, und sie lebten, und stellten sich auf ihre Füße, ein großes, sehr großes Heer." Was dort der Prophet im Geiste auf dem großen Leichenfeld geschaut, das begiebt sich hier vor unsern Augen an der Lebenden, die siech geworden. Die Mißstimmung hat alle ihre Gebeine verschoben, verrenkt, geknüpft, alle Muskeln verkrampft, die Nervengewebe verwirrt und verfitzt; das Leben verlautbart in dem mißtönenden Instrument sich nur in Dissonanzen. Da kommen die heilsamen Lebenswinde herangerauscht, und nun beginnt ein wundersames Wechselspiel von Suchen und sich Findenlassen; alles regt und bewegt sich in der unförmlichen Masse; das unrecht Gevestete wird entbunden, das unrecht Gelöste wird zu recht gebunden; Gebein bequemt sich zum nächstverwandten Gebein, die Muskeln fügen sich in ihre Ordnung, und die Geister gehen wieder in den entwirrten Nervenfäden in ihren angewiesenen Geleisen. Das alles geht nicht aufblitzend in einem Nu an uns vorüber, es läuft in bestimmten Stadien langsam ab; also daß ein kundiges, mit dem Bau des Leibes vertrautes Auge, von jeder Veränderung genaue Rechenschaft sich zu geben vermogt. Der Nonne, die ihrerseits mit diesem Baue ganz unbekannt, Sehnen, Bänder, Muskeln kaum von einander zu unterscheiden vermogte, noch auch von Diesen einzelne Anschwellungen oder Concremente im Zellgewebe; die nur dem ganzen Tumulte in sich dankbar staunend zugesehen, konnte ein Solches nicht zugemuthet werden; aber ihr naives Bild, das die Gewähr seiner Wahrhaftigkeit unverkennbar an sich trägt, läßt uns die ganze Folge dieser Stadien leicht übersehen. Die Uebelkeit am Anfange deutet auf den Magen und die nahen Nerven- und Ganglien-Gewebe als die Stätte, von denen der ganze Heilungsproceß ausgegangen. An den Enden der untern Extreme in den Zehen der Linken hat er sich zuerst gezeigt. Im Fortschritt ist die Stimmung bis zur Hüfte hinaufgestiegen, die gestimmte

Saite dort angeschlagen hat den rechten Ton laut angeklungen, und die Hüfte hat sich nun eingelenkt gefunden. Die Stimmung ist an der Wirbelsäule hinaufgestiegen, die verschobenen Rippen haben sich eingelenkt, die Säule selber hat sich aufgerichtet; und nun haben die Lebenswinde im zweiten Systeme, dem der Lungen mit ihren Muskeln und Nerven gewirkt; das Herz hat seine rechte Stelle wieder gefunden, die Arme und die Schultern haben sich geordnet, und der ganze Oberleib ist nun wieder im Ganzen wohl gestimmt. Dann ist die Stimmung wieder absteigend und aufsteigend über alle Accorde hingelaufen, hat sie anschnellend nacheinander geprüft; und nachdem sie dieselben alle wohl consonirend gemacht, war die Wiederherstellung zu ihrem Schluß gekommen. Mit dem erhaltenen Segen hat die Ausstimmung ihren Anfang genommen; die Salbung mit dem Oele hat sie fortgesetzt; das Einnehmen dieses Oeles, wieder mit Uebelkeit begleitet, hat das schon gestimmte nochmal überlaufen; der neue Segen hat den Anfang des Endes unter erneuten Schmerzen herbeigeführt. Wer war nun das Menschenkind, dem die Worte der Weissagung in den Mund gelegt worden? wer der Stimmhammer, den die unsichtbar heilende Hand geführt? Ohne Zweifel der unscheinbare Capuziner, sein Segen hat die Lebenswinde losgebunden. Die Facultät hat auch ihren Segen, den Natursegen in den Heilmitteln, den sie ausspendet; mit Erfolg, wenn sie den Rechten zu rechter Zeit gewählt; und sie nimmt die Ehre der Heilung in Anspruch, wenn Alles sich wie hier entspricht. Eine Ehre aber ist der andern werth; so also möge sie gestatten, daß der, welcher sie zur Dispensation seines Natursegens bestellt, sie auch mitunter entbehrlich finde, und einen, der andern Zeichens ist, zum Dispensator seines höheren Segens bestellt.

(Schluß folgt.)

III.

Czarotheokratie.

Rußland erweckt in politischer und kirchlicher Beziehung mehr und mehr die Aufmerksamkeit Europas. Der Geist, welcher die verschiedensten Völkermassen auf einem ungeheuern Flächenraume zu amalgamiren sich bestrebt, ist nicht der Geist, welcher in den übrigen Staaten Europas regiert, und von Seite der divergirendsten Parteien wird die Befürchtung, der Glaube, die Meinung ausgesprochen, daß von Rußland her, wenn nicht Gefahren, doch große Crisen und Katastrophen bevorstehen. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit politischer Plane hier näher zu prüfen; nur in kirchlicher Beziehung wollen wir die Lieblingstendenzen Rußlands vor Augen legen, wozu uns das Buch: „Die Staatskirche Rußlands im Jahre 1839. Nach den neuesten Synodalberich-

Protectorate ihres Oberhauptes, des Kaisers, in den sogenannten Rapporten des allerheiligsten dirigirenden Synods dem kleinen Kreise ihrer Auserwählten von Zeit zu Zeit mitzutheilen pflegt. Mit diesen Rapporten aber wird in Petersburg sehr geheim gethan, und man kann sie selbst dort kaum für schweres Geld bekommen, da sie zu wenigen Exemplaren in der Synodaldruckerei erscheinen und nie im Buchhandel cursiren. Die Rapporte bestehen seit 1836, und sind ein Ausfluß der ministeriellen Trias der russischen Allgewalt, nämlich der Minister des Innern, der Aufklärung (d. i. des öffentlichen Unterrichts) und des Oberprocurors des Synods, Hrn. Protasow (bekanntlich früher Husarencolonels). Diese handhaben, gleich Hohenpriestern, die Allmacht über Rußland durch den absoluten Willen des Autokrators, sagen sich in jenen Rapporten selbst manches Schmeichelhafte, wenn die Mittheilungen auch, wie der Verfasser jenes Werkes meint, voll Täuschung, voll Heuchelei sind, und chinesischen Bildern ähneln, welche keine Schatten haben.

Der Rapporte, welche der Verfasser gründlich und hauptsächlich benützt hat, sind vier: von 1836 bis 1839. Es werden darin alle Angelegenheiten des Clerus in seiner Stellung zu Kirche, Staat und Volk erörtert. Auffallend muß es aber erscheinen, daß diese Berichte nicht aus der Kirche fließen: Der Oberprocuror ist es, der sie anfertigt oder anfertigen läßt, die hohen Geistlichen selbst dürfen bloß Notizen geben.

Die Abschnitte, in welchen unser Verfasser klarer, unparteiischer, aber scharfsichtiger Weise das Bild der russischen Staatskirche entwirft, haben folgende Ueberschriften: 1) der Synod, der Metropolitat von Rußland, das Patriarchat von Moskowien. 2) Die Bischöfe. 3) Die Geistlichkeit, der Klosterclerus. 4) Die Weltgeistlichkeit. 5) Die Heerde. 6) Die Leibeigenschaft. 7) Das Sectenwesen. 8) Die protestantische Bevölkerung Rußlands und ihre Stellung zur Landeskirche. 9) Der Zustand des geistlichen Schul- und Unterrichtswesens. 10) Das Missionswesen: Juden, Muhamedaner, Heiden. 11) Auswärtige Verhältnisse der griechischen Kirche. 12) Einverleibung der abgefallenen ruthenischen Kirche der polnisch-russischen Provinzen in die Staatskirche Rußlands. 13) Vierzehn Documente von äußerst wichtigem Belange, nicht allein für den Kirchen-, sondern auch den politischen Statistiker.

Fassen wir die darin behandelten, interessanten Gegenstände in der Kürze zusammen, und werfen wir im Allgemeinen auf das Verhalten der russischen Regierung, der Kirche gegenüber, einen Blick, so liegt Alles in den Worten: „Die russischen Großfürsten realisirten durch Gewaltthätigkei-

ten, Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten aller Art im Laufe der Zeit den stets verfolgten Zweck, Kirche und Clerus zu unterjochen, ihnen alle Selbstständigkeit auf ihrem Gebiete zu rauben, und der absoluten Theokratie des Selbstherrschers dadurch einen Nimbus zu verleihen." Es ist dieß ein Schicksal, das die griechisch-orientalische Kirche treffen mußte, nachdem sie dem römischen Pontificate sich entzogen hatte; ein Schicksal, dem auch der Protestantismus anheimfallen würde, wenn nicht mildere Elemente seine, wiewohl wankende Selbstständigkeit fristeten. Es ist bekannt, daß der Metropolit, als geistliches Oberhaupt der russischen Kirche, vom Patriarchen in Konstantinopel gewählt und geweiht wurde; aber schon der Großfürst Jaroslav I. (1019 bis 1054) strebte nach theokratischer Gewalt, wählte eigenmächtig, und nahm den russischen Metropoliten sogar das Recht der Wahl der Bischöfe. Fort und fort wurden von seinen Nachfolgern die heiligsten Kirchengerechtsame verachtet, und es gab sogar Beispiele von Cabinetscanonisationen. Emancipirung vom Patriarchen in Konstantinopel und Unterjochung des russischen Metropoliten war der Plan der russischen Großfürsten, und die Geschichte beweiset, daß während des Tartarenjochs kirchliche Rechte mehr geschätzt wurden, als die angeblich frömmsten russischen Herrscher des Reiches es thaten. Man darf nur erwähnen, daß unter Iwan III., der schon damals, wäre ihm nicht Widerstand geleistet worden, Klöster- und Kirchengüter einzuziehen Lust hatte, Schenkungen an Klöster mit der Knute bestraft wurden. Was ihm nicht gelang, vollführte jener Iwan IV. (1534 bis 1584), durch den Namen des Schrecklichen und Grausamen gebrandmarkt; er, der nach siebenmaliger Verehelichung wegen des Umstandes, daß er mit den letzten drei Weibern sich nicht ehelich einsegnen ließ, vom Erzbischof Leonidas auf das Heil seiner Seele aufmerksam gemacht, denselben in eine Bärenhaut nähen und von Hunden zerreißen ließ, für den es ein lustiges Schauspiel war, Priester und Mönche nach Herzenslust knuten zu sehen. Die vollständige Lostrennung vom constantinopolitanischen Patriarchenstuhl geschah aber am 23. Januar 1589 unter des regierungsunfähigen und schwelgerischen Großfürsten Feodor I., Günstlinge Gudunow, der bekanntlich den Czarewitsch ermorden ließ, um sich den Weg zum Throne zu bahnen, und, nachdem es ihm gelungen, die Stadt Uglitsch mit 150 Kirchen und 30000 Einwohnern unter den empörendsten Gräuelscenen von Blutvergießen und sibirischen Abführungen in einen Aschenhaufen verwandelte wegen des Zeugnisses in dieser Mordgeschichte. Daß der damalige Patriarch von Constantinopel, Jeremias, feil für russisches Geld und feig, willig zu dieser Lostrennung des Metropolitats vom Patriarchat die Hand bot, bleibt ein unvertilgbarer Schandfleck. Durch die Errichtung eines russischen Patriarchats, eine simonistische, unkirchliche Handlung an sich, wurde nothwendig ein Schisma zwischen der

rientalischen und griechischen Kirche herbeigeführt, sie ist zudem, wie in diesem Werke scharfsinnig nachgewiesen wird, nicht von allen Patriarchen gebilligt worden, und schon damals ward mit den Unterschriften ein Unterschleif getrieben, wie sich nach den gegebenen Datis kaum mehr bezweifeln läßt. Der Patriarch Jeremias handelte allein, weder Rom, noch alle anderen Patriarchenstühle, noch die russischen Bischöfe der südlichen Metropolie waren damit einverstanden. Durch die scheinbare Selbstständigmachung der russischen Kirche war ein neuer Schritt zur Centralisation der Kirchengewalt in der Staatsgewalt gethan; die 1439 auf dem Concil zu Florenz bewerkstelligte Union der griechischen Kirche mit der römischen erhielt ihren Todesstoß, und, nachdem einmal der segensreiche Einfluß der letzteren auf Episcopat und Gläubige fast ganz gehemmt war, ging die russische Kirche mit Riesenschritten ihrer gänzlichen Säcularisation entgegen. Das ist die kurze Geschichte der Verwandlung des von Constantinopel abhängigen russischen Metropolitats in ein von der orientalischen Kirche unabhängiges, aber deßhalb von der Staatsgewalt um so abhängigeres Patriarchat, das, wie jener feierliche Synodalact sagte, bis ans Ende der Welt dauern sollte. Den letzten Schein von Selbstständigkeit vernichtete Peter der Große, der sich von der Kirche Vater des Vaterlandes nennen ließ. Nachdem er das Patriarchat bereits nicht mehr besetzt und in ein Exarchat, eine Patriarchatverwesung, verwandelt, hob er es endlich durch den Ukas vom 24. Febr. 1721 gänzlich auf, und ordnete den allerheiligsten regierenden Synod an. Als auf dem zu diesem Zwecke versammelten Concile ein Theil der Bischöfe ihren Patriarchen zurückverlangte, wies Peter drohend und zornglühend auf sich hin, und drang ihnen die Statuten des Synods auf; zu ihrem Schrecken zugleich Evangelium und Säbel berührend. Das war das Patriarchat, welches bis ans Ende der Welt dauern sollte! Wie maskenhaft noch das Patriarchat und die römisch-katholische Kirche bei den damals veranstalteten Festlichkeiten verhöhnt wurde, ist bekannt.

So war denn endlich das Werk der gänzlichen Knechtung der Kirche vollendet. Die geistlichen Beisitzer des Synods haben zwar Sitz, aber keine Stimme. Durch den Oberprocuror, als den Kanal, wird der absolute Wille des Gesetzgebers in die Kirche geleitet. Der Synod ist eine Null, hat nichts zu entscheiden, sondern nur Entscheidungen und Befehle anzunehmen und zu sanctioniren. An geistliche Jurisdiction, an den Schatten einer Gewalt ist nicht zu denken. Das Werk unseres Verfassers enthält hierüber, so wie über die Einrichtung des Synods, den Geschäftsgang u. s. w. ausführliche Data.

Welche Stellung die Bischöfe bei so bewandten Umständen einneh-

men, läßt sich leicht schließen. Sie sind nichts weiter, als subalterne Sittlichkeitspolizei-Beamte. Für Bevölkerung und Flächenraum ist die Anzahl von siebenundvierzig Bischofsstühlen viel zu gering; die Kirche selbst ist ohne einen großen Diöcesanverband, wie er bei der katholischen Kirche besteht. Höhere oder niedere Würde ist nur Namen und Schein: der Czar, Peters System befolgend, versetzt, besetzt, läßt unbesetzt, entsetzt nach Laune. Von größeren oder geringeren Jurisdictionsrechten ist auch nicht die Sprache; Alles steht unter der militärischen Botmäßigkeit des Czarsynods; der Bischof ist wie jeder andere Beamte angesehen, und der Militärdespotismus verräth sich schon dadurch, daß die Metropoliten im Range der Generalen en chef, die Erzbischöfe den Generallieutenants, die Bischöfe den Generalmajors gleich stehen. Die höchsten Geistlichen werden eben auch wie Soldaten behandelt, und zuweilen, wie Beispiele selbst unter dem jetzigen Herrscher vorhanden sind, auf sehr rohe und beschämende Weise, öffentlich vor dem ganzen Hofe. Die Besoldung der Bischöfe ist, wie die des hohen Militärs, ärmlich.

Was das Kirchengut betrifft, so ist die Thatsache, daß die Kirche nur ihren Besitz während des 260jährigen Tartarenjoches erwarb, für die Czarenherrschaft beschämend. Zur sacrilegischen Plünderung der Kirche legten mehrere Großfürsten Hand an, vollführt aber wurde dieselbe vollständig erst durch Katharina II. Diese Herrscherin schlug der russischen Kirche die tiefsten Wunden; mit Hohn die Geistlichen an die Armuth der Apostel erinnernd, kündigte sie die Einziehung der geistlichen Güter an, und es wurden 1763 von kurzer Hand alle liegenden Gründe der Kirche, mit einem Einkommen von fünfzehn bis zwanzig Millionen Papierrubel (33 kr.), ein Raub der Krone, wiederum theilweise verschenkt an Günstlinge. Für dieses Einkommen ward ein Schadenersatz von 149,586 Rubel als Jahresgehalt für die sämmtlichen Bischöfe geleistet. Die Kirche, an den Bettelstab gebracht, fristet sich bloß von freiwilligen Opfern in den sogenannten Opferstöcken, von Erträgen des Klingelbeutels, von freiwilligen Darbringungen der Gläubigen — mit einem Worte von Almosen, denn der Pachtertrag von den noch gebliebenen wenigen Gründen ist nicht des Nennens werth. Und dieses System setzte Rußland in allen eroberten Provinzen fort, wie in den von Polen abgerissenen Ländern, in den der unirten Kirche, welche auf solche Art theils Hunger, theils Feigheit der Vorsteher zum Schisma zurückführte. Der Verfasser obigen Werkes bringt hier sprechende Belege bei, die die Welt über den Zustand der Bischöfe und der Kirche gegenüber den Redensarten der Regierung, welche den Glanz der Bischöfe und der Kirche über alle Maßen erhebt, wohl enttäuschen mögen.

Die Einziehung der Kirchengüter, welche meistens Klostergüter waren,

betraf besonders bitter den Klosterclerus, der den Namen der schwarzen Geistlichkeit führt im Gegensatze des Weltclerus als weißer Geistlichkeit. Verwahrloster, unglücklicher und gedrückter kann wohl keine Menschenklasse seyn, als die der russischen Mönche; nichtchristliche Völker behandeln den Büßerstand besser und menschlicher, als die orthodoxe Regierung Rußland's. Es gibt salarirte und nichtsalarirte Klöster. Ein salarirter Mönch bekommt jährlich vierzig Papierrubel, eine Nonne zwanzig! Wenn man nun bedenkt, daß die russischen Mönche das strenge Gebot haben, nie Fleisch zu essen, andrerseits die Teiche den Klöstern genommen wurden, und dann diese elende Remuneration erwägt, so kann man sich den Zustand dieser armen Menschen denken. Von einer Seelsorge, einem Einflusse auf die Gemeinde sind sie durch Zwangsgesetze gänzlich getrennt; die Bischöfe selbst haben nicht die geringste Macht über die Klöster, sie handhabt blos der Synod. So verfällt denn der russische Mönchsstand mehr und mehr, was freilich die Absicht der Regierung ist, die, da der Weltclerus vom Cölibatgesetz entbunden, und der Klosterclerus ebendeßhalb früher in größerem Ansehen stand, einen doppelten Zweck erreicht, und erreicht hat durch — Verarmung des Clerus.

Der Weltclerus bietet kein erfreulicheres Bild. In keinem Lande ist die Knechtung der Geistlichen so systematisch und radical durchgeführt, als in Rußland. Vom Synod herab bis zum Landpopen reihen sich die Glieder der großen Sclavenkette. Der Weltclerus ist einflußlos, wie der Klosterclerus, wozu die Beweibtheit nicht wenig beiträgt. Jeder Weltpriester — das ist System der Regierung — muß beweibt seyn, ehe er zur Priesterweihe gelangen kann, wodurch ihm andrerseits die höheren geistlichen Stellen wiederum unzugänglich sind, welche deswegen sehr häufig nur mit Klosterprälaten besetzt werden. Im Falle der Scheidung verliert der Priester sein Priesterthum, und stirbt seine Frau, so muß er sein Amt niederlegen und in ein Kloster gehen. Diese peinlichen Gesetze und Observanzen sind der Fluch, der auf der Aufhebung des Cölibates lastet. Was ein fernerer großer Uebelstand ist, so recrutirt sich der russische Clerus kastenartig fast nur aus seinen eigenen Kindern, denn Gebildete mögen nicht Priester werden!! Gewöhnlich müssen sie auch unter einander heirathen, weil jeder Familienvater von besseren Umständen wegen der schlechten Besoldung und, da im Todesfalle keine Pension gereicht wird, Bedenken trägt, seine Tochter herzugeben. Nicht einmal besondere äußere Achtung genießt der Priester, wenn er sein Amtskleid abgelegt hat. Was seine sonstige bürgerliche Stellung betrifft, so sind die Exemptionen von gewissen Lasten nur dem Scheine nach da. Der Priester soll zwar z. B. keine körperliche Züchtigung erhalten, aber im Falle eines Vergehens wird er erst degradirt und dann geknutet, wie der gemeinste Verbrecher, oder er wird als gemeiner

Soldat in's Militär gesteckt, oder zu harten Arbeiten in die Kronfabriken oder in die sibirischen Bergwerke geschickt. Die öconomische Stellung des Weltpriesters ist die schlechteste; man darf nur erwähnen, daß nach der Säcularisation ein Erzbischof 5000 Papierrubel, ein Bischof 3000, ein gewöhnlicher Pope jährlich im Durchschnitte 77 bis 11 Papierrubel bekommt, und, wenn der Synod in seinen Berichten von der glänzenden Bezahlung der Geistlichen prahlt, so zeugt dies eben nur von Unwahrhaftigkeit, wie in obigem Werke schlagend dargethan ist. Der Landclerus muß eigentlich nur — vom Almosen leben. — Ein schreiender Uebelstand ist ferner, daß es für den ungeheueren Flächenraum zu wenig Geistliche gibt, von denen Einer oft zwanzig Quadratmeilen, zuweilen in rauher und unwirthlicher Gegend zu versehen hat. Die innere Verfassung des Kirchenwesens ist gleichfalls noch roh und unentwickelt; kein Decanats- oder Pfarramtswesen, nicht einmal geregelte Kirchenmatrikeln sind überall vorhanden. Die sogenannten Pfarreibibliotheken, mit deren Anlegung der Synod sich brüstet, bestehen erwiesener Maßen in nichts Anderem, als Katechismen, und da die Geistlichen aus ihren Fonds sie schaffen sollen, so sind sie schon wegen deren Armuth nicht möglich. Daß die Moralität des Clerus auf diese Weise habe sinken müssen, ist erklärlich. Völlerei und Trunkenheit sind besonders bei den üblichen Todtenopfern etwas Gewöhnliches. Und — um sich blos an die Rapporte des Synods selbst zu halten und dem Clerus nicht Unrecht zu thun — so wurden, wie ein Bericht sich ausdrückt, wegen schwerer und Schande bringender Verbrechen 1835 nicht weniger als zweihundertundacht Geistliche degradirt; die Durchschnittssumme der Vergehungen und schlechten Handlungen aber ergibt, daß der sechste Geistliche in Untersuchung war! Doch die Regierung, die durch die Beförderung des Pauperismus und ihr slavisches Princip alles Gute darniederschlägt, ist es hauptsächlich, welche die meiste Schuld an dieser Entsittlichung trägt.

Was die Heerde betrifft, so hat dieselbe die erste Stufe einer wahren gesellschaftlichen und christlichen Civilisation kaum überschritten; und wenn der Synod die Frömmigkeit des heiligen Rußlands und dessen Anhänglichkeit an die Landeskirche nicht genug rühmen kann, so erweiset sich dies weder durch die Einheit im Glauben, noch an der Erfüllung der sacramentalen Pflichten. Der Separatismus wuchert in Rußland auf die enormste Weise, und aus der Communionsstatistik ist zu ersehen, daß unter sechs Gläubigen wenigstens Einer die österliche Pflicht verschmäht. Uneheliche Geburten sind häufig: eine bedeutende Anzahl von Findelhäusern ist nothwendig, um die früher so üblichen Kindermorde zu verhüten.

Die Leibeigenschaft fand leider auch in der russischen Kirche früher

eine Vertreterin, indem dieselbe die von jenem Gudunow 1592 zuerst eingeführte, mit ihrer heiligen Gewalt auf das Verlangen dieses Usurpators in einem feierlichen Concil zu Moskau bestätigte ist, zu einer Zeit gerade, wo durch den Einfluß der katholischen Kirche dieselbe im übrigen christlichen Europa mild geworden war. Das Christenthum widerstrebt einem solchen Institute, eine Menge Concilien beweisen, wie sehr die Kirche an der Abschaffung eines solchen arbeitete, die Kirchenväter predigen laut von der Würde des Menschen, und wie sich Gregor XVI. darüber ausgesprochen, ist bekannt. Sein neuestes Manifest, den Sclavenhandel betreffend, ist als erstes Document obigem Werke angehängt. Die Härte des Gesetzes von 1765 erfüllte die Leibeigenen Rußlands mit Schrecken und führte zu jenen blutigen Auftritten unter Anführung Pugatschew's. Die bekannte Politik der Regierung mag die Sache noch so sehr verdunkeln und verdrehen, es war ein Sclavenkrieg gegen namenlose Mißhandlung der Menschenrechte. Eine wesentliche Verbesserung dieses elenden Zustandes ist auch jetzt noch nicht erfolgt, weder unter Alexander I., noch unter Nicolaus I., worüber sich unser Verfasser in äußerst interessanten Mittheilungen weitläufig und gründlich ausspricht. Ist nicht die in diesem Jahrhundert erst gemachte Anordnung von Militärcolonien nur eine Raffinirung der Leibeigenschaft, vielleicht die allerausgesuchteste? Nur mit Blut konnte sie durchgesetzt werden, die schrecklichen Auftritte zu Nischny-Nowgorod werden noch jetzt im Gedächtnisse von Petersburg seyn. Der Haß gegen dieses Institut ist ja so weit gegangen, daß Väter ihre eigenen Söhne ermordeten, nur um sie demselben zu entziehen. Daß in Rußland die Leibeigenschaft noch besteht, daran ist viel Schuld, daß es sich der römischen Kirche nicht angeschlossen hatte. Man hat dies vielseitig schon anerkannt. So sagt v. Spittler (Geschichte der europäischen Staaten. Theil 4. S. 320, herausgegeben von Wächter. Stuttgart und Tübingen 1823), gewiß kein Lobredner der katholischen Kirche: „für Rußland war es ein großes Unglück, daß nicht die römische, sondern die griechische Religion Nationalreligion wurde," und beweist diese Behauptung mit den triftigsten Gründen.

Was das Sectenwesen in Rußland betrifft, so grassirt dasselbe trotz des größten Terrorismus in einem solchen Maßstabe, wie in keinem andern Lande. Die Irrlehren sind auch ganz anderer Natur, als die im Protestantismus erzeugten, gehören mehr den asiatischen Häresien der ersten Jahrhunderte an, mit den sonderbarsten und verderblichsten Auswüchsen. Man findet in Rußland den crassesten Aberglauben neben dem nackten Unglauben. Die Irrlehren nahmen aber hauptsächlich seit Einführung der Leibeigenschaft im sechszehnten Jahrhundert überhand; sie steht wohl mit dem Separatismus im engsten Zusammenhange. Dieser Gesichtspunkt ist auffallen-

der Weise bisher noch nicht erörtert worden, und doch liegt derselbe so nahe. Durch die Leibeigenschaft entstand ein gewisser Haß gegen die Landeskirche, der sich durch den Separatismus Luft machte; der Leibeigene, nirgends frei, will wenigstens in der Religion frei seyn. Zwar rühmt sich der Synod in seinen Rapporten gegen den Kaiser, das ganze Sectenwesen, und zwar! durch Liebe, Sanftmuth, Macht der Ueberzeugung und der Wahrheit bald ganz zu zerstören; das Alles ist aber eitel Schein. Die Bekehrungsmittel sind Knute, Galgen, Kronfabrik, Bergwerk. Peter der Große errichtete ein Inquisitionstribunal, wovon er Großinquisitor war, und dessen Maßregeln viele Tausende bewogen, sich in türkischen Schutz zu begeben. Unter Paul wurden die Secten eine förmliche, staatsgefährliche Macht; noch jetzt ist dieser Uebelstand nicht beseitigt und nimmt die Aufmerksamkeit Nicolaus I. fortwährend in Anspruch. Der Verfasser unseres Werkes weist den Bericht des Synods, als ob 1839 nur noch 380,000 Ketzer in Rußland da seyen, als unrichtig nach, widerlegt die Gleißnerei von „sanfter Ueberzeugung" und thut dar, wie ein Drittel der russischen Bevölkerung noch ketzerisch sei. Der Protestantismus, in's Land geführt durch die Deutschen, welche Peter der Große der Civilisation wegen hineingezogen hatte, obwohl ihm die Czaren im Ganzen viele Duldung als zerstreuter Confession angedeihen ließen, wird, wie jede andere Confession, freilich nach und nach als Opfer des Russificationssystems der Regierung fallen müssen; übrigens scheinen die Protestanten in Rußland gewissermaßen als Heiden angesehen zu werden, da es bekannt ist, daß die protestantischen Fürstentöchter Deutschlands, welche schon seit geraumer Zeit den moskowitischen Thron zieren, sich unter vielen, sehr vielen, zum Theil beschämenden byzantinisch-theatralischen Ceremonien noch einmal taufen lassen müssen — obwohl diese Wiedertaufe ganz und gar häretisch und erst seit 1620 auf dem Concile zu Moskau eingeführt ist. Man kennt die bittern Briefe des verstorbenen Königs von Preußen, als seine Schwester zur katholischen Kirche zurücktrat — hat ihn der Uebertritt seiner erlauchten Tochter zum griechischen Glauben auch so erbittert? verdient die Wiedertaufe nicht gerechte Mißbilligung als eine crasse Ketzerei gegen alle öcumenischen Concilien?

Seit der Ukas über die Misch-Ehen recht in Ausübung getreten ist, droht dem Protestantismus der baldige Untergang, besonders in den protestantischen Ostseeprovinzen, Est- und Liefland, wo durch die feinsten Machinationen die freiwillig-erzwungene Vereinigung mit der Landeskirche angestrebt wird. Das Werk unseres Verfassers enthält darüber die interessantesten Data. Daß aber eine solche Vereinigung sogar von protestantischen Theologen Deutschland's nicht ungern gesehen, wenigstens nicht im rechten Lichte erblickt werde, bleibt bornirt und schmachvoll. So hat Hr. C. J. Kim-

mel, der protestantischen Theologie Licentiat und Privatdocent an der Hochschule zu Jena, in seiner Dedicationsschrift vom 24. Juni 1843 an den Hrn. Protosow, den schon oft genannten Oberprocuror des h. Synods, dem er seine Herausgabe der „Libri Symbolici Ecclesiae Orientalis" widmete, sich nicht entblödet, gleichsam im Namen der gesammten Protestanten Deutschland's zu Gott zu bitten, daß es Hrn. Protasow unter den Auspicien seines allsiegreichen und weisesten Kaisers gelingen möge, die russische Staatskirche immer mehr und mehr auszubreiten, und alle Völker dieses unermeßlichen Reiches ihr huldigen zu lassen (also natürlich auch die sämmtlichen Protestanten der Ostseeprovinzen? !).

Werfen wir einen Blick auf den Zustand des geistlichen Schul- und Unterrichtswesens in Rußland, so gibt es kaum eine Nation, die so ärmliche kirchliche Literatur aufzuweisen hat. Ueberhaupt haben in allen Zweigen der Wissenschaft nicht Geistliche, sondern Laien, und unter ihnen wiederum fast nur Ausländer, vorzüglich Ruthener, die Bahn gebrochen. Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit war und ist noch unter dem Clerus in Rußland. Es hat eine Zeit gegeben, wo es bekannter Maßen schon genug war, wenn ein Geistlicher nur lesen, schreiben und zur Noth die liturgischen Bücher verstehen konnte; eine Predigt abzuhalten, dazu waren nur wenige Geistliche fähig. Dieser Uebelstand findet sich noch, besonders in der Landgeistlichkeit. Fragt man nach der Quelle desselben, so ist es eben wiederum die Beraubung der Kirche. So wurde für Anstalten zur Bildung des Clerus, wie für Volksschulen und überhaupt Institute zur Unterstützung der nothleidenden Menschheit, lange Zeit hindurch fast gar nicht gesorgt; nicht einmal die hinlängliche Anzahl von Kirchen und Bethäusern, besonders auf dem Lande, wo wegen der Ausgedehntheit der Pfarreien das Uebel noch viel verderblicher ist, ist vorhanden; und ein großer Theil der Kirchen und Klöster, welche der Clerus gegenwärtig besitzt, sind heiliges Besitzthum der katholischen Kirche, welche die Regierung jenem gegeben hat. Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen nennt Hr. Protasow selbst in den Rapporten — sehr offenherzig und mit Aussagen von anderer Seite, wie sogleich bemerkt werden wird, sonderbar contrastirend — noch jung und jugendlich, spricht von großen Plänen und ungeheuerer Thätigkeit. Bedenkt man ferner noch, daß der heil. Synod auch der allgemeine Buchdrucker und Buchhändler für die wissenschaftlich-kirchlichen Bedürfnisse des Clerus und des Volkes sei, und welche Censur da geübt werde, so kann man sich jede weitere Auseinandersetzung füglich ersparen. Unser Verfasser hat sich die Mühe gegeben, den Stand der Volksschulen, höheren Unterrichtsanstalten, der philologischen, theologischen, kirchlichen und Schulbücher-Literatur genauer zu beleuchten; die Nachweise darüber zeigen das ärmlichste Resultat. Wie lächerlich erscheint nach diesem die Phrase, deren sich

der russische Gelehrte von Chevireff in einem Schreiben an Franz Baader bedient: „Der russische Clerus sei in wissenschaftlicher und religiöser Bildung dem besten Clerus von Europa an die Seite zu stellen" — Sed difficile est satyram non scribere! Wie kann der Clerus auf jener hohen Stufe der Bildung stehen, wenn Hr. Protasow selbst gesteht, das Erziehungs- und Unterrichtswesen sei noch jung und jugendlich? Wie ist's möglich — bei einem, zum größten Theile trägen, demoralisirten, bettelarmen Clerus.

Aus diesen Andeutungen wird man auch auf den Stand des Missionswesens schließen können, von dem in den Synodalrapporten demungeachtet so viel Lärm gemacht wird. Hr. Protasow theilt die Nichtchristen darin in drei Abtheilungen: Juden, Muhamedaner und Heiden. Wunderlich klingt es, wenn auch hier von sanften Ueberzeugungsmitteln gesprochen wird, denn wohl in keinem Lande sind die Kinder Israels so verachtet und gedrückt, als in Rußland, und die Knute wird, wie anderwärts, auch bei den Katechesen eine Hauptrolle spielen. Uebrigens fanden der Angabe nach während vier Jahren bei einer Anzahl von Einer Million dieser Religionsgläubigen 1618 Bekehrungen statt, was bei dem gewaltsamen Bekehrungssystem gerade nichts Auffallendes ist. Hartnäckiger und schwerer zugänglich sind die Muhamedaner; an eine aus Ueberzeugung hervorgehende Conversion ist hier kaum zu denken, und es geschieht eine solche gewöhnlich nur dann, wenn der Muhamedaner als Ersatzmann im Heere eintritt, wobei die Taufe vorausgesetzt wird. Gewaltsame Versuche fruchten hier noch weniger, denn diese Söhne der Natur fliehen mit Weib, Gut und Kind sogleich in die Steppen, wie Peter I. und Katharina II. bitter und mit Schaden haben erfahren müssen.

Zum Missionswesen unter den Heiden hat sich die russische Kirche bisher durchaus unfähig erwiesen, aus vielen Gründen; nicht einmal im eigenen Reiche kann sie das Heidenthum ausrotten. Von 1836—1839 sind der Angabe nach 10,289 Seelen bekehrt worden. Welche Kraft hat dagegen die römisch-katholische Kirche entwickelt, welche Institute hat sie in's Leben gerufen, wie hat sie zugleich die Wissenschaft in allen Zweigen bereichert! Von dem Allen finden wir in Rußland nichts. Hier fehlt es ja selbst an Geistlichen, und die zum Missionswerke Verwendeten waren im Durchschnitte unfähig dazu.

Die auswärtigen Verhältnisse der griechischen Kirche betreffend, so versteht Hr. Protasow darunter blos die Unterstützung der anderen morgenländischen Kirchen mit Büchern (!) und mit Geld. Diese Rubrik steht recht leer aus. Nur erwähnt ist noch von Hrn. Protasow im Synodalrapport von 1839 der kaum zehn Familien starken russischen Gemeinde zu Posen

im Königreiche Preußen, gelobt wegen ihrer Festigkeit im Halten an dem Glauben der griechischen Kirche trotz ihrer Armuth. Welche zarte, herzrührende Fürsorge? Oder bedarf es vielleicht der Ueberwachung derselben, als eines kleinen Vorposten der kirchlichen Civilisation Rußland's in Preußen und Deutschland? — — Von den geheimen auswärtigen Verhältnissen in kirchlicher Beziehung kann Hr. Protasow natürlich hier nichts mittheilen. Sonst müßte er ja aus der Schule plaudern, und zwar von den Versuchen, die mit der römischen Kirche unirten Griechen in fernen Nachbarstaaten, in den Donauprovinzen, in Galizien, in Ungarn und Siebenbürgen, in Griechenland, in der Türkei und dem übrigen Morgenlande von dieser Union loszureißen, und so zur politischen Trennung vorzubereiten.

Ueber die Einverleibung der abgefallenen ruthenischen Kirche der polnisch-russischen Provinzen in die Staatskirche Rußland's verbreitet sich unser Verfasser weitläufig. Dieses traurige kirchliche Ereigniß bewog Hrn. Protasow, im Jahre 1839 einen ganz besonderen Synodalrapport darüber zu veröffentlichen, worin mit ekelhafter Phraseologie und heuchlerischer Salbung von einer vermittelst freier Ueberzeugung hervorgegangenen Vereinigung mit der russischen Staatskirche gesprochen wird. Die Welt ist über den Hergang dieses blutigen Ergebnisses hinlänglich aufgeklärt und kennt die abscheulichen Mittel, deren man sich dabei bedient hat. Gregor XVI. hat die Gewaltschritte Rußland's gegen Recht und Gewissen seiner katholischen Unterthanen hinlänglich dargethan: es glaubt sich aber aller Rechtfertigung enthoben, fährt fort, das gesellschaftliche wie religiöse Gebäude der katholischen Kirche in seinen Staaten zu untergraben, und mit bekannter Gleißnerei spricht man von freiwilliger Handlung. Nein! Blutige Gewalt war es, das beweisen die Ukase und Ministerialbefehle, die in dem vorliegenden Werke veröffentlicht und analysirt sind, wiederum zur Genüge; das bewies schon der Verf. des Werkes: „Les Souffrances etc. etc.", das beweisen bis zur letzten Klarheit die Auszüge, welche in unserem Werke in Documenten aus den Berichten des heil. Synods von 1836 bis 1838 geliefert sind (Document Nr. V. und VI.). Hr. Protasow kann es selber nicht läugnen, daß viele Klöster den Katholiken abgenommen und zu orthodoxen Kirchen umgeschaffen wurden, daß man die Unirten ganz auf dem Fuße der Separatisten behandelte, daß man ihre Priester nöthigte, den Gottesdienst nach den Gebräuchen der russischen Kirche einzurichten, daß man ihnen die griechischen Ritualbücher, Gefäße und Gewänder aufdrang, daß man russische Priester — auf Kosten der Fonds der katholisch-ruthenischen Kirche! — besoldend in die unirten Eparchien sendete, um die angebliche Bekehrung zu betreiben, daß man die katholische Jugend in die schismatischen Schulen zu gehen zwang, den Gebrauch der polnischen Sprache hier verbot, Lehrern und Schülern alle katholischen Lehr- und Andachtsbücher

wegnahm, daß man endlich — und das ist die gewaltsamste Maßregel — die gesammte unirte Kirche unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit des heil. Synods setzte, daß man zur Abwechslung auch wohl in die Staatskirche hineinpeitschte und hineinknutete.

Warum kostete die Bekehrung 1838 noch einen wahren Todeskampf, warum mußten die Unirten mit Knute, Bajonette, Degen, Kanonen, Kerker, Verbannung, Einziehung der Güter von der Wahrheit überzeugt werden? Warum fand es der Kaiser für gut, 1840 diese Freiwilligbekehrten durch die alten Strafgesetze gegen den Proselytismus ihrer katholischen Mitbrüder zu schützen (cf. Document VI. §. 6. 7), warum wurden die strengsten Gesetze gegen die katholischen Priester erlassen, die es wagen würden, ehemals Unirte in den Schooß der katholischen Kirche wiederum aufzunehmen? Was nun die Zahl der Einverleibten und verschiedene andere Angaben Herrn Protasow's betrifft, so laufen genug Unwahrheiten unter. Was aber haben nun jene Einverleibten gewonnen? Einige abgefallene Priester erhielten nichtssagende Ehrenkreuze, die übrigen die Bettelarmuth, die Gnade der Gleichstellung mit den übrigen gleichfalls bettelarmen Popen. Ihren Besitz nahm ihnen der Kaiser im Interesse ihrer Frömmigkeit, da die Verwaltung der Güter, wie er sich im Ukas vom 25. Dezember 1841 und 5. Januar 1842 ausdrückt, unverträglich sei mit ihren heiligen Obliegenheiten! Dafür bekommen sie einen fixen Jahresgehalt, d. h. 77 bis 11 Papierrubel jährlich, im Durchschnitt; sie sind nun aller weltlicher Sorge enthoben und können in Frieden ihrem Herrn dienen! Sie haben geglaubt, nun schauen sie.

Wird Rußland nun stehen bleiben nach solchen Handlungen? Das nicht! Gleiche Gewaltthaten werden nun gegen die römischen Katholiken des westlichen Landstrichs und in Polen verübt werden, um auch sie der russischen Czarotheokratie oder Staatskirche zu unterwerfen. Dieser Gegenstand ist in dem Werke: „Neueste Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland", genau erörtert, und nachgewiesen, welche Maßregeln man zur Schismatisirung Polens anwendet, welche jedoch Hr. Protasow wohlweislich verschweigt, wenn er sagt, es nehme die Rechtgläubigkeit immer mehr zu.

Um nun schließlich noch Etwas von den in unserem Werke beigebrachten Documenten zu sagen, die ungemein wichtig sind, und in sehr viele Dinge, worüber man noch im Dunkeln ist, und die von der russischen Politik verwirrt sind, helles Licht bringen, so haben wir es nur mit Aktenstücken zu thun. Das erste Document enthält das Manifest Gregors XVI. vom 3. Dec. 1839 über den Sclavenhandel; das zweite das Rundschreiben des Metropoliten Lewicke in Lemberg vom 10. März 1841, sich beziehend auf den Abfall der unirten Kirche; das dritte das [illegible]

gors XVI. vom 17. Juli 1841 an diesen Metropoliten, worin derselbe vor den russischen Umtrieben gewarnt wird; das vierte die Erläuterungen des Glaubensbekenntnisses der griechisch-morgenländischen Kirche von 1723; das fünfte Auszüge aus den Synodalrapporten der Jahre 1836 bis 1838 über die gewaltsame Schismatisirung der katholisch-ruthenischen Kirche; das sechste Auszüge aus dem Synodalbericht vom Jahre 1839 über die Einverleibung der katholisch-ruthenischen Kirche in die Staatskirche Rußlands; das siebente Auszüge aus dem neuesten Gesetzbuche Rußlands über die bürgerlichen Rechte des Clerus, nämlich der Ordensgeistlichkeit, der Weltgeistlichkeit, der Klöster und bischöflichen Häuser; das achte Auszüge aus dem neuesten Gesetzbuche Rußlands über die Leibeigenschaft; das neunte die russische Bevölkerungstabelle nach der Angabe Herrn von Köppens, Akademikers und Employés im Ministerium der Domänen, aus dem Supplement des Journals von St. Petersburg vom 19. März 1840; das zehnte das Verzeichniß der Kirchen im Jahre 1836; das eilfte das Verzeichniß der Klöster im Jahre 1835 bis 1838, wobei zu bemerken ist, daß die erst 1839 vereinigten Klöster von den Eparchien Weißrußlands und Lithauens in dieser Jahresliste schon im Voraus (!) mit eingerechnet sind; das zwölfte das Verzeichniß der Weltgeistlichkeit im Jahre 1837, wobei ein nicht geringes Deficit an der nothwendigen Zahl der Geistlichen sich ergibt; das dreizehnte das Verzeichniß der Bekehrungen zur russischen Kirche von 1836 bis 1839; das vierzehnte endlich enthält das Verzeichniß der Beichten und Communionen im Jahre 1835, ein Verzeichniß, das zugleich für jeden Statistiker von Wichtigkeit ist, da es über das große Geheimniß der colossalen russischen Bevölkerung vielen Aufschluß gibt, und daraus das unfehlbare Resultat zu ziehen ist, daß die russische Regierung die Bevölkerung wenigstens um zwölf bis fünfzehn Millionen Einwohner höher stellt, als sie wirklich ist.

Dieses Schicksal der russischen Kirche möge jede Confession beherzigen, die sich aus der Einheitlichkeit der römischen Kirche geschieden hat! Jede solche steht auf dem gleichen Boden. Doch nicht so zeigt sich dem russischen Geiste Gegenwart und Zukunft; das beweiset Kamekeff in seiner bekannten Dithyrambe, worin er weissaget von Englands Sturz und Rußlands Weltherrschaft über Meer und Land im fernen Bilde sehen läßt. Wenn dieser Prophet im Angesichte alles dessen, was in Rußland geschah und geschieht, in jener Dithyrambe divinirt, England müsse stürzen: „weil es mit räuberischer Hand die Kirche Gottes geschmiedet habe an den irdischen Thron", so weiß man nicht, ob man dieß gränzenlose Verkehrtheit, oder Gleißnerei, oder Selbsttrug nennen soll nach den Worten: „quos Deus perdere vult, dementat."

IV.

Literatur.

G. Phillips Kirchenrecht. Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Bereits in der ersten Abtheilung war die Lehre von der Ordination begonnen und in Betreff der Fähigkeit und Competenz zur Vollziehung der Weihe dargestellt worden. Hieran reiht sich nunmehr in der so eben fertig gewordenen zweiten Abtheilung die Entwicklung derjenigen Pflichten an, welche der Bischof bei der Ordination zu beobachten hat. Indem die Kirchengesetze natürlich alle unfähigen Personen von dem Empfange der Weihen ausschließen, haben sie außerdem es dem Bischofe zu einer strengen und nicht genug zu beherzigenden Pflicht gemacht, daß er unter den Fähigen eine sehr sorgfältige Auswahl treffe und haben daher eine Mehrzahl von Personen für untauglich erklärt. Die eben darum praktisch sehr wichtige Lehre von der Irregularität, bei welcher es insonderheit auf eine richtige Würdigung der oft irrig als Strafe angesehenen **Irregularitas ex delicto** ankam, bildet den Inhalt der ersten dreizehn Paragraphen (§. 44 bis 56) dieser zweiten Abtheilung. Hieran schließt sich (§. 57. §. 58) die ebenfalls sehr praktische Lehre von dem Ordinationstitel an, die gerade auch für die gegenwärtige Zeit um so mehr einer Aufhellung bedurfte, als sich eine den Kirchengesetzen keineswegs entsprechende Vermischung des **Titulus mensae** mit dem Lebensunterhalt der Emeriten auszubilden angefangen hat. So wie die Kirchengesetze den Bischof dazu anhalten, wohl darauf zu achten, Niemanden ohne Titel zu weihen, so schreiben sie überhaupt das bei der Ordination zu beobachtende Verfahren vor. Nach Erörterung dieses Gegenstandes (§. 59) werden in den noch übrigen Paragraphen die Wirkungen der Ordination in Betracht gezogen, und zwar, nächst den Standesrechten der Cleriker (§. 60), in möglichst gedrängter Kürze der ge-

V.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

V.

Philipp und der schmalkaldische Bund.

(Schluß.)

Wie schwach und unzulänglich auch die ersten Spuren einer katholischen Rückwirkung gegen den Andrang der Revolution seyn mochten, dennoch that schon dieser erste Anschein einer Möglichkeit, daß die Katholiken sich dazu vereinigen könnten: mit gesammter Hand Widerstand zu leisten, wahre Wunder im Lager der Gegenpartei. So groß war die Feigheit des bösen Gewissens, daß derselbe Landgraf Philipp, welcher mit maaßloser Keckheit auf den Krieg gedrungen und den Angriff geleitet hatte, so oft die Uebermacht auf Seiten der Opposition, und keine Gefahr entschlossener Vertheidigung zu besorgen war, jetzt plötzlich in das entgegengesetzte System umsprang, und eine Friedensliebe an den Tag legte, die im allergrellsten Widerspruche nicht nur mit seinem frühern, sondern auch mit dem spätern Benehmen stand, in welches er augenblicklich wieder einlenkte, als die Gefahr vorüber war. Schon auf das Gerücht von den bloßen Vorbereitungen zu einem katholischen

Gegenbunde änderte sich seine Sprache. Auf einem Tage des schmalkaldischen Bundes zu Coburg (August 1537) ließ er erklären: „Ein Angriff von Seiten der Bundesgenossen könne dermalen ohne beständige, tapfere, aufrichtige und lautbare, beweisliche Ursachen mit gutem Gewissen und ohne Unglimpf beim gemeinen Manne nicht geschehen. Eine so große, mit dem Papst, den Bischöfen und Pfaffen zusammenhängende Macht, den Kaiser und König an der Spitze, werde schwerlich zu einem beständigen Frieden gezwungen werden können. — Ausrotten und verjagen könne man die Gegner nicht, sie würden selbst nach einer Niederlage sich erholen, und gelegene Zeit abwarten." Er rieth also erst die Acht und Execution abzuwarten, vor allen Dingen große ausländische Verbindungen (mit Frankreich, Ungarn und der Schweiz anzuknüpfen), beim Kaiser aber den Weg der Unterhandlungen weiter zu verfolgen *). Noch kleinlauter wird die Sprache des Landgrafen, als die christliche Einung wirklich geschlossen ist. „Vor Allem sei nöthig, sicher zu seyn, ob auch die Gegner Gewalt und

*) Rommel (a. a. Ort. S. 220) erklärt diese grelle Sinnesänderung auf eine, auch den mäßigsten Anforderungen der Critik unmöglich genügende Weise. Philipp's kriegerische Stimmung habe sich seit dem würtembergischen Zuge, den münsterischen Unruhen und in Folge mancher Gebrechen des „evangelischen" Bundes merklich geändert. Er habe damals „die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kampf gegen die Verstocktheit der Vorurtheile und die starre Willkühr erstorbener Formen sich nicht mit Kriegsknechten führen lasse, und daß nach einem Faustkampfe, in welchem das allgemeine Elend nicht gehoben würde, jeder Waffenstillstand nur eine Suspension des Rechts des stärkern sei." — Allein Rommel vergaß dabei, daß von dieser angeblichen Ueberzeugung Philipp's noch vor wenigen Monaten (zu Schmalkalden) auch nicht die leiseste Spur zu entdecken, im Gegentheil der Landgraf eifrigst beflissen war, jede Annäherung an den Kaiser und die Kirche unmöglich zu machen. — Eben so rasch hatte er später bei dem Zuge gegen Heinrich von Braunschweig diese „Ueberzeugung" aufgegeben, und wieder mit der frühern kriegerischen Stimmung vertauscht.

Krieg bereiteten, und die Vertheidigung nicht aus menschlicher Leidenschaft, sondern zum Ruhme Gottes und zur Vertheidigung des Glaubens vorzunehmen." Dazu gehörten Beweise von dem Vorhaben der Gegner, auch müsse man die eigenen Kräfte überlegen. „Denn ihre Gegner, Papst, Kaiser, Könige seien so mächtig, daß sie, die Evangelischen, nicht ohne ein Wunder zu retten wären." Selbst einen glücklichen Krieg dürfe man nur benutzen, ehrliche Friedensbedingungen und einige Oerter als Unterpfänder künftiger Sicherheit zu erhalten. Den oberländischen Städten, die für die Auflehnung gegen ihre Bischöfe durch Bucer die Hülfe Philipp's nachsuchten, gab er Rathschläge, welche, wenn er sie selbst im Beginn der Umwälzung nur zur Hälfte befolgt hätte, zuverlässig das Aergerniß in der Geburt erstickt haben würden. Blut zu vergießen um weniger Kirchengüter willen, zu denen die Berechtigung noch zweifelhaft sei, wäre ihrer Lehre ungemäß. Man müsse die Verbreitung des Glaubens, die Verbesserung der Kirche und Kirchendiener nur durch gütliche Mittel suchen. In andern Ländern Kirchenordnungen zu machen, so bald es nicht durch Rathschlag und Ermahnungen geschehen könne, halte er nicht für des Bundes, sondern eher für des Kaisers und Reiches Beruf. „Der Krieg, wo man dem Muthwillen der Knechte sich Preis geben müsse, sei ein schrecklich Ding. Alle neuern Religionskriege, wie die Bauernfehde, Zürich und Münster bewiesen, hätten einen bösen Ausgang. Die Macht ihrer Gegner sei durch Papst, Bischöfe und Pfaffen weit verwickelt. Beim würtembergischen Zuge habe Alles bei ihm allein gestanden, jetzt wollten mehrere befehlen. Viele Köche machten selten eine Suppe. Man müsse nicht den evangelischen Bund für einen Abgott halten; die christlichen Stände hätten nicht immer christliche Bedenken, es liefe viel Zeitliches unter. In der Verpflichtung des Beitrags seien viele säumig, wenn's zum Treffen komme, würden noch mehrere sich zurückziehen, die jetzt des Friedens Tad=

ler wären *). Dem kaiserlichen Vicekanzler macht er wegen Schließung der christlichen Einung die bittersten Vorwürfe.— Wenn ihm auch der Kaiser Solches befohlen habe, so sei es doch nur auf Andringen der Papisten geschehen, und es würde sich gebührt haben, daß er, der (katholische!) Vicekanzler, „sich solcher Befehle als wider Gottes Wort und Willen und gemeinen Frieden verletzlich" entschuldigt, dagegen der Schmalkaldner „aufrichtiges, mündliches und schriftliches Friedenserbieten" berichtet hätte. Man sieht, der „großmüthige" Hauptanstifter des Zerwürfnisses wollte jetzt, wo sich am fernen Horizont ein kleines Wetterwölkchen zeigte, in gerechtem Mißtrauen gegen seine Sache und seine Bundesgenossen geschickt und eiligst untertauchen. — Von begeistertem Glaubensmuth, oder auch nur von kecker Wagelust, wie sie in Franz von Sickingen lebte, oder von jenem Fanatismus, der die Bauern beseelte, auch nicht die leiseste Spur!

Leider hat Karl V., den ein Gewebe von Verrath umstrickt hielt, diese vorübergehende Einschüchterung des Hauptes der außerkirchlichen, politischen Opposition in Deutschland nicht zu benutzen gewußt, vielleicht kraft der Treulosigkeit seiner wichtigsten Organe gar nicht einmal erfahren. Im Gegentheil that das kaiserliche Cabinet Alles, was in seinen Kräften stand, den Muth der Gegner wieder aufzufrischen, die bereits an ihren Rückzug dachten. Während die Genehmigung, welche der Monarch der christlichen Einung am 20. März ertheilt hatte, strenges Geheimniß bleiben sollte und blieb, wurde der Erzbischof von Lund, dessen durch Geld gewonnene Geneigtheit gegen die Neuerer kein Geheimniß war, und der noch in Toledo äußerte: „Alles, was die protestirenden Stände der Geistlichkeit im ganzen Reiche abgenommen hätten, sei kaum drei Haselnüsse werth, und wenn man solches nachlasse, würde guter Friede in Deutschland werden **), — an die schmalkaldischen

*) S. Rommel a. a. O. S. 223.

**) v. Aretin a. a. O. S. 36.

Bundesgenossen abgeordnet. — Mit diesen schloß er zu Frankfurt am 19. April 1539 einen Vertrag, durch welchen dieselben für große Zugeständnisse im Betreff der Kammergerichtsprocesse, die ihnen gemacht wurden, die Fortdauer des Friedens (dessen Aufhebung sie selbst am meisten fürchteten!) auf fünfzehn Monate verwilligten *). Noch mehr! derselbe Gesandte des Kaisers zeigte dem Landgrafen einen Weg, wie sich der bisherige Zustand der Unentschiedenheit, welchem die Außerkirchlichen ihre Triumphe verdankten, in's Ungemessene verlängern ließ. Philipp schöpfte nämlich, wie Rommel berichtet, aus einer Unterredung mit dem eben genannten kaiserlichen General-Orator die neue Hoffnung: daß durch ein freundliches Religionsgespräch, ohne Einfluß des Papstes, bei näherer Erkenntniß der evangelischen Lehre die Haupthindernisse der Vergleichung, das Mißtrauen und die Verläumdung besiegt, und die schroffen Gegensätze beider Parteien aufgehoben würden." Ging der Kaiser in diese, mit feiner Berücksichtigung seiner Leidenschaft für diplomatische Verhandlungen gestellte Falle hinein, so war nicht nur der christlichen Einung vor der Hand ihre Kraft und Bedeutung genommen, und jede von dieser Seite drohende Gefahr vorläufig beseitigt, sondern auch die Katholiken, wenn auf sie der Schein geworfen wurde, als wollten sie mit ihren Gegnern um den Glauben feilschen und markten, in Widerspruch mit sich selbst und ihrer Kirche gebracht. Sehr richtig bemerkt Aretin: daß die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Vergleichs klar am Tage lag, und daß, um sich auf halbem Wege entgegen zu kommen, die Protestanten einen Theil der verlassenen Glaubenssätze wieder annehmen (wozu sie bekanntlich nicht geneigt waren!), die Katholiken einen Theil des bisher Be-

---

*) Ihrem Systeme treu waren der Kurfürst und der Landgraf trotz dieses Friedens selbst durch die flehentlichsten Bitten Sigismund's II. nicht zu bewegen: Hülfe gegen die Türken zu leisten. „Sie zeigten ihm", sagt Rommel, „dagegen ihre eigene verwickelte Lage."

haupteten aufgeben mußten, wodurch sie, da es hier auf ein Mehr oder Weniger nicht ankömmt, aufgehört hätten, Katholiken zu seyn und Protestanten geworden wären. Allein so einleuchtend dieß ist, so gewiß ist es auch, daß dieser Gesichtspunkt nicht der des Kaisers und seiner Räthe war. Aretin vermuthet: Karl V. habe selbst nicht daran geglaubt, daß sich die kirchliche Einigkeit auf diesem Wege wieder herstellen lasse, und es sei ihm nur daran gelegen gewesen, einen provisorischen Zustand der Ruhe und des Friedens herbeizuführen. — Allein die Unterredungen, die der Kaiser mit dem Landgrafen noch auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) pflog, und von welchen Philipp's Tagebuch *) eine lebendige Anschauung gibt, unterstützen diese Ansicht nicht. Vielleicht sind die Motive, welche Karl V. leiteten, gar nicht so tief zu suchen. Schon damals meinten die bayerischen Herzoge, daß der Kaiser: „als der Deutschen Sachen, Gemüths und Wesens zum Theil unerfahren", Etlichen zu viel Glauben geschenkt habe, denen an der Religion und der deutschen Nation Handlungen wenig gelegen." — Die Maxime: Religion und Politik als zwei Gebiete zu behandeln, die Nichts mit einander gemein hätten, that das Uebrige, den Monarchen in eine falsche Richtung zu werfen. Möge übrigens, was in des Kaisers Seele vorging, dahingestellt bleiben; thatsächlich gewiß ist, daß Karl V. auf die dringenden Beschwerden des Papstes und der Katholiken zwar den Frankfurter Vergleich nicht bestätigte, dagegen aber, trotz der Vorstellungen des redlichen, unbestechbaren Vicekanzlers v. Held, mit unglücklicher Beharrlichkeit den Plan verfolgte: durch Religionsgespräche die kirchliche Eintracht wieder herzustellen.

Niemand ergriff begieriger dieses bequeme Mittel endloser Ausflüchte, als der Landgraf Philipp. Ein Schreiben desselben an den Erzbischof von Lund (vom 1. Jänner 1540) gibt ungefähr einen Begriff, auf welches Ziel er bei den bevorste-

*) S. Rommel a. a. O. Anhang S. 232.

henden theologisch-diplomatischen Unterhandlungen hinsteuern wollte. Die Kirchengüter, meint er in diesem Briefe, könnten wieder hergestellt, die Bischöfe selbst mit weltlicher Herrschaft beibehalten werden, „sobald sie nur mit gelehrten und gewissenhaften Unterbischöfen oder Pastoren versehen würden.“ — Landgraf Philipp selbst war bekanntlich nicht abgeneigt, benachbarte Bisthümer, unter solchen Bedingungen, mit nachgebornen Prinzen seines Hauses zu besetzen, wie es später eine gewöhnliche Erwerbungsart geistlicher Territorien von Seiten protestantischer Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts wurde. Nur die geringern Stifter und Klöster, „die doch nur Bauern-Knebel ernährten“, könnten aufgehoben werden. Für dieses Zugeständniß sollten dann aber auch die Katholiken die „reine Lehre“ (Luthers) von der Rechtfertigung annehmen, und sich der guten Werke entschlagen, die Messe im Sinne der Neugläubigen bei sich einführen, d. h. der Sache nach abschaffen, die Priesterehe gestatten, den Papst, „zu dessen Anerkennung das gemeine Volk in Deutschland nicht mehr zu bringen sei“, reformiren oder aufgeben, mit einem Worte: Protestanten werden. Es ist ein schweres Zeugniß gegen die Politik des kaiserlichen Cabinets, und eine Schmach für dessen Unterhändler, daß Philipp solche Vorschläge zu machen wagte. Gewiß ist aber, daß er es um keinen Preis zum Bruche kommen lassen durfte. Denn gerade um diese Zeit war er in einen Handel verwickelt, welcher ihm den Wunsch nahe legte, die Gunst und Duldung des Reichsoberhauptes, es koste was es wolle, zu erringen. Er stand im Begriff, seine berühmte Doppelehe einzugehen, von welcher weiter unten in einem besondern Abschnitt die Rede seyn wird. Zu dieser hatte er die Erlaubniß und Mitwirkung der Häupter der neuen Kirche durch die Drohung erzwungen, daß er von der neugläubigen Partei abfallen und zu den Gegnern übertreten wolle. — Dieß Verhältniß, welches in seinem Entstehen mit den kirchlichen und politischen Verhandlungen dieser Periode nichts zu schaffen hat, gibt den Schlüssel zu dem damaligen, so überaus schmieg-

samen und nachgiebigen Benehmen des Landgrafen, welches sonst ein unerklärbares Räthsel bleibt *). Nachdem er unter dem Schutze des kirchlich-politischen Zwistes, und gedeckt durch eine große, der Neuerung geneigte Partei im Reiche, die Kirche befehdet, ihr Eigenthum geraubt, mit gewaffneter Hand den Landfrieden gebrochen hatte, fürchtete er jetzt, daß der Kaiser ihn bei einem die Sitte und das Gefühl aller europäischen Völker beleidigenden gemeinen Verbrechen fassen, und zur verdienten Strafe ziehen, er aber, selbst von seinen Bundesgenossen verlassen, allein der Rache des mächtigen Monarchen Preis gegeben seyn werde. Daher seine scheinbar große Geneigtheit, sich den Vermittelungsversuchen des Kaisers willfährig zu beweisen, obgleich das damals schon begonnene Attentat gegen Braunschweig-Wolfenbüttel, selbst abgesehen von dem bekannten Charakter des Landgrafen, es unmöglich macht, daran zu glauben, daß seine Friedensliebe mehr als ein Mittel gewesen sei, sich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Am 25. Juni 1540 begann das Religionsgespräch zu Hagenau, ward dann vertagt und nach Worms verlegt, und als es auch dort nicht recht hatte in Gang kommen wollen, an den nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag gezogen, und hier in der That zu Ende gebracht. — Die Geschichte dieser, für die Charakteristik der Glaubensspaltung so überaus wichtigen und lehrreichen Verhandlung **) geht uns hier nur in so fern an, als sie Züge zum Bilde des Landgrafen Philipps liefert. — Dieser nämlich erwies sich auch hier so lange, bis er seinen Zweck erreicht hatte, in einer Weise gefällig für das Lieblingsproject des Kaisers, daß er nunmehr bei seinen Bundesgenossen denselben Verdacht auf sich lud, den er eilf Jahre früher auf dem Reichstage zu Augsburg gegen Melanchthon gehegt hatte.

---

*) So beurtheilte es auch K. A. Menzel Bd. II. S. 179 u. 192.

**) Sie ist ausführlich dargestellt in K. A. Menzel's N. Gesch. d. D. Bd. II.

Während sich in Philipp ein Indifferentismus verkörperte, der seiner Zeit um viele Generationen vorausgeeilt war, repräsentirt der Churfürst Johann Friedrich, — ein Fürst von weniger als mittelmäßigen Geistesgaben, — den Standpunkt der eigensinnigen, hoffärtig-beschränkten, in ihre Lieblingsirrthümer verbissenen Häresie. Auf die Kunde, daß Philipp zu Regensburg mit dem Kaiser in gutem Vernehmen stehe und die Hand zur Religionsvereinigung biete, erklärte der Kurfürst rund heraus: daß bei ihm, durch Verleihung des Allmächtigen, „die Worte von Vergleichung der Religionen" keine Stätte fänden, und daß, wer sich vergleichen wolle, sich mit Gott und seinem Wort vergleichen, d. h. die lutherische Lehre annehmen solle. Selbst das Verlangen Granvella's: daß die Protestanten ein Verzeichniß der in der katholischen Kirche stattfindenden Mißbräuche einreichen möchten, damit man sich darüber besprechen könne, erbitterte ihn. „Die Bischöfe möchten sich um ihre Mißbräuche bekümmern; die Evangelischen hätten sich längst von denselben gereinigt." — Luther aber meldete dem Kanzler des Kurfürsten, daß er dem Landgrafen und Bucer nichts mehr vertrauen wolle. „Ich sorge, der Landgraf lasse sich ziehen und zöge uns gerne mit sich. Aber er hat uns (meine ich) wohl genug gezogen in seiner Sache; er soll mich nicht mehr ziehen. Eher wollte ich die Sache wieder zu mir nehmen, und allein, wie im Anfange stehen." Dem sächsischen Reformator war es wirklich darum zu thun, daß er seine Theorie vom Glauben, der ohne Werke selig mache, gegen die Kirche durchsetze; Philipp dagegen war dieses falsche Dogma im Grunde eben so gleichgültig, wie das wahre; der Religionsstreit war ihm lediglich ein Mittel zur Beförderung seiner ehrgeizigen oder fleischlichen Privatinteressen. Dieser, auch in andern Individualitäten jener Zeit hervortretende Gegensatz zwischen Häresie und vollendetem Unglauben muß aber bei der Erklärung der damaligen Zustände nie aus dem Auge verloren werden.

Die Annäherung zwischen dem Landgrafen und dem Kaiser

führte endlich zu einem, am 13. Juni 1541 zwischen beiden abgeschlossenen geheimen Vertrage*), der ein helles, wenn gleich nach den bisherigen Vorgängen keineswegs mehr überraschendes Licht auf die Politik des einen wie des andern wirft. Landgraf Philipp macht sich hierdurch anheischig, die Religionsvergleichung auf dem gegenwärtigen Reichstag zu fördern, so viel er mit gutem Gewissen thun kann. Eben so will er auf allen Reichstagen des Kaisers und seines Bruders Erblande und des Reiches Sachen fördern, so viel er mit Ehren kann. Er will dem römischen Könige anhängen, und ihn anerkennen, wenn Karl mit Tode abgehen sollte, auch dazu seine Freunde und Gesippte bewegen; kein Bündniß mit Frankreich oder andern auswärtigen Potentaten schließen, noch zulassen, daß Frankreich oder Cleve in den evangelischen Bund aufgenommen werde; es verhindern, daß Herzog Moritz sich mit diesen Mächten gegen den Kaiser und seinen Bruder verbinde, und jenen in seiner Treue erhalten, auch dasselbe bei Herzog Ulrich von Würtemberg bewirken. Er will ferner alle Praktiken im Reiche für Frankreich abwenden. In dem wegen der Geldernschen Erbschaft zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Cleve obwaltenden Zerwürfnisse will der Landgraf nicht Partei nehmen, auch sich den andern Reichsständen gleich halten, wenn sie dem Kaiser Hülfe bewilligen. Im Fall der Kaiser und seine Erblande überzogen werden, und jener des Landgrafen Dienst um ehrliche Besoldung begehrt, will sich der Landgraf bedenken, und entweder selbst, oder durch seine Hauptleute Theil nehmen. Der Landgraf versichert ferner, mit England in keinem Bündnisse zu stehen, will auch keines ohne des Kaisers Zulassung annehmen, und nicht zugeben: daß der König in den Schmalkaldischen oder einen andern, dem Kaiser widerwärtigen Bund trete; deßgleichen will er kein Kriegsvolk aus seinen oder andern deutschen Landen für Frankreich gegen den Kaiser und seine Schwester, die Statthalterin der Niederlande, zugehen

*) S. Rommel Anhang Bd. IV. S. 234.

lassen. Dagegen nimmt ihn der Kaiser aus besonderer, gnädiger Zuneigung, aus Liebe und Freundschaft in seine Gnade und Freundschaft, und mit Einschluß seines Landes in seinen guten Schutz, und läßt ihm nach und verzeiht, was er wider ihn, seinen Bruder, oder Jemand anders in Betreff des Kaisers, oder wider kaiserliche Gesetze und Rechte, und des Reichs Ordnung bis auf selbigen Tag öffentlich oder heimlich gehandelt, oder gehandelt zu haben erachtet wird, weßhalb weder der Kaiser, noch sein Bruder, noch der Reichs-Fiscal gegen den Landgrafen, sein Land, seine Würde u. s. w. etwas vornehmen soll. — Durch diese letztere Bestimmung, deren Beziehung auf Philipp's Bigamie nicht zu verkennen ist, ward der Landgraf stillschweigend von aller und jeder deßfallsigen Sorge befreit, und gegen jeden gerichtlichen Anspruch sicher gestellt. Er hatte für diesen Preis sich hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen anheischig gemacht, die Ausschließung aller fremden Potentaten vom schmalkaldischen Bunde zu bewirken, und den Herzog von Cleve fallen zu lassen. Dadurch hatte er augenscheinlich das Interesse der Protestanten an Karl V. verrathen, der hiernach den erwähnten Traktat für einen großen Triumph seiner Diplomatie ansehen und wirklich glauben mochte: den Landgrafen unauflöslich an sein politisches Interesse gekettet zu haben. Allein dieß war eine arge Täuschung, so groß, daß kaum zu begreifen ist, wie sich ein Staatsmann von der geistigen Bedeutung des Kaisers ihr hingeben konnte. In dem Vertrage finden sich nämlich gewisse Clauseln, wodurch der Lieblingsansicht des Monarchen gemäß die beiden Gebiete des Religionsstreites und der damals obschwebenden, politischen Fragen scharf auseinander gehalten werden. Landgraf Philipp verspricht: sich als gehorsamer Fürst und Lehensmann gegen den Kaiser und seinen Bruder zu halten. Jedoch werden namentlich und ausdrücklich die Religionssache, der schmalkaldische Bund, „und andere von Augsburgischen Confessionsverwandten noch aufzurichtende Bünde" ausgenommen. „Es soll insbesondere in der Religionssache

nichts particulariter gegen den Landgrafen vorgenommen werden, es wäre denn, daß von wegen der Religion gegen alle protestantes ein gemein Krieg bewegt würde." Der Sache nach war also, da sich in der Wirklichkeit doch Alles um die Religionsfrage drehte, und jene Sonderung, die der Kaiser beabsichtigte, gegen die Natur der damaligen Verhältnisse stritt, dem Landgrafen das Recht vorbehalten, sich, unbeschadet dieses Vertrages, jeden Augenblick, unter dem immer bereit liegenden Vorwande der Religion, von den übernommenen Verpflichtungen gegen den Kaiser loszusagen. — Ihm aber war durch die unbedingt ertheilte kaiserliche Amnestie die Kriminalklage wegen seiner Doppelehe erlassen, und somit eine Waffe, deren Gewicht der Kaiser nicht beachtet zu haben scheint, ohne den geringsten Gegenvortheil aus den Händen gegeben. Ja! es war in diesem Vertrage dem unternehmendsten Gegner der katholischen Sache eine Anerkennung und ein Freibrief für seine gesammte, widerrechtliche Stellung ertheilt.

Der eben erwähnte Vertrag war nicht einmal die schmerzlichste Wunde, welche der Reichstag von 1541 der katholischen Sache in Deutschland schlug. Das kaiserliche Ansehn sollte noch schonungsloser Preis gegeben werden. Das Religionsgespräch und mit ihm der Reichstag zu Regensburg war, wie es die bayerischen Herzoge von Anfang vorhergesagt, ohne das geringste, günstige Ergebniß zu Ende gegangen, weniger durch Schuld der Hartnäckigkeit Luthers und seines Kurfürsten, als weil Karl V. das Unmögliche versucht, Unvereinbares hatte vereinen wollen. Der Kaiser war dadurch in Gefahr gerathen, gar keinen Reichsabschied zu Stande zu bringen. Dennoch bedurfte er jetzt dringender, als je, der Türkenhülfe. Der einzige Ausweg war also, das wenigstens vorläufige Aufgeben der Religionsgespräche, und die Verweisung der theologischen Verhandlungen an das künftige Concilium, wodurch der Kaiser, den Verlust an Zeit, Macht und Ansehen abgerechnet, auf denselben Standpunkt zurückkehrte, von welchem er vor dem Augsburger Reichstage ausgegangen war, — während die Pro-

testanten durch die beharrliche Ablehnung der richterlichen Gewalt eines vom Oberhaupte der Kirche berufenen Conciliums, einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hatten. Unter diesen Umständen war die Zustandebringung eines Reichsabschiedes die einzige Sorge, die den Monarchen beschäftigte, und er entledigte sich derselben in einer Weise, die seine Staatskunst in das möglichst ungünstige Licht stellt. Der den Ständen vorgelegte Entwurf eines Reichsabschiedes war so gefaßt, daß, wie sich mit Gewißheit hatte voraussehen lassen, die Protestanten sich seiner Annahme weigerten. In Folge dessen verstand sich der Kaiser dazu: den letztern heimlich und ohne Vorwissen der katholischen Stände eine besondere Declaration auszustellen, worin der Reichsabschied auf eine, von den Protestanten angegebene, seinem Wortlaute widersprechende, dem katholischen Interesse entschieden verderbliche Weise interpretirt, der Opposition aber mehr als in irgend einem frühern Vergleiche eingeräumt ward. So war, um ein Beispiel hervorzuheben, in dem Texte des Reichsabschiedes der Nürnberger Friede mit dem Zusatze bestätigt: daß keine Klosterkirchen weiter zerbrochen und abgethan werden sollten. Die geheime Declaration fügte hiezu als Clausel den Satz: „unbegeben einer jeden Obrigkeit, hinter denen sie gelegen, dieselben zur christlichen Reformation anzuhalten." In dieser Weise durch geheime Vorbehalte zu Gunsten der Außerkirchlichen umgestaltet, ward der Abschied am 29. Juli 1541 von Karl V. unterzeichnet. Aber bei dieser Täuschung der katholischen Stände behielt es nicht einmal sein Bewenden. Der Kaiser schloß an demselben Tage mit dem päpstlichen Nuntius und den katholischen Fürsten einen Vertrag, der seinen Worten nach eine Erneuerung der „christlichen Einung" bezweckte, dessen wahre Absicht jedoch gewesen zu seyn scheint, durch Einflechtung einer scheinbar unverfänglichen Nebenbestimmung den Katholiken in ihrer etwaigen Thätigkeit gegen die Opposition die Hände zu binden. Es ward bestimmt: daß keines der Mitglieder der christlichen Einung einer der protestirenden Stände oder dessen Unterthanen, gegen den auf diesem

Reichstage eingegangenen und erneuerten Frieden (contra pacem hac Diaeta denuo initam ac renovatam *) mit Krieg überziehen oder beschädigen solle. Natürlich konnten der päpstliche Nuntius und die katholischen Stände hierunter nur jenen, mit ihrer Zustimmung abgefaßten Reichsabschied verstehen, da sie von der Auslegung nichts wußten, welche den Protestanten ganz andere Concessionen machte. Wie groß aber mußte, sagt Aretin mit vollem Rechte, ihr Erstaunen seyn, als sie Kenntniß von jener besondern Declaration erhielten, welche der Kaiser ohne ihr Vorwissen den Gegnern gegeben hatte. Das Ergebniß läßt sich denken. Der Kaiser verlor das Vertrauen der Katholiken, ohne das der Protestanten zu gewinnen; der Papst versagte dem Vertrage seine Ratification, und der katholische Bund in Deutschland sank zu völliger Nullität herab.

Durch solche Opfer hatte der Kaiser freilich seinen nächsten Zweck erreicht, aber den Segen des Himmels für seine Unternehmung verloren. Der Reichstag war zu Ende gebracht, die Reichsstände hatten eine Geldhülfe zur Anwerbung eines Heeres gegen die Türken bewilligt. Aber noch ehe dieses Ungarn erreichte, war K. Ferdinand's Heer von den Türken geschlagen, wodurch die um so hohen Preis erkaufte Reichshülfe sich bewogen fand, unverrichteter Sache wieder umzukehren. — Auch die weitere, auf dem Reichstage zu Speier (1542) zögernd versprochene und verdrossen geleistete Hülfe änderte diesen Zustand nicht. Deutschland war hierdurch der Gefahr eines türkischen Einfalls mehr als jemals bloßgestellt, und diesen Moment der Bedrängniß benutzte Philipp von Hessen, unangesehen die Verträge, durch welche der Kaiser in unbegreiflicher Verblendung ihn binden zu können gemeint hatte, zu einem neuen entschiedenen Schlage von der Art des früher gegen Würtemberg geführten.

Die Händel des Landgrafen mit Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel beginnen bereits im Jahre 1539,

*) S. v. Aretin a. a. O. S. 51.

zu einer Zeit, wo Philipp, nach einer andern Seite hin scheinbar von friedseliger Milde überfloß. Der Erzbischof von Lund, Karls V. Minister, der allgemeinen Meinung der Zeitgenossen nach im geheimen Sold des Landgrafen und jedenfalls ein Verräther an der katholischen Sache, berichtete jenem um diese Zeit, daß die Genossen des katholischen Bundes, und unter ihnen der Herzog Heinrich, sich gegen die schmalkaldischen Bundesverwandten rüsteten. Um sich hierüber Aufschluß zu verschaffen, griff Philipp einen Schreiber des Herzogs, den dieser mit Briefschaften an den Vicekanzler v. Held und den Erzbischof von Mainz gesandt hatte, als ihm derselbe auf seinem Grunde und Boden im Kauffinger Walde begegnete, auf, bemächtigte sich seiner Papiere, erbrach die Credenzbriefe, und zwang den Boten, ihm die Heimlichkeiten seines Herrn zu offenbaren. Wichtige Aufschlüsse gewann Philipp auf diesem Wege freilich nicht *), aber seine Gewaltthat wurde die Veranlassung zu einem, in öffentlichen Druckschriften geführten Streite zwischen dem Herzoge von Braunschweig und den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, welcher alsbald, zumal nachdem auch Luther die rohe Gemeinheit seiner Polemik eingemischt hatte, in einem Tone geführt ward, der bisher unter deutschen Fürsten nicht üblich gewesen war.

Inzwischen beeilte sich die Statthalterin der Niederlande dem Friedensbruche Philipps nach besten Kräften bei ihrem kaiserlichen Bruder das Wort zu reden. Sie sandte den Conrad Schepper, einen gewandten Diplomaten aus der Schule des Erzbischofs von Lund nach Toledo, um die Sache des

*) Wenn der Herzog an den Erzbischof schrieb: „der Landgraf werde nächstens toll werden, er sei es bereits über die Hälfte u. dgl.“, so war dieß gewiß eine im hohen Grade beleidigende Privatmeinung des Briefstellers, aber kein hinreichendes Motiv zur Rechtfertigung des Friedensbruches. Eben so wenig kann dieß von der, an den Vicekanzler gerichteten Aufforderung gesagt werden: daß man dem Landgrafen Stillstand seiner Rüstungen gebieten, und im Weigerungsfalle gegen ihn auf die Acht procediren solle.

Landgrafen bei Karl V. nach besten Kräften zu vertreten. Gerade damals wurde dort von bayerischer Seite die kaiserliche Ratification der christlichen Einung betrieben. Der zu diesem Zwecke nach Toledo gesandte bayerische Secretär Bonacorsi (besorgt: daß die Bemühungen des Agenten der Königin Maria dem ohnedieß an jenem Hofe so schwach vertretenen katholischen Interesse neue Hindernisse in den Weg wälzen könnten) schreibt nach Hause: „Ich weiß, daß der Cornelius Geld vom Hessen empfangen hat.“ In einem spätern Briefe entwirft er folgende Charakteristik der auf Trennung der Politik von der Religion gegründeten Diplomatie in der Umgebung des Kaisers: „Ich besorge, die Handlung des von Lund und des Schelmen Cornelii Scepperi mochte vielleicht eine große Verhinderung bringen; denn die Gewaltigen an diesem Hofe haben gern Geld, und fördern um Geldes wegen alle Sachen, sie seien mit Gott, oder wider Gott.“

Unterdessen erreichte die Erbitterung zwischen dem Landgrafen und dem Herzoge von Wolfenbüttel ihren höchsten Grad. Es gab kein Schimpfwort, welches in den Schmähschriften Luthers gegen den Herzog nicht gebraucht, kein Verbrechen, welches ihm nicht vorgeworfen wäre. Beide Theile drangen auf dem Reichstage (1541) auf Entscheidung des Kaisers. Dieser aber begnügte sich im Geiste seines diplomatischen Systems, beiden Theilen während des Reichstages Stillschweigen aufzuerlegen. Später ernannte er, auf Andringen des Landgrafen, eine Commission, gegen deren Einschreiten aber wieder, weil die Competenz in ihren Rechten nicht gegründet sei, auf Ersuchen des Herzogs, das ordentliche Reichsgericht Einsprache that. So glimmte der Zunder eines neuen Krieges fort, bis die Zwistigkeiten des Herzogs Heinrich mit den Städten Braunschweig und Goslar das Feuer zur hellen Flamme anfachten. Braunschweig, eine mächtige, faktisch beinahe unabhängige, dem Rechte nach aber landesfürstliche Stadt hatte sich, wider den Willen ihres Herren, in den Schmalkaldischen

Bund begeben, den katholischen Gottesdienst in den städtischen Stiftern und Klöstern unterdrückt, die Türkenhülfe aus falschem Religionseifer verweigert, und des Herzogs Unterthanen in jeder Weise gegen ihren Herrn aufzuwiegeln gesucht. Ein kaiserliches Mandat gebot ihr, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, aber die Stadt verweigerte, auf die Hülfe des schmalkaldischen Bundes zählend, den Gehorsam, und ließ es auf die Gewalt ankommen. — Goslar war vom Kammergericht in die Acht erklärt, und der Herzog mit der Execution beauftragt. Allein diese war vom Kaiser in der oben erwähnten, zu Regensburg den Protestanten ertheilten Declaration suspendirt. Herzog Heinrich nahm daher von dieser, als von einer bloß auf kirchlicher Machtvollkommenheit beruhenden, ungesetzlichen Verfügung aus dem Grunde keine Kenntniß, weil die Vollziehung einer gerichtlich ausgesprochenen Reichsacht nur von dem ganzen Reiche, und mit Einwilligung der Gegenpartei ausgesprochen werden könne. — Gestützt auf diese Gründe, begann er die Feindseligkeiten gegen beide Städte, beging aber den großen politischen Fehler, sich nicht auf die bewaffnete Einmischung des schmalkaldischen Bundes gefaßt zu halten. So geschah es, daß der Landgraf Philipp und der Kurfürst von Sachsen, als sie Mitte Juli 1542 mit einem Heere von 20000 Mann in das Land einfielen, dieses fast ohne Widerstand in Besitz nehmen konnten, während der Herzog mit seinem Sohne nach Bayern entfloh. Auf seine Klage erließ zwar der römische König und die Reichsgerichte die dringendsten Inhibitorien an die Schmalkaldner, aber der Landgraf ließ sich dadurch in der Belagerung von Wolfenbüttel, mit welcher ihn die an ihn gesandten Commissarien des Reiches beschäftigt fanden, nicht stören. Die Verbündeten eroberten in vierzehn Tagen das Land, ließen es in ihrem Namen verwalten, und führten, wie in Würtemberg, die neue Lehre und den protestantischen Gottesdienst ein. Zugleich erklärten sie den Herzogen von Bayern, die sich für ihren vertriebenen Bundesgenossen verwendeten, daß sie es diesem nie, wohl aber seinen Söhnen gegen Erle-

gung einer Million, die sie angeblich für Kriegskosten verwendet, zurückgeben wollten. König Ferdinand aber, der damals schon dem später so allgemein befolgten Systeme der Anerkennung nicht des bessern Rechts, sondern der „vollendeten Thatsachen" huldigte, ertheilte alsbald den Häuptern des schmalkaldischen Bundes einen Sicherheitsbrief des Inhalts: daß gegen sie und ihre Einungsverwandten vor gütlicher oder rechtlicher Erörterung der Sache nichts vorgenommen werden solle. Zwar erließ das Reichskammergericht ein nochmaliges Mandat: den Herzog Heinrich, bei Strafe der Acht, wieder einzusetzen; aber dieser Befehl hatte keine andere Folge, als daß zuerst der Landgraf, dann auf einem Convente zu Schweinfurt der ganze Bund dem Kammergerichte, nunmehr ohne alle Einschränkung, den Gehorsam aufkündigte. — Unter den Gründen dieser Recusation wurde insbesondere aufgeführt, daß alle Personen jenes Gerichts ihnen zum höchsten zuwider, parteilich, sorglich, verdächtig, beschwerlich und neidlich, „weil sie insgesammt einer andern (nämlich der katholischen) Religion zugethan seien." — Da begreiflicherweise die Katholiken dieses Argument jedem etwa mit Außerkirchlichen besetzten Reichsgerichten zurückgeben konnten, so war hiermit die Möglichkeit: daß beide Religionstheile in einem Staatsverbande friedlich neben einander leben konnten, auch dem Princip nach aufgehoben.

Mit dem Gelingen des Zuges nach Braunschweig hatte die Macht des schmalkaldischen Bundes ihren höchsten Gipfel erreicht. Die katholische Einung war in dem einen seiner beiden obersten Hauptleute durch einen offenen Friedensbruch verletzt, ein katholischer Reichsfürst von den Neugläubigen eigenmächtig aus seinem Erbe vertrieben, ohne daß von Bestrafung des Frevels, oder selbst nur von Vertheidigung der katholischen Interessen gegen rohe Gewalt im Reiche die Rede war. Faktisch und moralisch war somit die „christliche Einung" aufgelöst. Auf der andern Seite bewirkten, wie K. A. Menzel richtig sagt, die Vortheile, welche die neue Kirchenverfassung

den weltlichen Obrigkeiten darbot, daß eine nach der andern es unternahm, sich dieselben anzueignen. In mehreren wichtigen Städten (Magdeburg, Hildesheim, Mainz u. s. w.), und manchen Territorien weltlicher Fürsten (wie Pfalz-Neuburg und Cleve) wurde um jene Zeit die „Reformation" von den Landesherren oder Magistraten durch polizeilichen Zwang eingeführt, der katholische Gottesdienst der Altgläubigen bei Strafe verboten. Aber das Uebel griff auch in die geistlichen Länder hinüber. Bereits im Jahre **1541** hatte der Kurfürst von Sachsen das ihm bequem gelegene, reichsunmittelbare Gebiet des Bischofs von Naumburg in Besitz genommen, und ohne Rücksicht auf die Wahl des katholischen Kapitels den damals gerade erledigten Stuhl mit einem lutherischen Prädicanten besetzt, dem für seine Dienste ein jährlicher Lohn von sechshundert Gulden ward, während der Kurfürst die reichen bischöflichen Einkünfte ohne weiteres zu seiner Kammer zog. Magdeburg, Halle und Halberstadt, die dem Kurfürsten Albrecht von Mainz gehörten, waren einem erbitterten Lutherthume verfallen; der Bischof von Münster, welcher der verderblichen deutschen Praxis gemäß die Bisthümer Osnabrück und Minden in seiner Person cumulirt hatte, schickte sich zum Abfall an, und ward nur durch die münsterischen Stände von diesem zurückgehalten. Der Erzbischof von Cöln endlich hatte bereits seine Eide gebrochen, und war nur noch mit seinem Domkapitel und dem streng gläubigen Magistrate von Cöln in einem Kampfe um die Durchführung oder Hemmung der vorgeblichen Reformation begriffen. Neuere Schriftsteller haben unter solchen Umständen die Frage aufgeworfen: warum die Schmalkaldner den günstigen Augenblick nicht benutzt, und die Waffen in der Hand, dem Kaiser und Reiche die Gewährung aller ihrer Forderungen abgedrungen haben? — Allein die Antwort liegt nahe: Einestheils hätten sich die Verbündeten kaum über das, was sie nicht wollten, geschweige denn über eine positive Formulirung ihrer Wünsche verständigen können. Andererseits mochte Philipp, der die katholische Sache kaum

noch von Bayern vertreten sah, mit Gewißheit darauf rechnen, daß, wenn Karl V. sein bisher politisches System verfolgte, dem schmalkaldischen Bunde binnen wenigen Jahren, ohne Schwertstreich, nothwendig die Alleinherrschaft in Deutschland zugefallen seyn werde. Wie gering der Landgraf die im Reiche noch vorhandene, katholische Gesinnung anschlug, beweist eine zugleich vom plattesten Indifferentismus zeugende Aeußerung, die er um dieselbe Zeit (1543) in einem Briefe an den Herzog Wilhelm von Bayern that: er (der Herzog) möge, nach den Worten des Demosthenes an die Athener, „zusehen, daß er nicht, indem er den Himmel bewahre, die Erde verliere." Zugleich legte er den (freilich chimärischen) Plan, den Kaiser selbst in eine Unternehmung gegen den Papst zu verflechten, wodurch sich jener, ohne weitere große Bemühung der Schmalkaldner, seinen eigenen Untergang bereitet hätte *).

Wenn etwa die damalige katholische Welt erwartet hätte, daß das Attentat gegen Braunschweig das System des Kaisers ändern, ihn aus seiner einmal gewählten Apathie herausbringen müsse, so wäre dieß eine schwere Täuschung gewesen. Der Kaiser, noch dazu gedrängt durch die fortwährende, große, ihm von Türken und Franzosen drohende Gefahr, setzte seine friedliche Concessions- und Vermittelungspolitik in Beziehung auf Deutschland ruhig fort, und hielt, bis unmittelbar vor dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, mit eiserner Beharrlichkeit an seinem Systeme fest, trotz der schlagendsten Erfahrungen, die er in Betreff des Charakters der protestirenden Partei und der Führer täglich zu machen Gelegenheit hatte. — Daß dieser Nachgiebigkeit keine Neigung für den Protestantismus zu Grunde lag, welcher damals und später auf manche

*) Dieser Plan ist dargelegt in einem höchst lesenswerthen Schreiben des Landgrafen vom 30. November 1543 an den geheimen Rath des Herzogs Moritz von Sachsen, Georg von Carlowitz. Rommel Urkundenband S. 90, 91.

andere Glieder seines Hauses so verderblichen Einfluß übte! — ist schon früher erwähnt. Aus der Furcht vor der Macht der Schmalkaldner läßt sich das Unbegreifliche im Verfahren des Kaisers auch nicht erklären, da sein ganzes Leben davon Zeugniß gibt, daß ein altritterlicher, jede Gefahr verachtender Sinn ihm, wenn es galt, keineswegs fremd war. Die äußern Verwickelungen hätte er, wie er es später wirklich that, mit leichter Mühe so lange beseitigen können, bis er die rebellische Opposition im Reiche unschädlich gemacht, sich im eigenen Hause Ruhe verschafft, und dadurch eben gegen Türken und Franzosen freie Hand gewonnen hätte. — Daß er diesen Weg nicht ging, ist, wie gesagt, ein Räthsel, und das lösende Wort desselben dürfte vielleicht allein in jener großen, mit fast apathischer Leidenschaftslosigkeit gepaarten, geistigen Unbeweglichkeit des Kaisers liegen, von welcher Papst Paul III. zu sagen pflegte: der Kaiser müsse immer erst einige Stöße bekommen, ehe er handle; und der römische König Ferdinand: sein Bruder sei schwer auf den Esel zu bringen, säße er aber darauf, noch schwerer herunter.

Kraft dieser Eigenthümlichkeit im Charakter des Monarchen wurden die so oft gescheiterten diplomatischen Verhandlungen in altgewohnter Weise, wie wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre, mit unermüdlicher Geduld ruhig fortgesetzt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1543) bemühte sich K. Ferdinand, dem seines Orts nur an der Türkenhülfe gelegen war, im Verein mit den Protestanten, wie wohl vergebens, durch den Reichstag die Bestätigung der im Jahre 1541 ihnen ertheilten, damals geheim gehaltenen Declaration zu erwirken. Auch Karl V. selbst, der in demselben Jahre an der Spitze eines aus Spaniern und Italiänern bestehenden Heeres nach Deutschland kam, unterwarf zwar den mit Frankreich verbündeten Herzog von Cleve, ließ aber in seinem Verhalten gegen den schmalkaldischen Bund nicht die geringste Veränderung blicken. — Ja, er behandelte, während er sich in Italien gegen den Papst mit kaum verhehltem Mißtrauen und sichtbarer Kälte

benommen, und dadurch Veranlassung zur Aufschiebung des Concils gegeben hatte, die deutsche Opposition fast noch freundlicher, als früher. Hatte doch die Schwester des Kaisers, die Königin Marie, gleich nach der Eroberung von Wolfenbüttel den schon früher genannten diplomatischen Vertrauten, Cornelius Scepper, an den Landgrafen geschickt, um ihn zur Stellung eines Hülfsheeres für den Kaiser beim Kriege gegen Frankreich zu vermögen, was Philipp freilich mit dem Bemerken ablehnte, daß er sich dadurch die Feindschaft deutscher Nation, und den Haß der Protestanten zuziehen würde *). Es war in denselben Kreisen sogar die Rede davon, das Haupt der außerkirchlichen Faction zum obersten Anführer in jenem Feldzuge zu ernennen. Darauf deutet (im Februar 1543) die Aeußerung Granvella's an die hessischen Gesandten auf dem Reichstage zu Nürnberg: daß der Kaiser jetzt gesonnen sei, das Hauptkommando gegen Frankreich selbst zu führen, und daß der Landgraf, dem ein untergeordneter Befehl nicht genehm seyn werde, „statt dessen Deutschland unter des Kaisers Autorität in Ordnung halten" möge; nach dem Ende des Krieges werde der Kaiser mit ihm und dessen Eidam, Moritz, die Religionssache schlichten **). Daß diese Politik Karl's V. und seines Cabinets (wie selbst K. A. Menzel annimmt) ein schlau berechnetes Spiel gewesen sei, „durch eine Mischung von Freundlichkeit und Festigkeit die schwankenden Gegner zu keinem Entschlusse kommen zu lassen", scheint uns unter allen möglichen Versuchen das allerdings räthselhafte Benehmen des Kaisers zu erklären der unglücklichste. Wer bei dieser Politik allein gewann, war der schmalkaldische Bund und die Glaubensneuerung; wer unausgesetzt verlor und den Kürzern gezogen hatte, der Kaiser und die katholische Sache. Hört man dagegen auf, hinter diesem Systeme eine tief berechnete Klugheit zu suchen, nimmt man dasselbe einfach für das,

*) S. Rommel Bd. IV. S. 262.
**) S. Rommel Bd. IV. S. 262.

was es ist, für einen, aus der Eigenthümlichkeit des Monarchen fließenden, großen, politischen Fehler desselben, der durch gemeinen Verrath seiner bestochenen Räthe ausgebeutet ward, so ist das Problem vielleicht am genügendsten und einfachsten gelöst. — Gewiß ist wenigstens: wenn das Benehmen des Kaisers, die Interessen der Kirche Preis zu geben, bloß eine angenommene Rolle war, so spielte er diese so natürlich, daß er die Katholiken mehr noch, als die Protestanten täuschte, und ihnen Klagen abnöthigte, die nur allzu ernstlich gemeint waren.

Das anschaulichste Bild der damaligen Lage der Dinge und des theils vom Kaiser gewählten, theils ihm abgelisteten, politischen Systems liefert die Geschichte des, im Februar 1544 begonnenen Reichstags zu Speyer. Hätte der Monarch schon, als er nach Deutschland zurückkehrte, den Gesandten des schmalkaldischen Bundes die mündliche Zusicherung ertheilt, daß er sich die Sache des vertriebenen Herzogs von Braunschweig nicht sehr zu Herzen nehme*), so versicherten jetzt Granvella und Naves den Landgrafen (welchen der Kaiser in einer vertrauten Unterredung vor Anfang des Reichstages vergebens zu gewinnen gesucht hatte): daß sie mit ihm ganz einverstanden seien, daß auf Herzog Heinrich allein alle Schuld falle, und daß der Kaiser bei Allem, was dieser unternommen, unbetheiligt sei. — Auch den sächsischen Gesandten, welche über die Hartnäckigkeit der katholischen Bischöfe klagten, pflichteten die genannten Diplomaten vom ganzen Herzen bei. — Auch sie bedauerten, wie der Kaiser von der Geistlichkeit mit Beschwerden überlaufen werde, und meinten: „das beste sei, eine Concordie zu machen, es möge dem Papste lieb oder leid seyn.“

---

*) Es ist bezeichnend für die Politik Karl's V., daß die schriftliche Ausfertigung dieses Bescheides den Gesandten wieder abgefordert, und daß ihnen, mit Berufung auf einen Irrthum in der Uebersetzung aus dem Französischen, eine andere zugestellt wurde, in welcher diese ganze Stelle fehlte.

Auch sie waren der Meinung, die Luther so oft geäußert hatte: daß der Papst mit dem Concil nur Spiegelfechterei treibe, und versicherten wiederholentlich: daß um der Religion willen Niemand etwas vom Kaiser zu fürchten habe.

Allein alle diese Unterhandlungskünste verfehlten ihr Ziel. Die Protestirenden verweigerten hartnäckig die Reichshülfe gegen die Türken und gegen Frankreich, und machten jedes Zugeständniß auf diesem Felde von der Bewilligung ihrer Forderungen in der Religionssache abhängig, welche wiederum bei den katholischen Ständen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. So mußten begreiflicherweise die Verhandlungen still stehen. Und dennoch erklärte der Landgraf, der nebst seinen Bundesgenossen allein die Schuld dieser unheilvollen Zögerung trug, dem Kaiser barsch und trotzig in einer Unterredung (am 10. Mai): daß er, nunmehr seit einem Vierteljahre vergebens in Speyer, abreisen werde, weil dringende Geschäfte in seinem eigenen Lande seine Gegenwart erheischten. — Wirklich verließ er, so wie der Kurfürst von Sachsen, unverrichteter Weise den Reichstag, und der Kaiser konnte ihre zurückbleibenden Räthe nur durch ernste, fast zur Drohung sich ermannende Vorstellungen zur Annahme eines Reichsschlusses vermögen. In diesem hatte der Kaiser freilich die Kriegserklärung gegen Frankreich durchgesetzt, aber nur gegen Zugeständnisse in der Religionsfrage, welche hart an ein völliges Aufgeben des katholischen Standpunktes streiften. Sehr deutlich blickt aus diesen Einräumungen bereits der Gedanke eines, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit anzuordnenden, auf Concessionen beider Theile beruhenden Mittelzustandes zwischen der alten Kirche und ihren Gegnern durch, der später im Interim (dem Vorläufer des Febronianismus und Josephinismus) noch klarer zu Tage tritt, und den thatsächlichen Commentar zu den oben berichteten Aeußerungen von Granvella und Naves liefert. — Im nächsten Herbst oder Winter, — dieß war das endliche Ergebniß des Reichsschlusses, sollte ein neuer Reichstag gehalten, und inzwischen durch gelehrte, gute, ehr- und friedliebende

Personen eine christliche Reformation entworfen werden. Hierzu will der Kaiser auch gleicher Gestalt die Stände aller Theile auffordern, um dann auf christliche, freundliche Vergleichung handeln zu lassen, „wie es in den streitigen Artikeln der Religion bis zur wirklichen Erlangung eines General-Concilii im heil. Reich deutscher Nation gehalten werden solle." In Betreff dieses Conciliums selbst kömmt in demselben Abschiede die bedenkliche Aeußerung vor: „daß der Zwiespalt der Religion anders nicht, denn durch christliche und freundliche Vergleichung eines gemeinen, freien, christlichen Concilii, Nationalversammlung oder Reichstages" beigelegt werden solle. Wiederum lag hierin stillschweigend der bereits in frühern Beschlüssen leise angedeutete Satz: daß auch der Reichstag Fragen schlichten könne, und falls die Kirche den gehegten Erwartungen nicht entspreche, schlichten solle, welche den Glauben und die Sacramente betreffen. Des Papstes und seiner Zustimmung wird bei der ganzen Anordnung nicht gedacht, dagegen in Hinsicht der Beisitzer des Kammergerichtes eine Concession gemacht, in der, die damalige Lage der Dinge vorausgesetzt, die unerhörteste Rechtsverletzung für die katholischen Stände lag. — Hatten nämlich die Protestirenden sich dagegen aufgelehnt, daß die Reichsgerichte mit Personen besetzt seien, welche sie (die noch keineswegs gesetzlich anerkannten Anhänger der Neuerung) nicht als Richter anerkennen könnten, weil dieselben ihrem Glauben feind seien, so bewilligte jetzt der Reichsschluß: daß von den dazu berechtigten Ständen neue Beisitzer, „ohne Rücksicht auf deren Religion" präsentirt werden, und diese entweder nach altem Brauch zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und dem Evangelium schwören sollten; — eine Einrichtung, die nicht nur die stillschweigende Anerkennung der neuen Religionspartei in sich schloß, sondern auch, wenn der bisherige Weg der Concessionen gegen die immer steigenden Forderungen der Protestirenden von Seiten des Reichsoberhauptes weiter verfolgt wurde, in nicht langer Frist alle Stellen der

Beisitzer am Kammergerichte in die Hände der Neugläubigen bringen mußte.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß von katholischer Seite gegen diese offenbare Verletzung der herrschenden Religion und ihrer Bekenner laute Klage erhoben wurde. — Der Papst erklärte in zwei, vom 24. August 1544 datirten Schreiben an den Kaiser, die bald allgemein bekannt wurden, daß er die Einmischung in die Rechte der Kirche, kraft welcher nicht nur Laien, sondern offenbar Irrgläubige über geistliche Dinge richten, für einen unerhörten Frevel erkenne, und forderte den Kaiser in den ernstesten Ausdrücken auf: seiner Pflichten gegen Gott und die Kirche besser eingedenk zu seyn. Auch in einer von Cochläus verfaßten Beschwerdeschrift der deutschen Katholiken wurde mit großem Rechte hervorgehoben: daß, wenn der herzustellende, interimistische Zustand bis zu einem völligen Vergleiche mit den Protestanten dauern solle, so sei derselbe, da sich dieser kaum jemals hoffen lasse, der Sache nach für alle Zeiten festgestellt. — Ob eine solche, vom Papste getrennte, dem Kaiser allein unterworfene Kirche nicht etwa der im Hintergrunde liegende, geheime Zweck wenigstens der Räthe Karl's V. gewesen, möge hier dahingestellt bleiben, und die Beantwortung der weitern Frage: ob die Realisirung solcher Entwürfe nicht in wenigen Menschenaltern in Deutschland zu ähnlichen Zuständen geführt hätte, als wie sie heute in Rußland bestehen? liegt nicht in unserm Plane. — Glücklicherweise war aber den Protestanten, welche sich keineswegs deßhalb vom Papste losgesagt hatten, daß sich der Kaiser in dessen Stelle setzen sollte, — der Gedanke einer solchen kaiserlichen und Reichskirche eben so unerträglich, wie er mit der deutschen „Libertät" schlechthin unvereinbar gewesen wäre. Die Protestirenden beklagten sich daher, zum Theil durch einen richtigen Instinct, zum Theil durch den auch sie belebenden Geist jeder systematischen Opposition geleitet, eben so bitter über den Speirer Reichsschluß, wie die Katholiken, obgleich er der Sa-

he nach lediglich zu ihren Gunsten und zum augenscheinlichen Nachtheil der alten Kirche verfügte.

Trotz dieses Widerspruches, dem er von allen Seiten begegnete, setzte Karl V. seinen einmal eingeschlagenen Weg beharrlich fort. Der Friede von Crespy (18. September 1544) schloß einen kurzen und glücklichen Feldzug gegen Frankreich, und verschaffte dem Kaiser vollkommen freie Hand gegen die kirchlich-politische Opposition im Reiche. Allein es lag nicht in seinem Systeme, sich dieser günstigen Stellung zu bedienen, die auch diesesmal wie ein lähmender Zauberschlag auf die Protestirenden wirkte. Leider war ihre Angst völlig überflüssig. Die Reformationsvorschläge, welche laut des Speirer Reichsschlusses gemacht werden sollten, konnten von den außerkirchlichen Theologen ruhig ausgearbeitet werden. Bucer, der dieses Mal die protestantische Ultrapartei vertrat, verlangte nicht weniger, als daß die lehrende katholische Kirche sammt und sonders in Anklagestand versetzt, das katholische Deutschland durch eine, vom Kaiser und Reich zu bewirkende Reformation im Wesentlichen demselben Zustande entgegengeführt werde, den der Erzbischof Hermann von Cöln und der Bischof von Münster bereits in ihren Diöcesen zu verwirklichen begonnen hatten. — Allein dieser Vorschlag fand selbst bei den Neugläubigen keinen Beifall. Diese fühlten sich von einem andern, mit großer Schlauheit abgefaßten Entwurfe Melanchthon's, der bei weitem leiser auftrat, viel mehr angezogen. In einem vermittelnden, scheinbar gemäßigten Tone erklärte jener Diplomat der neuen Kirche in dieser „wittenbergischen Reformation" (so war der Aufsatz betitelt): daß man den gegenwärtigen Bischöfen als Kirchenprälaten Unterthan seyn wolle, öffnet aber zugleich der Irrlehre durch die Anforderung die Thür: daß jene die rechte Lehre (natürlich die lutherische) und den christlichen (d. h. protestantischen) Brauch der Sacramente pflanzen sollten. — Landgraf Philipp, der im Ganzen diesem Gutachten beitrat, fügte dazu nur noch mehrere, von seinem Standpunkte des Indifferentismus und territoriali-

stischen Absolutismus aus erhobene Bedenken. Er tadelte den Artikel von der Nothwendigkeit der Kindertaufe zur Seligkeit, und verwarf es, daß man den Bischöfen die Ordination der Geistlichen und die Jurisdiction in Ehesachen überlassen wolle. In Folge dessen behielt er der weltlichen Obrigkeit (d. h. nicht dem Kaiser, sondern dem Landesfürsten) das Recht vor, einzuschreiten, „wenn die Bischöfe die Ordination nicht nach dem rechten Verstand des Evangeliums vornähmen, und wiederum Menschenlehre directe oder indirecte einführen wollten.“ — Zu welchem schauerlichen Zerrbilde die Kirche in Deuschland verunstaltet worden wäre, hätte sie von einem Mittelpunkte aus durch diese Menschen und in diesem Geiste „reformirt“ werden dürfen, dieß bedarf keiner Bemerkung. Einem Zustande, wie er dann hätte eintreten müssen, gegenüber, war die Spaltung in ein katholisches und ein protestantisches Deutschland immer noch das bei weitem geringere Uebel, ja eine wahre Gunst der Vorsehung.

Während unter den Außerkirchlichen über diese Reformationsentwürfe berathen, und auch von dem (katholischen) Bischofe von Hildesheim im Namen der, der alten Kirche angehörigen Stände ein solcher ausgearbeitet ward, Philipp von Hessen aber die alten Versuche einer Aussöhnung seiner Partei mit den schweizerischen Irrlehrern auch dieses Mal vergebens erneuerte, schrieb der Papst die Eröffnung des Conciliums zu Trient auf den 13. März 1545 aus. Dieser Schritt änderte mit einem Schlage die Lage der Dinge. Dem Kaiser war dadurch die schwierige Wahl auferlegt: entweder dasselbe Mittel zur Schlichtung des Streites, welches er so oft und so dringend von Rom begehrt hatte, jetzt wo es ihm geboten ward, abzulehnen, oder die Protestanten anzuhalten, daß sie sich diesem Richterspruche unterwürfen, auf den sie selbst sich berufen hatten. — Dieses mißliche, der neuen Lehre verderbliche Dilemma wurde auf der Seite der Opposition, wo man hartnäckig an dem Gedanken festgehalten hatte, der Papst selbst wolle das Concilium nicht, nur all zu wohl gefühlt. Bei Luther ist

sabarte sich die Verlegenheit, seiner Gemüthsart nach, in einem maaßlosen Zorne, als dessen Frucht die heftigste seiner Schmähschriften: „das Papstthum vom Teufel gestiftet", erschien. Daß diese Eruption eines an Wahnsinn gränzenden Hasses kein Anzeichen einer nahen Verständigung sei, mußte jedem Unbefangenen klar werden. Nur die Politik des kaiserlichen Hofes ließ sich dadurch noch nicht irre machen. Während selbst die sächsischen Gesandten nach Hause berichteten: daß Luther sich selbst durch diese Schrift größern Schaden thue, als er von seinen Gegnern zu befahren habe, meinte der römische König Ferdinand, nachdem er das Buch gelesen: „wenn nur die bösen Worte heraus wären, so hätte der Luther so übel nicht geschrieben."

Trotz dieser, der Kirche nichts weniger als günstigen Stimmung in der nächsten Umgebung Karl's V., nöthigte der Drang der Umstände dem kaiserlichen Cabinet auf dem Reichstage zu Worms, den der römische König am 24. Mai 1545 eröffnete, die Erklärung ab: „daß, weil das Concil nächstens eröffnet werden solle, so erachte es der Kaiser für besser, diese Angelegenheit liegen zu lassen, und den Fortgang des Concils abzuwarten." Allein hierzu waren wieder die Protestanten, deren Bundeshäupter gar nicht einmal in Person erschienen waren, schlechterdings nicht zu bewegen. Hatten sie einmal den Reichsschluß von Speier vom Jahre 1544 erhalten, so wollten sie diesen Vortheil um keinen Preis aufgeben. Der Kurfürst von Sachsen war nicht einmal auf die besondere Einladung des Kaisers, die dieser durch einen eigenen Gesandten an ihn gelangen ließ, zur Reise nach Worms zu bewegen. Vergebens ließ ihm Karl V. sagen: „Er solle gewiß glauben, daß der Kaiser dem Papste nicht gestatten werde, auf dem Concil den Richter zu machen; fernere Weigerung aber werde er übel nehmen" *). Johann Friedrich blieb unbeweglich. Der Kaiser gerieth hierdurch selbst in die peinlichste Verlegenheit, aus der er sich nur

*) K. A. Menzel Bd. II, S. 357.

durch wenig ehrenvolle Mittelwege ziehen konnte. Fortwährend wollte er es weder mit den Protestanten verderben, noch auch offen mit dem heil. Stuhle brechen, weil ein solcher Schritt, aller andern Gründe zu geschweigen, der glänzendste Sieg für Frankreich gewesen wäre. Er wünschte sehnlichst, den Krieg mit der kirchlichen Opposition zu vermeiden, und konnte doch nicht, wohin seine innerste Neigung ging, die diplomatischen Verhandlungen fortsetzen, weil sich die Gegner selbst nicht mehr dazu herbeilassen wollten. Daher sein überaus zweideutiges Benehmen gegen den päpstlichen Legaten, Alexander Farnese, der den Kaiser im Namen des Oberhauptes der Kirche um kräftige Förderung des Conciliums bat, welches aus Mangel an Abgeordneten nicht eröffnet werden konnte. Der kaiserliche Schutzherr der Kirche wies jede Zumuthung solcher Art weit von sich, da durch Förderung des Conciliums von seiner Seite die Protestanten zum Kriege gereizt werden könnten, in welchem Falle nicht nur Unterdrückung der Katholiken in Deutschland, sondern selbst ein Einfall der Sectirer in Italien zu besorgen sei. Da er selbst von Hülfsmitteln zur Führung eines Religionskrieges völlig entblößt sei, möge sich der Papst erklären: ob und mit welchen Kräften er die Last eines solchen auf sich nehmen wolle? Wurde die Gesinnung des Kaisers durch dergleichen Erklärungen dem heiligen Stuhle mit Recht im hohen Grade verdächtig, so beantworteten auf der andern Seite die sächsischen Gesandten seine diplomatischen Bemühungen: die Anerkennung des Conciliums von Seiten der Protestirenden zu erwirken dadurch: daß sie Luthers Schmähschrift „über die Concilien" am Reichstage vertheilen ließen.

Das Resultat dieses endlosen Hin- und Herzerrens, einer nothwendigen Folge der schiefen Stellung, in die den Kaiser seine Staatskunst gebracht hatte, war für dieses Mal wiederum kein anderes, als daß man noch einmal auf den so oft betretenen, und eben so oft wieder verlassenen Weg der kirchlich-politischen Vergleichsverhandlungen zurückkehrte. Als Granvella von dem Vorhandenseyn des Wittenberger Reformat

Entwurfes hörte, forderte er dringend dessen Mittheilung. — Der sächsische Vicekanzler stellte ihm denselben zu, ließ jedoch, aus unzeitiger Klugheit, in der Abschrift die auf Wiederherstellung der bischöflichen Gewalt bezüglichen Stellen weg. — Freilich hätte auch diese scheinbare Concession zu keiner Ausgleichung führen können, da sie, wie oben bemerkt, an die Bedingung des Aufgebens der katholischen Lehre von Seiten der Bischöfe geknüpft war; — allein sie wäre selbst in dieser Gestalt vielleicht ein mächtiger Köder für die Friedensliebe des Kaisers gewesen. Wie dessen Diener dachten, zeigte sich auch dieses Mal wieder aus einer Aeußerung, die der Vicekanzler Naves, hocherfreut, daß das Spiel der Diplomatie wieder beginnen solle, an den sächsischen Gesandten that. „Er wolle schon dafür sorgen, daß der Kaiser sich aus diesem Aufsatze eines Bessern belehre, als er täglich von den Pfaffen höre. Mit dem Papste, der ihm zu viel böse Stücke erwiesen, stehe der Kaiser nicht besonders."

So waren wenigstens die Verhandlungen wieder in Gang gebracht. Als hierzu noch die Vermittelung des Pfalzgrafen Friedrich kam, dem der Kaiser, im Geiste seiner Politik, die weitere Unterhandlung aus dem Grunde übertragen hatte, weil er kürzlich Protestant geworden, und den neuen Glauben seinem Lande aufgenöthigt hatte, hierdurch also nothwendig das Vertrauen der Gegenkirchlichen gewonnen haben mußte, — so gelangte man in Folge dieser Anordnung zu einem Resultate, welche des angewandten Mittels vollkommen würdig war. Es ward, ohne daß des tridentinischen Concils Erwähnung geschehen wäre, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ein neuer Reichstag nach Regensburg zur Verhandlung über die Religionsfrage ausgeschrieben, und der Friedensstand zwischen beiden Theilen bis zur gänzlichen Vereinigung verlängert. Diesem Reichstage sollte jedoch ein abermaliges Religionsgespräch vorhergehen, wozu der Kaiser und die Stände Augsburgischer Confession eine gleiche Zahl von Colloquenten zu ernennen hätten. Der Zweck desselben war ein Vergleich über die streitigen Punkte

der Religion, wobei die Abgeordneten beider Theile auf eine wahre, christliche Union und Reformation der Kirche sehen, und sich darin durch nichts irren noch verhindern lassen sollten. — Die durch alle frühern Vorgänge ähnlicher Art sattsam erprobte Unmöglichkeit, auf diesem Wege zu einem gedeihlichen Ziele zu gelangen, wurde eben so wenig in Anschlag gebracht, wie der Widerspruch, der darin lag: daß man Unterhändler im Namen der katholischen Kirche sprechen ließ, die von dieser keine Vollmacht empfangen hatten, und diesen Abgeordnete des Protestantismus gegenüberstellte, dessen verschiedene Fractionen schon damals nur im Hasse gegen die rechtmäßige Autorität in der Kirche einen Vereinigungspunkt und ein gemeinschaftliches Interesse fanden.

Die erwähnten Schritte würden ohne Zweifel Karl V., dem Papste gegenüber, in eine Stellung gesetzt haben, die er weder wünschen, noch gleichgültig hinnehmen konnte, — wenn er nicht zeitig Sorge getragen hätte, sich nach dieser Seite hin sicher zu stellen. Zudem scheint auf diesem Reichstage endlich doch der Gedanke beim Kaiser zum Durchbruche gekommen zu seyn, daß, aller Verhandlungen ungeachtet, aus dem Labyrinthe, in welches ihn seine Staatskunst geführt, am Ende doch nur der König einen Ausweg werde bahnen können. So wurde also zunächst der päpstliche Legat begütigt, und mit der Versicherung nach Rom entlassen, daß der Kaiser sich, seines Zögerns ungeachtet, des katholischen Bundes annehmen wolle. Bald darauf ward wirklich mit dem Papste verabredet, welche Hülfe dieser leisten solle, falls der Krieg mit den Protestanten unvermeidlich würde. Gleichzeitig ward ein Gesandter nach Constantinopel geschickt, um zwischen dem Sultan und dem Könige Ferdinand einen Waffenstillstand zu Stande bringen zu helfen, ohne welchen an Herstellung der Ordnung in eignem Hause nicht zu denken war. — Kann gleich aus diesen vorläufigen Maaßregeln noch keineswegs ein fester Entschluß des Kaisers gefolgert worden, so deuteten dieselben doch auf einen

großen Fortschritt, welchen der Monarch in der Würdigung seiner eigenen Lage und der des Reiches gemacht hatte.

Ehe noch das nach Regensburg anberaumte Religionsgespräch zu Stande kam, ereignete sich ein Fall, der auf's Neue zeigte, wie unmöglich ein dauernder Friedensstand in Deutschland bei solcher Spannung der Reichsgenossen sei. Die Schmalkaldner hatten bereits auf dem Reichstage zu Speier dem von ihnen vertriebenen Herzog Heinrich Sitz und Stimme unter den Reichsfürsten versagt wissen wollen, worüber es in des Kaisers Gegenwart zwischen beiden Theilen zu den heftigsten Auftritten gekommen war, Karl V. sich jedoch, seinem Systeme treu, der Entscheidung enthalten hatte. Erst auf dem Reichstage zu Worms hatte er eine Kapitulation zu Stande gebracht, wodurch das vom schmalkaldischen Bunde eroberte braunschweigische Land in kaiserlichen Sequester genommen, dem Herzog Heinrich aber bei Strafe des Landfriedensbruches Ruhe bis zum definitiven Austrage der Sache geboten ward. Dieser meinte jedoch, im Gefühl des ihm widerfahrenen Unrechts, daß es ihm nicht minder, wie seinen Gegnern, frei stehe, sich, selbst wider das Gebot der Reichsregierung, durch eigene Gewalt zu seinem wahren oder vermeintlichen Rechte zu helfen. Mit einer Geldsumme, welche er sich von Frankreich für einen andern Zweck zu verschaffen gewußt, warb er 8000 Landsknechte und 1500 Reiter, fiel (im September 1545) in sein Land, belagerte Wolfenbüttel, und erließ drohende Schreiben an die norddeutschen Hansestädte, mit der Aufforderung, sich vom schmalkaldischen Bunde loszusagen und den Schaden zu vergüten, den dieser ihm zugefügt hatte. Allein das Unternehmen mißglückte völlig. Die vereinigte Macht des Landgrafen und des Churfürsten von Sachsen fiel über ihn her, umzingelte ihn nach einem vierzehntägigen Feldzuge, und zwang ihn zur Ergebung. Sein Heer ward zerstreut, er selbst als Gefangener nach Ziegenhain geführt, wo er in strenger Haft seinen unbesonnenen Plan und sein widriges Kriegsglück büßte. Die Sieger aber hatten, uneingedenk ihrer eigenen, viel weni-

ger entschuldbaren Unternehmungen, die Stirn: wegen Landfriedensbruches, seine Achtserklärung vom Kaiser zu verlangen. Dießmal willfahrte dieser ihnen jedoch nicht, sondern forderte vielmehr den Landgrafen auf, seinen Gefangenen fürstlich zu halten, und befahl ihm, seine Truppen zu entlassen.

Auf den Gang der großen Verhältnisse im Reiche hatte dieser Zwischenvorfall keinen Einfluß. Das Religionsgespräch zu Regensburg (Jänner bis März 1546) begann, aber unter den trübsten Aussichten. Nur mit Mühe hatte der Kaiser katholische Collocutoren gefunden. Mehrere Bischöfe hatten die Aufforderung: ihre Theologen nach Regensburg zu schicken, mit der Entschuldigung abgelehnt: daß sie die Theilnahme an diesem Acte beim Papst nicht verantworten zu können glaubten. Auf der andern Seite war die Abneigung der eifrigen Lutheraner gegen solche Vergleichshandlungen („weil Christus gebiete, das Heiligthum nicht vor die Hunde zu werfen") fast noch größer, als bei den Katholiken. So konnte es nicht fehlen, daß das Religionsgespräch bald in ein bitteres und gehässiges Gezänk auslief. — Vergebens erließ der Kaiser eine Instruction über die zu beobachtende Form der Verhandlungen. Die Gesandten der Protestirenden ergriffen begierig diese Gelegenheit, zu erklären: daß es wider ihr Gewissen sei, der kaiserlichen Weisung nachzuleben, und verließen, von ihren Committenten abberufen, eilfertig Regensburg. Der Landgraf hatte seinen Theologen befohlen: den Schein zu wählen, als ob sie dieß aus eigner Macht und Bewegung thäten, der Kurfürst die seinigen barsch und trotzig abberufen.

Mit dem unglücklichen Ausgange dieses Religionsgespräches war der zu Speier entworfene Plan des Kaisers seinem Hauptzwecke nach gescheitert. Zugleich war die Autorität des am 13. December 1545 wirklich eröffneten Conciliums nach einem, auf ihrer letzten Bundesversammlung zu Frankfurt gefaßten Beschlusse der Schmalkaldner, nochmals in zwei Staatsschriften recusirt. Jetzt war nur noch das letzte Glied in der Kette jener versöhnenden Maßregeln zurück, — der nach

Regensburg ausgeschriebene Reichstag, und auf diesen setzte der Kaiser seine letzte Hoffnung. Schon auf der Reise nach Regensburg ließ er den Landgrafen Philipp zu sich nach Speier entbieten, und sparte, als dieser am 28. März 1546 dort eintraf, keine Bitten und Vorstellungen ihn zur Annahme des Conciliums zu bewegen. Seine Absicht sei, so erklärt er, „daß Papst und Bischöfe sich dort reformiren sollten; er sei aber nicht der Meinung: daß durch das dort Beschlossene die Protestanten sollten übereilt, oder deßhalb etwas gegen sie angefangen werden.“ Granvella setzte auf eine, für die im kaiserlichen Cabinet herrschende diplomatische Ansicht von der Religionsfrage noch bezeichnendere Weise hinzu: daß mit den Theologen der Gegner nichts auszurichten sei, weil dieselben seltsame, unter sich uneinige Leute wären, und lange Dinge schreiben, „daher man vielmehr Kurfürsten, Fürsten und andere Personen dazu nehmen und Mittelartikel machen wolle.“ Gegen diese gemein-politische Auffassung der kirchlichen Interessen war dann freilich der im Herzen eben so indifferente Landgraf in seinem Rechte, wenn er erwiderte: „dieß wäre wohl gut, wenn man es treffen könnte, daß es dem göttlichen Wort gemäß sei, aber wenn es ohne die Prediger geschähe, würden die Theologen sagen, es wäre wider Gott, dawider schreiben, und den Handel böser machen denn zuvor.“ Er seinerseits drang jetzt mit großer Schlauheit auf ein Nationalconcilium, welches, dem ökumenischen gegenüber, Deutschland von der Sache der allgemeinen Kirche getrennt hätte, und vergaß sich sogar, seiner eignen Handlungen und der gesammten bisherigen Geschichte des Protestantismus völlig uneingedenk, bis zu der schamlosen Behauptung: bei ihnen (den Neugläubigen) „würde Niemand zu ihrer Lehre gezwungen, wegen abweichender Neigung getödtet, oder seiner Güter beraubt.“ — Als der Kaiser in Hinsicht des Conciliums, ohne mit dem Papste zu brechen, nicht nachgeben konnte, beschränkte er sich darauf, zu bitten: daß Philipp und seine Bundesverwandten doch wenigstens den Reichstag besuchen möchten.

Allein auch diesen Antrag wies der Landgraf, unter leeren Ausflüchten, von der Hand: Er habe kein Geld, den deßfallsigen Aufwand zu bestreiten, müsse zu Hause bleiben, um die Anhänger des Herzogs Heinrich zu bewachen, und habe einen Streit unter seinen sächsischen Vettern zu vertragen. Als der Kaiser ihm die Nichtigkeit aller dieser Winkelzüge nachwies, berief er sich auf sein Gewissen und die Sorge für sein ewiges Heil, die ihm den Besuch des Reichstags nicht erlaube.

In der That schickten die Schmalkaldner bloß Gesandte nach Regensburg; auch waren dort überhaupt nur sieben weltliche Fürsten und einige Bischöfe erschienen. Niemand erwartete mehr etwas von diesen Verhandlungen, und der Gang derselben ließ sich leicht voraussehen. — Der Kaiser beantragte Wiederherstellung des Reichskammergerichtes und Türkenhülfe, da im October der Waffenstillstand mit dem Sultan zu Ende gehe. — Die katholischen Stände forderten Verweisung der Religionssache an das Concilium, dessen Beschlüssen die Protestanten sich zu unterwerfen angehalten werden müßten. — Die Protestanten dagegen verwarfen nochmals die Autorität der Versammluug zu Trient, und versicherten: daß die Hölle die Augsburgische Confession nicht überwältigen werde.

Es ist ein nicht unerheblicher Zug im Charakterbilde des Kaisers: daß Augenzeugen bei diesen Worten der protestantischen Redner nichts als ein Lächeln in seinem Gesichte bemerkt haben wollen. — Dieß Zeichen allein verrieth die innere Bewegung seines Gemüthes; und dennoch war dieß der Moment, wo das Maaß seiner lang gemißbrauchten Geduld zu Ende ging, und ein großer Entschluß unwiderruflich in seiner Seele keimte. — Es ist die Frage: wie lange die Opposition durch Unterhandlungen den bisherigen Stand der Dinge noch hätte hinhalten können, wenn sie es darauf angelegt hätte. Auch war es vielleicht weniger die sittliche Entrüstung über den heuchlerischen Trug der Partei, als die Verlegenheit, in welche der Monarch, durch die Recusation des Conciliums gegenüber dem Papst und dem katholischen Europa, gerieth, und die

Verhöhnung seiner Autorität und Person, die in dem Wegbleiben der Schmalkaldner vom Reichstage lag, welche den Kaiser zum Aeußersten trieb. — Dieß stillschweigende Ablehnen der weitern Unterhandlungen brachte die große Frage zur Entscheidung. Das Uhrwerk einer verfehlten und verderblichen Diplomatie war endlich abgelaufen. Der Krieg war entschieden.

Auf diesem Wendepunkte ist es nöthig, das Bild des bisher geschilderten Zeitraumes noch durch einige Züge zu vervollständigen. — Das von Karl V. befolgte System hatte seine Wirkung auch auf die katholischen Stände geäußert. War Herzog Heinrich von Braunschweig unter schweigender Genehmigung des Kaisers durch offene Gewalt für den Zweck der Schmalkaldner unschädlich gemacht, so konnte es den Herzogen von Bayern nicht verdacht werden, wenn sie sich ruhig verhielten, ja sogar in leidliche Beziehungen zu den Genossen des protestantischen Bundes traten. — Die Gesinnung der bayerischen Herzoge selbst war auch in dieser Hinsicht über allen Zweifel erhaben. Dieß galt jedoch nicht von ihrem Kanzler, Leonhard von Eck, dessen Aeußerungen nicht selten an die Staatskunst des Erzbischofs von Lund und Granvella's erinnern, und zuweilen von arger Zweideutigkeit nicht freigesprochen werden können. Als auf dem Reichstage zu Nürnberg (1543) die den Schmalkaldnern früher ertheilte, geheime Declaration Gesetzeskraft erhalten sollte, hatte der Kanzler ausgerufen: „es sei besser, daß die ganze Welt untergehe und unter das türkische Joch falle, als daß die katholischen Stände diese Declaration annähmen.“ — Später, als nach dem Frieden von Crespy der Landgraf von Hessen den Herzog Wilhelm durch den Augsburgischen Arzt, Gereon Sailer, beschickte, lautete die Rede des Kanzlers anders. Er werde nicht still sitzen, bis die Lutherischen vertrieben würden, denn dadurch werde die deutsche Nation um so viel schwächer, und Bayern das allernächste und erste seyn, das man unterdrücke. Das Concilium, welches der Papst anordnete, werde nicht zur Einigung führen. Der Kaiser werde einen Glauben vorschlagen,

aber nur darum, damit die deutsche Nation um so weniger mit einander einig werde, und er um so eher Gelegenheit erhalte, sie zu verderben. „Es möchte besser seyn, daß die Katholischen zu den Lutherischen träten, und sich alle für Lutherisch erklärten, sonst sei zu besorgen, daß wenn diese unterdrückt wären, sie zunächst an die Reihe kämen. Ein Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Bayern sei gewiß sehr wünschenswerth."

Dergleichen Schwankungen lassen sich nur aus dem doppelten, sich selbst widersprechenden Interesse erklären: den alten Glauben aufrecht zu erhalten, und die Macht des Kaisers mit Hülfe der Opposition in möglichst enge Gränzen zu bannen.

Sah sich in dieser Weise die katholische Sache auf dem politischen Gebiete vertreten, so war es glücklicherweise im feindlichen Lager nicht viel besser bestellt. — Auch hier machten sich Uneinigkeit und Langsamkeit, die alten Erbfehler aller deutschen Bündnisse, geltend. Schon kraft der sich widerstrebenden Persönlichkeiten Johann Friedrich's und Philipp's waltete unter den Schmalkaldnern eine weit größere Neigung vor: langwierig zu berathen, schwierige Fragen auf die nächste Zusammenkunft zu verschieben, die Sache Gott anheim zu stellen, als rasch und entscheidend zu handeln. So groß war selbst damals noch die Scheu des bösen Gewissens vor der geheiligten Majestät des Kaisers, daß so oft dieser nach Deutschland zurückkehrte, eine merkliche Unsicherheit und kleinmüthige Flauheit in den Bewegungen der Schmalkaldner nicht zu verkennen war. Dieß zeigte sich namentlich auf ihrem letzten Convent zu Frankfurt, wo die Bundesverwandten den apostasirten Erzbischof von Cöln, den der Kaiser ernstlich bedrohte, in seiner Verlegenheit stecken ließen. Hatten sich doch die Bundeshäupter selbst den kaiserlichen Lockungen und Versprechungen nicht immer unzugänglich bewiesen. Es ist bereits berichtet, wie der Landgraf hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen Verbindlichkeiten einging, welche

dem protestantischen Interesse zuwiderliefen. — Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen (sonst ein überaus beschränkter, aber relativ ehrlicher Fanatiker des alten Lutherthums) vergalt ihm in sofern seine Untreue, als er auf dem Speirer Reichstage von 1544 unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, und ohne daß der Landgraf davon etwas erfahren dürfe, eine Heirath eines seiner Prinzen mit der achtjährigen Prinzessin des römischen Königs Ferdinand verabredete, „wenn inzwischen die zwiespältige Religion zu einer christlichen Vergleichung gebracht werden könnte.“

Wir können uns von dieser traurigen, aber lehrreichen Periode unserer Geschichte nicht trennen, ohne aus derselben einige zeitgemäße Folgerungen zu ziehen, und Betrachtungen anzustellen, die in unsern Tagen mehr als je beherzigt zu werden verdienen.

Niemand kann sich darüber täuschen, daß der Kaiser, trotz seiner persönlichen Rechtgläubigkeit, in Folge seines verfehlten politischen Systems der Kirche größern Schaden zugefügt hat, als ihre erklärten Feinde. Der Grundfehler seiner Diplamatie lag darin: daß während die schmalkaldischen Bundesgenossen ein (falsches) religiöses und kirchliches Interesse eingestandenermaßen offen und consequent verfolgten, der Kaiser das katholische Princip nicht zu bekennen wagte, sondern sein Heil in einem macchiavellistischen Indifferentismus suchte. — Weit entfernt, hierdurch die Gegner zu begütigen, gab der Monarch auf diese Weise seine Stellung und seine Würde Preis, indem er den kirchlichen Boden verläugnete, auf dem er der Natur der Sache nach stand und stehen mußte. Ist einmal die Religion die Achse geworden, um welche sich die Politik eines Zeitalters dreht, so kann der Theil, welcher diese Lage der Dinge nicht anerkennen will, und die Einwirkungen auf die geistigen Strömungen der Gegenwart dem Gegner allein überläßt, nur den Kürzern ziehen. — Selbst eine falsche, ja eine bloß negative Ueberzeugung, wie die des Landgrafen Philipp, ist, wenn sie keck bekannt und zur Richtschnur der Politik genommen

wird, immer noch stärker als jene völlige, kirchlich-politische Nullität und Abwesenheit jedweden Glaubens, welcher sich Kaiser Karl V. während jener unglücklichen sechszehn Jahre, dem Protestantismus gegenüber, befleißigte. Sie ist so unnatürlich, daß die Feinde der Kirche bis auf den heutigen Tag noch nicht daran glauben, daß dieser Indifferentismus des Kaisers aufrichtig gemeint war.

Abgesehen hiervon war das Ziel, welchem er nachstrebte, ein unmögliches. Er wollte die Religion aus der Politik verbannen; dafür trug er aber die Politik in die Religion hinein, und täuschte sich mit der Hoffnung: Fragen, die den Glauben und die Sacramente betreffen, durch das unwürdige Markten und Feilschen einer glaubens- und gewissenslosen Staatskunst schlichten zu können.

Aus diesem Hergange ergibt sich eine andere Wahrheit, welche die katholische Polemik nicht sorgfältig genug beherzigen kann. — Die katholische Sache und die katholische Partei, die Kirche und die Politik, die Organe der Lehre und die weltlichen Fürsten müssen scharf und bestimmt unterschieden werden. Es wäre ein großer und gefährlicher Irrthum, beide Sphären mit einander zu verwechseln, oder gar sich der unmöglichen und widersinnigen Aufgabe zu unterziehen, daß man alle Schritte und Handlungen der Gewaltigen dieser Erde rechtfertigen wollte, welche jemals durch ihre Stellung berufen waren, die Kirche zu schützen und zu vertreten. — Für diese weltliche Politik ihrer wirklichen oder vermeintlichen Schutzherren darf die Sache des Glaubens nicht verantwortlich gemacht werden. Beide verhalten sich zu einander wie Göttliches und Menschliches, wie hingebender Glaube und weltliches Interesse. — Es ist daher ein eben so großer Mißgriff, wenn eifrige Katholiken häufig über der Kirche die Sünden und Mißgriffe der katholischen Partei vergessen, als wenn die Ungläubigen über der menschlichen Schwäche und Verkehrtheit jener Partei die vom Geiste Gottes regierte Kirche aus dem Auge verlieren.

Zum Schlusse darf hier passend als Trost für die Jetztlebenden noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Periode des schmalkaldischen Bundes einen neuen Beweis liefert: daß Gott die Sache der Wahrheit auch ohne und gegen die Politik schützen könne. Es wird in den nächsten Artikeln dargethan werden, wie die göttliche Nemesis in der nun folgenden Periode ihr Amt an allen Parteien verwaltete.

VI.

Die Heilwirkungen bei der Ausstellung in Trier.

(Schluß.)

Der Fall, den wir mitgetheilt, ist so beschaffen, daß an ihm die Ansprüche der Kirche und der Facultät vollkommen wohl sich auseinandersetzen lassen. Das Uebel der Kranken war der Art, daß die Letztere sich nicht leicht damit bemengt; man kann glauben, daß die Leidende ihre Hilfe früher in Anspruch genommen; hat sie diese aber früher geleistet, dann war sie jetzt zurückgetreten. Die Kranke hatte sich an einen andern Arzt gewendet, und dieser hatte sich ihrer angenommen, und sie, ungestört durch irgend eine ärztliche Einwirkung, nach eigenem Heilplane behandelt und geheilt. Dies sein Verfahren liegt klar vor Augen; die einfachen Arzneien, die er verschrieben, wir lernen sie in ihrer Folge kennen; gleich mit ihrer Anwendung fängt auch die Genesung an; die Stadien derselben binden sich genau an ihre Folge; die Ordnung dieser Stadien ist eine Naturordnung; die Gebundene wird entbunden im Aufsteigen der Systeme und im Niedersteigen, wie durch den Strich und Gegenstrich; die Ordnung der Heilung entspricht also vollkommen der Unordnung in der Krankheitsstö-

rung; der Mangel in der Einen wird genau ergänzt durch die Fülle der Andern; Heilsordnung und Naturordnung schlagen in vollkommener Harmonie zusammen; und die Genesung, die mit dem ersten Segen angefangen, hat mit dem Letzten sich beendet. Will die Facultät leugnen, daß diese Genesung in Gefolge der angewandten Mittel eingetreten, so kann man das Gleiche bei jeder Heilung einwenden, die sie bewirkt; denn die Gegenprobe fehlt bei jedem Heilversuche, den sie macht, weil man das lebende Individuum nicht wieder in den Zustand vor diesem Versuche versetzen kann; und so kann man ihr auf denselben Grund hin ableugnen, daß sie irgend eine Heilung erwirkt.

Betrachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Heilwirkungen, die in Trier eingetreten, und wie sie in dem Buche von Hansen beschrieben sind; dann ergibt sich die vollkommene Uebereinstimmung dessen, was vor bald zwei Jahrhunderten im Bayerlande vorgefallen, mit dem, was sich in unsern Tagen in Trier zugetragen; eine Uebereinstimmung, die übrigens durch alle Jahrhunderte bis zum Anknüpfungspunkte dieser Wunderwirkungen in den Evangelien geht. Die Thatsachen sind überall dieselben, nur ihr Verhältniß zu der Zeit, in der sie hervorgetreten, ist ein Anderes; darum ist auch ihre Auffassung eine Andere, und es will dem aufmerksamen Beschauer bedünken, als hätten sie sich, wie von selbst, zu dem auffassenden Sinn dieser Zeit also geordnet und gestellt, als ob sie auch einem Bedürfnisse ihrer Zeit entsprechen wollten. Die vorherrschende Richtung unserer Zeit ist nun die critische; ihren ganzen Glauben und Aberglauben hat sie gegen die Natur gewendet; nur Zählbares, Meßbares, Wägbares will sie gelten lassen; vor dem Unsichtbaren aber weicht sie scheu zurück, und spricht ihm jede in Zahl, Maß und Gewicht faßbare Wirkung ab. Ueberschaut man nun alle in jenem Buche aufgezeichneten Fälle, dann ist es, als seien die gewöhnlichen Einwürfe des Tages, wie vorgesehen so auch abgewiesen; damit es endlich zu einer unbefangenen Auffassung der reinen Thatsache gedeihen möge. Dem analytischen Geiste ist es daher keineswegs verwehrt worden,

schärfer zuzusehen; er fand sich vielmehr aufgefordert, den Bestand genau aufzunehmen, alle miteinwirkenden Ursachen auszumitteln, alle Täuschungen nach Möglichkeit abzuhalten, und also das Thatsächliche in einem möglichst treuen Abbilde aufzufassen, das übrigens jeder noch zur Stunde verifiziren mag. Denn es ist nichts in allen diesen Dingen abgeschlossen, die Thatsachen bieten sich unbefangen partheiloser Prüfung dar, und es ist keine Hemmung vorhanden, die diese beschränken könnte.

Die erste Frage, die solche Prüfung sich vorzulegen hat: ist es die Natur, die diese Heilungen erwirkt oder ihr Urheber? wird sich daher für jeden, der nicht einen Gott ohne Natur, oder eine Natur ohne Gott gelten läßt, in die Andere fassen: welchen Antheil hat die Natur, und welchen ihr Urheber an diesen Heilungen? Der gesunde Menschenverstand erklärt sich die natürliche Heilung, indem er dem Arzte, nach der menschlichen Freiheit, die Initiative zuerkennt; ohne den Zutritt und die Mitwirkung der höheren Macht auszuschließen. Denn er weiß, daß kein Licht an der Erde aufleuchten mag, ohne daß die Urquelle alles Lichtes dabei betheiligt wäre; und er pflegt daher den dargebrachten Glückwunsch über eine solche Genesung mit den Worten zu beantworten: Gott sei Dank! Der Arzt hat mich diesmal gerettet. Bei den Heilungen, die uns hier vorliegen, aber geht sichtbar die Initiative von der göttlichen Freiheit aus, und die Natur im Menschen ist hinzugetreten, weil die Einwirkung jener höhern Freiheit eben gegen sie gerichtet war. Wir sehen in allen Fällen ohne Ausnahme, daß die Intention der Kranken auf Gott gegangen war; sie haben zwar Alle sich nicht würdig erkannt, daß hinwiederum Gott seine Gnade ihnen zuwende; aber sie haben es gehofft, und haben in alle Weise durch Gebet und die Sacramente sich auf's Beste vorbereitet. Was sie gehofft, ist ihnen nicht unerfüllt geblieben; die innere Veränderung, die in ihnen vorgegangen, als die erbetene Intention sich auf sie gerichtet, sie schildern sie Alle übereinstimmend im Wesentlichen, nur in den Worten wechselnd; — je nach eines Jeden Gabe und dem Grade

der Besonnenheit, die er sich in dem überraschenden Gefühl bewahrt. Die Gräfin Droste, als sie, auf ihre Krücken gestützt, in ihre Gedanken und Gebete um theilweise Heilung vertieft, im Chor zu Trier vor dem heil. Rocke einige Momente gestanden, fühlte, wie auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt. Von dieser beseligenden Empfindung im Innersten durchzuckt, läßt sie ihre Krücken fallen, theilt der nebenstehenden Großmutter die frohe Kunde in wenigen Worten mit, und sinkt nun, unter lautem Weinen und heißem Dankgebete, auf ihre Knie zum erstenmale seit Jahren. (S. 54.) J. Michels, durch Gicht ganz steif geworden an Händen und Füßen, hatte sich mit Mühe die Treppe zum heil. Rocke hinaufgeschleppt; war an ihm mit demüthigen Gedanken vorübergegangen, und, an der andern Treppe angekommen, spürte er auf einmal: wie es ihm in allen Gliedern so leicht geworden; und zur Stunde war er völlig genesen, und konnte auf der Stelle alle Glieder frei und leicht, wie in gesunden Tagen, bewegen, und er fühlte keine Schmerzen mehr. (S. 39.) Die Gräfin Louise de Villers, die von einem Augenübel genas, hatte im Momente der Berührung des Gewandes die Empfindung, als ob ein Schleier von ihren Augen fiele; lebhafte und plötzliche Funken blenden ihr Gesicht; eine sanfte und fromme Stimmung, wie beim Weggange vom Tische des Herrn, ergreift ihr Gemüth, und in demselben Augenblicke ist ihr 16jähriges, so sehr schmerzhaftes und hartnäckiges Augenübel geheilt; sie ist vollständig und dauernd wieder hergestellt. (S. 99.) Als Fräulein Lamberz aus dem Dom auf die Straße gekommen, war es ihr, als ob sie aus einem süßen Traum erwache; sie hatte keine Schmerzen mehr, sie konnte laut sprechen, und kann es noch zur Stunde. (S. 120.) Die Juliana Back, die an der fallenden Krankheit litt, hatte, wie sie aussagte, beim Eintritt in den Dom eine wahrhaft himmlische Freude; als sie vor dem heil. Rocke stand, stellte ein leichter Anfall von Epilepsie sich bei ihr ein, ohne daß sie jedoch zur Erde fiel. Sie ließ sich auf ihre Knie nieder, und war mehr

als zehn Minuten so ergriffen und außer sich, daß sie kaum mehr wußte, was im Dom vorging. Dann kehrte auf einmal das volle Bewußtseyn wieder; sie fuhr fort, das Kleid Jesu mit inniger Liebe und Ehrfurcht zu betrachten; und glaubte ganz fest, während der Betrachtung den Heiland selbst zu sehen, den sie gebeten, daß Er sie auf ihrer Pilger- und Bußreise führen, begleiten und erhalten möge, weil sie sonst die Reise durchaus nicht hätte machen können; den sie ferner gebeten, daß sie der Gnade würdig werden möge, sein heiliges Kleid zu sehen, und dabei Erhörung und Befreiung von ihrem traurigen Uebel zu finden, wenn es der Wille Gottes wäre. Während des Schauens fragte sie den M. Mörsch von Flesten, der zu ihrer Rechten stand, ob er auch an dem heiligen Kleide sehe, was sie sehe? Dieser antwortete: er könne nichts sehen, und fragte, was denn sie sehe? Sie fing darauf außerordentlich zu weinen an, und schwieg, indem sie dachte, dieß könne vielleicht für sie ein Geheimniß seyn, was sie Niemanden sagen dürfe. (S. 128.) Die Schwester Marie-Ange von Senones, als sie den Gegenstand ihrer Frömmigkeit zu Gesicht bekam, empfand eine so heftige Bewegung, daß sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte von dem, was in ihr vorging; und als sie zitternd und tief angegriffen das heilige Gewand berührte, war Alles ihr rings umher verschwunden; sie hörte und sah nichts, und fand sich auf der Stelle der Art geheilt, daß sie sich nicht erinnerte, den geringsten Schmerz empfunden zu haben, als sie aus dem Dom in ihre Wohnung zurückkehrte. (S. 138.) Die Susanna Beth, die von einem Schlaganfall gelähmt geblieben, hatte, als sie das Gewand mit der gelähmten linken Hand berührt, die Empfindung, als wenn alles Blut, oder ein Feuerstrom ihr durch den linken Arm hinliefe, aber kein ähnliches Gefühl im linken Beine. Auf der Stelle hatte sie gefühlt, daß der Arm stark geworden, die Verstellung ihres Mundes war verschwunden, und das Gesicht hatte etwas freudig Verklärtes. (S. 197.) Dem Knaben J. Hainz, an Sprachlosigkeit oder Stummheit

leidend, ist es, wie er Seite 220 erzählt, bei der Berührung ganz warm geworden; er betet im Stillen drei Vaterunser und ein Komm heiliger Geist! probirte dann „zu schwätzen, und konnte Alles schwätzen, und zwar Alles, was und wie er wollte." Das rachitische Kind, während es nach der Berührung neben der knieend betenden Mutter im Sessel ausruhte, fühlte während dieses Gebetes wiederholte Schmerzen in den Hüften; sie dauerten bei dem Nachhausegehen fort, so daß das Kind bitterlich weinte; und nach zwei Stunden verließ es zum erstenmale in seinem Leben allein und ohne Krücken die Stube. (S. 211.) Eben so fühlt auch die gelähmte Susanna Hennecker im gleichen Momente heftige Schmerzen in Armen und Beinen, die sie stöhnend äußert, und geht nun zum erstenmale seit vielen Monaten ohne Stock und fremde Hülfe. (S. 227.) Maria Mentgen von Neumagen, als sie die Krücken neben dem Gewande im Dome aufgestellt gesehen, ward es ihr bei ihrem Anblicke ums Herz, daß sie es nicht auszudrücken wußte; sie betete inbrünstig, konnte aber ihrem Verlangen, dasselbe berühren zu dürfen, nicht Genüge leisten, weil sie keinen Erlaubnißschein hatte. So wie sie vor den heiligen Rock getreten, verloren sich ihre Schmerzen, sie verspürte aber im Dome sonst keine Veränderung ihres kranken Zustandes. In der folgenden Nacht aber empfand sie Hitze, war unruhig und schwitzte; ich habe nichts, sagt sie, im Dom empfunden, und stand doch, zu meiner unbeschreiblichen Freude, ganz gesund auf. Ich hatte keine Geschwulst mehr am Beine, und die beiden Wunden an meiner Brust waren schon geheilt, ohne Hülfe konnte ich gehen. Sie war wirklich früh, wie außer sich, vor Freude aus dem Hause gelaufen. (S. 110.) Andere können die Gedanken und Gefühle, die sie in der Nähe des Gewandes gehabt, nicht aussprechen (S. 11); sie fühlen sich ganz ergriffen, vermögen aber ihre Stimmung nicht mit Worten zu beschreiben.

Betrachten wir uns die einzelnen Uebel, die hier in ihre Crise eingetreten, so sehen wir sie allen Hauptsystemen

Körpers einwohnend. Zuerst im höhern Nervensysteme den Sinnen und den Sprachorganen: Augenübel mit höchster Reizbarkeit gegen alles Licht im achten, ein Leukom mit Entzündung und Blindheit im vierzehnten Falle. Chronische Heiserkeit X.; vollkommene Heiserkeit V.; Sprachlosigkeit XVII. Dann im Muskelsysteme vom Rückenmark bis zum Knochensysteme herab: die fallende Krankheit XI.; langjährige chronische Affection des Rückgrates XII.; Caries mit offenen Geschwüren I.; rachitische Verkrüpplung XVI.; Scrophulosis mit krankem Knochensystem XIII.; scrophulöse Anschwellung der Kniegelenke IV. Endlich im Umlaufssysteme: Anfall von Blutschlag mit zurückgebliebener Lähmung XV.; eingewurzelter Rheumatism III.; gichtische Beschwerden XVIII.; Gichtschmerzen mit profusem Schweiße VI.; offene Wunden mit jauchiger Absonderung VII.; Geschwülste an Brust und Schenkel IX.; erblicher Kopfgrind II. Alle diese Uebel treten also in verschiedenen Körperregionen zu Tage; ihre Wurzeln aber gehen insgesammt in die Einheit des Lebens zurück, dieß Leben aber in die Persönlichkeit; die also in allen diesen Krankheiten schadhaft geworden, und dort nun auf übernatürlichem Wege Heilung gesucht. Diese Persönlichkeit hat in der Ausstellung des Gewandes einen neuen Ausgang des Segens gesehen; und indem sie von ihm ihr Heil erwartet, ist sie ihm genaht, und hat ihre kranke Seite ihm dargeboten. Die Strömung hat sie berührt, die Crise ist eingetreten; der Beruf hat entschieden, die Art und der Sitz des Uebels ist gleichgültig gewesen. Dieß mochte in den unteren Lebensorganen wüthen, die, sonst den natürlichen Arzneien am meisten zugänglich, den höheren Einflüssen in der Regel am meisten entrückt erscheinen; oder es mochte die mittleren Organe affiziren, die im Zustande der Gesundheit zwar dem Willen dienstbar sind, in dem der Krankheit aber sich ihm entziehen, oder ihn vielmehr tyrannisch ihrerseits beherrschen. Es konnte auch geschehen, daß die Krankheit von den Heerden des Nervensystems ausgegangen, dort, wo im Frieden die geistigen Mächte walten, die aber jetzt im Krieg und Aufruhr

im Organe gebunden liegen: das Alles konnte den Einschlag des Segens nicht hemmen, noch beschleunigen; denn das Heilmittel ist ein Universales, wirksam gegen jede Art des Uebels, wo dieß immer sich bergen möge. Nur einmal haben Geist und Wille eingewirkt, da wo sie im rechten Vertrauen das Mittel an sich kommen lassen, und sogleich hat es seine alldurchdringende Wirkung ausgeübt. Unter den Fällen, die dem Arzt von Trier vorliegen, ist auch der von der Margaretha Speicher in Plein, den er aber in seinem Buche noch nicht mitgetheilt; wahrscheinlich, weil ihm einige Aktenstücke zu seiner vollen Beglaubigung fehlen. Sie war verrückt, hielt sich für eine große Sünderin, der kein Mensch, selbst Gott nicht, helfen möge. Als ihre Angehörigen ihr zuredeten, nach Trier zu gehen, ob sie vielleicht dort Gnade und Hülfe fände, wollte sie nichts davon wissen, und meinte: sie sei nicht würdig, das Gewand zu sehen; es würde also, selbst wenn sie vor ihm stünde, ihr unsichtbar bleiben. Diese Idee von ihrer Unwürdigkeit war daher als eine fixe, eben ihr Uebel, dessen Natur es war, seiner Heilung zu widerstreben. Sie wurde indessen halb mit Gewalt mitgenommen und in den Dom gebracht. Als sie nun vor den heil. Rock trat, und ihn wirklich ansichtig wurde, ward sie plötzlich ergriffen; fing auf der Stelle bitterlich zu weinen an, erkannte sich ganz wieder; und wurde nun froh, weil sie von ihrer zweijährigen Geisteskrankheit sich genesen fühlte, was auch der Ausdruck ihres Auges bezeugte. Hier war sogar durch die Natur des Uebels die volle Acceptation unmöglich geworden; aber ihre krankhafte Selbsterniedrigung wurde als ergänzend angenommen, und so trat mit ihren Thränen auch bei ihr die Crise ein.

Alle diese Crisen, wie wir sie oben aus den Aussagen der Genesenen zusammengestellt, bezeichnen nun den eigentlichen Kern des Heilungsaktes, der sich dann zur vollen Reconvalescenz entwickelt. Jeder Akt aber, der im beseelten Körper vorgeht, hat eine doppelte Seite: eine körperliche nach abwärts, und eine seelische nach innen und nach aufwärts hingerichtet; und das

zweifache Moment wird sich daher auch in der Crise finden. In dem, das nach abwärts geht, gibt, wenn das Uebel vorzugsweise an einem Organe hervortritt, der specifische Charakter dieses Organes der Empfindung ihre Färbung; beim Augenübel z. B. finden diese plötzlich durch lebhafte Funken sich geblendet, und es ist, als ob ein Schleier von ihnen genommen werde. So war auch unter denen, die mit dem Segen des H. Marco bei Augsburg die Genesung erlangt, ein Gehörloser; der im Augenblicke einen harten Schall, gleich einem ziemlichen Schuß im Kopf, empfunden, und nun plötzlich sein Gehör wieder erlangt. (S. 26.) Eben dort ist einem gelähmten Gichtkranken, als er den Segen erhalten, gewesen, als ob seine Fußnerven angespannt würden; und als die Spannung wieder nachgelassen, ist er ohne weitern Wehmuth nach Haus gegangen (S. 99). Einen Zweiten bedünkte, als ob seine Füße krampfig entschlafen, darauf sei eine Wärme eingetreten, und er sei heil davongegangen (S. 94); eine Dritte hatte die Empfindung, als werde ihr eine Scherbe voller Glut über beide Füße hergeschüttet, und sie empfand sofort, daß sie aufstehen könne. (S. 92.) So fühlt auch der contracte Gichtkranke in Trier plötzliche Leichtigkeit in allen Gliedern (S. 77); die aber vom Blutschlage gelähmt hingetreten, hat die Empfindung, als ob alles Blut in den berührenden Arm einströme, und ein Feuerstrom durch denselben gehe. Bisweilen aber nimmt das Uebel, ehe dann es entweicht, noch einmal sich zusammen: die Epileptische erfährt einen, obgleich leichten Anfall ihrer Krankheit; und bei dem rachitischen Kinde und in andern Fällen eines allgemeinen Uebels leiten heftige Schmerzen die Genesung ein. Das sind im Allgemeinen die Symptome der Crise von der leiblichen Seite; von der seelischen aber her sehen wir bei Allen, ohne Ausnahme, einen festen Glauben und ein gesichertes Vertrauen, daß der Heiland auch in ihnen, so es ihm gefalle, Heil bringen könne; verbunden mit einem demüthigen Gefühle der eigenen Unwürdigkeit der Crise voran gehen: eine Bedingung, die, wo sie wie bei Kindern nur unvollkom-

men eintreten kann, durch Substitution der Aeltern sich ergänzt. Glaubensfeste Ueberzeugung von der Allwirksamkeit der höhern Macht, und der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit, zeigen sich also als die nothwendigen Erfordernisse, um die Heilung zu erlangen; und weil mehr Frauen diese Bedingung erfüllt, ist die größere Zahl dieser Heilwirkungen ihrem Geschlechte zugefallen. Die seelischen Erscheinungen, die in diesem Falle den Eintritt der Crise bezeichnen, sind nun verschieden, je nach dem Unterschiede der Persönlichkeiten. Entweder ist es, wie im achten Falle, jene sanfte, fromme Stimmung, wie beim Weggange vom Tische des Herren; oder wie im zwölften, jene starke, innere Bewegung, die sich selbst von dem, was in ihr vorgeht, keine Rechenschaft zu geben weiß; jene Begeisterung, vor der alle Umgebung verschwindet. Oder der Kranke fühlt sich, wie im andern Falle, von einem süßen Schlafe übernommen; und wieder, wie im eilften, fühlt er sich lange ergriffen und so außer sich, daß er kaum mehr ein Bewußtseyn hat von dem, was um ihn her vorgeht, dagegen aber wie hellsehend wird, und den Heiland selbst zu sehen glaubt; oder aber, wie im zweiten, durchzuckt eine beseligende Empfindung sein Innerstes. In diesen Symptomen der Seelenstimmung verlebendigen sich die leiblichen Erscheinungen zu einer wahrhaft organischen Crise; und in ihr wurzelt dann

Complex einer Unzahl der verschiedensten Bewegungen, in die sie sich aufgethan. Die Naturwissenschaft führt mit vollem Rechte daher auch diese symptomatisch vielfach zusammengesetzte Erscheinung, sie in ihrer Mitte fassend, auf eine Ursache zurück, die in den Weltkörpern wirksame Gravitation. Kraft aber ist in den Massen, was die Seele im Körper; jene, nur bewußtlos, wird von der Naturnothwendigkeit beherrscht; während diese, ihrer selbst bewußt, auch mit Freiheit wirkt. So wird es also auch eine solche selbstbewußte, freie Kraft seyn müssen, die, der Erde entrückt, alles Irdische bedingt, auf die alle diese Crisen in ihrem übernatürlichen, keineswegs widernatürlichen Elemente sich beziehen; und die in ihrer Einheit die Mannigfaltigkeit der Heilwirkungen mit der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen, von so vielen Menschen, durch so viele Jahrhunderte, aller Orten, und in so vielen, vielfach verwickelten Uebeln gewirkt. Das kann keine andere Macht seyn, als jene, auf die alle die Geheilten ihre Intention hingerichtet, in der also alle diese Richtungen sich begegnet; und die nun das sich ihr Entgegenlenkende ihrerseits wieder angezogen, und nun wesentlich gut an sich, während die Lebenswässer ihr entgegenrauschen, alles Ungute in ihnen zur harmonischen Wohlordnung regelt. Die Wässer des Meeres bewegen sich auch bisweilen örtlich, in einem Scheinbild von Ebbe und Fluth, ohne unmittelbares Zuthun jener Schwere; etwa wenn unterirdische Kräfte im Erdbeben sich aufbäumen, oder wenn Stürme in der Atmosphäre rasen. So gibt es auch dämonische Präſtigien; große Bewegungen in der Seele, mächtige Leidenschaften, die ihre Intentionen auf untergeordnete, selbst trügerische Endziele gerichtet haben, können unter Umständen heilkräftig wirken. Das fällt alsdann in die Natur, oder im ersten Falle unter sie hinab; das wahre und eigentliche Wunder tritt da hervor, wo die rechte, in allen ihren Motiven und Aeußerungen wohlgehaltene Intention auf das erste und rechte Endziel gerichtet ist. „Und es war ein Weib, die hatte zwölf Jahre den Blutgang gehabt, und hatte viel erlitten von vielen Aerzten,

und sie hatte all ihr Gut an sie, die Aerzte, verwendet, und konnte von Keinem geheilt werden. Da die von Jesu hörte, kam sie im Volke, von hinten zu, und berührte sein Gewand. Denn sie sagte: wenn ich nur den Saum seines Gewands anrühre, werde ich gesund! Alsbald hörte ihr Blutfluß auf, und sie fühlte es am Leibe, daß sie von der Plage genesen war. Und alsbald, da Jesus in sich selbst erkannte, daß eine Kraft von ihm ausgegangen war, wandte er sich zu dem Volke, und sprach: Wer hat mein Gewand angerührt? Und seine Jünger sagten zu ihm: du siehest, daß dich das Volk dränget, und sprichst: Wer hat mich angerührt! Und er schaute umher, die zu sehen, welche es gethan hatte. Das Weib aber fürchtete sich und zitterte; sie wußte, was an ihr geschehen war; und sie kam, fiel vor ihm nieder, und sagte Ihm die ganze Wahrheit. Er aber sprach zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden, und sei gesund von deiner Plage!" Diese wundersame Erzählung, die eine Welt von Inhalt in sich trägt, sie beschließt keimhaft in sich auch Alles, was sich in Trier begeben. Die vielen Aerzte, denen das Weib sich zur Heilung hingegeben; es sind die Männer der Facultät, die sich an ihr versucht. Um all ihr Gut wollte sie bei ihnen Gesundheit tauschen; sie haben Alles an ihr gethan, sie hat von ihnen in den zwölf Jahren viel erlitten; ihr Gut ist aufgegangen, die Heilung hat sie bei Keinem eingetauscht. Sie findet endlich, daß die Natur ihr keine Heilung gewähren kann; da sie aber nun von Jesu hört, wendet sie diesem ihre Intention entgegen. Hier nun hat diese ihrem rechten Gegenstand begegnet; einer menschlichen Persönlichkeit, der höchsten Macht auf's engste verbunden. Sie selber ist in allen ihren Motiven und Aeußerungen wohl gehalten; die, welche sich genaht, ist einfältigen Sinnes, leicht hingebend und vertrauend; wenn ich nur den Saum seines Gewandes anrühre, werde ich gesund; Sie ist also gläubig. Sie ist auch demüthig und bescheiden; sie naht sich ihm von hinten, berührt den Saum, und als-

bald hört ihr Blutfluß auf. Sie fühlt am Leibe sogleich, daß sie von ihrer Plage genesen; gleichzeitig aber erkennt auch der Heiland in sich, daß eine Kraft von ihm ausgegangen. Diese Kraft, es ist die Heilkraft, die, von ihm ausströmend, in die Kranke eingeströmt; dem Erkennen ihres Ausgangs in dem Einen, entspricht im gleichen Momente das Gefühl des Einganges in die Andere. Das Ausblitzen der Kraft, ihr Einschlag und die vollbrachte Heilung, alles ist Sache eines Augenblicks; der Blitz hat das Uebel in einem Nu verzehrt, und das Leben von ihm gereinigt, pulsirt fortan ungehemmt in wieder geregelter Ordnung fort. Der Heilkräftige aber fragt: wer hat mich angerührt? Die Jünger wundern sich der Frage, weil alles Volk ihn im Andrang vielfach berührt. Er aber wohlwissend, daß nur die bestimmte Intention die Kraft ausgehend macht, schaut umher, die zu sehen, welche es gethan. Die Geheilte aber in ihrer furchtsamen Demuth zittert, fällt vor ihm nieder, und erzählt ihm die ganze Wahrheit. Er aber spricht: Dein Glaube hat dir geholfen und den Brunnen des Segens aufgethan; er ist ausgequollen, du aber hast ihn in dein erschlossenes Innere aufgenommen, geh nun hin in Friede, und sei gesund von deiner Plage! — Das Volk ist in der gleichen Stimmung nach Trier gezogen; dort hat es dasselbe Gewand ausgestellt gefunden; es war wie ein Vorhang, der dieselbe Kraft umhüllt, die unsterblich immer bei der Kirche zu seyn zugesagt. Vielen, die diesen Umhang berührt, und Andern, die ihm nur genaht, hat ihr Glaube geholfen. Keiner, der in rechter Fassung genaht, ist unbeschenkt geblieben; sie sind Alle mit ihrem: Geht in Frieden! wieder heimgekehrt. Wie Alles in den Evangelien central und principienhaft ist, und von da aus in die Geschichte sich entfaltet; so ist auch jener Vorgang mit der blutflüssigen Kranken ein erfüllter Mittelpunkt gewesen; dieser Punkt ist in der Kirchengeschichte fließend worden, und bildet, also nach allen Seiten ausströmend, den Mittelpunkt der Wunderkreise, die von Menschenalter zu Menschenalter sich concentrisch um jene Mitte herlegen. Den Wi-

derstand aber, den die Finsternisse jedesmal den ausfließenden Segensströmen zur Realisirung des Fluchs entgegensetzen; sie sind eben so keimhaft in dem ausgesprochen, was in der Heilung des Blindgebornen sich ereignet hat.

So wird also die Heilung durch das sich Geben der höheren Macht im Niedersteigen, und das sich Lassen der unteren Bedürftigkeit im Gehobenwerden zur Andern hinan, gewirkt; das Uebrige bis zur völligen Wiederherstellung schreitet alsdann auf gewiesenem Naturweg vor. Die Tilgung des Uebels und die Rückkehr der Gesundheit fallen entweder je nach Fügung der heilkräftigen Macht, oder der Natur des Uebels in einen Moment zusammen, und dann läuft Alles in demselben Acte ab. Oder zwischen der positiven Wirkung und der negativen Wegräumung verläuft eine bestimmte Zeit; in dem Maaße, wie jene sich ausbreitet, wächst dann auch die Andere; und so verläuft die Reconvalescenz allmählig in ihren Stadien, wie es bei der Klosterschwester in Wiesensteig geschehen. In Mitte solcher stetig vorschreitenden Genesungen kommen jedoch auch gleich häufig die plötzlich in einem Nu erfolgenden vor. Als der hier Redende vor zwanzig Jahren im Elsaß sich aufgehalten, lebte dort eine kranke Person in großem Elend und drückender Armuth. Ihre Glieder waren also, ja noch mehr verzogen, wie die der A. M. Hammes von Höven, im siebenten Falle bei Hansen: die Knie unter den Armen durch an die Schulterblätter gedrückt, und die Arme eben so verkrümmt: also, daß die ganze Person nur einen Fuß zehn Zoll maß, wie ein Kind von zwei Jahren. Die Befreundeten der Elsasserin pflegten sie an die Kirchthüren zu fahren, und so hatte sie, ein Gegenstand des Erbarmens der Aus- und Eingehenden, acht Jahre lang ihren nothdürftigen Unterhalt erbettelt. Sie hatte nach Verlauf dieser Zeit durch Briefe, die mitleidige Menschen besorgten, sich an den Fürsten von Hohenlohe gewendet; dieser rieth ihr eine Noveme an, und die Kranke hatte diese in ordentlicher Weise abgehalten. Als der neunte Tag herangekommen, wurde sie in den Chor der Kirche in ei-

en Sessel gebracht; die Kirche füllte sich bald mit den Einwohnern, Katholischen und Protestanten, denn es war eine gemischte Gemeinde. Der Geistliche las die Messe; als er selber die Communion genommen, ging er hinunter, um sie auch der Kranken zu geben. Im Momente des Empfanges wurde diese, nach ihrer Aussage, hellsehend: sie sah den Chor mit weißen Gestalten erfüllt; zugleich wurde sie von ihrem Sessel aufgezuckt. Es war, als würde sie in der Luft geschüttelt; Arme und Beine lösten sich, und wurden ausgestreckt. Sie sank in den Sessel zurück, und nachdem sie im Rest der Messe, unter Thränen, ihren Dank gebracht; stand sie auf, und ging, durch die Mitte des staunenden Volkes, nach Hause. Alle ihre Wunden waren plötzlich heil geworden; sie war all ihrer Glieder vollkommen mächtig, und besuchte nach kurzer Zeit stundenweit entlegene Orte. Die Gensdarmerie des Ortes hat einen Verbalproceß über den ganzen Vorgang aufgenommen, der großes Aufsehen gemacht, und einige Bekehrungen erwirkt; den man aber seither baldmöglichst zu vergessen sich bemüht. So hatte auch jene A. M. Hammes an ähnlicher Contraction, verbunden mit brandartigen Wunden, durch sieben Jammerjahre hindurch gelitten. Da hatte sie auch von den Heilwirkungen um den F. Hohenlohe gehört, und nun Tag und Nacht, unter anhaltendem Gebete, gedacht: Ach! hättest du Vermögen, um reisen zu können, so wäre dir geholfen; Gott aber ist überall, wenn es mir selig ist, wird er auch hier mir helfen. Es wurde ihr geholfen, wie sie geglaubt; eines Morgens fand sie sich, ohne eine ihr bekannte Ursache, wieder hergestellt, und blieb nun fünf Jahre gesund. Im Jahre 1837 aber kehrte, nach einer Verkältung, der gleiche Zustand zurück; sie lag nun bis zur Ausstellung, wo wieder eine ähnliche Anmuthung, wie damal, mit demselben Gedankengang, wie dort, in ihr entstand; und als sie nun sich dem Gebete hingegeben, verspürte sie einen heftigen Schlag durch den ganzen Körper, und konnte nun den rechten Arm bewegen; dann entfernte sich das rechte Bein allmählig vom Körper, zuletzt das linke Knie von

der Schulter, und binnen einer Viertelstunde wurden alle Wunden heil. (S. 84 bis 87.) Dieser merkwürdige Parallelfall zu dem Vorgange im Elsaß bildet den Uebergang von dem, was dort sich zugetragen, zur andern Wirkungsweise, wie sie in Wiesensteig eingetreten. Sehr merkwürdig ist auch, was sich im vierzehnten Falle begeben. Die Sensenspitze hat die Hornhaut des Auges der J. Koch von Limburg in der Mitte durchschnitten; in der darauf erfolgten Entzündung ist ein undurchsichtiges Leukom an ihrem ganzen Umfang eingetreten; und völlige Erblindung auf dem Auge ist die Folge davon gewesen, die bis zur Berührung des Gewandes angehalten. Nun hat mit einemmale, in Gefolge eingetretener Aufsaugung, das Leukom in der innern Hälfte der Hornhaut sich zu lösen angefangen; eine neue Pupille hat sich in der nun sichtbar gewordenen blauen Regenbogenhaut gebildet; das Sehvermögen ist, in Gefolge dieser Veränderungen, zurückgekehrt, und die Aufsaugung klärt fortdauernd das Auge mehr und mehr. Man sieht, bis in die untersten Regionen des pflanzenhaften Lebens, wo die Säfte in organischer Ebbe und Fluth steigen und fallen, erstreckt sich die Einwirkung der höhern Macht; von dem Fluche ist der grünende Feigenbaum gewelkt, der Segen hätte den Gewelkten wieder grünend gemacht.

In allen diesen Wunderbezeugungen hängt, wie man sieht, Alles folgerecht und wohl in innerer Harmonie zusammen; sie sind ausgegangen, um die Zeit, die im Chorus ruft: es gibt keine Wunder im Lauf der Dinge! durch Thatsachen Lügen zu strafen; und diese Thatsachen scheinen so gestellt, als hätten sie Rücksicht genommen auf die Einwürfe, mit denen man ihnen entgegentritt; und während sie untereinander gegenseitig sich bekräftigen, müssen vor ihrer Evidenz diese Einwürfe in ihrer Nichtigkeit verschwinden. Der Verfasser, der sie unbefangen erzählt, hat in ihrer vollen Objectivität sie hingestellt; sie sind plastisch und handgreiflich ausgewirkt; und indem sie in ihrer Abrundung dem vernünftigen Zweifel keine Seite bieten, an die er sich anhängen könnte, müssen sie als rein ausgemittelte Ergebnisse

anerkannt werden; die man hinnehmen muß, wie andere Vorgänge, die unbequem seyn mögen, die man aber einmal nicht läugnen kann. Der Verfasser hat in seinem Buche sie auch in einfachem und schlichtem Vortrage gut und populär erzählt; das Volk wird nun Alles wohl verstehen; und indem es das Gesagte zu Herzen nimmt, wird es sich in ihm verfilzen und verwirren, und sich nur, fürchten sie, in seinem Aberglauben gesteift und bestätigt finden. Was ist nun in solcher Lage der Dinge zu thun für die, welche diese Superstition ihm abgewöhnen wollen? Lange Zeit hindurch hat man sich die Sache federleicht gemacht. Es ist Alles Pfaffenwerk; die Kirche ist eine gaukelnde Betrügerin; ihre Sendlinge spielen ihren Hocuspocus in den Becher und aus dem Becher; das dumme Volk wird in dem Lug und Trug, die es umsponnen halten, gar leicht berückt. Seit Luther zu dem unfläthigen Buch über den heiligen Franz von Assisi seine billigende Vorrede geschrieben, und selber gelegenheitlich seinen Inhalt weiter fortgesponnen, hat diese Weise unter den Seinen allgemeinen Beifall gefunden; und länger als drei Jahrhunderte hat man sie mit einer schuß- und hiebfesten Unverschämtheit ausgeübt. Sie mußte, consequent durch alle Zeiten sich ergänzend, zuletzt auch die Wunder in den Evangelien als Trug und Gaukelspiel erklären; von da aus in der Geschichte alles über den gewöhnlichen Lauf der Dinge Greifende läugnen; in der Natur gleichfalls alles dem gemeinsten Verstande Unbegreifliche negiren; und so mußten zuletzt Religion, Geschichte und Natur sich gegen die insolente Theorie empören; und man fand sich geneigt, diese Art von Polemik aufzugeben. Darauf hat diese in ihre Hoffart sich hineingeworfen. Was sollen uns alle diese Wunder, mit denen die Kirche so viel sich weiß? diese Krüppel, die von Generation zu Generation zu ihren Gnadenbildern gewallfahrtet; diese Gichtbrüchigen, die zu ihren Segenspendungen sich geschleppt; diese Schaaren von Siechen, die ihre jauchigen Geschwüre, ihren ekeln Aussatz, ihre widerwärtigen Ausschlagskrankheiten und sonstigen Gebreßten zu ihren Reliquienschreinen getragen, um

Heilung zu finden; — so lassen sie mit verächtlicher Miene sich vernehmen; das sind Alles nur Allotrien, wir aber, wir dienen Gott im Geiste und in der Wahrheit, und sind weit über diese Aeußerlichkeiten hinaus. Was die Kirche von ihren Heiligen erzählt: ihr Gegenwärtigseyn gleichzeitig an weit entlegenen Orten; ihr Wandeln auf den Wässern; ihr Fliegen in den Lüften; die Lichterscheinungen um sie her; ihr Sehen in die Ferne und in die Geisterwelt; wir lassen uns das wohl noch gefallen, aber es sind nur Schnurrpfeifereien vor unserer besseren Einsicht; die Natur allein hat alle diese Wunder an ihnen gewirkt; und wir, wenn wir uns zu ihr herablassen wollen, können sie im Somnambulism uns Alle aufführen lassen. „Die Seele hat active Zustände, die ihr Tagsleben erfüllen; passive, die ihrem Nachtleben angehören. Im Aeußersten des letztern Zustandes wird die menschliche Natur ganz in die planetarische Versunkenheit hineingezogen; alle tellurischen Beziehungen werden in gesteigerter Kraft ihr fühlbar; der Zusammenhang mit den Elementen überwächst das Selbstbewußtseyn; ein Weben im All der Natur tritt ein; der Zusammenhang mit dem Naturleben wird wieder hergestellt; die Rapporte mit ihm greifen tiefer, als die helle, selbstbewußte Verstandeskraft es will; und nun entwickeln sich, im schwebenden Verhältniß anziehender und abstoßender Kräfte, alle jene sogenannten Wunder, die aber nicht aus dem Geiste kommen, sondern eben aus der Natur." Diese Deutung hat von den drei Elementen, die in jeder umfassenden Erklärung berücksichtigt werden müssen, gerade das wichtigste umgangen und unbeachtet gelassen. Das Reich der Natur und des Geistes hat sie anerkannt; das Reich des Schöpfers von Beiden, das Reich der Gnade, hat sie mit Stillschweigen übergangen, und dadurch sich selber aufgehoben. Die Beschuldigung des Betrugs hat sie von der Kirche hinweggenommen, und sie auf die Natur gelegt, der sie eine Wunderkraft zugetheilt. Wohnt aber ihr eine Solche ein, [illegible] wird sie noch weniger ihrem Schöpfer sich [illegible] man würde ihn dann selber läugnen. [illegible]

mag er in ihrer Aeußerung allerdings der Wunderkraft der Natur, als eines äußerlichen Werkzeugs, sich bedienen können; aber nicht mit Nothwendigkeit daran gebunden seyn, und so es ihm gefällt, auch ohne sie Wunderbares zu wirken vermögen. Wirkt die Natur aber bei der Vollziehung seines Rathschlusses mit, dann wird ihr Antheil als ein Untergeordneter nur an seine Verleiblichung geknüpft erscheinen. Nimmt der Geist ihre Wirkung für eine geistige, dann hat er nur sich selber gröblich hintergangen; er muß sich aber zuvor zum Atheism bekennen, wenn er ihr die Alleinwirkung zuerkennt, und sie zur Spenderin der Gnade macht.

So haben alle diese Negationen am letzten Ziele mit einer Art von Nothwendigkeit zu diesem Atheism hingedrängt. Der erste Grundsatz, auf dem die Kirche und ihr ganzer Glaube ruht, ist der Ausspruch, in dem das göttliche Selbstbewußtseyn von sich aussagt: Ich bin der da ist, ich bin das reine, unbedingte Seyn. Der zweite Grundsatz, auf den sich alle kirchliche Wissenschaft erbaut, ist die Definition, die das menschliche Selbstbewußtseyn, im Gegensatze mit der Natur, von sich selber gibt: ich bin, der da geworden, über der Natur, die beharrlich ist, was sie geworden; mein Seyn ist ein bedingendbedingtes Seyn, gegenüber dem Bedingtbedingenden in der Natur. Der dritte Grundsatz, in dem der christliche Staat und all seine Ordnung wurzelt, ist das Princip der Autorität: ich bestimme mich frei, wie der höhere, unbedingte Wille mich bestimmt; und dann das der Unterordnung: ich gehorche frei innerhalb des Rechtsgebietes, wie der bedingtbedingende höhere Wille bestimmt. Auf dem ersten Princip aller Principien ruht das zweite, da ohne das unbedingte Seyn das bedingte undenkbar ist; das dritte aber ruht wieder auf den beiden Ersten, da die bedingte Macht und Freiheit der bestimmbaren Creatur die unbedingte ihres Schöpfers voraussetzt. So sind in dieser Lehre, die da positive Fülle ist, Kirche, Schule und Staat auf's engste miteinander verkettet; sie haben denselben Grundstein, [illegible] sie sich erbauen; und denselben Schluß-

stein, der sie zusammenhält. Anders aber ist es um die entgegengesetzte Lehre gethan, gegen die die negativen Geister zu aller Zeit, in den letzten Jahrhunderten aber mit stets beschleunigter Bewegung, hin gravitirt. Da faßt sich der erste Ausspruch Gottes: Ich bin, der da nicht ist; mein Nichtseyn, sich selber entgegentretend, wird dadurch sich gegenständlich, und vernimmt sich selber. Der Gott der Kirche ist also nur der Schatten von etwas Anderem, das nur allein Wirklichkeit hat, eine bloße, leere Abstraction; und somit wird das erste Princip des Christenthums aller Realität entbehren. Die wahre Position liegt mithin im zweiten Princip des Selbstbewußtseyns, das allein von sich aussagen kann: ich bin, der da ist; ein Satz, der seinen eigenen lebendigen Beweis in sich selber trägt; der also ist, weil er wahr ist, und sich als wahr ergibt, weil er ist in seinem unbedingten, realen Seyn. Alle Begränzung im Geiste kömmt ihm aber nicht von oben, sondern von der Natur; ein unvermittelter Dualism ist also die Grundlage aller Wissenschaft, die eine religiöse Fiction ihr nimmer geben kann. Nur was dem Geistigen gleichartig ist, vermag aber den Geist zu beschränken; die Natur muß also, als eine geistige Macht ihm gegenüberstehen. Was aber beschränkt, ist dem Beschränkten gegenüber vom Uebel, und hat die Natur des Bösen; so wird also der Dualism zum Manichaism, und es kömmt darauf an, wo der Accent hin gelegt werde: ist der Geist in Mitte der Wachwelt das Erste und Gute, die beschränkende Natur aber das Böse? oder ist die Natur in ihrer Traumwelt das Erste und sohin Gute, und der sie beschränkende Geist das Böse, das die Unbedingtheit der Andern zu bändigen sich vermißt? Beide Lehren werden ihre Bekenner finden; und da alle vermittelnde Einheit fehlt, so kann der Streit nur durch den Tod geschlichtet werden, der aber mit jeder Geburt sich wiedergebährt. Auf diesem Principe ruht denn nun auch der Staat und die gesammte Gesellschaft. Die [illegible] des Dualisms sind hier: die Autorität der gebie[illegible] in ihrem Selbstbewußtseyn Vertreterin des [illegible] ihr verbundene Natur,

oder die Masse des Volkes, als der Gegensatz ihr zum Aequivalent entgegengestellt. Es wird nun darauf ankommen, ob die Autorität sich als das Erstgegebene setzt, von sich aussagend: ich bin, die da ist schlechthin; was außen mich zu beschränken versucht, kann nur vom Bösen seyn, dessen Widerspruch vorerst bekämpft und beseitigt werden muß. Der absolute Despotism hat alsdann seine Berechtigung erlangt. Oder die Natur im Volke setzt sich als die Erste: Ich bin die Hochmögende, bei der alle Macht und Kraft ist, und alle Herrlichkeit; die Autorität ist nur abgeleitet von mir, und abstrahirt; will sie sich überheben ihrer anvertrauten Macht, dann ist der Aufstand geboten, und zu Recht begründet. So ist der absolute Radikalism mit voller Berechtigung anerkannt. Da auch hier die positiven und die negativen Geister, je nach ihrem Zeichen, um ihr gleich getheiltes Recht sich zusammenschaaren, und jede höhere Vermittlung fehlt; so ist also unabsehbarer Parteikampf, durch die Gewalt niedergeschlagen und aus der Gewalt sich wiedererzeugend, gegeben; wie in der Wissenschaft ein gleicher, sich selbst verschlingender und wiedergebährender Streit der Schulen hervorgegangen: ein Streit, der in den mythischen Kämpfen der Secten in der Kirche, sich nur im Leeren spiegelnd, wiederholt. Man sieht: der Widerspruch der beiden Lehren ist nur der uranfängliche Widerspruch, der damal sich aufgethan, als das Verhältniß der creatürlichen Freiheit zur Göttlichen festgestellt werden sollte. Die Eine hat zum Wahlspruch sich genommen: so ihr esset von diesem Baume, werdet ihr des Todes sterben; die andere hat den andern zum Ihrigen gemacht: esset getrost, damit ihr werdet, wie die Elohim, erkennend Gut und Bös!

So haben beide Lehren sich in die Welt und in die Geschichte getheilt; die Eine hat das exoterische Heidenthum in alter Zeit beherrscht, und nur das esoterische Judenthum hat zur Andern sich bekannt, und ist verworfen worden, als es von ihr abgelassen. Darauf ist sie mit dem Christenthume zur vollen Herrschaft gelangt, und hat, über die Erde sich ausbreitend, sie in allen ihren Verhältnissen umgestaltet, und die ent-

gegensetzte Doctrin in das Geheimniß zurückgetrieben. Jetzt aber ist die Verdrängte aus dieser ihrer Verborgenheit wieder hervorgegangen, um sich der Welt, wie zuvor die Andere gethan, zu bemeistern; alle ihre Verhältnisse durchdringend umzugestalten, und dafür die Gegnerin in die Verborgenheit zu verschließen, die sie zuvor selbst bewohnt. Sie hat zu diesem Zwecke die stürmisch-geistige Bewegung, die in die Massen dieser Zeit gekommen, zu ihrer Bundesgenossin gemacht, damit sie ihr die in gehaltener Ruhe gevestete Mitte entsetzen helfe. Diese Bewegung, in der nervös verflüchtigten Natur der Zeitgenossen, und ihrer kränklichen Erregbarkeit wurzelnd, hat alle Geister, die sie in ihre Wirbel hineingezogen, wieder an die Oberfläche herausgeworfen; also daß sie jeder Tiefe entfremdet, in flüchtiger Frivolität von allem Ernste abgewendet, sich nur im bunten Farbenspiel aufgeblasener Oberflächlichkeit gefallen. Die Fliehkraft, die sie hervorgerufen, hat jede persönliche Willenskraft umsponnen und gebunden, und im Sturme mit hingerissen; und in der also Gejagten jene Charakterlosigkeit und Thatenohnmacht der Zeit hervorgerufen, die ihre andere Signatur geworden. Indem sie nun willenlos dem übermächtigen Schwunge sich hingegeben, haben die Geister im Schwindel, der sie ergriffen, alle Freiheit der Wahl zwischen dem religiösen Oben und Unten, dem moralisch Rechten und dem Linken, zwischen dem historisch Neuen und Alten verloren; vorwärts ist ihnen, wohin die sie meisternde fatalistische Bewegung sie hinschleudert; Recht ist ihnen, was sie ohne eigene Anstrengung fördert in dem Strudel, der sie hingerissen; über ihnen herrscht die Nothwendigkeit, die in der Mitte dieses Wirbels, ihn immer rascher umdrehend, ihren Sitz gewählt. Dort hat darum auch die Lehre angebunden; die leere Mitte dieses stets sich drehenden Feuerwirbels hat sie sich unterlegt, und innerhalb seines Umkreises sich ausgebreitet. An diesen Umkreis hat sie die geistreich sprühende Literatur gesetzt, und die Journalistik als Hütherin bestellt. Hinter der hat sie aus den Bastarden, die der Rationalism, unter dem Schutze der Edicte des Staates,

in der Kirche erzeugt, jene neue Secte gebildet, und sie dort als verlorne Posten angestellt. Darauf folgen, in zweiter Linie, die Lichtfreunde, die legitimen Kinder dieses fruchtbaren Geschlechtes, Denen in orientalischer Nebenlinie wieder die Judenreformers sich anschließen, die Union aller Nullitäten vollendend; in deren Mitte dann innen die Weltweisen, die lana philosophica des Nihilum album schlumpen, damit die Spinnmeister auf der Hütte sie verspinnen und verweben mögen. Das Seyn schlechthin, auf das die Kirche sich erbaut, ist für sie erwiesener Maßen das wahre, und eigentliche Nichts; Alles, was darauf gegründet ist, wird sohin nichtig seyn; Alles, was sich in ihm für Wahrheit gibt, ist in seinem Principe erschlichen, und darum vom Truge und der Lüge nur eingeschmuggelt. Im Geiste nur ist feste Wahrheit, handgreifliche Fülle, die, wie in indischer Lehre, vom Naturelephanten getragen wird, der wieder auf der Schildkröte ruht, die von den Wellen des Ozeans, den das leere Nichts erfüllt, sich getragen findet; dieß leere Nichts aber ist der einzige Gott, den die Doctrin statuirt. Was sich in der Kirche also für Wahrheit gibt, im Grunde aber, weil auf einem vorgeblichen Seyn ruhend, Unwahrheit ist; das muß von dem, was Unwahrheit scheint, weil es sich auf's Nichtige basirt, aber in der That Wahrheit ist, die sich nicht auf den Schein, sondern auf sich selbst gestellt, vernichtet werden; wird aber, ehe es dazu gekommen, billig von ihm ignorirt, und durchgängig durch Secretirung abgethan. Darum werden wie die Posaunen über der Umhegung des Sinai erklungen; so die chinesischen Tamtams auf der Wagenburg um den Wirbel her gerührt, daß der höllische Lärm alle Gedanken verscheucht, die aus dem positiven Lande in das negative überzufliegen gelüsten möchte, damit der geschlossene Handelsstaat sich in ganzer Schärfe abgränze. Denn, sagen sie, was wir Innen ignoriren, ist nicht da für uns; ein Uebergang zu dem, daß es nicht da ist für sich selber. So weisen wir Alles ab, was uns Störung bereiten möchte; wir thun nicht dergleichen, als ob es irgend vorhanden wäre; tritt es uns aber in den Weg,

wir beugen nicht etwa an demselben vorüber, sondern besinnen uns einen Augenblick, und schlagen mit Ueberlegung nur eine andere Straße ein; könnten wir nur unserer zornigen Worte, Mienen und Gebärden Meister werden, es würde sich Alles zum Besten fügen. Wir wissen einmal für allemal von Nichts, als dem Unsrigen; wir lassen nichts zu, was dem zu widersprechen wagt; wir wollen uns nicht verständigen; denn wir sind der Verstand selber, von dem der entgegengesetzte Unverstand sich verständigen lassen soll. Da erzählt dieser Unverstand in dem vorliegenden Buche uns Wunderdinge, die sich bei der Tunica begeben; wir aber wollen nichts wissen, glauben und bekennen von dem Allen; wir wollen auch nicht untersuchen, ob die Dinge glaubhaft sind; wir verwerfen alles Zeugniß des Augenscheins von vornherein, weil wir wissen, daß nichts Wunderbares sich begeben kann. Wir ignoriren daher ganz und gar, was das dumme Volk von solchen Dingen erzählt; und beauftragen die Logen in A. B. C. D. E. F., alle Abdrücke, deren sie habhaft werden können, zu verbrennen, indem sie mit ihrem Verleger eine Uebereinkunft treffen. Gelänge es, mit den Polizeien sich zu einigen, daß die Schrift verboten würde, das würde als das kürzeste und preiswürdigste sich bewähren; auf alle Fälle soll innerhalb der Umhegung von diesen Sachen, wie von allen verwandten nicht geredet werden; denn es wird dadurch nur wieder in Frage gestellt, worüber wir als ausgemacht längst schon übereingekommen. So sagen zur Stunde die Bornirten, die draußen mit den Hunden stehen: die alte Reformation habe einige Hochmuthstolle im Clerus aufgeboten, daß sie das Werk begonnen; die Weibertollen seien dann von selbst hinzugetreten, und hätten das Begonnene fortgeführt; zuletzt seien dann die pfiffigen Mächte, die etwas erraffen wollten, hinzugetreten, und hätten mit diesen Werkleuten, ganz in der Weise, wie sie sich selbst erbaut, die neue, gut ordinirte, geschmackvolle Sacristei an den hohen Dom des Herrn angebaut. Dem ist aber nicht also, wie diese sagen. Die Reformation, so lange sie noch auf positiven Fundamenten ruhte, barg einen Wider-

spruch in sich, der überall werden mußte. Diese Selbstüberwindung ist nun glücklich von statten gegangen; die Kämpfende hat den innern Zwiespalt besiegt; sie hat, was ihr als ein Starres, Verknöchertes zurückgeblieben, gelöst und ausgeworfen; nun ist sie heiter, durchsichtig und klar. Was in ihrer Mitte noch auf Positivität beharrt, hat sich freiwillig von ihr abgesondert, und gehört der fingirten Welt an, in der sich die katholische Kirche angebaut. Was also den Beschränkten als eine Künstlichkeit erscheint, ist in Wahrheit eine natürliche Crisis gewesen, die zur Genesung hingeführt; eine Crise, zu der die Protestkatholischen, die Lichtfreunde und die Philosophen von der Linken gleichmäßig mitgewirkt.

Der Wirbel hat sich also gewendet und in Schwung gesetzt, und wir sind gekommen, mit dem alten Meister der göttlichen Komödie zur besagten Stadt, wo man schaut das Volk, das schmerzbewegte, das der Erkenntniß Heil verloren hat. Ein Sprachgemisch; ein Reden mit Geweine; graunvoll Geplapper; Worte im Zorn gekeift, und hell Gekreisch, mit Faustschlag im Vereine, erheben dort einen Aufruhr, der da schweift stets durch die Luft, die schwarz zu allen Stunden, dem Sande gleich, wenn ihn ein Sturm ergreift. Das ist der Ort, wo kein Licht wird vernommen; wo der höllische Orkan entführt die Geister mit gewaltigem Schwung, und die sündigen Seelen treibt nach rechts und links hinauf, hinab, von hinnen; auch dürfen sie zum Troste nimmer wähnen nicht Ruhe, nein, nur Linderung zu gewinnen, sondern, immer umgeschwungen, werden sie vom Wuthorkan getragen. Um die hohle Mitte, in der leeren Weite schwingt sich diese Windsbraut in die Runde; das wesenlose Nichts hat sie sich untergestellt, es umfängt sie allum; die Geister, die in ihr umgetrieben werden, haben keinen andern Grund und kein anderes Endziel. All ihr Streben ist also gegen die Principien alles Bestehenden hin gerichtet; diese, insofern sie als positive Unterlagen sich geltend machen, und wieder die Endursachen, die auf gleiche Positivität sich stützen wollen, sind ihnen zuwider und verhaßt. Sie können also

nicht eher ablassen, bis sie alle Grundvesten des Bestandes der Dinge umgestürzt, und der Bejahung gegenüber eine Welt der Verneinung aufgebaut. Die leeren Räume dieser verneinten Welt werden also mit ihren Gedanken, Phantomen und Systemen ausgefüllt; die sociale Region mit ihren Carricaturen und Socialcontracten; die Natur mit den Schemen ihres Maschinenbaues: denn auch bei ihnen muß diese Welt, wesenlos wie er, nach dem Bilde ihres Gottes sich erbauen, der selber wieder ein Spectrum des Menschen ist. Eben weil sie allem Wirklichen das Unwirkliche als seinen Grund unterlegen; darum können sie nicht ruhen, ehe denn auch sie sich selbst auf diesem Grund gesetzt; dann erst ist ihr System durch alle Gebiete des Daseyns folgerecht durchgeführt, und das große Vacuum, das Alles trägt, hat auch in einem vacuum disseminatum durch Alles sich vertheilt. Alle Creatur wird nun rasch zu ihrem Ziele geführt; der Tod, der da ist die Endschaft aller Dinge, er wird sie von aller Mühe und Arbeitseligkeit der Welt, von aller Mühsamkeit, mit denen sie beladen sind, seit sie ihre Natur verkehrt, befreien; und durch alle Geschichte wird der große Todtentanz aufgeführt, in dem alles Bestehende auf Erden seinem unabtreiblichen Ziel jähling entgegeneilt. Der Ruf ist ausgegangen: Vae, Vae, Vae, habitantibus in terra! cuncta in quibus spiraculum vitae est, mortua sunt. Wohlan, wohlan, ihr Herren und Knecht, springet herbei von allem Geschlecht, wie jung wie alt, wie schlicht oder kraus, ihr müßt alle in das Tanzhaus. Aus dem Munde der Urväter der heutigen Nullifikanten hat der Tod den römischen Papst zuerst angeschrieen: Komm, heiliger Vater, werther Mann; einen Vortanz müßt ihr mit mir han; die dreifach Kron müßt Ihr uns lon, und euers Sessels ruhwig ston. Moriatur sacerdos magnus, et ipiscopatum eius accipiat imperator! Was dem Herren geschehen, muß der Diener sich gefallen lassen; an die Cardinäle ist der Spruch ergangen: Wohl gesegnet habt ihr die Layen, ihr müßt auch jezundt an den Reyen; den Bischöfen: Percutiam pastorem, et dispergentur oves,

ihr habt eure Sache auf nichts gestellt, wir tragen alle Priesters Amt, legt darum nieder euern schönen Stab, wir werden ihn an Eurer Stelle führen; den Domherren: viel Pfründen und groß Gut habt Ihr besessen, nun wird Euer ewiglich vergessen; den Aebten: ipse morietur quia non habuit disciplinam, et in multitudine stultitiae suae decipietur; ihr Mönche endlich aber: sedentes in tenebris, et in umbra mortis, vinctos in mendicitate, rüstet auch Ihr Euch auf die Fahrt! Sie haben allesammt gehorcht, denn was lebt und den Athem zieht, fällt unter die Gewalt des Rufenden; wo er sie gefunden, hat er sie gerichtet; vom geistigen Reich in ihnen und vom Leiblichen hat er seinen Theil genommen, und sie in den Wirbeltanz hineingezogen. Das Unsterbliche in ihnen, die Idee, die muß er draußen unversehrt stehen lassen; und nachdem die Einen, die ihm verfallen, weggegangen, sind Andere an ihrer Stelle eingetreten, und die Idee hat sich ihnen eingewohnt. Die Söhne und die Enkel, und die Enkelsenkel der Urväter, mit Kronen, Herzoghüten und Bareten angethan, hat er darauf zu seinen Herolden bestellt; die mit den Kronen haben zuerst den Kaiser angerufen: Herr Kayser nun kommet, es ist Zeit, Euer Macht geht durch all die Welt weit. Hätte Euer kaiserlichs Schwert die Ungläubigen bezwungen, Gott geehrt und die Kirche geschirmt, und immer nach Recht gestanden in Städten und in allen Landen, so wär Euch gegeben Gottes Huld zu ewigem Leben. So aber das nicht en ist, dann sperrt Euch nicht, Ihr müßt davon. Da wichen die Diener und Ritter und Knecht vom oberst Haupt und einig Herrn der ganzen Welt, von dem sich ausbreit Adel, Ehr und Gnad auf männiglich; Er, der Allem gebietet, mußt auch, wie Andere, unters Joch. Die in den Herzogshüten haben die Könige angefahren: Heut unter Kron, Morgen davon, drum frisch auf und daran, Euer Gwalt will ein Ende han. Die Grafen zu den Herzogen: Ihr seyd nun Herzog gewesen, niemand mogt vor Euch genesen, er war arm oder reich; Ihr meynt, niemand wär Eures gleich. Groß Gut und Ehre habt

Ihr besessen, und Gott's damit vergessen. Ein End hat nun Euer hoher Muth, geht fort, anders es thut nimmer gut! Die Ritter zu den Grafen: Tretet von dannen Ihr Grafen von edler Art, Ihr fährt gar eine wilde Fahrt. Viel Hochmuths ist von Euch geschrieben, den Ihr über Pfaffen und Layen hant getrieben. Nun kömmt Euch das End! Die Völker zu den Rittern und Edelleuten: Subito morientur, et in media nocte turbabuntur populi, et auferent violentum absque manu. Alle die Gerufenen werden mit ihrem sterblichen Theil in den Wirbeltanz aufgenommen, und ihr Gebein zu Staub gerieben, die unsterbliche Idee aber bleibt auch ihnen unversehrt. Der Tod steht nun den Massen gegenüber, und spricht: Euer ist viel, ich bin allein, doch überwinde ich Euch allgemein! Ihr Klugen aus der Fürsten Rath, zu Hofe saßt Ihr gern oben, was Euch umsonst ward, Ihr gerne namt, tretet vor, Ihr seyd mir allesammt verfallen. Ihr Vorsprech, Unrecht macht Ihr dick zurecht, was krumm war, das macht Ihr schlecht, Ihr müßt nun Alle von hinnen. Ihr Schreiber, Werktages und Heiligtages habt Ihr geschrieben, und damit lützel Gutes getrieben; Ich setze nun das Punktum daran. Vae qui dicitis malum bonum et bonum malum, ponentes tenebras lucem, et lucem tenebras, ponentes amarum dulce et dulce in amarum. Burger, allein auf zeitlich Gewinn, darauf stand all dein Mut, und auch dein Sinn; du dachtest gar selten an das ewig Leben, darum komm ich dir gar unverhut. Ihr Kaufleute, hättet Ihr auch alles Gut gewonnen, das in der Welt ist unter den Sonnen, das mogt Euch nun gehelfen nit. Ihr Alle, Kriegsleute insgesammt, Doctoren von meisterlicher Kunst, Ackersleute, Simpel und Gimpel, Reiche und Arme, Frauen und Mann; Ihr Alle, die Ihr beladen seid mit Mühsal, kommt zu mir, ich will Euch erquicken. Und sie strömten Alle hinzu, und theilten sich in Rotten und Parteien und Secten, die sich mit aner und isten, aten und enten und anten, alen und ellen, ingen, und iner und ipen zubenamten, und er schießt nun den brennenden Pfeil in ihre Interessen

und Leidenschaften; das Feuer wüthet in allen Adern. Sie befehden sich und bekämpfen sich; erwürgen sich mit Schwertern und dem Fallbeil; mit der Kettenkugel und des Wassers Fluthen; ihre Würgengel führen sie in die Wüsten und die Steppen, und sprengen sie aus des Winters Grimm in die Gluthen. Immer schneller dreht sich der Wirbel; größer und größer werden die Massen, deren Sterbliches er verzehrt, das Verlorne zur Mitte treibt, das Unsterbliche aber auswirft aus seinem Kreise in die Gebiete, wo der Tod nicht herrscht. Endlich fließt langsamer der Zeiten Lauf, und will versiegen; die Generationen sind dünner gelichtet; das Licht des Lebens auf Erden beginnt flackernd und erdunkelnd nur mühsam sich zu fristen; der letzte Thor und der letzte Weise werden zuletzt vom weidenden Hirten dem Strudel zugetrieben. Da ertönt die Stimme von oben: Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage. Ich wähle das Nichtseyn, spricht der Thor; Ich das Seyn, entgegnet der Weise. Euch geschehe, wie ihr gewählt, also die Stimme. Nun

Dies irae, Dies Illa,
Solvet saeclum in favilla.
Mors stupebit, et natura.

Der Feuerwirbel zieht sich auf seine Mitte zurück, über ihr
Lasciate ogni speranza voi che'ntrate.

Allum das ewige Seyn und
La providenzia che cotanto assetta,
Del suo lume fa il ciel sempre quieto,
Nel qual si volge quel ch'ha maggior fretta.

Das ist der Todtentanz in der Geschichte.

VII.

Rheinländisches.

Als die Züricher 1576 ihren Freunden, den Straßburgern, zeigen wollten, wie schnell sie im Falle der Noth der Bundesstadt beispringen könnten: fuhren sie mit ihrem Reisbreikessel an einem Sommertage auf Limmath, Aar und Rhein die dreißig Meilen Weges hinab, und kamen, nach siebzehnstündiger Fahrt, mit dem noch warmen Brei zum Freischießen nach Straßburg. Johannes Fischart sang von dieser „glückhaften" Reisbreischifffahrt:

> Hie sieht man, warum Gott die Flüss'
> Geschaffen hat; nur darum gewiß,
> Damit man durch ihr Mittelweg
> Nachbarschaft besuch', halt' und pfleg'.

Welch ein Jubellied würde der alte Meistersänger anstimmen, wenn er heutiges Tag lebte, wo die Züricher bald in ohngefähr doppelt so viel Zeit ihren Reisbrei von dem Fuße der Alpen bis zum Saum der Nordsee, und in wenig Stunden später bis zur Brittischen Königsstadt bringen können, und zwar nicht durch die Kraft des Windes und der Wellen, auf den gottgebahnten Straßen der Flüße, sondern durch die Macht des zerstörendsten aller Elemente, des Feuers, daß sich der Mensch also dienstbar gemacht, daß es ihn, gleich einem gebändigten Rosse, mit Windeseile schnaubend und stöhnend durch die Länder dahinträgt.

Vor wenigen Tagen kehrte ich von einem Ausfluge auf der rheinischen Eisenbahn zurück. Einer meiner Reisegefährten, der neben mir saß, erzählte, daß er am Tage vorher, am Mittwoch um 9 Uhr Morgens von London auf dem Dampfboot abgefahren sei; als er mir dieß sagte, war die Sonne des Donnerstages noch nicht untergegangen, und doch hatten wir nur noch eine kleine Strecke zu fahren, und wir sahen schon das Wahrzeichen Cölns, den mächtigen Torso seines Domes, wie er sich, schweigenden Ernstes, aus dem geräuschvollen Schooße der gewerbreichen Handelsstadt am abendlichen Himmel emporhob; ein gottgeweihter Hochaltar, über welchem der Himmel das stille Licht seiner klaren Sterne zur nächtlichen Andachtsfeier anzündete.

Der Reisende hatte zu seiner Fahrt kaum zwei Tage bedurft; gestern hatte er noch den Reden im Parlamente beiwohnen, und die großen Ostindienfahrer absegeln sehen können, und heute konnte er sich an dem Duft der Rosen und den blühenden Traubenlauben der rheinischen Rebengelände erquicken. Er hatte dabei nicht einmal seine Nachtruhe geopfert; um 9 Uhr Morgens von London abgefahren, war er um 11 Uhr Abends in Ostende gelandet; hier hatte er die Nacht geruht, und war am andern Morgen in der Frühe nach 6 Uhr von Ostende abgefahren, um Abends 9 Uhr in Cöln zu seyn.

Dieß war noch nicht einmal, unter den gegenwärtigen Umständen, eine besonders schnelle Ueberfahrt, indem man den Weg von Brüssel bis London schon in einem Tage zurückgelegt hat. Von Brüssel nach Paris aber kann man schon jetzt, wo die Eisenbahn noch nicht vollendet ist, in zweiundzwanzig Stunden kommen. So sind Paris, Brüssel und London in inniger, täglicher Berührung; Berlin und Wien rücken ihnen mit jedem Tage näher!

Mit Blitzesschnelle wird der Reisende, ohne allen Uebergang, aus einer Existenzweise in eine fremde, himmelweit davon verschiedene, aus dem kalten Norden in den warmen Süden versetzt; das Dampfroß der Wellen durchschneidet in einer

Nacht einen breiten Meerarm, und die zischende Feuerschlange des Landes, mit ihrem langen, vielgegliederten Schweife durcheilt in einem Tage ein ganzes Königreich mit Städten und Dörfern, Wäldern, Bergen, Thälern und Flüßen; hundert fünfzig Stunden Weges liegen zwischen einem Sonnenuntergange bis zum andern; Volksstamm, Sprache, Verfassung und Klima, Alles hat sich geändert, ehe der Reisende auch nur einen Augenblick Zeit gefunden, sich zu sammeln und zu besinnen, wo ihn die dämonische Kraft des Feuers hingetragen.

Wie die Kieselsteine und Sandköner von den Wellen der brandenden Fluth, so werden die Völker heutiges Tages durcheinandergerüttelt und geschüttelt und glatt aneinander abgerieben. Wo wird sich noch der scharfe Umriß irgend einer Eigenthümlichkeit, der Stempel einer bestimmt ausgeprägten Persönlichkeit oder Nationalität behaupten können? Muß nicht dort, wo alle Schleußen dem Zudrange des großen Marktes geöffnet sind, jede still verborgene Einsamkeit verschwinden? Und doch ist in diesem Zeitalter der alles verbindenden Dampfschiffe und Eisenbahnen seltsamer Weise auch eine entgegengesetzte Strömung des Weltgeistes nicht zu verkennen; dieß beweist das in so vielen, selbst minder zahlreichen Volksstämmen gleichzeitig erwachte Streben, ihre alten Nationalsprachen von dem Untergange zu retten und verjüngt zu neuer Blüthe zu bringen.

Genießt das Rheinland vor anderen Gebieten Deutschlands die Vorzüge dieses vermehrten Verkehres, indem sein Thal wieder zur großen Weltstraße wird, so ist es auch am meisten von seinen Nachtheilen bedroht. Es darf Alles aufbieten, um seine Nationalität, seine Sitte und seinen Glauben gegen diesen täglich ebbenden und fluthenden Strom der Fremdenwelt, und einem heimath- und glaubenslosen Cosmopolitism zu bewahren. Es darf sich wohl hüten, daß es ihm nicht ergehe, wie der Schweiz, wo Alles auf den großen Landstraßen von den Fremden gewinnen möchte, und darum ihnen auch Alles

feil bietet und sich zu ihrem Lohnlakaien macht. Der Schweiz ist ihr Unglück mit dem Golde der Fremden gekommen; den Glauben der Väter, die alte Sitte und Rechtlichkeit hat sie gegen den falschen Schimmer des flachsten französischen Liberalismus hingegeben, und sich in den Abgrund des Religionskrieges und revolutionärer Anarchie gestürzt.

Auch am Rhein spielen die Reisenden auf Dampfschiffen und Eisenbahnen keine geringe Rolle. Fährt man den Strom hinab, so sind diejenigen Gebäude, die vor allen anderen das Auge des Reisenden auf sich ziehen, und wie fürstliche Paläste stolz auf die Wohnungen der Eingebornen herabblicken: die grossen Hotels mit den kolossalen Ueberschriften in englischer oder französischer Sprache. Man sollte glauben, ihre Inhaber seien die Fürsten des Landes; und in der That ist ihr Inneres nicht selten mit einem wahrhaft fürstlichen Luxus ausgestattet. Die bescheidene Bürgerlichkeit wird hier allenthalben beschämt, und wagt es kaum, diese endlosen Salons und Zimmerreihen mit ihren brillanten Tapeten und feinen Teppichen, ihren kostbaren Stoffen von Sammt und Seide, ihren Bronzen und Vergoldungen zu betreten! Hier an der großen Table d'Hote vollbringt sich die kosmopolitische Amalgamisirung aller Nationen und Confessionen. Die Wirthe, ihre Präsidenten, sind meist sehr aufgeklärte Leute; hoch erhaben über jede nationale und confessionelle Bornirtheit, kennen sie nur eine Religion, die des Gelderwerbes nämlich. Da findet man englische und französische Zeitungen, während man die vaterländischen vielleicht vergebens sucht; wer auch am heissesten Sommertage sich erkühnen wollte, nach kühlendem einheimischen Bier zu verlangen, würde mit verächtlichem Blicke von dem Kellner als nicht ebenbürtig gemessen werden; hier trinkt man nur Wein, und begehrt man fremden, um so höher steht man in der Achtung. Auf welche kosmopolitische Zuvorkommenheit aber kann man auch hier gegen Geld nicht rechnen! So sah ich in Basel, dicht am Ufer des Rheines, ein solches Hôtel-Palais; der Wirth zeigte mir darin einen Saal, den er zu einer Kapelle für die

reichen Engländer eingerichtet hatte; aus einem Abteihause, welches früher dem Fürstabt von St. Gallen angehörig war, hatte er ein sehr reich verziertes Täfelwerk im Style der Renaissance zur Bekleidung der Wände und der Decke gekauft; es war für seinen engen Saal zu kurz gewesen, und da hatte er das alte Kunstwerk seines Vaterlandes zurecht stutzen lassen, damit die Herren Engländer bei ihrer Andacht es angaffen konnten, und sein Hôtel mit recht zahlreichem Zuspruch beehren möchten. Als Lectüre passen sich hiezu dann vortrefflich: das Frankfurter Journal, die Didaskalia, das Conversations-Lexicon und die Stunden der Andacht, die Mystères von Paris und der ewige Jude.

Sind aber diese Hôtelbesitzer gar, wie Herr Benazet in Baden-Baden, Pächter der Spielhöllen: dann können sie, Dank der Liberalität unserer Minister, noch auf ganz andere großartige Weise jedem Gelüsten des vornehmen am grünen Tische sein Geld vergeudenden Gesindels entsprechen. Eine besondere Krone verdient darum gewiß eben dieser Höllenfürst der Badener Bank, daß er die friedlichen Thäler des Rheinlandes, die stillen Höhen des Schwarzwaldes, um welche die kindliche Muse Hebels schwebt, von dem wilden Halloh einer Parforcejagd müssiger Prasser bald wird erschallen lassen. Angesichts solcher Erscheinungen möchte man wohl fragen: ist es nicht mit der deutschen Ehre Halali! Darum nichts weiter hievon für jetzt; lassen Sie mich Ihnen von Anderem berichten.

Der Borromäusverein hat, wie Sie wissen werden, kürzlich die erste Versammlung seines Vorstandes in Bonn gehalten. Wird derselbe eine so einflußreiche Stellung einnehmen, wie die Einen hoffen, die Anderen fürchten? Das wird hauptsächlich davon abhangen, ob sich einige Männer finden werden, die Talent, Zeit und Aufopferungsgeist genug besitzen, um die Seele des Ganzen zu bilden und die Last der Arbeit auf ihre Schultern zu nehmen. Wenn es bei solchen Vereinen mit blossen Reden gethan wäre, dann könnte es niemals fehlen; allein tüchtige Arbeiter zu finden, die mit der That einstehen, ist in unserer Zeit, und namentlich in Deutsch-

land, eine sehr schwierige Aufgabe. Durch die Vielschreiberei und die große büreaukratische Staatsmaschine werden bei uns einerseits so viele Kräfte consumirt, andererseits wird beinahe Jeder so sehr daran gewöhnt, sich von oben herab administriren und gouverniren zu lassen, daß selbständige Leute, wie sie ein korporatives Leben von unten fordert, die höchste Seltenheit sind. Denn es gibt am Rhein, wie in ganz Deutschland, nur wenige Katholiken, die, wenn sie auch Talent und Lust zu den Arbeiten eines solchen Vereines, wie der des heiligen Karolus Borromäus besitzen, nicht von ihren Berufsgeschäften so sehr überhäuft wären, daß ihnen noch Zeit zur eifrigen Theilnahme übrig bliebe. Hoffen wir indessen von der Regsamkeit und dem Eifer der Rheinländer das beste; jedenfalls hat der Verein dahier den Vortheil, daß er sich die Erfahrungen des seit lange schon bestehenden bayerischen zu Nutze machen kann.

Der Beschluß dieser ersten Versammlung, als Einleitung des begonnenen Werkes die Lebensgeschichte des heiligen Karolus Borromäus verfassen zu lassen, war gewiß ein sehr passender; wir wünschen von ganzem Herzen, daß es ihm auch gelingen möge, für seinen großen Schutzpatron einen würdigen Biographen zu finden; es ist eine reichlich sich lohnende Arbeit.

Welchen tiefen Eindruck das Leben dieses Heiligen auf das Gemüth des Volkes gemacht, davon konnte ich mich noch kürzlich erst auf einer Reise durch Belgien überzeugen. In den dortigen herrlichen Kirchen sieht man nämlich keinen neueren Heiligen so häufig dargestellt, als gerade den großen Bischof Mailands, und zwar gewöhnlich, wie er den sterbenden Pestkranken die heilige Communion darreicht. Die Gnade und der Trost des Himmels und der Jammer der Erde stehen hier einander in scharfem Contraste gegenüber. Während auf der Nachtseite das Auge mit Schrecken auf den Pestleichen weilt, während es die todte Mutter noch von ihrem lebenden Kinde liebkoset sieht, und von den düstern Gestalten der wildesten Verzweiflung zurückbebt, sieht es auf der Lichtseite einen anderen

Sterbenden, den die Tochter in ihren Armen aufgerichtet hält; er hat den Schmerz der Erde überwunden; sein Tod ist gewiß, aber er fürchtet ihn nicht; die Sehnsucht nach dem Genuße des himmlischen Brodes, nach der Vereinigung mit seinem Gott und Erlöser ist das einzige Gefühl, was seine pestwunde Brust erfüllt, und sein verlangendes Auge mit himmlischer Freude verklärt; so reicht ihm der Priester inmitten der Schrecken des Todes und der Verzweiflung, ein Engel des Friedens und des Trostes, das heilige Sakrament dar, und die Umstehenden fühlen sich nicht minder getröstet und erquickt, und aus dem Jammer einer verpesteten, dem Tode heimgefallenen Welt zum Himmel hinangehoben.

Möge der Heilige in der Schrift seines neuen rheinischen Biographen als ein solcher Tröster und Heilspender allen denen erscheinen, die an den Pestbeulen unserer Zeit leiden, und sie mit seinen gottvertrauenden Leiden und seiner werkthätigen, für Gott alles opfernden Heiligkeit erfüllen.

Wenn die Versammlung ferner beschlossen hat, ihren Mitgliedern den Kalender für Zeit und Ewigkeit als Zugabe auszutheilen: so ist sie hierin dem bayerischen Vereine, der dasselbe früher gethan, gefolgt. Auch dieser Beschluß wird gewiß allgemeine Zustimmung erhalten. Der Verfasser jenes Kalenders ist ohne Zweifel gegenwärtig von allen unseren religiösen Schriftstellern derjenige, der dem Herzen des Volkes, das er vollkommen kennt, am eindringlichsten und herzlichsten zuzusprechen weiß, und den man darum, wie kaum einen andern, wahrhaft populär nennen darf. Kann die Empfehlung der historisch-politischen Blätter etwas zur Verbreitung seiner Schriften beitragen, so wird sie ihm gewiß nicht vorenthalten werden; wie sein Kalender umgekehrt von dem liberalen Indifferentismus in Baden aus guten Gründen zum Feuer verdammt wurde; eine Censur, die dem Verfasser sicherlich nicht nur zur Ehre gereicht, sondern auch für seine Wirksamkeit zeugt.

Die Landtagsabschiede stehen noch immer in Aussicht. Uebrigens kann ich nicht sagen, daß man sich mit besonders

hochgespannten Erwartungen trägt. Durch die Erfahrung früherer Jahre ist man hierin sehr abgekühlt und bescheiden geworden. Die umfangreichen Artikel eines Berliner Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung über die baldige Verleihung einer Reichsverfassung haben seitdem auch ein sonderbares Dementi durch die unbegreifliche Verweisung der beiden badischen Deputirten erhalten. Wenn man nach den neuesten Vorgängen jene Artikel wieder liest, so weiß man in der That nicht, ob sie mit ihrem Ton geheimnißvoller Zuversicht von Jemand herrührten, der mystificirt war, oder der mystificiren oder sonst eine Absicht durch die Mittheilung dieser fortlaufenden Zusicherungen erreichen wollte. Uebrigens kann in diesem Lande Niemand wissen, was morgen geschieht, indem die Vorgänge von heute oder gar von gestern durchaus zu keinem sichern Schluße berechtigen.

Was nun zunächst die Interessen der Rheinprovinz betrifft, so ist die Versetzung ihres Oberpräsidenten nach Westphalen eben kein günstiges Vorzeichen für den Inhalt des zu erwartenden Abschiedes, da man diesen Beschluß mit der Haltung jenes Beamten während des Landtages, und namentlich auch mit seiner Liberalität in Gestattung des Druckes der Verhandlungen in Verbindung bringt. Man soll nämlich im Berliner Ministerium mit seinem Benehmen nicht zufrieden gewesen seyn, während umgekehrt die ganze Provinz ihn nur mit Bedauern scheiden sieht, und ihre Stimme gewiß lauter für sein Bleiben erheben würde, wenn sie hoffen könnte, daß man ihr Gesuch nicht als eine oppositionssüchtige Anmaßung abweisen, sondern ihm entsprechen würde. In Berlin soll man ihm vorzüglich die Erörterungen, in welche er sich in den Journalen über höchst unangenehme Fragen eingelassen hat, zum Vorwurf machen, indem er dadurch Veranlassung zu unnöthigem Scandal gegeben hätte. Allein der höchste Beamte einer Provinz, der die Interessen der Regierung den Beschwerden und Anklagen eines Landtages gegenüber in der öffentlichen Meinung wahren soll, befindet sich hier in einer ganz eigenthümlichen, höchst schwie-

rigen Lage. Man kann in Berlin leicht sein Benehmen tadeln, die Tadler würden es aber schwerlich besser gemacht haben. Die Schwierigkeiten sind der Art, wie sie nicht leicht in einer andern ständischen Verfassung vorkommen; es verhält sich damit folgendermassen:

Als man in Preußen die Landtage instituirte, war das ihnen gewährte Maaß politischer Rechte bekanntlich ein Minimum. Man dachte sich unter ihnen nichts anderes, als eine Versammlung von Honoratioren der Provinz, die ihr Gutachten über Vorlagen geben sollten, welche die Regierung selbst für gut fände, ihnen vorzulegen, und die anderer Seits das Recht hätten, die Petitionen der Provinz der Regierung in geziemender Ehrfurcht zur gefälligen Berücksichtigung vorzulegen. Von dieser Idee der Landesvertreter als bloßer Begutachter über gegebene Fragen und Bittsteller unmaaßgeblicher Wünsche ausgehend, fand man es nicht im mindesten für nothwendig, ihren Versammlungen eine parlamentarische Organisation zu geben, wodurch die Regierung ständig auf ihnen vertreten wäre. Denn was konnte man unter solchen Umständen in also beschränkten Gränzen von ihren Discussionen besorgen? — Allein, was geschah? — Die Abgeordneten sahen sich allerdings vorzüglich auf ihre Petitionsbefugniß zurückgewiesen; denn die Vorlagen der Regierung, die den anderen Theil ihrer Thätigkeit ausmachen sollten, waren in der Regel von so geringem Belang, daß sie manchmal ein Lächeln bitterer Ironie hervorriefen. Der Regierungscommissär erklärte die dießjährigen selbst bei der Eröffnung für ganz untergeordneter Art, und knüpfte daran die Erwartung, daß der Landtag seine Geschäfte bald würde erledigen können. Dagegen aber entwickelten sich nun die Petitionen um so umfassender; sie beschäftigten sich entweder mit der Abstellung wirklicher oder vermeintlicher Mißbräuche, oder mit der Einführung neuer Bräuche zur Befriedigung irgend eines von Seite der Provinz gefühlten Bedürfnisses. Damit aber eine Versammlung entscheiden könne, ob diese Petitionen an den Thron zu bringen seien, ist sie in die Nothwendigkeit ver-

setzt, sich darüber aufzuklären und zu verständigen, ob die fraglichen Mißbräuche und Bedürfnisse auch wirklich in der Provinz bestehen. Auf diese Weise nahm die parlamentarische Discussion an den Landtagen ihren Anfang; es erhoben sich Stimmen für und wider, und bald wurde das gesammte Staatsleben der Provinz, die ganze Administrationsweise der Regierung in nothwendiger Verknüpfung in diese Discussion hineingezogen. Wer dem Gange der ständischen Entwicklung in Preußen gefolgt ist, konnte wahrnehmen, wie die Verhandlungen der Landtage in dieser Beziehung einen immer umfassenderen, bedeutsameren Charakter annahmen, besonders in der Rheinprovinz.

Da sich inzwischen die Regierung die Berücksichtigung der Gutachten und Petitionen der Landtage unbedingt vorbehalten hatte, so konnte sie den Discussionen ruhig zusehen, das Heft war ja immer in ihrer Hand; bei ihr stand die That, bei jenen das bloße Wort; nur sie konnte das Wort zur Wirklichkeit machen; ohne sie verhallte es in den Sitzungssälen, oder blieb im Staube der Protokolle vergraben.

Um für diese Bedeutungslosigkeit einigen Ersatz zu erlangen, ging nun natürlich das Bestreben der Landtage vorzüglich nach Veröffentlichung ihrer Verhandlungen. Erfuhr die Provinz das Wort ihrer Deputirten, sanctionirte sie es durch ihre Beistimmung, dann war es nicht mehr die Klage oder die Bitte eines einzelnen auch noch so angesehenen Mannes, über den man sich leicht hinwegsetzen kann; es war in der That die Stimme der Provinz, die ihre Wünsche und Klagen mit den beigefügten Gründen vor den Thron brachte.

Die Regierung willfahrte diesem Bestreben nach Publizität der Verhandlungen in ziemlichem Umfange; dadurch aber erlangten die Landtage eine Bedeutung, welche die Regierung kaum selbst von ihnen geahndet hatte und so mußte sie nun im Rückschlag die Nachtheile jener ersten auf ihre gänzliche Unbedeutendheit gegründeten Organisation erfahren. Während nämlich ihre Maaßregeln in jenen Versammlungen vom Standpunkte der Regierten aus erwogen, angegriffen und vertheidigt wur-

den: fehlte es ihr selbst an einer Vertretung ihrer Interessen, die ihren Standpunkt den Angreifern und Vertheidigern gegenüber erklärt, Mißverständnisse gelöst und Irrthümer und falsche Angaben berichtigt hätte. Der Landtagscommissär eröffnet zwar allerdings die Sitzungen, wohnt ihnen aber nicht bei, um bei der Discussion interveniren zu können, sondern er erhält nur nachträglich das Protocoll. So findet er sich, wie nicht minder das Ministerium in Berlin, auf den schriftlichen Verkehr und nachträgliche Berichtigungen und Aufklärungen beschränkt, wenn die Sache von allen Seiten schon auf dem Landtage selbst durchgesprochen und gewissermaßen abgemacht ist.

Auf diese Weise müssen denn die also gedruckten Verhandlungen nicht selten sehr zum Nachtheil der Regierung ausfallen und oft einen ungünstigen Eindruck machen; von einer Leitung derselben ihrer Seits kann unter diesen Umständen keine Rede seyn. Herr von Schaper wollte diese Lücke ausfüllen, indem er den Weg der Publizität in den Journalen wählte. Er that dieß gleich Anfangs bei der Frage über das Recht der Regierung, ein Landtagsmitglied, wegen verhängter noch schwebender gerichtlicher Untersuchung, auszuschließen.

Wenn man es ihm daher in Berlin zur Last legt, als sei er es gewesen, der jene unangenehmen Erörterungen in den rheinischen Zeitungen über verletzte Parität in Censursachen und Ueberbürdung der Rheinprovinz und Westphalens in Betreff der Grundsteuer unnöthiger Weise hervorgerufen habe: so geschieht ihm Unrecht. Beide Gegenstände hatten ja auf dem Landtag, und die Grundsteuer nicht zum erstenmal, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und waren Fragen des Tages in Aller Mund; der Oberpräsident wollte nur den Eindruck jener Verhandlungen zu Gunsten der Regierung neutralisiren.

Die Beschwerde in Censursachen betreffend war seine Aufgabe freilich eine höchst undankbare und unlösbare; er nahm hierin die Sünden und Mißgriffe Anderer, die ihm dafür keinen Dank wußten, auf sich. Der Ruf von persönlicher Gerechtig-

keitsliebe und Ehrenhaftigkeit, den er sich allgemein in der Rheinprovinz erworben, sprach ihn frei von jeder direct von ihm ausgehenden gehässigen Partheilichkeit, nicht nur in dieser, sondern, ich darf es wohl sagen, in allen anderen confessionellen Fragen; allein wie konnte er im Allgemeinen die Parität der Censur rechtfertigen, da man in Berlin den Katholiken die Concession von Journalen zur Vertheidigung ihrer Interessen unter der Aufsicht der Censur beharrlich verweigerte, während man doch die maaßlosesten Schmähungen und Angriffe der Journale des In- und Auslandes unbedingt zuließ, und die neuen Schismatiker Monate lang ungehindert walten ließ, bis man sich endlich erinnerte, daß Gesetze vorhanden seien, die sie in gehörige Schranken wiesen. Nicht allein Herr von Schaper, auch das Ministerium Arnim hat allerdings auch an dieser Discussion durch seine Denkschrift an den Landtag in Betreff der Trierer Petition Theil genommen. Allein wäre diese Berliner Denkschrift mit den Verhandlungen des Landtags zur Publizität gelangt: sie würde in der Rheinprovinz gewiß noch weniger Anklang gefunden haben als die Artikel des Oberpräsidenten. Die Bruchstücke, welche Freiherr von Loe aus dieser Schrift in seinen unter preußischer Censur gedruckten Reden mittheilt, reichen allein hin auf den confessionellen Geist zu schließen, der ihre Abfassung präsidirte. Scheute sie sich ja nicht, die ruhige Erwiderung des Pfarrers Mauritius Moritz eine der leidenschaftlichsten Streitschriften zu nennen, während sie den kalten Hohn der beiden Bonner Professoren als wissenschaftliche Forschung in Schutz nahm. Von den historisch-politischen Blättern stellte sie den vierhundert Trierer Petenten gegenüber in demselben Geiste die Behauptung auf: jeder gute preußische Unterthan, der einen unbefangenen Blick in diese Zeitschrift gethan, welcher Confession er auch sei, müsse die Fortdauer des Verbotes gut heißen.

Eine solche Sprache kann man allerdings in Berlin für wirksam und zweckmäßig halten, wo die obersten Collegien des Staates in Weise zusammengesetzt sind, wie es die be-

kannten Reden des Freiherrn von Loe über die Parität gerügt haben, wenn man sich aber in überwiegend katholischen Provinzen davon irgend einen Erfolg verspricht: so irrt man sich gänzlich im Geiste dieser Provinzen.

Nach diesen Vorgängen konnte die Versetzung des Oberpräsidenten nach Westphalen wie gesagt nicht als ein günstiges Vorzeichen für den zu erwartenden Landtagsabschied von Seiten der Rheinlande angesehen werden. Uebrigens kömmt man allmälig zu der Ueberzeugung, daß die Bedeutung der Landtage überhaupt nicht von den Abschieden abhänge; man sieht sie als eine Schule an zur Bildung eines politischen öffentlichen Geistes, an dem es so sehr in Deutschland mangelt. Ist die Provinz einmal zum Bewußtseyn dessen gekommen, was ihr wirklich noth thut; ist sie mit sich selbst einig und hat ihre Kräfte und ihre Wünsche und Bedürfnisse kennen gelernt: so wird ihre Befriedigung im Gange einer ruhigen gesetzmäßigen Entwicklung, ohne Zerstörung und Umsturz, nicht ausbleiben, davon überzeugt man sich mehr und mehr.

Herr von Schaper hatte sich, wie wenige höhere protestantische Beamten, das Vertrauen eines streng rechtlichgesinnten Mannes erworben, der, frei von antikatholischer Befangenheit, mit dem besten Willen das Wohl der Provinz rastlos zu fördern bemüht war. Hatte er Vorurtheile der Erziehung, so gab man ihm das Zeugniß, daß er der entgegengesetzten Ansicht eine freimüthige Aeußerung gestattete, und sein Ohr einer Berichtigung von factischen Irrthümern und Mißverständnissen nicht verschloß, indem er dem Recht sein Recht widerfahren ließ, auf welcher Seite er es auch fand. Sehen ihn auf diese Weise die Katholiken nur ungern scheiden, rühmen sie seine Milde, seine Leutseligkeit und sein Wohlwollen; so habe ich andererseits keine Stimme vernommen, die seinen Protestantism in Zweifel gezogen, oder ihn beschuldigt hätte, die protestantischen Interessen der Provinz preisgegeben zu haben. Statt seiner wird nun Hr. Eichmann in die Provinz kommen; eine Wahl, die hier zweifache Bedenken erweckt; einmal

geht ihm der Ruf voraus, als gehöre er der pietistischen Richtung des Berliner Protestantism an; am Rhein aber sieht man Pietisten nur sehr ungern in hohen, die confessionellen Fragen umfassenden Staatsämtern. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß von Männern dieser Farbe, trotz allen süßen und sanften Zusicherungen und Versprechen, bei ihrem frommen Eifer, am wenigsten für Gerechtigkeit und Parität in Collisionsfällen zu erwarten sei. Andererseits aber ist Hr. Eichmann mit den Personen und Verhältnissen unbekannt, oder höchstens aus der Ferne bekannt; er muß erst seine Schule durchmachen, und wie jeder andere, sein Lehrgeld zahlen. Will man aber in den einzelnen Provinzen nicht vorzugsweise Einheimische, die in den Sitten und der Confession der Majorität aufgewachsen sind, betrauen, so wird der Wunsch doch von keinem gerechten Beurtheiler als ein unbescheidener zurückgewiesen werden, daß man ihnen in diesem Falle zum mindesten Männer lasse, die sich in ihre Verhältnisse hineingefunden, die Dinge und Personen kennen, und sich das allgemeine Vertrauen erworben haben. Ob die Anwesenheit des Königs in dieser Beziehung eine Veränderung hervorbringen wird, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Unterdessen haben die Großmächtigen der freien Stadt Frankfurt die Gewaltstreiche der kleinen Tyrannen von Aarau nachgeahmt. Während das Frankfurter Journal täglich die ganze katholische Welt von dem Papst an wie bekannt mit giftigem Spott und Hohn überschütten darf, während es ungehindert die Freischaaren und Landfriedensbrecher der Schweiz als Helden und Martyrer der Freiheit preisen durfte, ohne daß der Senat darin irgend eine Kränkung der Katholiken sah, während die katholischen Schismatiker ihren neuen Gottesdienst ungehindert dort einführen und einrichten dürfen: sind die katholischen Priester nicht einmal mehr in den Beichtstühlen vor der Gewaltthat dieser strengen Herren sicher. Statt auf die Beschwerden der Katholiken in Sachen des Schul- und Kirchenvermögens beim Bundestage zu hören, und eine längst an-

erkannte Verpflichtung der Gerechtigkeit endlich zu erfüllen: hat der hohe Senat mit Polizeigewalt einen wehrlosen Caplan aus der Stadt führen lassen, weil er das Beichtsiegel nicht brechen wollte. So versteht man hier die Parität der Confessionen! — Der Krug geht indessen so lange zu Wasser, bis er bricht!

In der Journalistik hat sich hier wenig geändert. Die Kölner Zeitung fährt in ihrer alten verdeckten Feindseligkeit fort. Da sie sich nicht traut, in den einheimischen Fragen ein lautes verständliches Wort zu reden, sondern wo es sich von Religion handelt, stets in halben Tönen zwischen den Zähnen lakonische Zweideutigkeiten hinmurmelt: so hat sie sich die Schweiz als das Feld ihrer charakterlosen Tapferkeit ausersehen. Von dem Rechtspunkte ist hier keine Rede; das katholische Luzern und die Jesuiten müssen die Kosten ihrer armseligen Freisinnigkeit tragen. Nicht leicht ist ihr ein Mährchen, ein Gerücht irgend eines schlechten radicalen Blattes zu schlecht; sie nimmt es auf. Ihr zu Folge lebte in den Katholiken des Kantons Luzern nur ein Gefühl reactionärer fanatischer Rache! Dr. Steiger wurde tausend Klafter unter der Erde gefangen gehalten, so daß er nur durch ein Wunder entkam! Katholische Artikel dagegen nimmt sie keine auf oder nach langen Gesichtern und noch längern Reden als Inserate gegen baares Geld hinten am Schlusse des Blattes; dagegen fährt sie fort, die schlechtesten Schriften ihren Lesern anzupreisen, während sie katholischer Werke kaum mit einer Sylbe erwähnt. Wie lange wird die Geduld der rheinischen Katholiken sich dieses nur auf Abonnenten speculirende Unwesen gefallen lassen, und dem Blatt ihre Abonnements nicht aufkündigen?

VIII.

Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Es ist allgemein bekannt, daß der dreißigjährige Religionskrieg sowohl durch seine lange Dauer, als insbesondere durch die Zügellosigkeit der Freibeuterschaaren, welche zumal nach Gustav Adolph's Tode, unter Schwedischem Banner und mit französischem Gelde unterstützt, unser armes Vaterland aussaugten, auf den vorher blühenden Wohlstand Deutschlands den zerstörendsten Einfluß ausübte, daß er ganze Gegenden verwüstete, und viele früher wohlhabende Städte in elende Flecken verwandelte. Bayern, welches die Vorsehung damals unter die Obhut eines weisen und thatkräftigen Fürsten gestellt hatte, der zum Schutze seines Volkes das Mögliche that, wurde verhältnißmäßig weniger, als andere deutsche Länder, von diesen Mißgeschicken des Krieges betroffen, und seine Hauptstadt blieb, abgesehen von dem vorübergehenden Eroberungszug des Schwedenkönigs, der noch bessere Mannszucht zu erhalten verstand, wenn gleich auch er schon über deren merkliche Abnahme bittere Klage führte, von den gefährlichsten Kriegsereignissen glücklich verschont. Gleichwohl hat auch München unter jenem verderblichen Einflusse in kurzer Zeit eine erstaunliche Minderung seines Wohlstandes erfahren müssen. Ein im vorigen Jahre erschienenes Werk gibt uns darüber in Zahlen überraschenden Aufschluß; es wird für die Leser dieser Blätter nicht

ohne Interesse seyn, wenn wir ihnen die dort gegebenen Resultate vor Augen legen. Der rechtskundige Magistrats-Secretär Schlichthörle hat nämlich in seiner Schrift: „Die Gewerbsbefugnisse in der königl. Haupt- und Residenzstadt München, Bd. I., Erlangen 1844", aus amtlichen Quellen eine sehr fleißige, geschichtliche Uebersicht über den Stand des Gewerbfleißes daselbst, so wie über die Ausbildung und die Rechte der verschiedenen Gewerbe geliefert. Wir finden darin Seite LXIX bis LXXIV ein tabellarisches Verzeichniß der vom Jahre 1370 an in verschiedenen Zeiträumen bestandenen, so wie der gegenwärtig bestehenden Gewerbe in München, und zwar sind dabei namentlich als Epochen die Jahre 1370, 1500, 1618, 1633, 1649, 1802, 1825 und 1844 angenommen. Hieraus ergibt sich nun, daß im Jahre 1618, also vor Beginn des dreißigjährigen Krieges, die Zahl der Gewerbtreibenden in München, das damals nur die Hauptstadt von kaum einem Viertheil des jetzigen Königreichs Bayern war, 1769 betrug; im Jahre 1633 aber, nach dem siegreichen Zuge Gustav Adolph's, war diese Zahl schon auf 1464 herabgesunken, und im Jahre 1649, als endlich dem zerstörenden Kriege ein Ziel gesetzt war, finden wir nur mehr die Zahl 1091; in dem kurzen Zeitraume von fünfzehn Jahren hatte sich also die Zahl der Gewerbtreibenden in München um 305, und in dem ganzen Verlaufe des dreißigjährigen Krieges um 678 vermindert. Wie schwer sich die Stadt von dieser Zerrüttung ihres Wohlstandes erholte, geht daraus hervor, daß noch im Jahre 1802 der Gewerbfleiß nicht einmal den Stand vom Jahre 1633 wieder erreicht hatte; denn damals belief sich die Summe aller Gewerbe noch erst auf 1406, wobei freilich die unglücklichen Perioden des Spanischen und Oesterreichischen Erbfolgekrieges in Anschlag zu bringen sind; andererseits aber auch in Betracht kommt, daß nun schon seit geraumer Zeit fast alle pfälzisch-bayerischen Lande unter einem Scepter vereinigt waren, und diese bis zum Ausbruch [illegible] kriegeges, den wenig[illegible] einen

halbhundertjährigen Friedens sich erfreut hatten. Dagegen ist von 1802 bis 1825 die Zahl der Gewerbe auf 2127, und von da bis 1844 auf 3127 gestiegen, worin sich eben so deutlich die Segnungen des langen Friedens, dessen wir genießen, wie dort die Trübsale wilder Kriege zu erkennen geben.

Betrachten wir einige der bedeutenden Gewerbe insbesondere, so finden wir z. B. Bäcker im Jahre 1618 70, im J. 1633 nur 68, im J. 1649 nur mehr 65, und erst im J. 1825 wieder 72, jetzt 95; Bier- und Tafernwirthe im J. 1618 schon 42, im J. 1633 nur 31, im J. 1649 nur mehr 27, im J. 1825 aber 173, jetzt gar 209; Hutmacher im J. 1618 schon 23, im J. 1633 nur 13, im J. 1649 nur 9, und selbst jetzt erst 14; Kistler im J. 1618 schon 41, im J. 1633 nur 37, im J. 1649 nur mehr 21, und selbst 1802 erst 29, jetzt 104; Lein- und Zeugweber im J. 1618 schon 161, im J. 1633 nur 120, im J. 1649 nur 82, jetzt 74; Schlosser im J. 1618 schon 23, im J. 1633 nur 22, im J. 1649 nur mehr 12, jetzt 50; Schneider im J. 1618 schon 118, im J. 1633 nur 90, im J. 1649 nur mehr 64, jetzt 215; Steinmetze im J. 1618 27, im J. 1633 nur 8, im J. 1649 nur 5; Buchhändler im J. 1618 schon 3, 1633 und 1649 nur mehr 2, erst 1802 wieder 3, jetzt 12; Buchbinder im J. 1618 10, 1633 und 1649 nur 8, im J. 1802 schon wieder 14, jetzt 34. Bemerkenswerth ist noch, daß die Zahl der Eisenhändler vom J. 1618 bis 1633, vielleicht eben des Krieges wegen, von 12 auf 16 steigt, dann aber 1649 auf 9 sinkt, und noch auffallender ist es, daß die Zahl der Handelsleute und Krämer in der ersten Periode um 11, und in der zweiten noch um 2 zunimmt.

Wir leben in einer Zeit, in welcher der Gewerbfleiß Deutschlands in lebendigem Aufschwung begriffen ist, und durch die Beseitigung lähmender Zollschranken im Innern, durch die Benutzung großartiger Erfindungen, durch Förderung der Schifffahrt, unter dem Schutze langen Friedens, zu einer früher nicht geahnten Blüthe sich entwickeln kann; aber es ist auch eine

Zeit der Gährung auf religiösem und politischem Gebiete; diese wird genährt durch eine, sonst den besser berechtigten Altlutheranern verweigerte Duldung, ja manchfaltige Förderung des unseligen Treibens einiger unkirchlicher Wühler, die mit fanatischem Hasse den Bestand der katholischen Kirche anfeinden, und das anerkannte Confessionsverhältniß in Deutschland zu alteriren trachten, und die zugleich ziemlich unverholen die brüderliche Hand jenen politischen Wühlern reichen, deren Kriegsmanifest gegen alle bürgerliche Ordnung die Schweiz vor kurzem in dem wilden Rufe: à bas ceux qui ont des domestiques vernehmen konnte; auf mancher Lippe schon schwebte, aus düsterer Ahnung dessen, was die Zukunft unserem zerrissenen Vaterlande bereiten könnte, hervorquellend, das verhängnißvolle Wort: Religionskrieg. Da mag es wohl nicht unpassend gefunden werden, darauf hinzuweisen, welche Früchte nach der Erfahrung früherer Jahrhunderte aus solcher Saat des Sturmes für Deutschland ersprießen können. Der Ruin des Wohlstandes aber und der Industrie war noch das kleinste der Uebel, welches aus der unglücklichen Periode von 1618 bis 1648 hervorging; weit schlimmer war der moralische Ruin, welcher dadurch hereinbrach und das folgende Jahrhundert zu der kläglichsten Periode der deutschen Geschichte herabgewürdigt hat. Möge der Geist und die Kraft wahrer Weisheit das deutsche Volk und seine Lenker beseelen, um die Wiederkehr solcher Erniedrigung abzuwenden, und uns durch die gegenwärtige Gährung hindurch zu einer höhern Entwicklung unserer Zustände führen!

IX.

Ecce Homo!

Pontius Pilatus hat es vor mehr als achtzehn Hundert Jahren nicht geahnet, was es für ein großes, inhaltschweres Wort war, das er sprach, indem er den blutig mißhandelten, gegeißelten, mit Dornen gekrönten, gebundenen, verspotteten Heiland, ein Bild des namenlosesten Jammers und der schmachvollsten Erniedrigung, dem wüthenden Judenvolke mit den Worten vorführte: „Sehet da einen **Menschen!**" Wir sollten lieber so sagen: „Sehet da **den Menschen!**" So tief erniedrigt, wie jener **Mensch** da stand, so tief gesunken war seit dem ersten Sündenfalle die Menschheit, um derentwillen Er, der **Mensch**, so elendig da stand. Er, der **Mensch**, erniedrigte sich, und ward gehorsam bis zum Tode des Kreuzes; darum hat Ihn Gott erhöhet, Ihn, den **Menschen**, erhöhet, und verherrlichet: und in der Erniedrigung und Verherrlichung dieses **Menschen** ist der tiefgefallenen Menschheit die einzige Möglichkeit und das einzige Mittel gegeben, aufzustehen, und, wie Er, verherrlicht zu werden. Dieses ist das hochheilige Mysterium unserer Erlösung, wie wir es im Lichte des Glaubens schauen; dieses ist ein Schauen, welches zwar dem stolz aufgebläheten, sich selbst vergötternden, die Tiefe der göttlichen Rathschlüsse anmaßlich ergründenden, die ewige Weisheit des himmlischen Vaters frech überbietendem



Zeit der Gährung auf religiösem und politischem Gebiete; diese wird genährt durch eine, sonst den besser berechtigten Altlutheranern verweigerte Duldung, ja manchfaltige Förderung des unseligen Treibens einiger unkirchlicher Wühler, die mit fanatischem Hasse den Bestand der katholischen Kirche anfeinden, und das anerkannte Confessionsverhältniß in Deutschland zu alteriren trachten, und die zugleich ziemlich unverholen die brüderliche Hand jenen politischen Wühlern reichen, deren Kriegsmanifest gegen alle bürgerliche Ordnung die Schweiz vor kurzem in dem wilden Rufe: à bas ceux qui ont des domestiques vernehmen konnte; auf mancher Lippe schon schwebte, aus düsterer Ahnung dessen, was die Zukunft unserem zerrissenen Vaterlande bereiten könnte, hervorquellend, das verhängnißvolle Wort: Religionskrieg. Da mag es wohl nicht unpassend gefunden werden, darauf hinzuweisen, welche Früchte nach der Erfahrung früherer Jahrhunderte aus solcher Saat des Sturmes für Deutschland ersprießen können. Der Ruin des Wohlstandes aber und der Industrie war noch das kleinste der Uebel, welches aus der unglücklichen Periode von 1618 bis 1648 hervorging; weit schlimmer war der moralische Ruin, welcher dadurch hereinbrach und das folgende Jahrhundert zu der kläglichsten Periode der deutschen Geschichte herabgewürdigt hat. Möge der Geist und die Kraft wahrer Weisheit das deutsche Volk und seine Lenker beseelen, um die Wiederkehr solcher Erniedrigung abzuwenden, und uns durch die gegenwärtige Gährung hindurch zu einer höhern Entwicklung unserer Zustände führen!

IX.

Ecce Homo!

Pontius Pilatus hat es vor mehr als achtzehn Hundert Jahren nicht geahnet, was es für ein großes, inhaltschweres Wort war, das er sprach, indem er den blutig mißhandelten, gegeißelten, mit Dornen gekrönten, gebundenen, verspotteten Heiland, ein Bild des namenlosesten Jammers und der schmachvollsten Erniedrigung, dem wüthenden Judenvolke mit den Worten vorführte: „Sehet da einen **Menschen**!" Wir sollten lieber so sagen: „Sehet da **den Menschen**!" So tief erniedrigt, wie jener **Mensch** da stand, so tief gesunken war seit dem ersten Sündenfalle die Menschheit, um derentwillen Er, der **Mensch**, so elendig da stand. Er, der **Mensch**, erniedrigte sich, und ward gehorsam bis zum Tode des Kreuzes; darum hat Ihn Gott erhöhet, Ihn, den **Menschen**, erhöhet, und verherrlichet: und in der Erniedrigung und Verherrlichung dieses **Menschen** ist der tiefgefallenen Menschheit die einzige Möglichkeit und das einzige Mittel gegeben, aufzustehen, und, wie Er, verherrlicht zu werden. Dieses ist das hochheilige Mysterium unserer Erlösung, wie wir es im Lichte des Glaubens schauen; dieses ist ein Schauen, welches zwar dem stolz aufgebläheten, sich selbst vergötternden, die Tiefe der göttlichen Rathschlüsse anmaßlich ergründenden, die ewige Weisheit des himmlischen Vaters frech überbietendem

Verstande wie Finsterniß und Thorheit erscheint, aber doch ein Schauen, welches nicht etwa blos dem Gemüthe Ruhe, sondern auch dem ruhigen Geiste Klarheit gibt, und der einzigen wahren, von Gott nicht getrennten, sondern in Gott und für Gott stehenden und forschenden menschlichen Wissenschaft vollkommen Genüge leistet.

So sprach Pilatus sein „Ecce Homo", und ahnete nicht, daß er mit diesen Worten, welche der Wuth blutdürstiger Feinde gegenüber wenigstens aus einem mitleidigen, menschlich fühlenden Herzen kamen, die unendliche Barmherzigkeit Gottes bekenne und verkündige. Ihn hatte das Licht der Gnade noch nicht erleuchtet; denn er war auch Einer von jenen Sehenden, die der Herr bei Johannes Blinde nennt: Was ist Wahrheit? hatte er gesagt, und war davon gegangen.

Die Weisheit der modernen Philosophie spricht auch und bekennet: Ecce Homo! ja sie thut mehr als Pilatus: nicht einen erniedrigten, mitleidswürdigen, gemeinen Menschen, sondern den Edelsten, den Stolz des Menschengeschlechtes bekennet sie. Noch mehr, mit Simon Petrus bekennet sie den Sohn des lebendigen Gottes, und mit Thomas ruft sie aus: Mein Herr und mein Gott! Denn die alte Clique der Gott- und Christus-Läugner ist mit Schimpf und Schande abgezogen, und trost- und freudenlos zu Grabe gegangen; die Himmelsstürmer mit ihrer Parole „Ecrasez l'infame", jene Reisige, die, unter der Aegide eines mächtigen Königes hohnlachend, ihres Sieges volle Zuversicht hatten, sie haben ihr Pulver verschossen, und sind schimpflich genug von dannen gekommen; Strauß, Sintenis, Wegscheider u. A. sind wie arme, verspätete Marandeurs hinter dem Troß des längst verschollenen Heeres weit zurückgeblieben, und müssen zuletzt ein ruhmloses Ende finden: ja selbst Röhrismus und Bretschneiderianismus können sich zu weiterem Fortkommen keine Bahn mehr brechen, sie müssen auf ihren Lorbeeren ruhen und schlafen, bis sie unvermerkt in dem Schattenreich der Träume verschwinden. Solch klägliche Ausgänge

sah und erkannte die Weisheit der modernen Philosophie; und darum bekannte sie in anderem Sinne, als Pilatus, weder jene Scene im Gerichtshause, noch weniger jene vorhergehende am Geißelpfahle, noch auch jene letzte auf Golgatha ausmalend, vielmehr dergleichen Alles sorgsam verschweigend, oder euphemistisch vertuschend, bekannte sie: Ecce homo, und als besondere Freundin aller Verklärung und aller fühl- und sichtbaren Herrlichkeit bekannte sie weiter, freilich auch wieder in etwas anderem Sinne als Thomas, Dominus meus et Deus meus!

Aber um wie viel hat es denn nun diese neuere Weisheit durch diese Bekenntnisse in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit weiter gebracht? Das wird sich am deutlichsten aus einem Glaubens- oder besser Wissensbekenntnisse derselben herausstellen. In der Berliner, von Dr. Karl Brandes redigirten, „Literarischen Zeitung" Nro. 9 vom 1. Febr. 1845 heißt es in einem längeren, Philosophie und Geschichte besprechenden Aufsatze, in welchem auch bemerkt wird, daß Gott, der auch das Böse zum Guten wende, darin „nicht etwa eine jesuitische List, sondern seine Allmacht, Weisheit und Gnade offenbare", unter anderem wie folgt:

„Das Leben der Menschheit bewegt sich eben so sehr in der Kategorie der Gattung, wie in der der Individualität, diesen Schlußkategorien der Naturphilosophie. Es hat also wirklich eine organische, unterschiedliche Gesammtentwicklung, so gut, wie schon die Pflanzenwelt; es geht aus von einem Keime, und steigt auf bis zur vollendeten Frucht. Es hat aber auch eine organische, unterschiedliche Mannigfaltigkeit, so gut wie die Pflanzenwelt; es geht in den Reichthum der Individualitäten, der Völker und Zeiten auseinander, die in ihrer Art ein Vollkommenes zu entwickeln haben. Dieß ist das Wahre in Hegel's und Schubarth's Begriff. Aber damit ist noch nicht der Begriff der geschichtlichen Entwicklung erschöpft. Die Menschheit entwickelt sich nicht blos in jenen Natur-Kategorien, denn sie hat nicht blos ihre Natur, sondern auch ihren Geist, der als solcher in seiner Allgemeinheit, wie in seiner Persönlichkeit über die Natur hinausgeht. Die Entwicklung der Menschheit ist darum nicht blos eine generelle, wie Hegel, nicht blos eine specielle und individuelle, wie Schubarth will, sondern sie ist wesentlich auch eine persönliche und universelle. Sie ist eine persönliche, und darum kann jedes Moment auf jeder Stufe der Entwicklung nicht allein

individuelle, natürliche, sondern auch freie, geistige Selbstständigkeit haben, weil jedes Moment durch den persönlichen Geist an das höchste, universelle Ziel der ganzen Entwicklung gebunden werden soll. Als solche persönliche Entwicklung muß sie aber wesentlich auch eine universelle seyn. Der persönliche Menschengeist kann als natürliches Individuum jenes höchste Ziel immer nur beschränkter Weise erreichen; er muß darum in der Gesammtheit, also in der Totalität der Gattung, als Eine sogenannte moralische Person darangehen, das Eine Ziel zu erreichen. Um es aber wirklich zu erreichen, dazu vermag der menschliche Geist als solcher keineswegs, wie Schubarth meint, „„der einigende Mittler““ zu seyn. Dazu gehört mehr, dazu gehört Ein Mensch, der mit seinem persönlichen Geiste alle persönlichen Geister beherrscht und gerade dadurch in vollster Freiheit ihrem Ziele zuführt; Ein Mensch also, der in seiner individuellen Persönlichkeit die absolute Universalität des Geistes überhaupt, also das göttliche Wesen des Geistes für alle offenbart und in allen bewährt und bewahrt, — d. h. **Ein Gott=Mensch**, der wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in Einer Person ist, und so durch seine Person allen andern Menschen das wahrhaft universelle und damit erst das völlig persönliche, kurz das ewige Leben zu geben vermag. Solch Einen und Einzigen Gott=Menschen haben wir nun wirklich in dem Erlöser; dieser ist das persönliche Haupt der persönlichen Menschheit. Wie aber die Menschheit heranwachsen mußte, bis daß die Zeit erfüllet und der Sohn Gottes Mensch ward; und wie er als Menschensohn wuchs bis zu seiner männlichen Reife, unterthan auch dem Gesetze der natürlichen Entwicklung: so soll auch fortan die Menschheit in der durch Christum gewonnenen Gotteskundschaft heranwachsen, „„bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maaße des vollkommenen Alters Jesu Christi““ (Ephes. 4, 13.) u. s. w."

Und was enthält nun das moderne Bekenntniß der modernen Weisheit? Kein Bekenntniß, wie Simon Petrus und Thomas ablegten; ja noch weniger, als das mitleidige Ecce Homo des Pilatus; es enthält eine lange, aufgeblähte, vornehmthuende Wortmacherei, ohne reelle Grundlage und praktische Brauchbarkeit, einen philosophisch construirten Christus, einen selbstgeschaffenen Gott=Menschen, der eben darum, weil selbst geschaffen, weder Gott noch Mensch, sondern ein luftiges Phantasiegebilde ist, welches unter der Analyse eines kalteren und nüchternen Verstandes auf Nichts reducirt, mittelst der Schärfe einiger Reagentien in ein uns

geschmack- und geruchloses Gas aufgelöst, sich in die unendliche Leere verflüchtigen wird. Ecce Homo, das ist der Mensch, Ecce Deus, das ist der Gott, Ecce Salvator mundi, das ist der Welterlöser, den der Berliner Meister Hegel's und Schubarth's, den mit ihm die wortreiche, moderne Philosophie verkündiget! Aber noch mehr: heilloser Pantheismus, oder, was eben fast auf das Selbige hinausläuft, stolze Vergötterung des Gesammtmenschengeistes durchspukt das ganze Bekenntniß, und dahinter, aus tiefstem Grunde, lugt hervor Selbstvergötterung des Geistigsten der Geister, des freiesten und persönlichsten unter aller freier Persönlichkeit, des wirklichen Inhabers des „völlig persönlichen, kurz des ewigen Lebens“, den diese große Weisheit durchdrungen, der dieselbe erkannt und der Welt verkündet hat.

Wie viel anders Augustin und mit ihm die Kirche: Gott Allmächtiger Vater, „Der Du das Heil des menschlichen Geschlechtes auf dem Kreuzesholze gegründet hast, damit von dort, woher der Tod entsprungen, auch das Leben erstehen möchte, und der, welcher am Holze gesiegt, am Holze auch besiegt wurde durch **Christum** unsern Herrn!“ Das ist auch ein Ecce Homo! Und dann wieder: „Als unser Osterlamm ist Christus geopfert: denn Dieser ist das wahrhaftige Lamm, welches hinweggenommen die Sünden der Welt; der unsern Tod, da Er starb, vernichtete, und unser Leben, da Er auferstand, wieder herstellte.“ O Tiefe des Reichthumes der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Ecce Homo! Ich sehe den Menschen! Dominus meus et Deus meus! Er ist wahrhaftig mein Herr und mein Gott!

concreten Fall der Exegese des Römerbriefes hat die gewissenhafte Critik den realen Gehalt jener wohlgezählten Schaar protestantischer Commentatoren, im Vergleiche zu deren Nennwerthe, längst bedeutend herabzusetzen sich genöthigt gefunden; die katholische Wissenschaft aber war es sich von jeher wohl bewußt, daß ein tüchtiger Interprete des Apostels etwas mehr, als blos nomenclatorische und philologische Gelehrsamkeit zu seiner Aufgabe beibringen müsse. Indessen, je seltener aus diesem Grunde solche Erscheinungen immer bleiben, mit desto größerer Freude wird sie der Katholik begrüßen und in ihrer hohen Bedeutung zu würdigen verstehen. Zuversichtlich glauben wir daher einen uns ehrenvollen, der deutschen katholischen Welt aber höchst willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir die oben bezeichnete, neueste Bearbeitung des Römerbriefes in diesen Blättern nach einer, deren Zwecke angemessenen Weise zur Anzeige bringen.

Als langjähriger, öffentlicher Lehrer der gefeierten Hochschule München einem zahlreichen Kreise dankbarer und treuer Schüler bekannt und theuer, in weiterer Sphäre durch die Herausgabe und Vervollständigung der hinterlassenen patristischen Werke des unvergeßlichen Möhlers, seines eigenen Lehrers und Freundes, so wie durch manchen geistvollen Aufsatz als ausgezeichneter Literate bewährt, ist der Verfasser des Commentars zum Briefe an die Römer des vollkommenen Vertrauens, wie der Achtung der theologischen und katholischen Lesewelt überhaupt, zum Vorherein versichert; in welchem ungewöhnlichen Grade aber Herr Professor Reithmayr die vielseitigen und seltenen Eigenschaften besitze, welche eine Aufgabe, wie die Commentation des Römerbriefes erfordert, das hat er uns in dieser vorliegenden Arbeit mit Meisterschaft bewiesen. Doch halten wir unser Urtheil zurück, um den Verfasser selbst über Bestimmung und Inhalt seines Werkes sich aussprechen zu lassen.

In dem Vorworte zur Möhler'schen Patrologie hatte Prof. R. bereits das Vorhaben ausgedrückt, des verlebten sel. Meisters hinterlassene Manuscripte eines Commentars zum Briefe an die Römer zur Publikation zu bearbeiten. Mit jener mühereichen und uneigennützigen Aufopferung, welche Hr. Prof. R. bereits in der Herausgabe der Patrologie dem Andenken des verklärten Lehrers geweiht hatte, schritt er auch entschlossen zu dieser neuen Arbeit. „Im Sommer 1842", erzählt der Verfasser selbst, „gingen bereits die ersten Bogen des vorliegenden Werkes aus der Presse hervor. Was sich mir aber schon bei der Patrologie so oft, noch häufiger aber während dieser Arbeit aufgedrungen, das sollte sich mir am Schlusse des Ganzen evident darstellen, wie es unmöglich sei, in fremden Erzeugnissen dieser Art etwas durch Zuthat oder Erweiterung zu ändern, ohne nicht zugleich ein Anderes daraus zu machen." Der angefangene Druck wurde

daher fistirt und eine selbstständige Bearbeitung unternommen, deren Resultate Hr. Prof. Reithmayr nach langer, rastloser Anstrengung nun mit vollem Rechte unter seinem Namen und seiner Verantwortung hin der gelehrten Welt und der Kirche insbesondere vorlegt.

Die Vorrede spricht sich dann weiter über die Principien und die Tendenz der exegetischen Bearbeitung mit aller Klarheit und Bestimmtheit aus. Nirgends erscheint dieß nöthiger, als bei der Erklärung geoffenbarter Schrift, die eben wieder nur im Geiste der Offenbarung namentlich der Tradition begriffen werden kann; aber auch keine Zeit fordert dringender zu dieser Bestimmtheit auf, denn die gegenwärtige, die außerhalb der Kirche von dem projectirten Standpunkte „vorurtheilsfreier Freisinnigkeit" bis zum wunderlichsten, völlig irre redenden „Unsinn" sich verlaufen hat. Wie man auf derselben Partei vom Geschichtschreiber verlangt, daß er für sich absichtlich gesinnungslos, „ohne Religion und Vaterland" sei, so stellt sie auch an den Exegeten das Begehren, sich alles eigenen Bewußtseyns bis zur völligen Geistesleere zu entäußern. „Der Interpret", sagt Rückert, „soll nicht mit seinem Kopfe denken, nicht mit seinem Herzen empfinden, er soll gar kein System haben, weder ein dogmatisches, noch ein Gefühlssystem. Er ist, insofern er Exeget ist, weder orthodox, noch heterodox, weder Supernaturalist, noch Rationalist, noch Pantheist; er ist weder fromm noch gottlos, weder sittlich noch unsittlich, weder zart empfindend, noch gefühllos." (Rückert Commentar üb. d. Brief Pauli an die Römer S. VIII f.) Gegen diese baare [illegible], weil unmögliche Forderung, deren Abweisung aber eben so gewiß eine nothwendige Consequenz des protestantischen Princips der Schriftauslegung überhaupt ist, hält, ohne jene zu erwähnen, unser Verfasser den katholischen Grundsatz zur Forschung im Worte Gottes zur Erinnerung vor:

„Es ist katholischer Grundsatz, über [illegible] alle [illegible] Commentatoren [illegible], daß das Verständniß und die Erklärung der heiligen Schriften zu erlernen sei von den Lehrern der Kirche, und [illegible] auf dem Wege der Ueberlieferung der heiligen Väter. Was Männer, welche die Kirche unter dem hohen Namen Väter verehrt, mit den mannigfaltigsten Gaben des Geistes ausgerüstet, in der [illegible] Zeiten [illegible] in den heil. Schriften [illegible] gefunden haben, das [illegible] zu lernen [illegible] führt [illegible] [illegible] Ich [illegible] der [illegible] bekenne mich nicht allein [illegible] zu diesem Grundge-

setze, sondern darf überdieß mit innerster Befriedigung hinzusetzen, daß ich **nichts** von allem dem, was die moderne, heterodoxe Exegese, unleugbar nicht ohne Anstrengung und vieles Irren, hin und wieder zu Tage gefördert, und dessen sie sich als eines neuen Fundes rühmen möchte, bei jenen ehrwürdigen Quellen vermißt, nichts, was ich nicht bei einem der Väter oder älteren Exegeten, nur geistreicher und gründlicher, vorgebracht und entwickelt angetroffen hätte." (Vorrede S. VIII.)

Voraussichtlich wird dieß Geständniß, zumal in seinem letzten Theile, geeignet seyn, den bittern Unmuth jener Partei hervorzurufen, welche, gleichwie der Aeltervater, durch einen glücklichen Griff die Bibel aus fünfzehnhundertjähriger Verborgenheit herausgefunden, so ihrerseits deren Exegese als Monopol an sich genommen haben, und durch eine eigenthümliche Demarcations-Linie von aller Vor- und Mitwelt abgetrennt, hinter und jenseits derselben das längst Gewußte immer wieder aufs Neue entdecken, und die transatlantischen Eroberungen mit großem Geschreie der Welt kund geben. Indeß scheint Prof. R. dem drohenden Grimme ruhig entgegen zu blicken, da er an einer andern Stelle sich gegen den Vorwurf, die neueren protestantischen Exegeten nicht öfter berücksichtigt zu haben, dahin verwahrt: es sei dieß nicht aus jener vornehmen Nichtkenntniß geschehen, deren **sie** sich schuldig machen, sondern darum,

„weil, wo sie Wahres vorbringen, die katholischen Theologen ihnen längst zuvorgekommen sind; und wo sie in ihrer dogmatischen Haltungslosigkeit dahin schwanken, die einseitige Verfolgung eines vereinzelten Gegners weder Frucht noch Ehre bringt. **Zudem ist der Commentar zunächst der Erbauung der katholischen Wahrheit, nur nebenher der Enthüllung und Abwehr des Irrthums gewidmet.**"

Somit ist in würdigster Form auch das Ziel bezeichnet, welches der Verfasser mit hoher Begeisterung und rastlosem Fleiße angestrebt, und für welches ihn, wir dürfen nicht zweifeln, als glücklich erreichtes das eigene Bewußtseyn, wie das Zeugniß der katholischen Wissenschaft lohnen wird. Gerne hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte sich überzeugen können, daß es der zweiten, in der Vorrede Seite X gegebenen Rechtfertigung nicht bedürfte, da sie einer Richtung gilt, die vereinzelt als Ruine aus einer kurz dauernden, nun verschollenen Bildung dasteht; die eben darum auch zu unbedeutend ist, als daß wir hier sie näher charakterisiren sollten.

In das eigentliche **Innere** des Commentars einzugehen, ist freilich Zweck und Raum dieser Blätter nicht. Es beruht aber ... ordentliche Wichtigkeit des Römerbriefes für die Dogmatik,

Apologetik der Kirche nicht allein in den einzelnen, in demselben vom Apostel behandelten Dogmen, sondern eben so sehr in dem oben angedeuteten universalen Charakter des Briefes und seines Endzweckes überhaupt.

Bekanntlich erschöpfte sich frühzeitig der Scharfsinn in Hypothesen über Veranlassung und Zweck des Römerbriefes. Da es der Frage gilt, warum Paulus sein Sendschreiben an Rom und gerade in der Form gerichtet habe, so läßt sich leicht schließen, daß die Aufstellung von Hypothesen hierüber sehr bedeutsam von dem Verhältnisse bedingt ist, in welchem der eine oder andere Schriftsteller der Kirche Roms gegenüber sich findet, und umgekehrt, wie sehr die Anschauung der historischen Zustände der ältesten römischen Kirche durch die nämlichen Hypothesen bestimmt und modificirt werden könne. Ein donatistischer Autor des fünften Jahrhunderts, von dessen Commentarien zu dem Briefe Pauli wir noch Fragmente besitzen, macht daher allen Ernstes den Koryphäen der protestantischen Exegese, den Herren Eichhorn, Rückert, Baur, Schwegler u. A. die Ehre der Entdeckung streitig, gemäß welcher in der römischen Kirche von Anfang an heftige Zerwürfnisse zwischen Juden- und Heidenchristen geherrscht, und wohl statt der Einen Kirche, eine Doppelkirche, eine judaisirende neben der gentilen, bestanden habe. Sonnenklar folgt dann weiter aus dieser Hypothese, wie Baur, Meyerhof, Schwegler u. s. f. darthun, daß kein Apostel, am wenigsten der felsenfeste Petrus, die römische Kirche gegründet habe, vielmehr das Christenthum von Palästina nach Rom durch Garnisons-Soldaten, Kaufleute u. dgl. auf sehr zufällige Weise verpflanzt worden sei. Ueberdieß argumentirt man weiter, beweisen eben diese Streitigkeiten zwischen Juden- und Heidenchristen in Rom, wie unsicher überhaupt das christlich-dogmatische Bewußtseyn damals gewesen seyn müsse, stets in Fluctuation und darum formlos, bis der bald erwachende, hierarchische Zwang der römischen Bischöfe die jetzige dogmatische Orthodoxie zu schmieden begann; wie schlimm es aber mit der von den Katholiken prädicirten Unfehlbarkeit und Autorität der römischen Kirche, als petrinischer Stiftung, bestellt sei, lasse sich nirgends klarer ersehen, als aus Pauli Brief an die Römer, der des heiligen Petrus nicht einmal nur dem Namen nach erwähnt! —

Auch der Nichttheologe wird nun ohne Mühe erkennen, daß eine tiefgehende, wahre und allseitig begründete Aufhellung, der Veranlassung wie des Zweckes des Römerbriefes, jenen abentheuerlichen Hypothesen gegenüber, von höchst allgemeinem Interesse für das Dogma, für die Kirchengeschichte, und selbst für die christliche Ueberzeugung des einzelnen Gläubigen seyn dürfte.

Die *Einleitung* zu dem vorliegenden Commentar führt die einschlägige Untersuchung mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und einem Tiefblick, der ahnungsvoll hinter dem Gewebe der Völkergeschichte, das dem oberflächlichen Beobachter so dunkel und verworren erscheint, die leitenden, goldenen Fäden aufsucht und findet, durch welche die Hand des Ewigen alles Thun und Leiden der Sterblichen *Einem* Ziele — dem Alpha und Omega, Christo dem Herrn und dem Reiche Seiner Glorie entgegenführt. Die Resultate, welche der Verfasser aus dieser tiefsinnigen Forschung speciell für den Römerbrief und die römische Kirche überhaupt zu ziehen wußte, sind so umfassend und originell, daß wir den Geist des Ganzen aus einer gedrängten Skizze der „Einleitung“ am sichersten werden beurtheilen lernen. Zugleich bieten diese großen Anschauungen einen der herrlichsten und unbesiegbarsten Beweise für den *Primat* Roms und dessen innerstes Verhältniß zum Christenthum überhaupt; Anschauungen, deren wir uns mit so größerer Anerkennung freuen, je mehr gerade die neuesten, sectischen Bewegungen die faule Masse alten, giftigen Hasses gegen den Mittelpunkt der christlichen Einheit, die römische Kirche, aufzuregen sich bemühen.

Roms Bedeutung und Stellung im Reiche Gottes auf Erden — ist der Gegenstand, den die ersten Paragraphen der Einleitung behandeln. Die göttliche Idee, der ewige Plan des Schöpfers, Himmlisches und Irdisches durch den Logos und in Ihm zur Einheit zu vermitteln, wird als tiefster Grund mit unbestreitbarer Wahrheit der gesammten Weltanschauung unterlegt. Verwirklicht ist der Gedanke Gottes in der *Kirche*, deren Leben das durch alle Zeiten hin fortgesetzte Leben des incarnirten Logos ist, und welche eben dadurch „die bewegende Mitte der Welt- und Völkergeschichte wird.“ Alle der Erscheinung des Gottessohns im Fleische, mithin der Gründung der Kirche vorausgehende Völkergeschichte trägt aber die Bestimmung in sich, dem Christenthum und dessen Befesti-

dens der alten Welt, in allseitigster Beziehung, sollte nach der Führung Gottes die waffenmächtige Roma werden. Wie die Krone aller übrigen Reiche, so fanden sich in ihr auch alle Bildung, alle Religionen, alle Culte der Welt zu einer Art von „Universal-Religion", zu einem großen „Pantheon" gesammelt.

„Rom, die Beherrscherin der Völker, war der Sammelpunkt und Sitz des Heidenthums, war in religiöser Beziehung die Gemeine für Alle, die Buhlerin, an die sich Alle hingen, die hinwiederum Keinen verschmähte. Getroffen ist das Bild, welches die Apocalypse davon zeichnet. Aber eben hier, wo alles Heidnische von fern her in Eines sich verschmolzen und verwachsen, wo das Herz der von Gott abgekehrten Welt pulsirte, wo das Machtschwert aller Könige und Völker aufgehoben lag, mußte seiner Zeit der Kampf zwischen diesem abgöttischen Welt- und dem christlichen Gottesreich auch am heftigsten entbrennen . . . . Der geistige Widerstand, der hier geleistet, der Sieg, der hier erstritten ward, galt dem ganzen Heidenthum und seiner zauberhaften Gewalt, mit der es die Nationen der Erde an sich gebannt; galt hinwiederum der Freiheit und dem Triumphe der Wahrheit, galt der ganzen Christenheit, und der Regeneration der Welt durch das Kreuzeszeichen. Da hieß es: **Dominare in medio inimicorum tuorum.** Die Christenheit durfte sich des Sieges freuen, hatte hier die Einfalt der Taube die Arglist der alten Schlange besiegt, und die Sanftmuth des Lammes in Mitte der Wölfe sich einen festen Thron gegründet."

Von dieser eben so wahren, als erhebenden Betrachtung aus geht der Herr Verfasser über zur Geschichte der Gründung der römischen Kirche durch Petrus, deren historische Wahrheit durch Windischmann, Stenglein u. A. zur wissenschaftlichen Evidenz erhoben ist. Die erste Anwesenheit des Apostelfürsten in Rom setzt Prof. R. in das Jahr 42, worüber zu rechten wir den Chronologen von Fach überlassen. Ungleich bedeutungsvoller, als die Polemik über eine chronologische Differenz von fünfzehn bis achtzehn Monaten — so weit nur variiren die Resultate der gründlichsten Forschungen — tritt die Frage vor uns: was denn Paulus bewogen habe, der seinem Wirkungskreise fremden Kirche zu Rom ein Schreiben dieses Inhalts zu widmen?

Sprechen wir kurz aus, was der Verfasser durch eine längere, scharfsinnig geführte, synthetische Argumentation ermittelt: es ist einerseits das klare, lebensvolle Bewußtseyn Pauli, als berufenen Apostels der Heidenvölker, das ihn drängte, auch an Rom, den Centralpunkt der mythologischen Religion und ihres Kampfes gegen die in solcher Mitte begründete,

zu gleicher Universalität bestimmte Kirche seine Sendung zu erfüllen, „seine Schuld abzutragen“; — andererseits der vom Apostel öfter so lebhaft ausgesprochene, persönliche Wunsch mit einer von Gott zu so hohem Ziele berufenen, hochbegnadigten Gemeinde in möglichst innige Verbindung zu treten.

„Was dieß Verlangen in ihm entzündete, war das lebhafte Interesse an der schönen, kräftigen Blüthe ihres Glaubens. Gewiß gehört mit unter die Gründe auch die ausgezeichnete Bestimmung der römischen Kirche, welche zur Lehrerin und Führerin aller Gläubigen auserwählt, und darum vor allen würdig war, den bedeutungsvollsten, apostolischen Brief, welcher zugleich den ewigen Grund des Evangeliums mit den wenigsten, blos örtlichen Beziehungen entwickelt, zu empfangen und den übrigen Gemeinden mitzutheilen. Ihre Stiftung und Leitung durch Petrus kann dabei nicht außer Acht gelassen werden . . . . Verehrte man in jenem die Einheit des Apostels, so kam etwas Aehnliches der von ihm gegründeten und geleiteten Kirche im Kreise der übrigen Kirchen zu, welche über dem Fundamente der Apostel und Propheten erbaut sind.“

Ist mit so klar begründeter Betrachtungsweise das Verhältniß des Weltapostels zur römischen Gemeinde als ein beiderseits höchst ehrwürdiges, und aus dem gemeinsamen Berufe durch den Herrn fließendes, anschaulich geworden, so haben wir auch für den **Inhalt** des Briefes den einzig wahren, umfassenden Standpunkt gewonnen. Es ist, wie der Verfasser schon oben angedeutet, ohne alle specielle Voraussetzung dogmatischer Zwiste, **ein universal gültiger, apologetischer Vortrag, durch die allgemeinen religiösen Verhältnisse der apostolischen Zeit veranlaßt, und gerade jener Kirche geweiht, die den Beruf und damit auch das Bedürfniß hatte, vor allen andern mit Vorzug das christliche Bewußtseyn in sich zu vollenden, das Wesen des Chistenthums in seinen tiefsten Gründen zu erfassen.**

In wieferne nun seit den heiligen Vätern keine Auslegung des Römerbriefes von einer so universalen Auffassung seines Zweckes den Ausgang genommen, müssen wir auf den vorliegenden Commentar als eine in ihrer Art völlig neue und einzige Erscheinung hinweisen. Begreiflich, daß diese mit solchem Lobe auch die Pflicht der strengsten, kritischen Probe sich zu unterziehen auf sich nimmt. Bekanntlich beschließt der Römerbrief die sublimsten und dornigsten Fragen der Dogmatik, deren Lösung durch den katholischen Exegeten zugleich mit der Nothwendigkeit verbunden ist, die von den Häresien der entgegengesetztesten Richtungen am meisten mißbrauchten und mißhandelten Stellen in ihrem wahren Sinne zu vindiciren.

Die Leistungen des Herrn Verfassers auch auf diesem Gebiete des Näheren zu würdigen, liegt außer der Bestimmung dieser Blätter. Es genügt aber, auf die einzelnen, wichtigsten Punkte namentlich hinzuweisen; so Röm. III. 25. 26. ff. die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, wovon die nähere Bestimmung IV. 3 — 5, 22.; — weiterhin V. 12. ff. Parallele zwischen Adam und Christus, das Dogma von der Erbsünde und der stellvertretenden Genugthuung durch die Erlösung; — VI. 3 — 12. VIII. 3 — 12. das Verhältniß zwischen Gesetz, Gnade und Sünde und der in der Incarnation eingeleiteten, durch das Kreuzesopfer begründeten, durch den heil. Geist objectiv vermittelten Umschaffung; — VIII. 29. IX. 10 — 13. die Prädestination; — XII. 1. ff. die Grundzüge des christlichsittlichen Lebens in der kirchlichen Gemeinschaft. Ueberall hat der in dem Studium der paulinischen Briefe heimische Verfasser die gesammte Darstellung des apostolischen Lehrtypus sich mit zur Aufgabe gesetzt, und hat damit zugleich eine umfassende, biblische Grundlegung der comparativen Symbolik zwischen Katholicismus und Protestantismus gegeben. In dieser Hinsicht dürfte der vorliegende Commentar für die vom selben Verfasser wiederholt edirte Symbolik Möhlers, als Ergänzung oder Erläuterung, von hoher Bedeutung seyn.

Kürzer, aber mit eigentlicher Wärme und Innigkeit ist der parenetische Theil des Briefes behandelt, und auch dieser nicht ohne manche neue Erörterung. So erweist, um ein allgemein verständliches Beispiel zu wählen, der Verfasser aus Röm. XVI. 16. „Grüßet (umfangt) einander im heil. Kuße; es grüßen euch (alle) Kirchen Christi", die erhabene Bedeutung der römischen Kirche in ungemein ansprechender Weise. Es sei uns erlaubt, als Probe zum Ganzen, die Auslegung der allegirten Stelle fragmentarisch mitzutheilen (Röm. B. XVI. V. 16. Comment. S. 774. f.):

„Wozu die Aufforderung, sich wechselseitig mit heil. Kusse zu begrüßen? Es war", sagt Theodoret, „sein Gemeinschaftskuß, den er aus der Ferne sandte, womit er Alle umfing, den sie ihm mit diesem Wechselgruße Alle zurückgaben ..... Aufgefallen ist (nach der durch die bewährtesten Autoritäten gestützten Variante „Alle" für „die"), daß Paulus der römischen Kirche den Gruß aller christlichen Kirchen übermacht, da er doch nur in der zu Corinth sich eben befunden. Origenes löst sich die Frage so: Pro eo intelligere debemus, vel quod unus spiritus erat in Paulo atque omnibus ecclesiis Christi, vel salutare dicat, per fidem et per spiritum junctas. Wir können aber hinzufügen: In der ganzen Welt wird der Glaube der Römer bewundert: und wir dür-

13*

fen daher wohl annehmen, daß die östlichen Kirchen alle, längst bekannt mit dem Reiseplane des Paulus, ihn um die Begrüßung dieser Kirche gebeten haben ..... Es ist dieser V. 16. der erste und erhabenste Ausdruck der Einheit und Katholicität der Kirche, geknüpft an die fürstliche Mutter von Allen. „Es war", sagt Theodoret, „z. d. St. gewissermassen eine Adresse vom ganzen Erdkreise an die Vorsteherin des Erdkreises."

Nicht unerwähnt können wir den Epilog lassen, mit welchem Hr. Prof. R. seinen Commentar schließt. Es ist das tiefe, bewegte Gemüth, das während der Verstand die Gedanken des Apostels nachdachte, mit glaubensvoller Ahnung und verwandtem Geiste selbst im Herzen des begnadigten Apostels mit gelesen hat; und das nun die Dankbarkeit, die Ehrfurcht, die Christusliebe, welche es in jenem mystischen Rapporte eingeathmet, noch in den letzten Zeilen, als sein christlich-frommes Bekenntniß, niedergelegt hat. Wir wollen keine Linie desselben aus dem Zusammenhange nehmen; gestehen aber gerne, wie freudig uns die feierlichen Schlußworte dieses Buches an jene schönere Zeit erinnert haben, in welcher man nicht studirte, ohne zu beten; nicht schrieb, ohne dem Herrn damit zu opfern; nicht lehrte, ohne das Gelehrte zu leben. Auch die einfache Widmung des Werkes an einen Bischof der Kirche, den hochwürdigsten Bischof Nicolaus von Speier, befolgt eine Sitte der Väter und der alten Zeiten, der wir das Entstehen, wie die Erhaltung manches unserer schätzbarsten, literarischen Kleinodien verdanken.

Möge der Herr dem hochverdienten Verfasser Kraft und Muth beschützen, um noch einem um den andern der paulinischen Briefe eine gleiche Bearbeitung zu weihen.

XI.

Der Hellenismus.

Wenige Zeiträume in der Weltgeschichte werden regelmäßig von Männern von Fach, wie von bloßen Dilettanten, mit einer so geringen Theilnahme, ja mit einer so offenen Abneigung betrachtet, als derjenige, in welchem das Königthum in vollster Pracht und Herrlichkeit die antike Welt sich eigen machte, und das Streben nach Erringung materieller Interessen den höchsten Gipfel im Alterthume erreichte, das Zeitalter der ruhmgekrönten, ländererobernden Feldherren Alexanders des Großen *). Und dennoch, wenn irgend ein Moment längst verschwundener Jahrhunderte die Gegenwart zu belehren vermöchte, eine große, sprechende Aehnlichkeit mit modernen Zuständen hat, so ist es dieser. Nicht deßhalb, weil der Grund der Gewalt, die Basis der Monarchien etwa in jenen und unsern Tagen dieselbe wäre. Denn wer hätte auch den Muth, die Austheilung der Alexandrischen Weltmonarchie in Parallele zu bringen mit den Verfügungen des Wiener Congresses über die Welt der Napoleoniden, oder die unersättliche Ländergier Macedonischer Feldherren zu vergleichen mit den im Interesse von Gesammteuropa getroffenen Verfügungen über Polen und Sachsen, die

*) Siehe hierüber das interessante Werk: „Geschichte des Hellenismus von J. G. Droysen. Zweiter Theil. Mit dem Specialtitel: Geschichte der Bildung des hellenistischen Staatensystems. Hamburg 1843. Bei [illegible] Perthes.“

Rheingränze und die ehemals österreichischen Niederlande? Jedweder, der Sinn hat für das historische Recht und den seit Philipp II. unbestreitbaren Grundsatz der Legitimität, daß das fürstliche Recht unabhängig sei von der Anerkennung durch die Unterthanen, muß zwar zugeben, daß faktisch ähnliche Grundsätze bereits in dem Zeitalter der Diadochen galten; allein sie zur Doctrin zu erheben, war erst den großen Staatsrechtslehrern der drei letzten Jahrhunderte vorbehalten. Umsichtiger als in späteren Tagen, wo mit den Zwecken der Herrschaft Begriffe verbunden wurden, welche diese beinahe in die fatale Nothwendigkeit versetzt hätten, die Herrschaft selbst zu mäßigen und die Gewalt zu theilen, beriefen sich die macedonischen Feldherren, als sie aus dem großen Königsmantel ihres ruhmvollen Helden sich ihre Purpurlappen schnitten, nur auf ihr gutes Schwert allein, und wenn auch Versprechungen gemacht wurden, so geschahen diese stets in der Niemanden täuschenden Absicht, sie entweder gar nicht, oder nur in so ferne zu halten, als es dem Interesse des Augenblicks angemessen sei. Man gewann so den nicht zu berechnenden Vortheil, daß alles, was unter andern Verhältnissen und in anderen Zeiten etwa als ein natürliches Recht hätte in Anspruch genommen werden können, jetzt als ein freier Ausfluß der Gnade erschien, jeden Moment wieder zurückgenommen werden konnte, und somit die Rechte aller in Einem concentrirt erschienen, ohne daß derselbe irgendwie lästige Pflichten zu übernehmen, oder gar zu erfüllen gehabt hätte. Denn da in absoluten Monarchien Keiner ein Vorrecht vor dem Andern hat, war, wenn auch nicht die Freiheit, doch thatsächlich der Grundsatz der Gleichheit ausgeführt worden, und es glichen, mittelst der stehenden Heere und einer tüchtigen Schaar abhängiger Beamten, die Monarchien jener Tage den abgeschlossensten Demokratien, der Basileus aber dem Volksführer (δημαγωγος), der zugleich Recht und Gewalt das Volk zu leiten in sich vereinigte. Wie dann die Extreme sich immer berühren, so auch damals. Dieselben, welche, wie Demetrius Poliorketes und so viele Andere, sich

gleichsam absichtlich bemühten, das Volk durch alle Niederträchtigkeit der Gesinnung, des Beispiels und der Regierung zu demoralisiren, waren andererseits heißhungrig nach Popularität, und buhlten um den Beifall des literarischen und nichtliterarischen Pöbels. Es ist wahr, in jenen Tagen hatte sich der Absolutismus noch nicht so ausgebildet, daß ein Seleucus oder Antiochus hätte sagen können: nur der, mit dem ich rede, und so lange ich mit ihm rede, ist etwas, und sinkt in sein Nichts zurück, wie ich mich von ihm entferne; allein er hatte doch bereits die Gestalt angenommen, daß die gräßlichen Bergwerke von Oberägypten bereit standen, jeden aufzunehmen, der eine eigene Meinung thatsächlich auszusprechen den unklugen Muth besaß, und nur gingen vielleicht die Karavanen dahin nicht so regelmäßig ab, als es etwa heutigen Tages nach Sibirien geschieht. Gewiß aber ist die Zeichnung, welche eine geistreiche Ruchlosigkeit im Jahre 1814 von dem Absolutismus entwarf, als tempéré par l'assassinat, nur zu oft im Hause der Lagiden wie der Seleuciden zur gräßlichen Wahrheit geworden. Welchen Werth man aber auch diesen zufälligen Aehnlichkeiten der Diadochenzeit mit der spätern beilegen mag, nicht in ihnen wird der Geschichtschreiber das Charakteristische weder der einen noch der andern suchen; die Parallele, soll sie passen, muß sich in andern Sphären erweisen. Zu den charakteristischen Merkmalen jener uns so fernen, und doch in manchen Zügen so ähnlichen Periode gehört aber das successive Verschwinden alles öffentlichen Lebens, des Gemeingeistes und der bedeutenderen, politischen Charaktere. Wie viel Einzelne der Letzteren nur dadurch zu wirken vermochten, daß sie, einem Wunder gleich, bei der allgemeinen Verkommenheit wirklich sich bildeten, als man bereits an der Möglichkeit zu verzweifeln begann; was ein Mann vermag, der weiß, was er will, haben in schwierigen und drangvollen Verhältnissen Agis III. und dann Cleomenes, die letzten großen Könige des spartanischen Volkes, unter den Achäern aber Aratus und Philopömen, weniger große als willenskräftige Männer bewiesen.

Allein die hellenische Welt war bereits alt und müde geworden, wie heutigen Tags von der germanischen versichert wird. Das enthusiastische Streben früherer Tage fand keinen Anklang, keinen Nachhall bei den Massen. Sie sehnten sich nach Ruhe. Plurimi justos dominos, pauci libertatem volunt, sagte ein Schriftsteller jener Periode; allein obwohl die Anzahl der Herren der Welt beträchtlich zugenommen hatte, war bei ihnen das verlangte Prädicat dennoch seltener als je geworden. In den vielfachen inneren Streitigkeiten der frühern Periode war das Mark des hellenischen Volkes aufgezehrt worden; die Seele war verflogen, und wie in der Mythe bei der Echo nur Sprache und Knochen geblieben.

Vox tantum atque ossa supersunt,
Vox manet.

Jener aber, der Sprache, bediente man sich nur, um zu lügen und zu schmeicheln, und selbst die besten Fürsten konnten dieser Versuchung nicht widerstehen. Die Feilheit der Gesinnung, das Kriechen vor jeder noch so unbedeutenden irdischen Größe, das Haschen nach äußeren Ehren neben der tiefsten, inneren Leere, waren selbst bei dem Verfalle der römischen Welt nicht so arg, als in den äußerlich glänzenden, innen faulen Staaten der Nachfolger Alexanders, welche, was den Luxus und die Pracht der Höfe, die Masse der stehenden Heere, die scheinbare Pflege der Künste oder der Wissenschaft, die Beförderung materieller Interessen, die Ausdehnung des Beamtenstandes betraf, eine ewige Dauer in Anspruch zu nehmen schienen. Was in unsern Tagen das Ziel so vieler sehnsuchtsvoller Wünsche ist, die möglichste Ueppigkeit des Lebens, war erreicht, durch Religion und Sitte geheiligt, und man hatte nicht Noth, erst noch die Schminke schöner Worte, der Humanität oder eines doch nicht ehrlich gemeinten Liberalismus aufzukleben, um, während man der bethörten Masse Sand in die Augen wirft, allen Gelüsten des Ehrgeizes, der bodenlosen Frivolität, des abgezogensten Egoismus zu huldigen. In dem Einen war jene Zeit wahr. Sie verschmähte es nicht, ihre Nie-

verträchtigkeit offen zur Schau zu tragen. Da die olympischen Götter durch das Fortschreiten des hellenischen Aufklärungsprocesses bereits mediatisirt worden waren, nahm man sich die Freiheit, es auch offen zu gestehen, und Hermippus, der im Namen Athens an den liederlichen, höhnischen Demetrius Poliorketes das Gebet der Stadt richtete, hatte den Muth, dem angebeteten Fürsten gegenüber, auch geradezu die Existenz der „ohrenlosen, Niemanden erhörenden“ Götter zu läugnen. Gestehen wir es nur offen, mehr als wir selbst es ahnen, sind wir die Nachbeter der Hellenen, und zwar nicht immer in ihrer Blüthezeit. Oder ist der Cultus des Genius, dem unser jugendliches Alter und unsere bartlose Jugend mit naiver Sentimentalität sich hingibt, etwas anderes, als die Nachahmung der Adoration der Helden einer nichts weniger als heroischen Zeit? Seit man es für langweilig und unanständig erklärt, den sittlichen Maaßstab an Geister anzulegen, die sich für bevorzugt halten oder von andern dafür gehalten werden, haben wir in Deutschland Großes in diesem Stücke erlebt, und vielleicht zu viele möchten sich auf's Aeußerste schämen, wenn sie später erinnert werden, welch unfläthigen Götzen der Alltagswelt sie in korybantischer Begeisterung Weihrauch angezündet haben. Viel natürlicher wäre es deßhalb, die unzweifelhaften Verdienste einer Zeit offen zuzugestehen, welche zuerst Schule und Leben, Religion und Wissenschaft gründlich zu trennen verstand, eine große Büchergelehrsamkeit zu Ehren brachte, und in der kritischen Beurtheilung vergangener Autoren eine überreiche Entschädigung fand, sei es für die eigene Ideenlosigkeit, sei es für die geringe Einbuße nationaler Freiheiten, von welchen man, wie heutigen Tages, ohnehin die richtige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nur der ihren Werth gehörig zu würdigen wisse, der mit ihnen die Prärogativen eines Einzigen zu vermehren verstand! Weiter, wann gab es eine größere Anzahl von Gelehrten, als in den Tagen der Blüthe von Alexandria? wo eine größere Bibliothek? wo herrlichere Museen? Speisten nicht die Weisen der literarischen Metropole der civi-

sirten Welt an den Tafeln der Könige, die ihre Scherze liebten, sie mit gleichen erwiederten, und aller Unsittlichkeit ungeachtet, ja selbst trotz der unerschwinglichen Menge von Steuern, die sie auf die niedere Volksmasse häuften, in einzelnen Zweigen der Wissenschaft den Meister spielten? Ward jetzt nicht im Morgenlande Homer gelesen, und „sangen jetzt nicht die Kinder der Perser, Susier und Gedrosier die Tragödien des Sophokles und Euripides?“ Konnte man da mit Recht dem Antiochus Epiphanes Verfolgungswuth zum Vorwurfe machen, wenn er nur die widerspänstigen Juden „ihres Aberglaubens“ zu berauben drohte, und war nicht schon Frömmigkeit genug, auch ohne die Hebräer, in der Welt, wenn an dem Tempel von Komana allein 6000 männliche und weibliche Hierodulen sich vorfanden, oder in Indien Asoka, des Bindusaros Sohn, täglich 60000 Fromme speiste, und in 84000 indischen Städten buddhistische Tempel errichten ließ? Warum denn nicht die Hartnäckigkeit eines Völkchens züchtigen, das sich besser wähnt, als andere, und einen Gott, der nur ihm sich geoffenbart hatte, dem vorzog, welchen die Philosophen suchten und die Nationen selbst in den unsauberen Eigenschaften eines Antiochus (θεός) oder Ptolemäus (εὐεργέτης) wieder fanden.

Gerechtigkeit gegen die Vorwelt ist die erste Bedingung, wenn wir von der Nachwelt Gerechtigkeit für uns verlangen

...Mannszucht und Tapfer-
...rnche im Westen,
...ae, im Nor-
...Würden die
...er Nationalität
...en seyn, daß sie
...und alle auswär-
...rnothwendigkeit zu
...rem Ruhme berufen
...ager und moralischer
...Folge eines religiösen
...Griechen ausgebrochen
...a und wichtigsten Inter-
...e schmerzhaften Erfahrun-
...von den Monarchien wie
...n, bei dem Untergange ih-
...hatten. Allein, haben wir
...ns ähnliche Zustände bei ei-
...ch, aller furchtbaren Erfah-
...ungeachtet, der politischen Il-
...vermochte, daß es bereit stand,
...schen Kriege zu geben, um nur
...n, die sie 15 Jahre später (1830),
...n Preis zu zerstören suchte. Und
...emokratischen Staaten den Vorwurf
...machen, wenn die großen, monarchi-
...e einmal zur Zeit als nur eine allge-
...onarchen gegen die römische Republik
...r der einfachen Wahrheit überzeugt wa-
...esse civitatem liberam et reges. Besser
...er der europäischen Staatenverhältnisse im
...nderte verstanden, und um die Revolution
...einrepublikanischen Staatsformen möglichst ein
...e bis auf geringe Denkmäler der alten freie-
...uropa hinweg nach Amerika verwiesen. Ohne

zu untersuchen, ob hiedurch wirklich das Hauptziel des Eliminirungsprocesses erreicht worden oder nicht, und der Grund des Uebels anders, als imaginär gehoben sei, wenn dem neuen Proteus es schwer oder unmöglich gemacht wurde, sich wieder in der alten und veralteten Form zu zeigen, stehen freilich den neueren Staaten ganz andere Erfahrungen zu Gebote, als den Königen von Macedonien, Syrien und Aegypten wider den gemeinsamen Erbfeind. Diese verdarben durch ihre innere Zwietracht, durch die Präponderanz, die in ihrem Rathe das Interesse des Momentes gegen das gemeinsame der Selbsterhaltung erlangte, durch die kleinliche Eifersucht des Einen auf den Andern, durch die Habsucht, die sie verleitete, gerade die Periode des allgemeinen Kampfes zur Selbstbereicherung auf Kosten der Schwächern zu benützen, durch die Ungleichheit der politischen Fähigkeiten von Seite der Lenker des Ganzen und ähnliche Krebsschäden, die gewöhnlich zu Haufen mit einer Coalition von Mächten gegen einen willenskräftigen, entschlossenen und wohlgeordneten Staat mit zu Felde zu ziehen pflegen. Der Untergang dieser Staaten war entschieden, ehe es noch zum Kampf gekommen war. Der Raub der asiatischen Welt, die Schätze Macedoniens, über die der letzte macedonische König, zur Rettung des Königthums, verfügen konnte, aber nicht wollte, da er zwar den Zweck im Auge hatte, aber, von Geiz verleitet, sie durch die wohlfeilsten Mittel zu erreichen hoffte, fielen in die Hände der Römer, die alle die gewöhnlichen Triebfedern kleinlicher Seelen meisterhaft in Bewegung zu setzen wußten, um in dem kritischen Momente der alten Geschichte, bei der Entscheidungsfrage, ob hellenisch-macedonische Staaten, oder der eine römische die Welt beherrschen sollte, ihre Gegner zu theilen, die Coalition zu sprengen, Herren des Ganzen zu werden. Vergeblich hatten die Seleuciden in Syrien die materiellen Interessen mit dem entschiedensten Eifer zu fördern gesucht. An allen für den Handel wichtigen und wohlgelegenen Plätzen waren Städte erbaut worden; wo jetzt vom Euphrate gegen das Meer die Wüste den Herren

spielt, und die Karawanen unter Städtetrümmern im Sandmeere Halt machen, waren in der Seleuciden-Herrschaft blühende, volkreiche, fruchtbare Landstriche; der Welthandel hatte von Indien und China her über Seleucia und Antiochien an das syrische Meer neue Straßen gewonnen. Aber was sie begründet hatten, fiel theils an die orientalischen Völker, welche von dem Eroberungszuge Alexanders im ersten Anlaufe niedergeschmettert, hinter demselben sich wieder erhoben, und in Parthien, Armenien, Pontus, das alte persische Reich, im Kleinen wieder herzustellen suchten. Der schönste Theil aber kam an die Römer, die ihre Kraft zu sparen gewußt hatten, und während sie anderen Völkern die metaphysische Traumwelt zur freien Benützung überließen, und der Krämergeist die Welt entsittlichte, sich zur Eroberung derselben rüsteten. Auf denselben Straßen, welche den Orient mit dem Occidente verbanden, wurden dann die Erzeugnisse des fernsten Osten zum Schmucke, zur Ueppigkeit der neuen Weltbeherrscher nach der Tiberstadt verführt, und von allem Glanz der Seleuciden blieb nur das Andenken der Thorheit übrig, mit welcher sie, was sie errungen hatten, wieder verloren. Die Weltgeschichte war um eine große Erfahrung bereichert worden, daß auch die höchste Förderung materieller Interessen, die ausgedehnteste Concentrirung aller Gewalten in der Hand eines Einzigen die nachhaltige Kraft nicht verleihe, welche in einem weniger gebildeten, aber seiner Stellung und seiner Volksthümlichkeit bewußten Staate einzutreten vermag. Aber auch alle wissenschaftliche Blüthe Alexandriens, aller welthistorische Ruhm, der sich hieran knüpft, konnte nicht die Selbstständigkeit dieser Stadt, nicht die Freiheit Aegyptens vom römischen Joche retten. Die hier eingetretene Verschmelzung des Fremden mit dem Einheimischen, die Leichtigkeit, Allem eine geistreiche Seite abzugewinnen, der nicht zu stillende Durst nach Neuem, und die Unfähigkeit, aus den gewonnenen Resultaten wahren Genuß zu ziehen, die zuletzt unheimliche Ueberschätzung des eigenen Verdienstes, ein unerträglicher, geistiger Hochmuth haben dieser Stadt ein Ge-

präge verliehen, welches an Mirabeaus Ausspruch über eine Stadt ähnlicher Art erinnert: pourriture avant maturité. Diese, so oft sie vorkömmt, immer die innere Fäulniß andeutende Erscheinung, vor jeder Macht zu knieen, jeden Flitterstaat zu beräuchern, für jede Schlechtigkeit oder Thorheit, die von oben ausgeht, Gründe ausfindig zu machen, jede Schmach zu vergessen, jede Schande zu beschönigen, niederträchtig zu schmeicheln, sich mit Richtigkeiten zu brüsten, ist zwar mannigfach erstrebt, aber in so umfassender Weise bis jetzt doch nie wieder erreicht worden. Ein geistreicherer, vornehmerer Pöbel hat wohl niemals gelebt; Witz und Satyre haben dreister und ungescheuter ihre Geissel wohl niemals über Vornehm und Gering, König oder Bettler geschwungen, als hier. Nichts war dem Volke von Alexandria so heilig, daß sie es nicht profan gemacht hätten, nichts so profan, daß es nicht auch im Momente zum Tagesgötzen hätte verwandelt werden können. Die Fremden drängten sich nach dem Sitze der Weisheit; es machte den Ruf eines Arztes, eines Philosophen, eines Gebildeten, hier studirt, gegen den Firniß einer äußern Bildung den bessern, einfachen Sinn eingebüßt zu haben. Wer in der Wissenschaft etwas gelten wollte, mußte hier erst seine Anerkennung gefunden, seine wissenschaftliche Befähigung erlangt haben. Selbst eine Vereinigung des Unvereinbaren, der Religionen, ward hier versucht, und nach dem Willen des Königs der pontische Gott Serapis bestimmt, zwischen uralter, ägyptischer Mythologie und der religiösen Spielerei der Hellenen eine Union zu begründen, in deren Hintergrunde freilich die eumeristische Anschauungsweise, gleich einer garstigen Fratze, von dem Phantasiebilde häßlich abstach, und die alte Mythologie, welche, so lange sie lebendiger Proceß war, Sinn und Bedeutung hatte, theils lächerlich, theils sinnlicher Aberglaube wurde. Man kann nicht anders sagen, als man hat es in Alexandria weit, sehr weit gebracht; der Barometer für den Fortschritt der Zeit war hier aufgerichtet. Alle die kleinlichen Bedenken einer bürgerlichen Moral, welche den unerleuchteten Geist zu fesseln vermögen,

waren als lästige Geistesschranken vor dem kritischen Messer Alexandriens erlegen. Es stand an der Spitze aller geistigen Bestrebungen, der Welthandel war hier concentrirt, eine geistreiche Ueppigkeit durchdrang mit verführerischem Gifte alle Verhältnisse, die bessere Naturen durch eine höhere, edlere Seite, die wieder durch das Denksinnliche unwiderstehlich an sich ziehen. Dabei wußte man auch Krieg zu führen, und selbst glückliche Negotiationen zu machen. Während ein allgemeines Bündniß der Könige die Welt von der römischen Weltmonarchie bei Zeiten zu befreien vermocht hätte, hatte der Laquaieninstinkt der alexandrinischen Diplomatie bereits früh herausgerochen, welche Vortheile sich für den Thron der Ptolemäer durch innigen Anschluß an den Erbfeind aller hellenisirten Staaten vermitteln ließen, und im ächtesten Geiste eines Parvenu war auch frühzeitig das Bündniß fertig, das den Ptolemäern den ruhigen Anblick des Unterganges der verschiedenen Staaten Karthagos, Macedoniens, Syriens &c., Monarchien und Republiken, verschaffte. Und glaube man ja nicht, daß, als Aegypten allein noch übrig war, dieses sich gutwillig dem römischen Sieger ergeben hätte. Beinahe wäre Cäsar im Hafen von Alexandria ertrunken, nachdem kurz vorher Pompejus, der den Orient bezwungen, am ägyptischen Gestade, wo er Hülfe suchte, ermordet worden war; beinahe hätte die ägyptische Flotte bei Actium den Octavianus Augustus geschlagen, und daß es nicht geschah, soll etwa der Kleopatra zur Last gelegt werden; beinahe hätte sie den Augustus bezwungen, wie sie den Cäsar und Antonius besiegt, als sie klug genug gewesen war, den Antonius sich allein erstechen zu lassen. Sind das nicht Thaten, welche würdig wären, die patriotische Begeisterung der Aegyptier noch spät zu entflammen, und wer wird auch nur nach dem Erfolge den wahren Werth der Sache beurtheilen wollen?

Gewiß, wenn politischen Rechenmeistern der späteren Zeit, den Freunden einer officiellen Wissenschaft, und den „auf der Höhe des Momentes" schwebenden Enthusiasten für die mitt-

riellen Interessen, die Lagiden- oder Seleucidenherrschaft als Original vorgeschwebt haben sollte, so könnte man ihren feinen Geschmack nur bewundern, und der Beifall der Gebildeten müßte, selbst wenn sie nur instinctmäßig gehandelt hätten, ihnen schon deßhalb zu Theil werden, weil sie die moderne Welt nach einem classischen Muster einzurichten für gut fanden. Zwar ist es wahr, diese Staaten sind alle der Arglist, dem Wolfshunger der Römer erlegen, die jeden noch so elenden Zwiespalt der Fürsten nährten, Einen gegen den Andern in Waffen brachten, sie isolirten, entwaffneten, und dann die Verblendeten als leichte Beute mit sich fortschleppten; ja man kann nicht einmal sagen, die Gefahr, welche über sie hereinbrach, sei ihnen, warnend und drohend, nicht lange genug vor Augen geschwebt. Eine kostbare Frist von hundert bis zweihundert Jahren war ihnen gewährt, um sich zu ermannen, ihre Staaten zu ordnen, ihre Zwistigkeiten zu tilgen, die höhern Interessen zu bedenken, statt des Flitterhaften und Vergänglichen das Dauernde zu wählen, für die Fortdauer ihrer politischen Existenz Sorge zu tragen. Brachten sie diese damit zu, durch geistreiche Feste oder üppige Gelage die Zeit angenehm zu tödten, durch Pflege einer entarteten Wissenschaft oder einer Kunst, die zu ihrer wahren Blüthe ganz andere Vorbedingungen verlangte, sich eine eingebildete Unsterblichkeit zu erwerben, oder den Fanatismus der Aufklärung wider ein Volk und eine Religion in Spiel zu setzen, deren innere Hoheit die hellenische Bildung mit allen ihren Vorzügen zu begreifen unfähig war, so steht es Jedem frei, solchem Treiben, wenn er will, die verdiente Bewunderung oder seinen Abscheu nicht zu versagen. Ihr Lohn jedoch ist ihnen nicht ausgeblieben; der eitle Dünkel, in welchen sie sich eingehüllt hatten, und der jämmerliche Hochmuth, in welchem das Gezücht der Belsazare sich gefiel, war ihr Theil geworden. Ihre Staaten aber gingen unter; ihre Dynastien wurden ausgerottet, ihr Andenken erlosch, und der stolze Römer, welcher die griechischen Philosophen unter sein Hausgesinde aufnahm, und ihnen den Platz neben den P

fern anwies, blickte auf alle die Prachtbauten früherer Zeiten, die Werke angebeteter Könige nieder, als auf instrumenta servitutis. Ueberwundene, meinte er, haben keine Geschichte mehr. —

XII.

Erwiderung.

Der bekannte würtembergische Professor der Exegese, Hr. Prof. Gehringer, hat diese Blätter im 15. Band, 12. Hefte mit einer geharnischten Erklärung beehrt, in der er, undankbaren Sinnes, das ihm in diesen Blättern wiederholt gespendete Lob zurückweist und sich darüber höchlich entrüstet gebärdet. Bezöge sich nun seine Erklärung blos auf den Artikel im 15ten Band 6. Hefte, so könnte der Unterzeichnete die Erwiderung mit allem Fug dem betreffenden Einsender anheimstellen und ihm das Verdienst, jenes Lob wider übertriebene, mädchenhafte Bescheidenheit als wohlgegründet zu erweisen, überlassen. Allein Hr. Prof. G. geht in seiner Erklärung auch auf die früheren Artikel zurück, die er nicht blos gleich „sehr entstellt und theilweise erdichtet", sondern auch Erzeugnisse „eines und desselben Anonymus" nennt; desgleichen richtet er durch die Bemerkung: „Ich beklage es, daß er jedes Jahr aus zwei ehrlichen Studirenden unehrliche Verläumder macht", seinen Angriff auf eine, über dem Kreis der Studirenden, und doch wieder denselben nach Ort und Beruf sehr nahe stehende Person, womit blos einer seiner Herren Collegen gemeint seyn kann. Solches Beginnen erfordert eine gebührende Zurückweisung von Seite des Unterzeichneten, der bei solcher Gelegenheit auch die kurze Antwort für den zweiten Einsender übernehmen will.

Unwahr ist es für's Erste, wie bereits angedeutet wurde, und wie auch von der verehrlichen Redaction bezeugt werden wird, daß die Artikel von einer und derselben Person herrühren, da der Unterzeichnete vielmehr weder den Einsender des letzten Artikels kennt, noch diesen selbst vor gegenwärtigem Anlaß zu Gesicht bekommen hat. Unrichtig ist es zweitens, daß der Unterzeichnete, wie die verehrliche Redaction gleichfalls bezeugen wird, den Studirenden nach seinem Domicil und Beruf irgendwie nahe steht, weshalb Hr. Prof. G. sich wider die Herren Professoren der theologischen Facultät, denen er ohne den mindesten Nachweis eine gemeine Corruption der Studirenden Schuld gab, eine sehr *grobe Injurie* erlaubt hat. Unbegründet ist es endlich, daß die bezüglichen Artikel sehr entstellt und theilweise erdichtet seien, da Hr. Prof. G., mit Rücksicht auf die Artikel des Unterzeichneten, den Nachweis gar nicht versucht, und in seiner Erklärung gegen den letzten Artikel die Richtigkeit desselben im Wesentlichen blos bestätigt hat.

Herr Prof G. scheint von dem Interesse des großen Publikums an den neuen Resultaten seiner Exegese und von dem Eifer, mit dem solche allerwärts in weitern Kreisen dargeboten und empfangen werden, nur eine sehr geringe Ahnung zu haben, da er die genannte Conjectur über den Verfasser der Artikel gewagt hat. In der That können wir ihn versichern

schweigen, daß die objectivsten Zeugnisse, die Collegienhefte, vorliegen, deren Stimme ebenso untrüglich ist, wie wenn — und mit Worten der heil. Schrift zu sprechen — die Steine redeten. Glaubte Hr. Prof. G. überhaupt in den Berichten über seine Vorlesungen die Wahrheit entstellt: weßhalb hing sich derselbe, die frühern ausgedehnten Artikeln bei Seite lassend, einseitig an den jüngsten Artikel, der nur zwei matte Abbilder seiner früher referirten, zahlreichen, genialen Aeußerungen preis gab? Indessen hat Hr. Prof. G., wie bemerkt, selbst durch diese Erklärung gegen den jüngsten Artikel seinen exegetischen Ruhm bewährt, und neueste Aeußerungen desselben mögen noch zur Uebergenüge darthun, welche geistige Schwungkraft, verbunden mit tiefer Anschauung und exegetischem Scharfsinn, ihm eigen ist.

In der mehrgenannten Erklärung gibt Hr. Prof. G. zum Besten, daß er den Herrn nicht „unter die Nichtvermöglichen, wohl aber unter die Armen" gezählt, daß die Kleider Christi nicht blos, wie die heil. Schrift bemerke, weiß wie Schnee, sondern auch „glänzend wie das Licht" gewesen seyen, daß sie schon ursprünglich weiß gewesen seyn müssen, weil die heilige Schrift beisetze: „wie kein Walker sie weiß machen kann." Er weiß zwar recht wohl, daß auch ein rothes Kleid weiß gemacht werden kann; aber ihm entgeht auch keineswegs, daß „der Evangelist nicht von der Umwandlung der Farben, sondern von der Gradation des Weißen spricht", d. i., daß es blos möglich ist, ein ursprünglich weißes Kleid schön weiß zu machen, nicht aber etwa auch ein ursprünglich rothes in ein schönes weißes umzuwandeln. Ist es für den großen Exegeten ausgemacht, daß die Kleider Jesu bei seiner Verklärung weiß gewesen seien; so folgt hieraus für ihn von selbst, daß das Unterkleid, das Jesus auf dem Weg zur Kreuzigung trug, ebenfalls weiß gewesen, d. i. entweder, daß Jesus stets nur dieselben Kleider getragen, oder daß er von seiner Verklärung an die weiße Farbe zu seiner ausschließlichen gewählt haben müsse. Denn

ohne diese Supposition ist ja gar nicht denkbar, weshalb der gefärbte Rock Christi zu Trier, von dem ja blos geltend gemacht wird, daß er vom Herrn bei seiner Kreuzigung getragen worden sei, darum unächt seyn soll, weil dem Hrn. Prof. G. anzunehmen beliebt, die Kleider Christi seien bei seiner Verklärung weiß gewesen. Der gelehrte Herr weiß ferner, daß das Unterkleid Christi zu Trier weiterhin nicht blos darum unächt ist, weil dasselbe länger ist, als das kurze Unterkleid der Israeliten; er hat seinen Maßstab auch an die στολαὶ angelegt, und gefunden, daß das Unterkleid Christi zu Trier gerade das Längenmaaß einer στολὴ hat, die Christus nach ihm durch die Worte: „καὶ μὴ ἐνδύσησθε δύο χιτῶνας" seinen Jüngern zu tragen verboten hat, und darum schicklicher Weise nicht später selbst hat tragen können. Freilich vernehmen wir nicht, auf welche Weise er zur Kenntniß solchen Längenmaaßes gekommen ist; er hat weder sich die Mühe genommen, das Unterkleid zu Trier, oder die alten Unterkleider und Stolen der Israeliten sich zu besehen, noch ein fremdes Zeugniß in dieser Sache beizubringen sich für bemüßigt gehalten. Dessen bedarf es aber auch für ihn nicht, da sich bekanntlich der Rock nach dem Manne zu richten hat, und kundige Kleiderkünstler in der Länge, wie in der Breite, trefflich zu- wie nachzugeben verstehen. Die Bemerkung des alten Maldonats zu Mtth. 27, 35: „Consequi possumus, tunicam fuisse eam, quae post interulam (si ea tamen Christus utebatur) corpori proxime adhaerebat, totumque tegebat hominem" kann ihn desgleichen nicht beirren, da er vor ihm die Jugend voraus hat, und da „Maldonat über diesen Gegenstand sehr wenig hat und von sich selbst abweicht." Manche wollen zwar dem entgegen Maldonat's einschlägige Bemerkungen, wie z. B. zu Luk. 3, 11; Mtth. 10, 10 sehr ausführlich und eben so treffend, als übereinstimmend finden. Aber dafür könnte sie letztlich nur der Vorwurf treffen, den Hr. Prof. G. dem Einsender des letzten Artikels gemacht, nämlich daß sie „den Maldonat nicht gele-

sen haben.“ Freilich finden wir die Behauptung des Einsenders: „Der alte Maldonat meint, im Hinblick auf Joh. 19, 23 f., Christus habe nicht blos die Tunica getragen, und erklärt überhaupt das neque duas tunicas habeatis etwas anders“ beim Nachschlagen vollkommen bestätigt. Die Ursache unserer Differenz liegt aber wahrscheinlich in einer einzig authentischen Ausgabe Maldonats, die Hr. Prof. G. in Händen hat, unsertwegen auch darin, daß derselbe die Kunst erfunden hat, einen Commentar wieder auf frappante Weise zu commentiren.

Doch Pikanteres hat uns Hr. Prof. G. noch in seinen jüngsten Vorlesungen dargeboten. Den 28. Juni l. J. (wir bezeichnen den Tag, um von unserer Theilnahme an seinen überraschenden Leistungen den schlagendsten Beleg zu geben) kam endlich der große Synoptiker auf das heilige Abendmahl zu sprechen, und machte dabei buchstäblich folgende, gewiß ebenso geistreiche, als in dogmatischer Beziehung überraschende Bemerkung: „Einige katholische Asceten, wie Rosa Limana, Catharina von Siena u. A. haben das Fasten so weit getrieben, daß sie außer der Eucharistie nichts Anderes genossen. Diese haben dadurch bewiesen, daß in der Eucharistie noch eine sinnlich nährende Kraft sei: Es ist dieß aber eine Entwürdigung und Profanirung des Sacraments; denn da ißt man den Leib des Herrn nur der (körperlichen) Nahrung wegen, nicht, wie der Christ soll, um den Leib Christi zu empfangen.“ Gleich darauf gab das große Kirchenlicht sein Urtheil über die Communion unter Einer Gestalt folgendermaßen Preis: „Die katholische Kirche hält bekanntlich darauf, daß das Abendmahl nur unter Einer Gestalt gespendet werde. Das ist gewiß, daß Christus den Genuß seines Leibes und Blutes uns darbot. Aber die katholische Kirche führt mehrere Gründe für ihre Praxis an. Wir wollen nun einige durchgehen. Zuerst sagt man, es gebe viele Gegenden, wo kein Wein wachse und wo man auch keinen haben könne. Allein da ist die

Sache einfach die, daß man es eben bleiben läßt — nämlich mit dem Weine — wo man keinen hat (Lachen). Weiter sagt man, es könne leicht etwas von dem Blute verschüttet werden. Aber da müßte man ebenso auch die Austheilung der Hostie bleiben lassen; denn es kommt oft vor, daß man solche auf den Boden fallen läßt. Weiter sagt man, es gebe viele Leute, welchen selbst der Genuß des Weines zuwider sei. Allein solcher Leute gibt es äußerst wenige (allgemeines Lachen). Dann sagt man auch, es würden sich Viele ekeln, wenn Alle von dem Kelche trinken, und besonders, wenn Leute mit ansteckenden Krankheiten ihre Lippen hinbrächten. Allein, wenn Einer einen bösen Mund hat oder sonst krank ist, der könnte ja wegbleiben, und man könnte ihm die Communion besonders reichen. Aber es wird noch ein Grund angegeben, welcher haltbarer ist, und wohl der richtige seyn mag, nämlich die Widerspänstigkeit und Rechthaberei; indem bekanntlich die Kirche nicht gefehlt haben will (wörtlich so!), so will sie nicht zugeben, daß sie einmal Unrecht gehabt habe. Allein die allgemeine katholische Kirche (wohl im Gegensatz zu der römisch-katholischen) hat auf dem Concil zu Trient in zwei Sitzungen entschieden, wenn es von einer Nation verlangt werde, so müsse man ihr den Kelch gestatten. Wenn es also die deutsche Nation verlangen würde, so müßte er ihr nach dem Concil von Trient gestattet werden. Diesen letzten Passus trug der gelehrte Herr mit beißender Ironie vor, wie er denn diesen Sommer überhaupt sehr gegen den Hochmuth und die Eitelkeit der Kirche eifert. So bemerkte er unter Anderm zu den Worten Christi: „Ihr sollt euch nicht gnädige Herren nennen lassen", dieß gehe die weltlichen Fürsten Nichts an, aber in der Kirche lassen sich Viele „gnädige Herren" heißen, weil überhaupt in ihr die Demuth nicht sei, die der Herr wolle, und Einer sich über den Andern erhebe. „Wäre nicht so viel Hochmuth in der Kirche, so sähe es darin viel besser aus."

Doch wir sind mit unserm Referat über den Maldonatus redivivus noch nicht zu Ende gelangt. In demselben ausgezeichneten Manne, den die alma Eberhardina zu Tübingen zu besitzen das außerordentliche Glück hat, ist auch Gavantus, der große Liturgiker, wieder aufgestanden. Die Zahl seiner originellen Aussprüche und Behauptungen über Gegenstände des Cultus ist Legion. Heben wir aus der großen Masse Einiges als Muster hervor! Wie alle Liberalen, ist auch der neue Gavantus gegen die lateinische Kirchensprache, und zur Widerlegung derjenigen, welche die Beibehaltung derselben schon um der Einheit der Kirche willen für wichtig halten, behauptet er, wer in der lateinischen Sprache ein Band der Einheit sehe, stelle damit Christum den Herrn und die Apostel aus der Kirche hinaus, weil diese der lateinischen Sprache sich nicht bedient hätten. Merkwürdigerweise stimmt aber Gavantus redivivus dennoch für die Beibehaltung der Exorcismen, z. B. bei der heil. Taufe, in der lateinischen Sprache, weil es durchaus besser sei, daß das Volk von dem schaudervollen Inhalte derselben Nichts verstehe. Daß in dem Taufritus drei Exorcismen vorkommen, tadelt er in folgender Schlußform: Wenn dem ersten Exorcismus ein zweiter folge, so sehe man daraus, daß der erste nicht viel gewesen; komme aber auf den zweiten noch ein dritter, so können alle zusammen keine Bedeutung haben. Die Frohnleichnamsprocession will er aus mehreren Gründen von Außen in das Innere der Kirche verlegt wissen. Einmal regne es doch so gewöhnlich alle andere Jahre, und ein Paar Regentropfen liefern dann den traurigen Beweis, daß es den Leuten mehr um die Kleider, als um die Andacht zu thun sei; ferner werde öfters Aergerniß erregt, weil alte Geistliche aus Schwäche zu Boden stürzten; endlich seien es zwei Menschenklassen, die durch den feierlichen Umzug genirt seien und sich deßwegen Spöttereien erlauben, nämlich — die Fuhrleute und die Protestanten. Von den Bruderschaften urtheilt er, sie hätten sich nicht auf die allgemeine Nächstenliebe, son-

sondern auf die Liebe auserwählter Brüder gegründet, auch seien sie im besten Falle eine Anklage gegen die christliche Kirche. Noch eine Behauptung des Gavantus wollen wir zum Schlusse ausheben, die zwar auf einem andern Gebiete vorgekommen, aber als Krone und Blüthe seines wissenschaftlichen Scharfsinnes genannt werden muß und überall sich gut ausnehmen wird. Er nahm irgendwo den Stammvater Adam gegen die maßlosen Injurien, die ihm von allen Seiten her wegen seines Falles gemacht werden, ganz ernsthaft in Schutz, mit der Begründung, es sei wohl gut gewesen, daß schon Adam gefallen sei; denn wenn dieß dem Noe begegnet wäre, so wären die Folgen noch weit empfindlicher gewesen, weil zu der letztern Zeit schon eine tiefe Verderbniß der Sitten stattgefunden habe.

Einstweilen tragen wir darauf an, daß der neue Gavantus in die congregatio rituum aufgenommen, und mit der durchgreifenden Revision des römisch-katholischen Cultus beauftragt werde.

Der Einsender der zwei ersten Artikel.

XIII.

Die Jesuitenfrage.

I.

Der heilige Ignatius von Loyola und sein Orden.

Unter die großen historischen Charactere, die weil sie einen starken Willen der Verderbniß der Zeit entgegengesetzt, und große Mittel zur Bestreitung ihrer Absichten gegen sie aufgebracht, aufs härteste von ihr angefeindet worden; und die, weil ihre ernste unbeugsame Strenge keiner Halbheit einen Anlehnungspunkt und keiner Accomodation einen Vorwand hergeben wollten, den heftigsten Widerspruch aller hassenden Kräfte gegen sich herausgefordert, welche als die Person ihnen unerreichbar geworden, ihr Andenken wenigstens in aller Weise mißhandelt, verspottet, verhöhnt, und wie sie eine Zeitlang wähnten, zugleich mit ihrer Schöpfung gänzlich aus dem Andenken der Menschen vertilgt, gehört vor vielen Andern der heil. Ignaz von Loyola. Jüngster Sprößling eines edeln Geschlechtes in Biscaya, trug er in seinem ganzen Wesen des dortigen kräftigen, uralt spanischen Volksstammes Art und Naturanlage; schnellkräftig, warmblütig, lebendig, unerschrocken, kühn, dabei von eiserner Kraft des Willens, und aus Naturtrieb unerschüt-

terlich in seiner Beharrlichkeit; mit solchem Naturell ausgerüstet, war er 1491 ins Leben eingetreten. Es war die Zeit Ferdinand des Katholischen, in der das Ritterwesen, das im Säcularkampfe mit den Mauren alle seine Stufenalter durchlaufen, jetzt nach Beendigung desselben zum Niedergange neigte; während das neue Kriegswesen aus dem Zwielichte des abgeschlossenen Weltalters auftauchend, dem Neuen entgegenstieg, und ihm als Morgengabe zum Einstand im fernsten Sonnenuntergange eine neue Welt eroberte. Eine solche Zeit mußte im spanischen Charakter jenen erneuten Schwung erwecken, der nach der Natur des Erregungsmittels, das ihn hervorgerufen, gegen das Irdische gewendet war; und Ignaz in den Strom hineingezogen, in allen Künsten des alten Ritterthums zu Ernst und Schimpf wohl ausgelernt; Alle seines Gleichen bald durch Kühnheit, Muth, Tapferkeit und zierliche Hofsitte übertreffend; darum frühe durch die Gunst der Fürsten ausgezeichnet, fand die Bahn der Ehre sich weit geöffnet. Aus der alten Zeit in die Neue eingeboren, mußte er die Eine noch als lebendige Tradition in sich beschließen; seinem scharfen Verstande aber konnte es nicht entgehen, daß es ihm in der Neuen, der er angehörte, nur dann auf dieser Bahn gelingen möge, wenn er mit ihren Formen und Prinzipien vertraut, in ihr nach ihrem Geiste wirkend, die poetische Freiheit des alten Ritters in die prosaische Disciplinirung des neueren Heergesellen übersetze; und so mußte er ein Mann des Ueberganges in beiden Gebieten gleich heimisch werden. Auf diesen Wegen finden wir ihn, als sein Beispiel und sein Muth die Uebergabe Pampelonas an die Franzosen so lange aufgehalten, bis er mit zerschmettertem Schenkel niederstürzte. Während er nun der Heilung abwartend, ins Leben Christi und den Palmgarten der Heiligen sich vertiefte, bereitete eine neue Crise die kräftige Natur zur Umkehr; der welcher als der Sohn zweier Jahrhunderte bisher auf der Bahn der Ehre zur Würde eines berühmten Feldhauptmanns vorgeschritten; wurde plötzlich gewendet, und an die Gränze hingeführt, wo das Gebiet der Na-

tur mit ihren Gaben und Ehren sich scheidet von dem der Gnade mit ihren Mühen und ihrem Lohn. Er, der bisher ein vielvermögender Einsasse des ersten Reiches am Uebergange der Zeiten gewesen, sollte nun auch das höhere Indigenat im andern Reich gewinnen; und alle Errungenschaft, die er unten gewonnen, als Einstand in die neue Ansiedlung mit hinübernehmen. Der Uebergang konnte nicht ohne Kampf geschehen; als dieser sich entschieden, und er die neue Heimat zu betreten Willens geworden, mogte die Aufnahme nur nach ernster Vorbereitung erfolgen; die neue Schwertleite mußte bei der Jungfrau auf dem Montserrat vor sich gehen, wo er die alten Waffen aufgehängt, und die Harnischwacht nach Rittergebrauch abhielt. Im Hospitale von Manresa hielt er seine ersten Waffenübungen in der Ascese; machte dann die ganze mystische Schule mit allen ihren Kämpfen bis zur Extase durch; in deren Gefolge dann die Schule des Siechthums ihn durchübte. Zum Edelknecht also geschlagen, trat er seine Fahrt nach dem heiligen Lande an; dort hatte er den Ritterschlag im Dienste der höheren Minne erlangt, und die erste Hälfte seines neuen geistigen Lebens war vollendet. Nun senkte er den Flug gegen die irdische Wissenschaft, und durchlief binnen zwölf Jahren den ganzen wissenschaftlichen Curs von den grammatischen Studien in Barcellona an, bis zu den philosophischen in Alcala und Salamanca; immer von Almosen lebend und doch wieder Werke der Barmherzigkeit übend, zwischendurch aber von der geistlichen Polizei der Inquisition vielfach angefochten. Nachdem er auch dort, die academischen Würden erlangend, bis zum Magister der Philosophie aufgestiegen, ging er über zur Theologie; die er in Gesellschaft mit den Edelsten und Besten seiner Zeit auf der hohen Schule von Paris, wieder unter vielfältigen Anfechtungen betrieb, bis er auch hier zum Ziele gelangte. So also in beiden geistigen Welten heimisch und in allen Gebieten durchgeprüft, legte er sich mit seinen Gefährten in der Fahrt nach Italien noch die practische Waffenprobe auf; indem sie durch die Halbinsel wandernd, in der Ausübung des erwor-

benen Geschickes sich versuchten; und nun vereinigten sich alle erst in Rom, und Ignaz hielt dort im sieben und vierzigsten Jahre seine erste Messe.

So war dieser große Mann geartet, und so hat er es mit sich gehalten. Ein Künstler ohne gleichen hat er die schwere Kunst geübt, sich durch sich selber durch und durch zu bezwingen; und nachdem die heroische, muthige Willenskraft den harten Streit mit einer lebensvollen, triebereichen, heißkräftigen Anlage siegreich durchgestritten, hat die Besiegte dem siegenden Gesetze in Unterwürfigkeit gehuldigt; und fortan ein treuer Dienstmann ihm in Allem hilfreich zugethan, haben Beide vereint sich in die äußere Umgebung ausgebreitet, und das Gepräge des ausserordentlichen, gotterfüllten Geistes ihrer Zeit und vieler Zeiten nach ihm aufgedrückt. Sie beschuldigten vor dem Caiphas den Erlöser: er habe sich gerühmt diesen Tempel Gottes kann ich abbrechen, und nach drei Tagen ihn wieder aufbauen; der Beschuldigte aber hat geschwiegen, weil er mit den Worten sich gemeint. Dieser Baske hat seinen Naturmenschen, in dem er sich gefunden, durch seines Willens Macht formal umgebaut; also daß er, der in allen seinen Trieben und Richtungen auf die Erde, die ihn ausgeboren, gegangen, fortan sich nur gegen Gott hingerichtet; ein ethisch plastischer Künstler hat er aus dem rohen Granite, langsam in vielen Jahren das Bild eines Heiligen herausgeschliffen. Es konnte nicht fehlen, eine so große durch den höchsten ethischen Heldenmuth und die tiefste religiöse Ergebung gesättigte und gesänftigte Natur; ganz durchdrungen und getränkt von dem Aether einer höheren Welt, in dem sie allein athmen mag; umflossen von dem Zauber moralischer Schönheit; innerlich erfüllt mit dem tiefsten Frieden eines Gemüthes, das wie ein wolkenloser, ewig heiterer, tief blauer Himmel, nur von dem Sonnenscheine aller Tugenden eines thätigen, in Liebe und Menschenfreundlichkeit erglühenden Lebens überflossen; dann wieder von dem Sternenlichte einer in den Tiefen der Gottheit versenkten Andacht bestrahlt; äußerlich ausgestattet mit allem Reize, der ausgeht von jeder Seele, die ihrer selbst ganz mäch-

tig geworden; der alle Kräfte und Vermögen für ihre höheren Zwecke zu Gebote stehen, und die sie mit Energie und Gewandtheit beherrscht; eine solche Persönlichkeit mußte eine wunderbare Gewalt über Alle üben, die in den Wirkungskreis ihrer Anziehungskräfte eingetreten; und das Beste, das Kräftigste, von Gott Begabteste, was in ihrer Zeit ihr nahte, um sich her vereinigen, und mit wunderbarer Gewalt binden und an sich fesseln. Vor ihm, der früher in seiner weltlichen Laufbahn als ein stattlicher Kriegsmann sich gehalten; der dann durch alle Stufen der Heiligung ansteigend Gottes voll geworden; der zuletzt die Wissenschaft seiner Zeit beherrschen gelernt, und nun noch obenein durch die Macht eines großen Charakters Alles überragte und niederhielt; bei allem dem aber bescheiden, demüthig, unterwürfig, nicht blos in äußerer Haltung, sondern bis ins innerste Bewußtseyn hinein geblieben, konnte keine Eigenliebe, keine Eitelkeit und kein Hochmuth bestehen. Alle erkannten vielmehr willig und neidlos eine Ueberlegenheit, die weil sie mehr noch und strenger sich selbst als Andere beherrschte, für Niemand drückend war. Es mußte sich daher die Blüte der Jugend seiner Zeit um ihn versammeln; und die Herzen, die des Meisters liebreiche Milde sich gewonnen, hielt sein edler Ernst und seine sanfte Strenge fest; und indem sein unerschütterlich Vertrauen auf Gott die Schwachen stärkte und befestigte, erhoben sich die Starken an seinem großen Beispiel, das ihnen wie eine Lichtsäule immer voranging. So war er von der Vorsehung sichtbar zum Rüstzeug auserlesen, daß er eine mächtige Gegenwucht dem aus seinen Schranken ausgetretenen Gegentrieb in seiner Zeit bereite; die große Bewegung der Geister, die er hervorgerufen, dämme; die Einheit in Mitte der heftigsten Anfechtungen, die sie erfahren mußte, aufs Neue befestige; und während er den romanischen Süden von Europa gegen die anschlagenden Fluthen der neuen Lehre eindeichte, ihnen auch einen Theil des germanischen Nordens noch entriß, und dem gesicherten alten Glauben überdem neue Provinzen in andern Welttheilen gewann. Darum verstand er, wie Alle, denen eine

Sendung von Oben zu Theil geworden, vollkommen seine Zeit; er begriff gar wohl die Art und Natur der Kräfte, die in ihr erwacht; und sah mit Klarheit ein, wie sie mit höherem Beistand nur durch sich selbst bezwungen werden konnten; und wie nur ein allgemeines Aufgebot der Intelligenz in der alten Kirche, wohl organisirt durch eine scharfbindende Disciplin, zu einer weit verbreiteten, in strenger Zucht gehaltenen Genossenschaft, die sich zugleich der Erziehung der Jugend angenommen, gegen den alles bedrohenden Andrang der neuen Begriffe schützen könne. Darum hatte Gott zu dieser klaren Einsicht von der Lage der Dinge, die sein scharfer Verstand gefaßt, auch noch jenen mächtigen, auf große Fernen seine Wirksamkeit ausbreitenden Magnet in seine Brust gelegt, der die Kräftigsten und Besten seines Glaubens zum großen Zweck in seine Nähe zog, und um ihn ordnete; die als sie die Ueberlegenheit seiner geistigen und Willenskräfte erkannt, ihn auch als den Tüchtigsten und Berufensten zum Werke an ihre Spitze setzten. So nur konnte es ihm gelingen, in einer schon vielfältig gesunkenen, immer noch kräftigen, aber schon tief durchkälteten Zeit ein großes Werk zu gründen, und mit Glück und Erfolg zu vollbringen, wozu ihn Gott berufen. Geweckt durch seine höhere Fügung gerade um dieselbe Zeit, als Luther aufgestanden, sollte er was dieser auf dem Wege des Verstandes von aussen herein im germanischen Norden erwirken zu können glaubte, gründlicher und dauernder von innen hervor, aus dem innersten Marke der Gesinnung, und aus der tiefsten Wurzel des religiösen Lebens hinaufzutreiben unternehmen. Wenn Jener zu seinem Werke aller Kraft und leidenschaftlichen Stärke einer zornkräftigen Natur bedurfte, um dem Mißbrauch sich mit Erfolg entgegenzuwerfen; so mußte der Andere dieser Natur erst vollkommen sich bemeistert haben; sie mußte vollkommen gezähmt seinem Willen dienstbar seyn, damit er ihrer ganz sicher in all seinem Thun, und doch in der ganzen Macht all ihrer Energien, Kräfte und Instincte voranschreiten mochte; und nachdem er das Feuer gelöscht, das, in der Entartung der Zeiten aufgegangen, in ihrem be-

worbenen Gezweige brannte; das noch grüne Leben, getrennt und gereinigt von dem Erstorbenen, Modernden und Brandigen, zu neuem Trieb anregen konnte. Ohne Zweifel war seine Aufgabe die Größere, Schwierigere, Weitaussehenste; es war die Fortsetzung des alten Kampfes der zwei Linien im Menschengeschlechte; der Sieg war seinem Glauben verbürgt, aber in weite Ferne gerückt; den Zwischenraum füllten stete Opfer und unablässige Wechsel von Sieg und Niederlage, je nach dem Steigen oder Sinken der Streitbarkeit. Er aber, für sich und für die Seinigen, war keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, was ihm zu thun obliege; seine ganze Führung in der größeren Hälfte seines Lebens war ja auf dies Endziel hingegangen. So hat er denn auch in der Andern diese seine Bestimmung festgehalten, und es konnte ihm nicht geschehen, was dem Gegner widerfahren: die wilden Feuergeister im Blute hatten ihn nicht übermannt, und ihn gebunden, und ihn dahin geführt, wohin er nicht gewollt.

Ein so klarer, wohlverständigter, durchschauender und überschauender Geist; ein so starker, entschlossener, in allen seinen Energien wohlgegliederter, in seinem Antagonism wohl abgewogener, in seiner Wahl so entschiedener, in seinen Mitteln so überreicher, im Entschlusse wie Stahl geschmeidiger, in der Ausführung demantharter und unbeugsamer Wille; ein so sympathienreiches, in Wahlverwandtschaft allem Guten allum zuneigendes Leben, wie sie seiner Persönlichkeit eingewohnt, die innere Einheit und Einigkeit desselben nur in verschiedenen aber zusammenklingenden Tönen aussprechend; sie mußten, sollte diese reichbegabte Persönlichkeit ihrer Bestimmung gemäß als eine Macht in die Geschichte eintreten, sich einen socialen Organismus anbilden; damit sie in allen ihren Kräften und Energien durch das Organ armirt, in ihm sich auslassen mochte. Sein Geist mußte die ähnlich gestimmten Geister anziehen, und, selbst in sich geordnet, sie um sich her ordnen; und indem sein ihm einwohnendes geistiges Licht das ihre spannte und temperirte, mußte er um sich her ein geistiges Medium bilden, in dem seine eigene Geistesklarheit maßgebend nach allen Seiten sich auslassen

konnte. Sein gediegener Wille mußte in seiner ganzen Abgliederung und dem vollen, schönen Ebenmaaße, in dem er aus der Gymnastik, in der er ihn vielfach durchgeübt, hervorgegangen, sich den harmonisch gestimmten Geistern, die sich an ihn gelegt, eingeben, damit sie in allen ihren Abgliederungen die Seinigen wiederholend, und seine eigene Mensur und Wohlordnung in sich aufnehmend und äußerlich darstellend, zu einem auseinandergezogenen Abbild von ihm selber sich gestalteten. Sein Leben das ihrige durchdringend, mußte alsdann, von geheimer Werkstätte aus, den ganzen Organism erbauen, erhalten und durchwärmen; damit er die ihm einwohnende Einheitsseele in der Vielheit der Seelen kleide; durch sie in allem ihrem Reichthum ausspreche, und sie dadurch zu einer socialen Macht erhebe. Im Reiche der Natur bildet so die Seele, unter Mitwirkung des gottgegebenen Naturgesetzes, ihren Leib sich zu, daß er ein genaues Conterfei ihrer Innerlichkeit mit seiner Aeußerlichkeit in alle Gliederung folge; im ethischen Gebiete ist es der Staat, der also in den gottgepflanzten, geselligen Instincten sich gestaltet; hier im Reich der Gnade mag es nicht ohne ihren Zutritt sich vollbringen. In allen Fällen ist es die untergestellte Centraleinheit, die nur aus ihrer Beschlossenheit sich in die Aeußerlichkeit aufgethan, und aus ihr wieder sich zusammennimmt; Alles auf die im geistigen Gebiete unerläßliche Bedingung, die geistige Freiheit nicht zu versehren. In einem solchen geheimnißvollen Acte hat also Ignaz, in Mitte seiner neun Gefährten, die sich zuerst ihm beigesellt, nachdem er in der Vision die Worte: ego vobis Romae propitius ero! aus dem Munde des Erlösers vernommen, seinen Orden gegründet, der aus diesem Keime bald die ganze Erde überwachsen; und dieser, in Haupt, Torso und allen ihn constituirenden Lebenstheilen, hat sich nach dem Bilde und Gleichniß seines Urhebers ausgestaltet. Soll man den Geist dieses Ordens, wie er vom großen Meister auf seine Gesellen übergegangen, mit einer früheren Erscheinung, die irgend einmal in der Geschichte da gewesen, vergleichen, so möchte man die Jesuiten

am füglichsten die Pythagoräer des Christenthums nennen. Wie diese, waren auch sie zu einem thätigen Leben, und einem raschen Eingreifen in den Gang der Welt angewiesen; und gleich ihnen durch eine ernste Zucht in fortdauernder Selbstentsagung zu diesem Berufe vorbereitet; und auch für Sie hatte die Formel Geltung: Er hats gesagt! Ausdruck der strengen Unterordnung der Person unter die Gesammtheit der Körperschaft und ihre Zwecke. Wie die Männer des Alterthums die tiefsinnige Priesterlehre des Orients gegen die moderne Verflachung des exoterischen Profanglaubens in gemeiner Mythologie vertheidigten; wie sie in der Philosophie gegen die schon erwachenden Anmaßungen des Verstandes die großen Anschauungen der Vorzeit, und ihre ernste, alles auf die Monas beziehende, und von hochragender Mitte aus in großen Massen ergreifende Denkweise vertraten; wie sie in der Politik die Reibungen jenes raschen, demokratischen Geistes, der alle die kleinen, städtischen Gemeinheiten Großgriechenlands in steter Bewegung und in unaufhörlicher Sorge vor drohender Tyrannei erhielt, dadurch zu mildern sich bestrebten, daß sie eine ähnliche Einheit, wie sie die alten Priesterstaaten gehegt, neuerdings in ihnen zu pflanzen sich bemühten: so hatten auch die Jesuiten, in anderer Zeit, unter andern Formen und Verhältnissen, in unverhältnißmäßig größerem Maaß und Umfang, doch im Grunde ähnliche Bestrebungen; sie suchten mit ähnlichen Mitteln zu ähnlichem Ziele zu gelangen. Wie jene die große Priesteranschauung der alten Zeit, und ihre Ideen dem Sinnen- und Begriffsglauben, und der einseitig sinnlich ästhetischen Cultur der Neuen entgegensetzten; so haben diese die alte Ueberlieferung des Christenthums mit den neuen Grübeleien; seinen großen, strengen Dogmatism mit dem Criticism der Reformation, und seine geschlossene Ideeneinheit mit ihrer vielfältigen Begriffszerspaltung in Gegensatz gebracht. In eine enggeschlossene Körperschaft verbunden, die mehr als zwanzigtausend Theilnehmer bei der Aufhebung begriff, haben sie, ein neues kräftig belebtes Ferment die Kirche durchdrungen, und

neben dem Eigenwillen auch, im dritten und höchsten Grade des Gehorsams, seine Intelligenz opfern; so daß er nicht blos dasselbe will, was der Vorgesetzte vorgewollt; sondern auch dasselbe empfindet, und so weit ein gläubiger Wille die Intelligenz bestimmen kann, das eigene Urtheil dem Seinigen unterwirft. Diese Seelenkraft nämlich erfreut sich nicht ganz der gleichen Freiheit wie der Wille, und wird von der Natur selbst zur Form der Wahrheit hingedrängt; aber in vielen Dingen doch, da wo nämlich die Evidenz der erkannten Wahrheit ihr nicht Gewalt anthut, kann sie durch die Macht des Willens mehr auf die eine oder die andere Seite hingezogen werden. In solchem Falle muß jeder, der zum Gehorsam sich bekennt, auf die Seite des Vorgesetzten neigen. Denn da er sich dem Herrn ganz und gar zum Opfer dargebracht, und auf all sein Recht verzichtet, damit Gott ihn durch diesen Vorgesetzten unbedingt leite; so wird auch der vollkommene Gehorsam nicht blos auf den Vollzug, der thut, und auf den Willen, der gern thut, sich beschränken; sondern auch die Urtheilskraft in sich begreifen; so daß das Gebot des Vorgesetzten dem Untergebenen recht und geboten erscheint, so viel das nämlich thunlich ist. Solche Unterwürfigkeit, wie sie Gott genehm ist, so nothwendig wird sie auch für Alle seyn, die im religiösen Verbande leben. Denn wie es bei den Himmelskörpern, indem Einer den Andern anzieht und bewegt, erforderlich ist, daß in einer gewissen Einstimmung und Ordnung der Untere dem Obern unterworfen sei; so wird unter den Menschen, wo einer durch des Andern Autorität bewegt werden soll, was im Gehorsam geschieht, nothwendig seyn: daß der, welcher vom Winke des Andern abhängt, ihm dienend behülflich werde; also daß die Kraft des Gebietenden zu ihm übergeleitet, also in ihn einwirke; das aber mag nicht geschehen, wenn nicht der Wille und die Urtheilskraft des Untergebenen, auf ihre eigene Klugheit nicht vertrauend, mit dem Willen und Urtheil des Vorgesetzten übereinstimmt. Schon in menschlichen Dingen, die uns nahe berühren, ist fremdes Urtheil auch eines nicht Vor-

gesetzten dem Unsrigen vorzuziehen; um wie viel mehr in göttlichen Dingen das desjenigen, dem wir, als dem Ausleger des göttlichen Willens, die Leitung des Unseren in den Gefahren der geistlichen Wege überlassen. Auch kann ohne eine solche Zustimmung der Urtheilskraft, die Ausführung nie vollkommen seyn; denn von Natur sind wir also geartet, daß die begehrenden Triebe den in Ueberlegung Weisenden folgen; und die Willenskräfte nur gezwungen, wenn diese widersprechen, auf die Dauer gehorchen. Die Beharrlichkeit wird also fehlen, die Raschheit der Ausführung sich schwächen; die Einfalt des blinden Gehorsams unter stetem Zweifel, ob recht oder unrecht geboten worden, sich verwirren; aller Eifer und Muth in schweren Vornahmen sich verlieren, und alle Kraft und Würde dieser Tugend zu Grunde gehen; an ihrer Stelle aber Verdruß, Unlust, Trägheit, Lässigkeit, Murren, Ausflüchte und andere nicht unbedeutende Fehler und Uebelstände treten. Darum ermahnt der Apostel (Röm. 15. 5) Alle das Gleiche zu empfinden und auszusprechen, damit sie in Uebereinstimmung des Urtheils und des Willens sich gegenseitig fördern und erhalten." Nachdem er nun den Brüdern den Punct angegeben, wie sie zu dieser vollkommenen Gesinnung gelangen mögen, will er ihnen keineswegs untersagen, wenn ihnen etwas dem Urtheil des Vorgesetzten Entgegenstehendes vorkomme, es diesem nach vorhergehendem Gebet mitzutheilen; wenn es nur mit vollkommenem Gleichmuth vor und nach der Eröffnung, sowohl in Bezug auf die Handlung wie auf das zu fällende Urtheil ohne alle Eigenliebe und mit dem Vorbehalte der endlichen Gleichförmigkeit mit dem Vorgesetzten geschehe. Nachdem er nun noch hinzugesetzt: das was er hier vom Gehorsame Einzelner gesagt, gelte in gleicher Weise von dem der einzelnen Untergebenen gegen den nächsten Vorgesetzten, und so auch von dem der Rectoren gegen die Provinzialen, dieser gegen den General, des Generals gegen den Stellvertreter des Herrn auf Erden, damit Liebe und Friede in der Gesellschaft von unten nach oben durch die [illegible] durchgehend sich erhalte, schließt er, wenn er auch

diesen Brief angefangen, indem er ihnen zu Gemüthe führt: wie Christus unser Herr ihnen damit im Beispiel vorgegangen; indem er das Menschengeschlecht, das durch die Sünde des Ungehorsams gefallen, durch den Gehorsam wieder gerettet hat, indem er bis zum Tode gehorsam gewesen, bis zum Kreuzestode.

Das ist das Postulat, worauf der Meister des Baues seinen Orden gegründet hat; jeder, der ihm angehört, soll, wie er nach dem Worte des höheren Meisters, sich selbst entsagend und sein Kreuz auf sich nehmend, dem Vorangehenden nachzugehen geheißen wird, so sich selbst ohne Vorbehalt entsagend, seinen freien Willen durch die höhere göttliche Freiheit; seinen endlichen Geist durch die unendliche Vorsehung, wie sie sich durch seine Vorgesetzten ihm mittheilen, zu allem Guten, in Liebe und nicht in Furcht lenken und ordiniren lassen; also daß er wird wie ein Stab in der Hand der höheren Macht, nicht durch irgend einen äußern Zwang zuvor dazu bereitet und gefesselt; sondern sich selbst in voller Freiheit dazu ordinirend, und seine persönliche Freiheit zur göttlichen in Harmonie ausstimmend, daß jedem Ton von oben der harmonische Gleichklang im Herzen resonirt. Das ist also nichts als dieselbe Forderung, die im Anfang der Dinge aller Creatur angesonnen worden; und die Weise, wie sie diesem Ansinnen entsprochen: ob sie ihr Folge leistend Consonanz in sich hervorgerufen, oder ihr widersprechend Dissonanz, hat über ihr Schicksal auf alle Folgezeit entschieden. Als die Erlösung eingetreten, mußte dieselbe Forderung, die damal zur Standeswahl an die Creatur erging, nochmal wiederkehren für die, welche damals den übeln Stand gewählt, nun aber zur Rückkehr und Wiederherstellung sich bestimmen sollten. Alle Ordensstifter, die als Leiter und Wegweiser voranzugehen zur Bestimmung sich gemacht, mußten daher vom Gehorsam ihren Ausgang nehmen; so Basilius für den Orient, Benedictus für den Occident, Franz von Assisi für die Seinigen, und so auch Dominicus. Ignaz von Loyola, der seine Gesellschaft insbesondere

zu einem bewaffneten Wegegeleite des, durch die Unsicherheit der neueren Geschichte wandernden Menschengeschlechts bestimmt, mußte vor Allen diesen Grundstein der Geschichte auch zu seinem Schlußstein machen, in dem alle Schwibbogen seines Werkes sich durchkreuzend ihren Schluß gefunden. Darum der Ernst, mit dem er immer wieder auf das Fundament seines Planes zurückkömmt. Darum hatte er gelebt, und in so vieles sich eingelebt, damit er den menschlichen Willen in allen seinen Tiefen und Untiefen ergründe, und lerne wie er zu behandeln, und welche Disziplin ihm anzumuthen sei. Aus der Fülle dieser gewonnenen Anschauungen ist jener Brief, und alles in seinen Constitutionen darauf Bezügliche geschrieben; er erkennt alle Schwierigkeiten seiner Aufgabe, und weiß ihnen mit Geschick auszuweichen. Die ganze Oeconomie des Willens ist ihm, dem vorzugsweise Willensstarken, wohl bekannt; er kennt auch seine innere Gliederung, und weiß jedem sein gebührend Theil zuzulegen. Alle die feineren Fragen über das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit sind practisch an seinem aufmerkenden Geiste vorübergegangen; und er weiß seinen Worten mit solcher Klugheit Maaß zu geben, daß sie nirgendwo über die feine, haarscharf gezogene Linie des Maaßes, hinüberschwanken. Er beruft sich zweimal auf die Ordnung, die im Weltall herrscht; es fällt ihm aber mit keinem Gedanken ein, ihren Mechanism in seine Gesellschaft hinüberzutragen; denn wohl bewußt, daß die menschliche Schwäche und Trägheit immer nach dieser Seite hinüberneige, dringt er immer darauf, daß Alles in ihr mit Bewußtseyn, Freude und Lust und zur größeren Ehre Gottes geschehe; und da er sich nicht verhehlt, daß trotz aller Vorsicht und kluger Berechnung, in eine Verbindung von Menschen, das Verderben sich nur zu leicht den Zugang zu bahnen wisse; hat sein Gottvertrauen sich durch solche Betrachtung nicht irren lassen; und er hat mit Sicherheit darauf gerechnet, die Macht, der er vertraut, werde auch dem Werke, das er ihr erbaut, sich nicht entziehen; und in dasselbe eingreifend, ergänzen, wo es die Beschränktheit mensch-

licher Einsicht, und die Wandelbarkeit menschlichen Vorsatzes versehen.

Das Fundamentalprincip wollte nun der Gründer des Ordens seiner Gesellschaft also einpflanzen, daß es nicht etwa als ein blos gewußtes, und im Geiste blos Heimisches im Gedächtnisse sich aufbewahre; sondern daß es, in Fleisch und Blut aufgenommen, in's Leben gehe; und als Grundgedanke dem Gedankenkreise des weisenden Geistes untergelegt, und dem Willen zu seinem Ziele folgend, als ein Gethanes die ganze Ordenswirksamkeit bedinge, und so in seinem Verhalten sie realisire. Dazu aber bedurfte es einer langen Uebung; weil, wie das Denken fortgesetztes Studium und ununterbrochener Gedankenbewegung bedarf, so das Thun einer anhaltenden Uebung, in der die Kräfte in Thaten sich fassen und gebrauchen lernen. Ihn selber hatte das Leben in solcher fortgesetzten Uebung in diesem Principe erzogen; und so nun suchte er die Bildungsschule, die er in seinem Orden errichtete, seiner eigenen Lebensschule getreu nachzubilden; damit, wie der Orden durch seinen ganzen Bestand ein Abbild seines, unter schweren Kämpfen herausgebildeten innern Menschen wurde, so auch die Stadien seines Lebens mit allen diesen Kämpfen, nur in einer geordneten, friedlichen Weise sich spiegelten in denen, die jeder Hinzutretende durchzustreiten hat; damit auch er in ihnen eine möglichst nahekommende Selbstmacht sich erringe, und die Gesellschaft also ganz im Ganzen und in jedem einzelnen Theile, das Gleichniß ihres ersten Urbildes, nach dem sie genannt wurde, und das auch ihr Gründer sich aufgeprägt, in der Ordensschule ausdrücken möge. Um zu diesem Ziele zu gelangen, urtheilte er, möge kaum eine geringere Zeit hinreichen, als sein eigener Umbau in der Weltschule erfordert hatte; und so ist es geschehen, daß er eine so bedeutende Anzahl von Jahren der Vorbereitung festgesetzt, durch die ein Neuaufgenommener sich durcharbeiten mußte, ehe dann er zur Profession gelangte. Zwei Jahre dieses Zeitraumes hat er dem Noviciat bestimmt, entsprechend seiner eigenen Uebergangszeit auf dem

Montserrat, und im Hospitale und der Höhle von Manresa. Es ist die Uebergangszeit des Novicen aus dem Raupenzustand der Welt, durch die Verpuppung in den höhern Zustand, in dem die Seele Flügel gewinnen soll. Darum bringt er diese Zeit in großer Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu; jedes Auslaufen, selbst des Gedankens in Studien, ist ausgeschlossen; Gebete, Nachdenken, Selbstverläugnung, stete Kämpfe gegen die bisherigen Neigungen und die störenden Naturtriebe füllen den Zeitraum aus, während dessen Verlauf er mit voller Kenntniß und Freiheit sich über die Wahl des Berufs entscheidet. Hauptsächlich für diesen Uebergangszustand hat der heil. Ignaz seine Exercitia spiritualia geschrieben. Die Kriegsdisciplin bildet widerstrebende Willenskräfte durch das Band der Subordination, die ein Ausfluß ist der Naturnothwendigkeit, eng zusammen; und nachdem sie die Verbundenen auf den Exerzierfeldern, in allen den Bewegungen und verketteten Bewegungszügen, die die neuere Feuerwaffe nöthig gemacht, durchgeübt, führt sie dieselben, unter dem Panier der Ehre, auf die Schlachtfelder zum Dienste der Welt hinaus. Hier will ein vielversuchter, vielgeprüfter Feldherrengeist in einer andern Region die widerstrebenden Willensfreiheiten, nicht mit blinden Naturkräften, sondern mit Freiheitskräften zusammenbinden; so jedoch, daß mit moralischer Sicherheit auf die Haltbarkeit und Festigkeit des Bandes sich rechnen läßt. Damit es aber zu dieser Sicherheit gedeihe, müssen die Entsagungen wieder zu einer Gewohnheit werden, die mit einer Art von physischer Gewähr sie trägt und hält; und so müssen auch hier wohldurchdachte, in bestimmter Ordnung einander folgende Vorübungen eintreten, die das gebrauchte Mittel erst handhaben lernen, damit es wirklich zum Zwecke führe. Alle Handgriffe müssen eingelernt werden, und die Genossen der Schaar alle Evolutionen, die gefordert werden, mit Leichtigkeit, Gewandtheit und Sicherheit auszuführen wissen; ehe dann er sie unter dem Panier einer höheren Ehre, ad majorem Dei gloriam, auf das Schlachtfeld hinausführen kann. Dazu ist nun dieses

Werk des heiligen Mannes bestimmt. Was eine reiche Lebenserfahrung ihm zugeführt; was er den Menschen umher, und, ein aufmerksamer Beobachter, sich selber abgesehen; was stetiges Nachdenken hinzugefügt, das ist alles in diesen seinen Vorschriften niedergelegt. Den Willen hat er in seiner innersten Werkstätte belauscht; alle andern Geisteskräfte, die ihm in seinem Thun hülfreich beispringen können, hat er beizuziehen gewußt, damit sie wirklich sich ihm unterstützend zugesellen. Alles, was sonst ihn zu fördern im Stande ist, hat ihm Zuzug leisten müssen; und wie er das ganze Werk immer in der lebendigen Nähe des Evangeliums und seines Verkünders gehalten, ist auch dieses ihm beigesprungen; und indem er es, nach seinem Bedürfnisse massenweise in Gruppen zerlegt, den Einzuweihenden vorführt, übt es auf diese dieselbe erlösende Macht, die, von ihrem Urheber ausgehend, nie von ihm weicht. So ist es ihm gelungen, diese Regel der Selbstdisciplinirung in der ersten Vorschule seines Ordens durchzuführen; die anhebt mit der Selbstprüfung, im Durchblicke des Zustandes der ganzen Seele, in allen ihren Kräften und Vermögen, im Durchgange durch ihre ganze Vergangenheit, damit diese zur Kenntniß ihres wahren Zustandes gelangend, durch Demüthigung sich vorbereite. Dann aber an ihrem evangelischen Vorstreiter sich wieder aufrichtend, schreitet sie nun in voller Freiheit zur Wahl ihres Berufes vor; um dann zur rechten und fruchtbaren Liebe zu gelangen, die sich werkthätig äußert, und in der gegenseitigen Mittheilung der errungenen Güter besteht.

Der Gründer des Ordens, nachdem er durch die mystischen Wege, die er durchschritten, zur vollsten Praxis der Autonomie des Willens, in der Unterordnung seiner Freiheit unter die höhere gelangt, hat sich darauf den Wissenschaften zugewendet, und in zwölfjähriger Anstrengung, sie mit gewohnter Beharrlichkeit betrieben, damit auch dem Geiste sein Recht werde und seine Uebung. Er nun urtheilend, daß auch seine Angehörigen auf ähnlichen Wegen voranschreiten sollten, auf denen er zu seinem Ziel gelangt, hat ihnen, nachdem sie den zweijährigen Cursus des Noviciats durchlaufen, und das

fache Gelübde abgelegt, eine zweite Probation vorgeschrieben; indem er sie ausgesendet, die lange Laufbahn der Wissenschaft zu durchwandern. Fünf Jahre verwendet er auf das theoretische Studium des ganzen Cyclus, von den vorbereitenden Disciplinen bis zur Philosophie und den mathematischen und Naturwissenschaften hinauf; fünf andere zur praktischen Mittheilung des Gelernten im Lehramte; endlich vier Jahre werden in der Regel den theologischen Wissenschaften geweiht. Es war keinesweges darauf abgesehen, Genies zu bilden, die ihre Zeit beherrschend, die wissenschaftlichen Kreise zu erweitern zur Sendung hatten. Ein katholischer Lehrkörper vielmehr sollte gebildet werden, der langsam solchen zur Anerkenntniß gelangten Erweiterungen folgend, die wissenschaftliche Tradition von Anfang herein bewahren sollte, damit kein Faden abgerissen, das geistige Gewebe lückenhaft machte, und den Zusammenhang im Gewebe unterbreche. Nichts ungewöhnlich Ausweichendes war daher zugelassen; die in der katholischen Schule geltende Regel, die in ihr anerkannten Schriften, in der Theologie besonders die des Thomas von Aquin, bildeten die Norm; unnütze, veraltete, absurde Meinungen von ehemals, sollten auf sich beruhen; neuere wurden nur, nachdem die Obern an der heiligen Schrift, den Concilien, den Vätern sie geprüft, zugelassen. Bei Gegenständen, die das Urtheil frei lassen, sollte Grund und Gegengrund in's Licht gesetzt werden. Die Philosophie sollte als Vorbereitung auf die Theologie so betrieben werden, daß sie die Gemüther zu Gott zu erheben diene. Aristoteles wurde ihr zum Grunde gelegt, aber mit Ausschluß alles dessen, was dem Glauben widerspricht; Logik, Physik, Psychologie und Metaphysik nach seiner Eintheilung gelesen, und seine darauf bezüglichen Schriften, so wie die des Euclid den mathematischen Vorlesungen, untergelegt. Die Ratio et Institutio Studiorum, dem damaligen Zustande der Wissenschaften angepaßt, rührt jedoch nicht von Ignaz her; unter dem General Aq[illegible]tten zwölf der gelehrtesten Mitglieder des Ordens, [illegible]emachten Erfahrungen sie entworfen; damit sie [illegible]rde, um abnehmend und zugebend eine gewisse

Temperatur, sowohl seinen inneren Bedürfnissen, wie auch seinen äußeren Verhältnissen zur Zeit und ihren Ansprüchen zu geben. Nun erst, nachdem der Aufgenommene die ihm hier vorgezeichnete Bahn mit Eifer und Frucht zurückgelegt, trat die Priesterweihe ein. Ehe aber der neue Priester in feierlicher Professio der Gesellschaft sich unbedingt verpflichtete, mußte er noch durch eine dritte Probation hindurchgehen, die noch ein Jahr in Anspruch nimmt. Der Gründer, der sie vorgeschrieben, hatte sie zuvor selber durchgemacht; da, als er in Italien die Kräfte, die er durch seines Lebens Mühen sich gebildet, praktisch in Thätigkeit versetzt; und von seinen Gefährten unterstützt, in Venedig in den Spitälern Werke der Barmherzigkeit geübt; auf freiem Felde in der armen Hütte bei Vicenza gewohnt, das Volk gelehrt, und über die Universitätsstädte, in gleicher practischer Unermüdlichkeit, sich zuletzt nach Rom gezogen. Das innere Leben, das in der Zeit der Studien sich erkaltet, sollte unter den Uebungen dieser Zeit aufs Neue sich erwärmen und entflammen. „In der Schule des Affectes sollen sie nochmal mit Fleiß und Hingabe sich in allem üben, was geistig und leiblich sie in Demuth und gänzlicher Verläugnung aller sinnlichen Liebe im Willen und Eigenurtheil vorwärts bringen, und zur größeren Liebe und Erkenntniß Gottes anleiten kann; damit indem sie also innerlich sich gefördert finden, sie um so besser Andere zum Fortgang im Geiste zur größeren Ehre Gottes unseres Herren anleiten können.“ Die Exerzitien werden daher noch einmal durchgemacht, Gebet und Meditation gewinnen weiteren Spielraum und dringen tiefer ein; der Geist der Gesellschaft, die Bedingungen des Apostolates, Armuth, Entbehrung, Gehorsam werden auf's Neue ernster erwogen und durchgründet. Das Alles wird zum Theil practisch nach außen in christlichen Lehren vor den Kindern, in Missionen in der Nachbarschaft auf das Land hinaus, durchgeübt; also daß der Vorbereitete einen Vorschmack seines künftigen Berufs gewinne. Nun erst wird ihm der Grad gegeben, und er als Profeß oder Coadjutor, nach Ablegung je von vier oder drei Gelübden, in den innersten Kern des Ordens aufgenommen.

Der Ordensstifter hat am Eingang einer Zeit gestanden, die eine vorherrschend constitutionelle werden sollte. Er hat eine Vorahnung auch davon gehabt; und seine Gesellschaft steht als ein erster Versuch da, durch eine Trennung der Gewalten in moderner Art ein schwebendes Gleichgewicht zwischen ihnen hervorzurufen. Daß keinerlei Art von Hochmuth, und keine Spur von Herrschsucht in ihm zurückgeblieben, zeigt sich bis in die Vision hinein, die der Gründung des Ordens vorangegangen und ihm dem Namen gegeben. Der Herr hat in ihr nämlich nicht etwa zu ihm gesagt: ego *tibi* Romae propitius ero, sondern ausdrücklich *vobis*, dadurch also ihn nicht ausschließlich, sondern mit ihm auch die neun, die sich um ihn gesammelt hatten, als die erklärt, in denen wesentlich der Orden beruhe. Es war also nicht wie in der Kirche, bei deren Gründung Petrus als ihre Einheit ihr sich vorgesetzt gefunden; die übrigen Apostel um ihn her, als die ihm zugetheilte Mehrheit; aber mit ihm zusammen die ganze Kirche bildend, und ihr ganzes Wesen in sich befassend. Der Orden bildete also keineswegs eine Kirche in der Kirche; denn er hatte keine durchgreifende, selbstständige, von oben herab autorisirte Einheit in sich; der Papst war ihm als die absolute Einheit untergestellt, und er bildete nur ein Glied unter diesem Gesammthaupt in der Ordnung des Ganzen. Da er aber doch für die Einheit und die Förderung der Einheit gegründet war, mußte ihm ein Reflex derselben einwohnen. Die Verbundenen wählten also aus ihrer Mitte den Würdigsten zu ihrem General; der mithin all seine Macht in der Gesellschaft von unten aus dieser Wahl ableitete, sohin ihr von dieser Seite verpflichtet war. Folgerecht mußte der Gewählte daher ihren Nachfolgern die gesetzgebende Gewalt im Orden einräumen. Die allgemeine Versammlung der Provinzialen, und übrigen dazu berechtigten Vorgesetzten übten diese aus in den Generalversammlungen, die in vier Fällen: zur Wahl oder allenfalsigen Absetzung eines Generals auf den Wunsch der Provinzialversammlungen oder des Generals mit seinem Rathe, versammelt werden müssen; sonst aber auch bei [illegible] Re- dringenden Veranlassungen außer der Regel [illegible]

nen. Diese Versammlungen, die für die engeren Kreise in den Provincialversammlungen sich enger gefaßt wiederholen, haben also die oberste, gesetzgebende Gewalt in der Gesellschaft; sie sind mithin in dieser Eigenschaft die weisende Macht im Orden; seine theoretische Vernunft, um in der neuen Schulsprache zu reden. Er bedarf aber nun auch einer praktischen Vernunft, in der ihr kategorischer Imperativ zur Vollziehung gebracht wird. Das ist der General, den sie ihr durch Wahl gewiesen; er ist die vollziehende Macht in der Gesellschaft, und gebietet daher unumschränkt über alle die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und richtet sie zum Ziele. Er verkündet die Gesetze, doch nur im Namen der sie gründenden Versammlung; da seine Proclamation ihnen nur die praktische Wirkung für die gouvernementale Vollziehung geben soll *). Alle, die so nach der einen Seite weisend gewesen, die Glieder der allgemeinen Versammlung, werden aber wieder vollziehend nach der Andern seyn; also Mittel in der Hand des Generals, dem sie zu vollem Gehorsam verbunden sind; der sie seinerseits auf Lebenszeit wählt und ernennt, und also auch über sie verfügt. Damit er, die von oben abhängige, nach unten freie Macht, aber in der Uebung seiner centralen Function, doch auch allzeit eine gleich centrale, weisende Intelligenz zur Seite habe, hat die Generalversammlung ihm die Assistenten aus den Provinzen Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Portugal, später auch Polen zum Rath und zu Gehülfen an die Seite gesetzt; die eine Controle über ihn, selbst bis zum Absetzungsrechte in dringenden Fällen, üben. Da derselbe Grund des Bedürfnisses, der für die Centralmacht besteht, auch für die peripherischen Mittelmächte gültig ist: so ist den Provincialen, die in den Provinzen, als untere Mittelpunkte, die vollziehende Macht ausüben, ein gleicher Rath von Assistenten, zur Beihülfe und Controlle zugegeben, die der General von der Mitte aus bestellt. So wird es dann in gleicher Weise um jeden untergeordneten Mittelpunkt, um jeden Vor-

*) Le roi gouverne, mais ne regne pas.

gesetzten eines Hauses der Gesellschaft beschaffen seyn, der sich von einem solchen Rathe gewiesen und in der Vollziehung gefördert und beobachtet sieht. Ueber allen diesen Assistenzen übt endlich der Admonitor, durch die Wahl der Generalcongregation dem General zugegeben, seine Verrichtung aus; er der Ausdruck des Gewissens im Willensgebiete, das warnend und strafend über jeder Handlung schwebend steht. Der Admonitor soll dem Haupte der vollziehenden Macht, bei der Lenkung der Mittel zum Ziele, in dieser Eigenschaft des Gewissens zur Seite stehen; und ihm, jedoch mit Ehrfurcht und Mäßigung, Vorstellungen machen über Alles, was seiner Aufmerksamkeit Unregelmäßiges um und an ihm vorgekommen. Da das Gleiche auch bei allen Unterhäuptern wiederkehrt, werden auch für sie ihren Assistenten untergeordnete Repräsentanten des gesammten Ordensgewissens beigegeben. So ist also eine wahrhaft constitutionelle Ordnung in der Trennung, der Abwägung und dem Gleichgewicht der Gewalten im Orden eingeführt; im einfachen Mechanism haben diese Kräfte das freieste Spiel, und sie werden in ihrem Ausgange von derselben Macht getragen, auf die sie auch an ihrem Endziel hingerichtet sind.

Was sohin der Heilige im Laufe seines thätigen Lebens, mit stets aufmerksamem Sinne, seiner willenskräftigen Natur, in Bezug auf ihre Anlage, und das Gefüge der Kräfte und Vermögen, die in ihr zur That wirksam sind, so wie über die Gesetze ihres gegenseitigen Durchdringens und Durchspielens sich abgemerkt; das Alles hat er in seiner Gesellschaft zu reproduziren versucht; so zwar, daß er ihre einzelnen Persönlichkeiten, in Hierarchien sie zusammenfassend, als die Grundkräfte eines großen Gesammtwillens untergelegt, und sie nach seinem Vorbild also durcheinander verwebt, daß sie im möglichst gleichen Gesetze sich durchspielend, zum Abbilde des untergestellten Willens sich zusammenfügten; und also die concrete persönliche Willenswelt in der universalen, aus wohl disciplinirten, persönlichen Willenssphären gefügt, sich mit möglichster Aehnlichkeit reflectirte. So war also der Orden nur das vergrößerte Conterfei seines Gründers; sein Riesenschatten, in den

nen. Diese Versammlungen, die für die engeren Kreise in den Provincialversammlungen sich enger gefaßt wiederholen, haben also die oberste, gesetzgebende Gewalt in der Gesellschaft; sie sind mithin in dieser Eigenschaft die weisende Macht im Orden; seine theoretische Vernunft, um in der neuen Schulsprache zu reden. Er bedarf aber nun auch einer praktischen Vernunft, in der ihr kategorischer Imperativ zur Vollziehung gebracht wird. Das ist der General, den sie ihr durch Wahl gewiesen; er ist die vollziehende Macht in der Gesellschaft, und gebietet daher unumschränkt über alle die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und richtet sie zum Ziele. Er verkündet die Gesetze, doch nur im Namen der sie gründenden Versammlung; da seine Proclamation ihnen nur die praktische Wirkung für die gouvernementale Vollziehung geben soll *). Alle, die so nach der einen Seite weisend gewesen, die Glieder der allgemeinen Versammlung, werden aber wieder vollziehend nach der Andern seyn; also Mittel in der Hand des Generals, dem sie zu vollem Gehorsam verbunden sind; der sie seinerseits auf Lebenszeit wählt und ernennt, und also auch über sie verfügt. Damit er, die von oben abhängige, nach unten freie Macht, aber in der Uebung seiner centralen Function, doch auch allzeit eine gleich centrale, weisende Intelligenz zur Seite habe, hat die Generalversammlung ihm die Assistenten aus den Provinzen Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Portugal, später auch Polen zum Rath und zu Gehülfen an die Seite gesetzt; die eine Controle über ihn, selbst bis zum Absetzungsrechte in dringenden Fällen, üben. Da derselbe Grund des Bedürfnisses, der für die Centralmacht besteht, auch für die peripherischen Mittelmächte gültig ist; so ist den Provincialen, die in den Provinzen, als untere Mittelpunkte, die vollziehende Macht ausüben, ein gleicher Rath von Assistenten, zur Beihülfe und Controlle zugegeben, die der General von der Mitte aus bestellt. So wird es dann in gleicher Weise um jeden untergeordneten Mittelpunkt, um jeder

*) Le roi gouverne, mais ne regne pas.

Der Ordensstifter hat am Eingang einer Zeit gestanden, die eine vorherrschend constitutionelle werden sollte. Er hat eine Vorahnung auch davon gehabt; und seine Gesellschaft steht als ein erster Versuch da, durch eine Trennung der Gewalten in moderner Art ein schwebendes Gleichgewicht zwischen ihnen hervorzurufen. Daß keinerlei Art von Hochmuth, und keine Spur von Herrschsucht in ihm zurückgeblieben, zeigt sich bis in die Vision hinein, die der Gründung des Ordens vorangegangen und ihm dem Namen gegeben. Der Herr hat in ihr nämlich nicht etwa zu ihm gesagt: ego *tibi* Romae propitius ero, sondern ausdrücklich *vobis*, dadurch also ihn nicht ausschließlich, sondern mit ihm auch die neun, die sich um ihn gesammelt hatten, als die erklärt, in denen wesentlich der Orden beruhe. Es war also nicht wie in der Kirche, bei deren Gründung Petrus als ihre Einheit ihr sich vorgesetzt gefunden; die übrigen Apostel um ihn her, als die ihm zugetheilte Mehrheit; aber mit ihm zusammen die ganze Kirche bildend, und ihr ganzes Wesen in sich befassend. Der Orden bildete also keineswegs eine Kirche in der Kirche; denn er hatte keine durchgreifende, selbstständige, von oben herab autorisirte Einheit in sich; der Papst war ihm als die absolute Einheit untergestellt, und er bildete nur ein Glied unter diesem Gesammthaupt in der Ordnung des Ganzen. Da er aber doch für die Einheit und die Förderung der Einheit gegründet war, mußte ihm ein Reflex derselben einwohnen. Die Verbundenen wählten also aus ihrer Mitte den Würdigsten zu ihrem General; der mithin all seine Macht in der Gesellschaft von unten aus dieser Wahl ableitete, sohin ihr von dieser Seite verpflichtet war. Folgerecht mußte der Gewählte daher ihren Nachfolgern die gesetzgebende Gewalt im Orden einräumen. Die allgemeine Versammlung der Provinzialen, und übrigen dazu berechtigten Vorgesetzten übten diese aus in den Generalversammlungen, die in vier Fällen: zur Wahl oder allenfalsigen Absetzung eines Generals, auf den Wunsch der Provinzialversammlungen oder des Generals mit seinem Rathe, versammelt werden müssen; sonst aber auch bei dringenden Veranlassungen außer der Regel vereinigt werden kön-

durch seine Diöcese; von Seite des Adels wahrte Graf Fürstenberg, der ihm ein Fest gab, und ihn gleichfalls auf seinen Ausflügen begleitete, die Ehre der rheinischen Geistlichkeit. Wenn sich daher ein Cölner Correspondent in der Augsburger Allgemeinen über die Auszeichnung, welche dem edlen Grafen von Rom zu Theil geworden, tadelnd vernehmen läßt, als sei sie von den Katholiken wie ein Mißgriff aufgenommen worden: so muß ich entschieden widersprechen. Es ist nicht das erstemal, daß Graf Fürstenberg die Honneurs der katholischen Rheinlande macht, wie in ähnlicher Weise das fürstliche Haus Borghese es für Rom thut; nichts war daher natürlicher, als eine so anerkennende Auszeichnung, und wir sind überzeugt, der Freiherr von Loe und der um die Provinz so vielfach verdiente Hr. Dietz von Koblenz haben sich am herzlichsten über diese Ehre gefreut, welche einem Mann zu Theil geworden, den sie seit lange nicht wegen seines Güterbesitzes, sondern wegen des Gebrauches, den er davon macht, und wegen seines edlen Charakters und seines an Wohlthun sich freuenden Gemüthes schätzen und lieben.

Um nur Eines anzuführen; damit die Waisenkinder der Stadt Cöln auch zum Dombau beitragen können, und nicht in ihrer Verlassenheit den begünstigtern Kindern der Reichen nachstehen, zahlt der Graf für sie jährlich einen Beitrag von fünfhundert Thalern, während er für jedes seiner Kinder, wenn ich nicht irre, auch nicht mehr als einen Thaler zahlt, so daß sie also nicht das Mindeste vor den Waisenkindern voraus haben. Als vor mehreren Jahren der König an dem Apollinarisberge vorbeifuhr, that er einen Ausspruch, der hier noch in gutem Gedächtniß lebt. Er rief mehrere seiner Begleiter mit lauter Stimme herbei, und sprach: „Sehen Sie, meine Herren! die schöne Kirche dort, die baut ein Edelmann, Graf Fürstenberg, und ich muß leider gestehen, daß ich in meinem Reiche nicht gar viele Edelleute habe, die ihr Geld in solch edler Weise anwenden.“ Diese Worte waren auch so gut, wie eine Deco-

ration; statt daher die dem Grafen von Rom gewordene Auszeichnung auf eine so unpassende Weise zu bekritteln, möchte ich lieber meinem Vaterlande wünschen, daß es nur mehrere solcher Männer hätte, über deren Auszeichnung sich jeder Rheinländer nur freuen kann. Daß wir aber eine ähnliche Anerkennung des Verdienstes, würde sie morgen Loe oder Dietz zu Theil, nicht minder willkommen heißen würden, versteht sich gleichfalls von selbst. Inzwischen sind Decorationen bei Männern, die, wie z. B. Loe, noch eine weite politische Laufbahn vor sich haben, und nicht sich, sondern die Sache wollen, gar oft nur ein Hinderniß ihrer Wirksamkeit, indem die Gegner es nicht unterlassen, ihre Absichten zu verdächtigen, und dadurch den Eindruck ihrer Worte schwächen: „Seht da! ein Ordensband", so hören wir sie sprechen, „ist das letzte Ziel ihres Ehrgeizes; ihm haben sie die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung und das Interesse ihres Vaterlandes aufgeopfert; was ist von ihnen noch zu erwarten?"

Da ich nicht der Einzige bin, der so denkt: so erwarten die Katholiken keineswegs mit der nächsten römischen Post eine Decorationensendung; die Rheinländer wissen Männer, wie Dietz und Loe, auch ohne Ordensband gar wohl zu schätzen, und haben dieß namentlich durch den festlichen Empfang von Dietz, nach dem vorletzten Landtage, vor aller Welt bewiesen.

Dermalen steht man hier der Ankunft der hohen Herrschaften und den Festlichkeiten am Rheine entgegen; unterdessen werden die großen Fragen der Politik in der Schwebe gehalten; kein Mensch weiß, welche Richtung die Dinge nehmen werden; in Berlin soll man es am allerwenigsten wissen; ein Gerücht durchkreuzt das andere, und sichere Anhaltpunkte in diesem Meere von Wirrnissen und Gegensätzen gibt es keine. Keine Verfügung, die nicht durch Ausnahmen wieder theilweise neutralisirt würde; auch die Dissidenten haben dieß erfahren; die Ueberlassung einer reformirten Kirche in Danzig an dieselben mußte nothwendig für das Ministerium Eichhorn eine neue,

durch seine Diöcese; von Seite des Adels wahrte Graf Fürstenberg, der ihm ein Fest gab, und ihn gleichfalls auf seinen Ausflügen begleitete, die Ehre der rheinischen Gastlichkeit. Wenn sich daher ein Cölner Correspondent in der Augsburger Allgemeinen über die Auszeichnung, welche dem edlen Grafen von Rom zu Theil geworden, tadelnd vernehmen läßt, als sei sie von den Katholiken wie ein Mißgriff aufgenommen worden: so muß ich entschieden widersprechen. Es ist nicht das erstemal, daß Graf Fürstenberg die Honneurs der katholischen Rheinlande macht, wie in ähnlicher Weise das fürstliche Haus Borghese es für Rom thut; nichts war daher natürlicher, als eine so anerkennende Auszeichnung, und wir sind überzeugt, der Freiherr von Loe und der um die Provinz so vielfach verdiente Hr. Dietz von Koblenz haben sich am herzlichsten über diese Ehre gefreut, welche einem Mann zu Theil geworden, den sie seit lange nicht wegen seines Güterbesitzes, sondern wegen des Gebrauches, den er davon macht, und wegen seines edlen Charakters und seines an Wohlthun sich freuenden Gemüthes schätzen und lieben.

Um nur Eines anzuführen; damit die Waisenkinder der Stadt Cöln auch zum Dombau beitragen können, und nicht in ihrer Verlassenheit den begünstigtern Kindern der Reichen nachstehen, zahlt der Graf für sie jährlich einen Beitrag von fünfhundert Thalern, während er für jedes seiner Kinder, wenn ich nicht irre, auch nicht mehr als einen Thaler zahlt, so daß sie also nicht das Mindeste vor den Waisenkindern voraus haben. Als vor mehreren Jahren der König an dem Apollinarisberge vorbeifuhr, that er einen Ausspruch, der hier noch in gutem Gedächtniß lebt. Er rief mehrere seiner Begleiter mit lauter Stimme herbei, und sprach: „Sehen Sie, meine Herren! die schöne Kirche dort, die baut ein Edelmann, Graf Fürstenberg, und ich muß leider gestehen, daß ich in meinem Reiche nicht gar viele Edelleute habe, die ihr Geld in solch edler Weise anwenden.“ Diese Worte waren auch so gut, wie eine Deco-

ration; statt daher die dem Grafen von Rom gewordene Auszeichnung auf eine so unpassende Weise zu bekritteln, möchte ich lieber meinem Vaterlande wünschen, daß es nur mehrere solcher Männer hätte, über deren Auszeichnung sich jeder Rheinländer nur freuen kann. Daß wir aber eine ähnliche Anerkennung des Verdienstes, würde sie morgen Loe oder Dietz zu Theil, nicht minder willkommen heißen würden, versteht sich gleichfalls von selbst. Inzwischen sind Decorationen bei Männern, die, wie z. B. Loe, noch eine weite politische Laufbahn vor sich haben, und nicht sich, sondern die Sache wollen, gar oft nur ein Hinderniß ihrer Wirksamkeit, indem die Gegner es nicht unterlassen, ihre Absichten zu verdächtigen, und dadurch den Eindruck ihrer Worte schwächen: „Seht da! ein Ordensband", so hören wir sie sprechen, „ist das letzte Ziel ihres Ehrgeizes; ihm haben sie die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung und das Interesse ihres Vaterlandes aufgeopfert; was ist von ihnen noch zu erwarten?"

Da ich nicht der Einzige bin, der so denkt: so erwarten die Katholiken keineswegs mit der nächsten römischen Post eine Decorationensendung; die Rheinländer wissen Männer, wie Dietz und Loe, auch ohne Ordensband gar wohl zu schätzen, und haben dieß namentlich durch den festlichen Empfang von Dietz, nach dem vorletzten Landtage, vor aller Welt bewiesen.

Dermalen sieht man hier der Ankunft der hohen Herrschaften und den Festlichkeiten am Rheine entgegen; unterdessen werden die großen Fragen der Politik in der Schwebe gehalten; kein Mensch weiß, welche Richtung die Dinge nehmen werden; in Berlin soll man es am allerwenigsten wissen; ein Gerücht durchkreuzt das andere, und sichere Anhaltpunkte in diesem Meere von Wirrnissen und Gegensätzen gibt es keine. Keine Verfügung, die nicht durch Ausnahmen wieder theilweise neutralisirt würde; auch die Dissidenten haben dieß erfahren; die Ueberlassung einer reformirten Kirche in Danzig an dieselben mußte nothwendig für das Ministerium Eichhorn eine neue,

nicht geringe Verlegenheit seyn. Schien früher die Berufung Bunsens in das Ministerium, nach seinen diplomatischen Präcedentien, nicht nur in den Augen der Katholiken, sondern auch vieler Protestanten, eine wahre, moralische Unmöglichkeit: so sehen gegenwärtig gar Manche diesen verhängnißvollen Schritt als nahe bevorstehend an.

Wie es bei unserem ordinären, sogenannten Liberalism um das Rechtsgefühl bestellt ist, hat sich neuerdings wieder schlagend gezeigt; während die Blätter dieser Farbe nicht Worte genug hatten, ihren Unwillen über die Ausweisung der badischen Deputirten auszusprechen; eine nackte Polizeimaaßregel, die auch wir keineswegs gesonnen sind, irgendwie zu rechtfertigen: sehen sie es schweigend mit an, oder geben noch ihren Beifall dazu, wenn der Senat der freien Stadt Frankfurt, der den Katholiken rechtmäßig zustehenden freien Religionsübung zum Trotz, einseitig und ohne Urtheil und Recht, einen katholischen Priester mit Gensdarmen aus der Stadt transportiren läßt. Daß die Cölner Zeitung, die sich der badischen Deputirten mit so warmem Eifer angenommen, auch in diesem Falle ihre Glaubensgenossen, ohne ein Wort der Vertheidigung, ihrem Schicksal preisgeben würde, war voraus zu sehen; zu verwundern ist es aber andererseits auch nicht, wenn die Katholiken dessen endlich überdrüßig werden; das Blatt soll bereits nicht unbedeutend in der Zahl seiner Leser abgenommen haben, und wird es gewiß noch mehr, wenn der Herausgeber, wie er unlängst feierlich angekündigt, auf der betretenen Bahn fortfährt.

XV.

Zeitläufte.

Die Lichtfreunde.

Die Schrift des Predigers **Wislicenus** in Halle: **Ob Schrift? ob Geist?** gewährt über Zweck und Vorhaben der **Lichtfreunde** so authentische Aufschlüsse, daß wir unsere Leser nicht dringend genug auf dieselbe aufmerksam machen können. Sie ist das Beste, was man lesen kann, um sich in der Kürze über den Charakter jener zweiten Reformation Aufschluß zu verschaffen, mit welcher, als mit dem Abschluß und der Vollendung der ersten, die genannte Partei unser deutsches Vaterland heimzusuchen in diesem Augenblicke beschäftigt ist.

Seinem Zwecke nach ist dieses Büchlein eine Lossagung vom Christenthum, die wir vollkommen aufrichtig und offen nennen würden, wenn der Verfasser nicht noch den auf Unwissenheit und Selbsttäuschung beruhenden Versuch machte, an dem leeren Namen festzuhalten, nachdem er die Sache längst weit von sich geworfen hat. — Auf einem Convente der Antichrist-Protestanten zu Köthen hat er beispielsweise eine Anzahl von biblischen Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente aufgeführt, „welche wir jetzt nicht mehr für wirklich geschehen halten."

„Wir fangen", sagt er, „billig mit dem Alten Testamente an. Gleich im ersten Kapitel begegnen wir der Er-

zählung, daß Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen und am siebenten geruht habe. Wir dagegen haben nach den Ergebnissen der Naturforschung und unseres Nachdenkens eine ganz andere Vorstellung von der Schöpfung, und denken uns eben so die Gottheit nicht einmal arbeitend, und dann wieder ruhend, sondern in ewigem Leben und Schaffen. Und ebenso verhält es sich mit der weitern Erzählung, daß Gott den ersten Mann aus einem Erdenkloße, aus Staub von der Erde, und das erste Weib aus einer Rippe gemacht habe, die er jenem aus dem Leibe genommen, wie ein Künstler sein Kunstwerk. — Für die ersten Menschen pflanzt Gott dann einen schönen Garten, und den Baum des Lebens und den der Erkenntniß des Guten und Bösen mitten hinein, verbietet denselben aber, von dem letztern zu essen, während er ihnen alle andern Bäume zur Nahrung gestattet. Die Schlange aber verleitet das Weib durch trügerische Reden zur Uebertretung dieses Verbots, und diese wieder den Mann. Da werden ihnen die Augen aufgethan, und sie erkennen ihre Nacktheit. Gott aber, welchem Adam durch sein Reden von seiner Nacktheit die Uebertretung verräth, verdammt zur Strafe die Schlange zum Gehen auf dem Bauche und zum Erdessen; das Weib zu den Schmerzen der Geburt; den Mann zur Arbeit im Schweiße seines Angesichts, indem er beide aus dem lieblichen Garten vertreibt, und den Weg zum Baume des Lebens durch Cherubs verwahrt, damit die Menschen nun nicht auch etwa noch vom Baume des Lebens essen, und dadurch das ewige Leben erwerben. Eine schöne Dichtung können wir wohl hierin finden, aber keine wirkliche Geschichte, und selbst der darin enthaltene Gedanke, daß der Mensch ursprünglich zu einem Leben in Unschuld und ohne Arbeit und Noth bestimmt gewesen, besteht vor unserm Denken nicht, indem wir vielmehr meinen, daß er nach seiner ganzen Natur bestimmt sei, durch Arbeit und Kampf Leibes und der Seele sich sein Paradies, darein er gesetzt ist, anzubauen." — „Daß von Joseph erzählt wird, Gott habe durch ihn dem Pharao und seinem Schenken und

Bäcker in Träumen die Zukunft auf das Bestimmteste kund gethan, bewegt uns nicht, die Traumdeuterei in irgend einer Zeit für etwas Anderes als Wahn, die Träume in dieser Art für etwas Anderes als Schäume zu halten, und eben so wenig zu Gunsten des Joseph darin eine Ausnahme zu machen. — Auch die Zauberei halten wir nicht deshalb für etwas Wirkliches, weil nach dem zweiten Buche Mosis die ägyptischen Zauberer mit Mose in ihren Künsten wetteifern, und theils beide, theils Mose allein, Frösche, Läuse, Heuschrecken, Finsterniß, blutiges Wasser, Pest, Blattern, Hagel, Sterben der Erstgeburt über Aegypten bringen und wieder hinwegnehmen, und der Stab Aarons zur Schlange wird, und die ebenfalls zu Schlangen gewordenen Stäbe der ägyptischen Zauberer verschlingt, und beim Schwanze erfaßt, wieder in die Form des Stabes zurückkehrt. — Mose theilt mit seinem Wunderstabe das rothe Meer, und schlägt mit ihm Wasser aus dem Felsen. Die Israeliten gehen dann eben so trocknen Fußes durch den Jordan, dessen Wasser vor der Bundeslade weicht. Die Mauern von Jericho fallen vor dem Schall der Posaune ein, und auf Josua's Befehl stehen Sonne und Mond still und verlängert sich der Tag. Dem Gideon gibt Gott ein Zeichen, indem er nach dessen Begehr an dem einen Morgen das auf die Tenne gebreitete Fell trocken von Thau seyn läßt, während dagegen die Tenne naß ist, und am andern umgekehrt. Elias wird auf seiner Flucht von Raben gespeist, und fährt zuletzt in einem feurigen Wagen gen Himmel. Elisa läßt ein Beil schwimmen und theilt die Fluth mit seinem Mantel. — Noch weniger als alle diese Dinge können wir es glauben, daß Gott den Israeliten beim Auszuge aus Aegypten wirklich befohlen habe, von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße und Kleider zu leihen und sie ihnen zu entwenden. Wir meinen, Stehlen und Betrügen könnte auch in diesem Falle nicht göttlicher Wille gewesen seyn, und dieser Befehl sei vielmehr Ausfluß des jüdischen Sinnes, der gemeint habe, das auserwählte Volk Gottes könne sich dergleichen gegen die andern, von Gott verwor-

fenen Völker, wohl erlauben. — Nur für solch einen Ausfluß jüdischen Sinnes können wir ebenso den Grimm halten, mit welchem, nach dem alten Testamente, Gott die nichtjüdischen Völker verfolgt. Es ist uns nimmermehr göttlicher Sinn, wenn Jehova das Herz Pharao's wider Mosis Verlangen, daß er das Volk ziehen lasse, verstockt, um nur desto mehr ihn und sein Land züchtigen, und seine Macht an ihm beweisen zu können. So sehen wir auch in dem Befehle Gottes, die Einwohner Kanaans, Männer, Weiber und Kinder, auszurotten, und in seinem Zorn, wenn die Israeliten, barmherziger als er, Einigen das Leben lassen, nur den Blutdurst eines wilden, erobernden Volkes, nicht aber göttlichen Rathschluß, so wie in dem Grimme Gottes über Verletzung gottesdienstlicher Ordnungen nur den Grimm der Priester, und in den Gott in den Mund gelegten Befehlen zur Verfügung der Todesstrafe über die, welche etwa die Beschneidung unterließen oder am Sabbat eine Arbeit thäten, nur unmenschliche Priesterstrenge."

„Wenn wir dann zum Neuen Testamente übergehen, so treten uns auch in ihm viele Vorstellungen und Erzählungen entgegen, die wir nicht der Wirklichkeit entsprechend achten können. Die vier Evangelisten insbesondere sind voll wunderbarer Erzählungen, die wir für Dichtung halten müssen. — Jesu wunderbare Geburt ist schon oben erwähnt. Sie wird den Weisen im Morgenlande durch einen Stern angekündigt, der dann auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem vor ihnen hergeht, und zuletzt über dem Hause stehen bleibt, in welchem das neugeborne Kind liegt. Bei der Taufe des erwachsenen Jesu kommt der heilige Geist in leiblicher Gestalt einer Taube über ihn, und Gott ruft vom Himmel herunter: „„Dieß ist mein lieber Sohn, an [illegible]m ich Wohlgefallen habe."" Dann versucht ihn der Teufel, [illegible]det mit ihm im Zwiegespräch. Jesus heilt während sei[illegible]n Wandels alle Kranken ohne Ausnahme, die zu [illegible]den, und zwar immer augenblicklich, durch [illegible] durch Berührung, auch Blindgeborne,

Stumme und Aussätzige. Ja er wirkt mit seinem Worte heilend in die Ferne. Er weckt Todte wieder auf. Er geht auf dem Meere, und ein andermal stillt er den Sturm durch seine Drohung vom Schiffe aus. Mit einigen Broden und Fischen sättigt er fünftausend Menschen, so daß noch mehr übrig bleibt, als vorher da gewesen ist. Da es auf einer Hochzeit an Wein fehlt, macht er welchen aus Wasser. Da es ihm an der nöthigen Münze fehlt, den geforderten Tempelzins zu zahlen, schickt er den Petrus zum Angeln aus, und dieser findet die Münze im Maule des gefangenen Fisches, wie der Meister ihm vorhergesagt. Einen Feigenbaum, auf dem er vergeblich Früchte sucht, macht er durch sein Wort verdorren. Als er am Kreuze verscheidet, zerreißt der Vorhang im Tempel, und die Todten kommen aus ihren Gräbern hervor. Der Auferstandene ißt zwar und läßt sich betasten, zum Zeichen, daß er kein Geist sei; aber er tritt doch auch wieder durch verschlossene Thüren ein, und verschwindet plötzlich, und endlich fährt er vor den Augen der Jünger sichtbar auf einer Wolke in den Himmel. Und nun soll er von dort eben so wiederkehren in den Wolken des Himmels, begleitet von den Engeln, und die Todten sollen dann auferstehen und die noch Lebenden mit diesen ihm in der Luft entgegengerückt werden, wo dann sich Alles verwandeln, ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, und das Reich Christi aufgerichtet werden wird; und zwar wird das noch bei Lebzeiten der Apostel erwartet."

„Von diesem Letzten wissen wir, daß es nicht geschehen ist, aus der Erfahrung. Was die andern wunderbaren Erzählungen betrifft, so haben wir freilich nicht mit Jesu gelebt, daß wir sagen könnten, wir hätten von alle dem nichts wahrgenommen, wie die Gegner uns thörichter Weise gern einwenden; Himmel und Erde, die ganze Welt und das ganze Menschenleben, all unser Wissen und Denken zeugen aber dafür, daß dergleichen nicht geschehen könne, als nur im Reiche der Einbildungskraft. Und auch die Schriften, welche es uns berichten, zei-

gen dem irgend schärfern und unbefangenen Blicke gar mancherlei Spuren, die schon für sich selbst die Sachen sehr unsicher machen. Wir sind von diesen Dingen eben so gewiß, daß sie nicht geschehen sind, als von den Wundern, die in den Schriften der alten Griechen und Römer, im Koran, in den apokryphischen Evangelien u. s. w. erzählt werden."

„Die bis hieher gegebenen Beispiele sind alle aus dem geschichtlichen Inhalt der Bibel entnommen, greifen aber eben deßhalb auch in das Gebiet des Glaubens tief ein, ja gehören sogar in dasselbe ganz hinein. Aber auch die Sittlichkeit wird durch dieselben schon mehrfach berührt, wie durch die Erzählung, daß Gott den Israeliten die Entwendung der Gefäße und Kleider, und die Ausrottung der Kananiter befohlen. Die neutestamentliche Sittlichkeit steht zwar sehr hoch über der alttestamentlichen, aber dennoch können wir auch in ihr nicht überall die höchste Entwickelung und den reinen Ausdruck des heiligen Geistes finden. In der Bergpredigt heißt es z. B.: „„Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel, sondern wie dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den linken auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nötigte eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will."" Diese Worte, nach ihrem einfachen und klaren Sinn genommen, ohne die gewöhnliche Deutelei, werden von uns nicht allein nicht befolgt, sondern nicht einmal als eine moralische Forderung festgehalten, denn wir wissen wohl, daß ihre Befolgung der Schlechtigkeit das Weltregiment überliefern müßte. Wir sind im Gegentheil der gewissen Ueberzeugung, daß — wenn auch aller kleinliche und jähe Eifer für die eigene Person höchst verwerflich, und es dagegen edel und weise ist, zu tragen, so lange es irgend geht, wir auch dem Reuigen und Bessernden ohne Maaß und Gränze vergeben sollen in Liebe und

Selbstverläugnung, — daß doch gerade ein tapferes Widerstreben gegen das Böse von der lebendigen Liebe zum Guten unzertrennlich und für den Sieg des Guten nothwendig bleibe, und daß auch der einzelne Mensch aus eben demselben Grunde, ja schon allein um seiner selbst willen, sich der Ungerechtigkeit und Bosheit Anderer nicht ohne Maaß preisgeben könne und dürfe. — So haftet auch noch manchen, die Sittlichkeit betreffenden Ansprüchen ein Fordern äußerlichen Lohnes an, während wir (!!) dagegen meinen, daß das Gute seinen höchsten Lohn schon unmittelbar in sich selbst habe, in der innern Beseligung, dem Gefühl oder Bewußtseyn der Einheit mit Gott und dem heiligen Geiste in den Menschen, die mit der wahren Hingabe an dasselbe nothwendig verbunden sind, und daß die höchste Tugend zwar äußerlichen und künftigen Lohn hinnehmen und sich seiner freuen könne, wo er sich biete, daß sie aber seiner nicht als Antrieb bedürfe, sondern vollen Antrieb schon in sich selber habe, und volle Befriedigung, auch wo andrer Lohn sich nicht zeigt."

Noch deutlicher spricht sich Wislicenus an einem andern Orte über die Person des Welterlösers aus. Man habe ihn (den Verfasser) angeschuldigt, daß er den Herrn der Herrlichkeit laut schmähe. „Die große Unthat besteht darin, daß ich seine übernatürliche Geburt leugne, nicht etwa seine geistige Geburt aus dem heiligen Geiste, sondern seine leibliche von einer Jungfrau, daß ich ihn also zu einem wirklichen Menschensohne mache. Das ist die „„Verfolgung““, die Christus von mir erfährt. An diesem Verbrechen hat nicht allein das ganze rationale Denken, haben nicht allein alle unbefangenen Männer der neueren Zeit Theil, sondern sogar die Evangelisten Marcus und Johannes und der Apostel Paulus. Freilich nicht so, daß sie dieselbe ausdrücklich verneinen, dazu fehlt mindestens der Anlaß; aber so, daß die erstern von derselben durchaus schweigen, und der letztere die ordentlich menschliche gelegentlich erwähnt. Marcus und Johannes, die doch das Leben Jesu beschreiben, erzählen nichts von seiner übernatürlichen

Geburt." — „Ist es denn nicht lächerlich von jedem Vernünftigen, weil ich diese übernatürliche leibliche Geburt Jesu für Dichtung erkläre, zu sagen, ich schmähete und verfolgte ihn ohne Furcht und Scheu? Ist's denn eine Schmach, Vater und Mutter zu haben, wie jeder Mensch? Ist euch denn die natürliche Erzeugung und Geburt des Menschen etwas Unreines? Wehe euch, wenn sie in euern Augen das wäre; ihr richtetet euch dadurch nur selbst." Und nun der Schluß: „Die kirchliche Person Christi ist ein gemeinsames Erzeugniß von der Geschichte, Dichtung und Speculation; und wenn man denn die geschichtliche Person Jesu haben will, so kann man sie nicht anders bekommen, als indem man die kirchliche „„antastet"". Heut zu Tage geht nun einmal ein unwiderstehlicher Trieb der Menschen darauf hin, in allen Dingen die Wirklichkeit zu erkennen; dem kann denn auch die Person Christi nicht entzogen werden, was auch die Kirche dagegen einwende. In der kirchlichen Person Christi tritt das Geschichtliche ganz in den Hintergrund, es ist bloß Unterlage für die Dichtung und Speculation."

Der katholische Leser wird nach diesen Proben bereits mehr als zur Genüge wissen, was er von diesem Manne und seiner Partei zu halten und zu erwarten hat. Das merkwürdigste an diesem offenen Bekenntnisse ist die Ruhe und Sicherheit, fast möchten wir sagen die Unschuld, mit der hier frank und frei das Ungeheure und Entsetzliche gelassen ausgesprochen wird. Der lichtfreundliche Wortführer weiß, daß er unter den heutigen Protestanten eine Majorität für sich hat, neben welcher das kleine Häuflein der mit Absicht und Bewußtseyn Widersprechenden (numerisch wenigstens) wie der „Tropfen am Eimer" verschwindet. — Wer darf und wer wird es wagen, ihm ein Haar zu krümen? Deshalb setzte er, nachdem er das Mysterium iniquitatis vor den Augen alles Volkes entschleiert hat, mit der unbefangensten Miene von der Welt hinzu: „dieß seien eben nur einige Beispiele, und zwar die augenfälligsten, um daran zu erinnern, daß wir wirklich Vielerlei in der

nicht für das annehmen, als was es uns geboten ist." — „Sie werden Manchen sehr überflüßig erscheinen, und es wandelt mich, da ich sie niederschrieb, in der That oft ein Gefühl an, als müsse ich um Verzeihung bitten, daß ich über Dinge, die sich heutzutage ganz von selbst verstehen, noch viele Worte mache." — Er ist sich gar nicht bewußt, etwas Ausserordentliches, Etwas, was sich nicht längst von selbst verstehe, gesagt zu haben. Daher weist er auch den, ihn allerdings nicht treffenden Vorwurf der Heuchelei mit Entschiedenheit, ja mit einer gewißen Ueberlegenheit über seine quasiorthodoxen Gegner von sich. Ob er etwa in einer Predigt oder sonst die Bibel als übermenschliches Gotteswort, als unfehlbar durch und durch behandelt habe? Herr Professor Guerike, sein Hauptgegner, sei ganz wahr berichtet, wenn man ihm gesagt habe, daß er (Wislicenus) das apostolische Symbolum nicht mehr gebrauche. Das könne ihm seine ganze Gemeinde bezeugen.

„Etwa in meinem ersten Amtsjahre, das ich nebst mehreren folgenden auf dem Lande verlebt habe, ist es von mir gebraucht worden. Nicht als wenn ich damals in demselben den Ausdruck meines und des Gemeindeglaubens wirklich gefunden hätte, sondern des Herkommens wegen, indem ich es poetisch deutete und auf diese Weise sogar ein Wohlgefallen an ihm fand! Dieß hielt aber auf die Länge nicht vor. Von einem ausdrücklichen Glaubensbekenntnisse, in das ich mich doch mit einschließen mußte, verlangte ich bald, daß es wörtlich und ohne Deutung der Ausdruck meines Glaubens sei. Darum hörte ich auf, jenes zu gebrauchen. Wie es in dieser Beziehung gerade mit der einzelnen Landgemeinde stehe, in welcher ich angestellt war, untersuchte ich nicht näher. Ich sah dagegen auf die große Gesammtgemeinde der evangelischen Kirche, und stützte mich in meinem Bewußtseyn darauf, daß eine sehr große Menge der Glieder dieser Gemeinde den Ausdruck ihres Glaubens in diesem Symbolum nicht findet. Ich

in Glaubensbekenntniß, welchem so viele Glieder der

Kirche nicht zustimmen, dürfte auch in dieser Kirche nicht für das gemeine Bekenntniß ausgegeben werden, sondern man dürfe nur ein solches gebrauchen, dem alle zustimmten, und hätte man kein solches, so müsse man es ganz unterlassen, einen allgemeinen Glauben zu bekennen, bis man eins habe. Sollte aber das apostolische Symbolum fort und fort gebraucht werden, so müßten, wenn man nicht spielen wollte, alle Andersgläubigen deren Tausende und aber Tausende sind, sich von der Kirche trennen und eine eigene Gemeinschaft bilden, was doch auch wieder die gegenwärtige Kirche und die Staatsgewalt nicht wolle. Es hat auch bisher kein Mensch, weder in meiner frühern, noch in meiner jetzigen Stellung, Einspruch gegen die Weglassung gethan, worauf ich nicht etwa den Schluß bauen will, als sei dieselbe ganz in Aller Sinne gewesen; aber das meine ich sicher daraus schließen zu können, daß die Herzen keineswegs an dieses Symbolum gewachsen sind, daß dasselbe kein Leben in ihnen hat, denn sonst hätten es die Gemeinden gefordert. Sie sind mir aber nicht einmal gram deßhalb geworden. Es könnte das bei einigen Einzelnen geschehen seyn. Es ist ja auch bekannt, oder läßt sich denen, die es nicht wissen, leicht nachweisen, daß das apostolische Symbolum keineswegs aller Orten und zu allen Zeiten unverändert und unverkürzt in der evangelischen Kirche gebraucht worden ist und gebraucht wird."

Man würde sehr irren, wollte man die Lossagung vom christlichen Glauben, welche in solchen Erklärungen liegt, einer besondern Herzenshärtigkeit der Führer dieser Partei, oder Verhältnissen beimessen, die sich erst von heute und gestern schreiben. Der Fehler liegt tiefer: in den Fundamenten des Protestantismus, wie sie vor dreihundert Jahren gelegt wurden. Der heutige Abfall vom Christenthume folgt mit derselben Nothwendigkeit aus dem damaligen von der katholischen Kirche, wie die Lösung einer algebraischen Gleichung aus der ersten Aufstellung des Problems. Da einige Pietisten sich dem gesunden Menschenverstande und der Logik zum Trotz noch immer die

undankbare Mühe geben, diese evidente Thatsache zu läugnen, so wollen wir sie ihnen zum tausendsten Male aus der Broschüre des Herrn Wislicenus nachweisen.

Die Concordienformel sagt ausdrücklich: „Wir glauben, bekennen und lehren, daß die einzige Regel- und Richtschnur, nach welcher alle Dogmen und alle Lehren gewürdigt und gerichtet werden müssen, durchaus keine andere sei als die prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments.“ „Daß aber“, setzt Wislicenus hinzu, „diese Ansicht von der Bibel nicht etwa nur in den symbolischen Büchern steht, sondern in den Zeiten der sogenannten Rechtgläubigkeit ohne Abzug gegolten hat, ja gegenwärtig noch als hergebrachte Voraussetzung, wenn auch ohne Kraft und Leben, vielfach durchbrochen und abgeschwächt, nur noch als ein Schatten vergangener Zeit, und vollends ausser ihr ohne alle Geltung in der Kirche dasteht, wird Niemand läugnen wollen.“

Ungestraft kann Niemand sich von der Wahrheit lossagen. Von der Nothwendigkeit gefesselt, wird er der Knecht der Lüge, die ihn gefangen fortführt, auch wohin er nicht will. Wer jenen Satz der Concordienformel unterschreibt, unterwirft sich stillschweigend allen den Folgerungen, welche, den Verfassern selbst unbewußt, wie die Schlange unter Blumen in dessen Worten liegen.

Die Berufung auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift sollte bekanntlich im sogenannten Reformationszeitalter als Mauerbrecher gegen das Dogma der Kirche dienen, und hat als solcher in den Händen des Vorurtheils und des bösen Willens der Sache der Neuerung treffliche Dienste geleistet. — Aber eben dieser Satz machte es zugleich, woran damals Niemand gedacht hatte, auch für die Zukunft unmöglich auf dieser Grundlage ein neues kirchliches Gebäude aufzuführen, und mußte durch eine naturnothwendige Rückwirkung im Laufe der Zeit selbstmörderisch auch jedwedes Symbol der neuen Kirche untergraben und stürzen.

Nach diesem Grundsatze ist jeder Einzelne Richter über

edweden, angeblich oder wirklich aus der heiligen Schrift ab-
eleiteten Glaubenssatz, und jedwedes Bekenntniß muß sich die-
r Kritik unterwerfen. — Die kirchliche Behörde selbst, wie
e auch immer zusammengesetzt oder beschaffen seyn möge, steht
nter diesem Richter; sie hat nur insofern Autorität, als ihre
lussprüche auf die heilige Schrift gegründet sind. Und ob dieß
er Fall sei, darüber kann, wie die Natur der Sache es mit
ch bringt, nur die Gesammtheit der Gemeinde selbst, oder,
as dasselbe ist, da hier keine Majorität gelten kann, jeder
Einzelne für sich entscheiden.

Allein hiemit waren die Schwierigkeiten in der Stellung
er neuen Kirche noch keineswegs erschöpft. Das Symbol,
as Dogma, das Bekenntniß der Kirche soll also nach der
eiligen Schrift geprüft und gerichtet werden! — Aber wonach
ird die heilige Schrift beurtheilt und ausgelegt? — Hier
ehrt immer wieder das unabweisliche und unvermeidliche Di-
emma wieder. Entweder der irdische, auf sich selbst stehende,
atürliche Verstand, die menschliche oder die mystische Erleuch-
ung, die Inspiration des Individuums legen die heilige
Schrift aus. — Tritt der letztere Fall ein, so ist der Weg in
as bunteste Labyrinth des Sectenwesens geöffnet. Dann wehre
ich wer kann gegen die Anhänger Knipperdollings oder Swe-
enborgs, gegen Distel und Ebel, gegen die Mormonen und

me commoveret Ecclesiae catholicae auctoritas, sagt der heilige Augustin. Wo diese den Text, den Inhalt und den Sinn des heiligen Buches verbürgende Autorität weggefallen ist, kann keine Gewalt auf Erden die natürliche Folge abwehren: den Unglauben. Daraus folgt von selbst für Jeden, der einer logischen Folgerung fähig ist, das Resultat: die Bibel statt der Kirche zur alleinigen Grundlage des Dogma's machen, heißt (indirect) den christlichen Glauben an seiner Wurzel angreifen. — Meine Herren von der Berliner Orthodoxie! halten Sie sich wegen der Resultate nicht an den Prediger Wislicenus, sondern an die Concordienformel und die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts.

Wislicenus beseitigt in seiner Brochüre mehrere Scheingründe, durch welche, wie er sagt, selbst „protestantische Freunde“ sich über ihr Verhältniß zur Bibel zu täuschen bemüht sind. Man sage: nicht nach ihrem Buchstaben, sondern nach ihrem Geiste sei die Schrift Glaubensnorm. Dieß läuft auf die Unterscheidung des Wesentlichen und des Unwesentlichen in der Bibel hinaus. Wislicenus antwortet darauf siegreich: „Aber Freunde, wer macht denn diesen Unterschied? wer sagt denn, was in der Bibel wesentlich oder unwesentlich sei? wer entscheidet denn, was in der Schrift zum Buchstaben und was zum Geist gehöre? Doch nicht etwa die Schrift selbst? Sie sagt doch nicht dem Leser: siehe, das ist an mir Buchstabe, und du kannst es fallen lassen; jenes aber ist Geist, das mußt du behalten? Nur ihr selbst macht diesen Unterschied, und bestimmt, was in der Schrift Buchstabe und was Geist sei, wenn es überhaupt zu einer Bestimmung darüber kommt. Also ihr folgt den Weisungen und Geboten eures eigenen Geistes, indem ihr so handelt; ihr richtet über die Schrift, verwerft in ihr das Eine, und behaltet das Andere, ihr setzt euch mit eurem Urtheil über sie, statt dasselbe ihr zu unterwerfen. — Und dann ist es doch gewiß eine sehr schwere Frage, was denn nun das Wesentliche, der eigentliche Geist an der Schrift sei, und was dagegen als unwesentlich

dem Buchstaben angehöre, und man kann darüber so verschiedener Meinung seyn, und so viel streiten, als über irgend etwas. Eine Norm also, etwas festes, was dem Streite und der Ungewißheit ein Ende macht, ein ausser euch selbst liegendes, euch gegebenes, unwandelbares Gesetz, eine bestimmte Regel, wonach Lehre und Lehrer beurtheilt werden könnten, habt ihr doch gewiß an ihm nicht. — Hinter dieser Rede, daß der Geist der Schrift, aber nicht der Buchstabe, Glaubensnorm sei, verbirgt sich eine Willkühr in Behandlung der Schrift, und ein Mangel an Muth, der Sache in's Angesicht zu schauen. Unter dem Schilde dieses Satzes kann man sich aus der Schrift auslesen, was man will, und fallen lassen, was Einem nicht zusagt, und was man gern anders hätte, in eine andere Form giessen, sich seine eigene Bibel zurecht machen, — und bei alle dem doch sagen, man hielte sich an die Schrift, und sich selbst einbilden, man hätte sie noch als einen festen Grund unter den Füßen. Aber darauf hin kann Niemand sagen, daß die Schrift ihre Norm sei."

In ähnlicher Weise beleuchtet der Verfasser die Ausflucht: daß die *richtig verstandene* Schrift Glaubensnorm sei. „Zuvörderst ist hiergegen zu bemerken, wie es sich ganz von selbst versteht, daß, wenn man die Schrift Glaubensnorm nennt, die richtig verstandene und nicht die falsch verstandene gemeint, und also mit diesem Einwande eigentlich nichts gesagt sei. Er hat aber einen geheimen Sinn, den der, welcher ihn macht, meist selbst nicht weiß, der aber Allen, welche die Kunst der Schriftgelehrten durchschauen, dennoch nicht verborgen ist. Unter dem richtigen Verständniß der Schrift ist hier nämlich, wenn auch, wie gesagt, nur unbewußt, eben auch jene willkührliche Erklärung der Bibel gemeint, von der wir vorhin schon geredet haben, welche das Nichtzusagende weg, und das Gefällige an seine Stelle zu bringen, den biblischen Schriftstellern allerlei zu nehmen, und etwas anderes ihnen unterzuschieben, was nicht da ist zu sehen, und was da ist, zu übersehen versucht, womit denn jeder aus der Bibel

macht, was er will, und insbesondere der rationale Theolog ein Buch daraus macht, das ganz in seinem Sinne geschrieben ist. Was für den unbefangenen Leser sonnenklar darin steht, das soll nun nicht da stehen, denn das könne ja unmöglich gemeint seyn; und dieß soll das, und das soll jenes bedeuten, so wenig man begreift, warum es denn der Verfasser nicht gesagt hat; und etwas Anderes soll wieder Bild seyn, was doch ganz offenbar als wirklich gemeint ist. Mit Worten nimmt man es bei dieser Erklärungsweise nicht genau, und darum denn auch nicht mit Begriffen, oder umgekehrt; es fließt und gleißt alles durcheinander. Das ist „„die richtig verstandene Schrift.““

„Man hört dann weiter noch sagen: Wir halten uns an die klaren Aussprüche der Schrift, oder: an die klaren Aussprüche Jesu. Aber erstlich liegt dieser Unterscheidung zwischen klaren und unklaren Aussprüchen ebenfalls eine Willkühr zu Grunde, indem Stellen, wenn auch an sich noch so klar, doch zu den unklaren gezählt werden, sobald sie der Vernunft des Erklärers nicht entsprechen. Es wird auf diesem Standpunkte im Allgemeinen vorausgesetzt, daß alles Biblische mit der gegenwärtigen Vernunft in Einklang stehe, und dann also, wenn doch etwas sich nicht einfügen lassen will, dieß auf die angebliche Unklarheit geschoben. — — Ein solches Aussuchen des angeblich oder vermeintlich allein Klaren ist aber der Geltung der Schrift als alleiniger Glaubensnorm durchaus nicht angemessen. Und wenn man sich nun gar auf die klaren Aussprüche Jesu beschränken will, so bleibt von der Schrift noch viel weniger übrig, und sie hört immer mehr auf, Glaubensnorm zu seyn. Auf diesem Standpunkte benutzt man wohl die Bibel einem ausgewählten Theile nach, und schließt sich in diesem Maaße ihr an; aber man thut das in eignem freien Geiste, nach eignem Urtheile, unterwirft sich ihr aber nicht mehr als einer Norm. Alles Aussuchen zerstört die normative Geltung.“

Es bleibt nach diesen, unbestreitbar richtigen Bemerkungen nur noch die Frage übrig: ob denn nicht etwa der Buch-

stabe der Bibel Norm des Glaubens seyn könne? Wislicenus ängstigt seine after-orthodoxen Gegner durch einige ihnen vorgelegte Beispiele, wo sie selbst, oder wenigstens die unermeßliche Mehrheit unter ihnen, dem Wortlaute der heil. Schrift den Glauben verweigern. Er hätte einen andern Fall hinzufügen können, in welchem die außerkirchlichen Vertheidiger des buchstäblichen Verständnisses ihm die Antwort ohne alle Rettung schuldig bleiben, oder ihre Unehrlichkeit nothgedrungen vor aller Welt eingestehen müssen. Wenn der Buchstabe allein gelten, und gar keine Interpretation gestattet seyn soll, so könnte er fragen, warum verwerft ihr denn gerade in einem der entscheidensten Punkte diese buchstäbliche Annahme des Bibeltextes? warum versteht ihr das Wort des Herrn, beim letzten Abendmahle: dieses ist mein Leib! ganz und gar nicht so, wie der Buchstabe lautet? und wenn ihr vielleicht auch hier, der Wahrheit zuwider, das Gegentheil behaupten und Ausflüchte versuchen wolltet, warum haltet ihr euch denn fortwährend von der katholischen Kirche getrennt, deren Auslegung gerade in diesem Falle mit dem Buchstaben zusammenfällt? Dasselbe Princip der Auslegung, welches ihr in diesem Cardinalpunkte des christlichen Glaubens zum Grunde legt, warum sollen wir „protestantische Freunde" es nicht überhaupt bei der gesammten Behandlung der heiligen Schrift zur Anwendung bringen? — In der That ist aber schon das Princip: daß der Buchstabe der Bibel Glaubensnorm seyn solle, an sich kein schriftmäßiges, in der Bibel selbst ausgesprochenes, sondern ein von anders woher entlehntes, mithin bereits nach dem oben angeführten Grundsatze der Concordienformel selbst durchaus verwerfliches. — Außerdem: wo spricht sich denn die Schrift über ihren eigenen Canon aus, wo erklärt sie, welches biblische Buch, welche einzelne Stelle, welches Wort ächter und wirklicher Buchstabe sei? — Hierüber entscheidet bekanntlich, nach Verwerfung der Tradition, im Protestantismus nothwendig und ausschließlich nur die wissenschaftliche Critik, und wie weit diese es gebracht hat, ist welt-

kundig. Nennt uns die Theile der heiligen Schrift, deren Aechtheit noch nicht von dieser Critik angefochten wären!

In sofern also Wislicenus die Unmöglichkeit behauptet: daß die Bibel, die Bibel allein und nichts als die Bibel Norm des Glaubens sei oder seyn könne, — steht er auf dem Felde der Wahrheit, und seine Beweisführung ist unwiderleglich. Schon vor zwei Menschenaltern ist Lessing in demselben Kampfe gegen den Hauptpastor Götze in Hamburg allbekanntermaßen Sieger geblieben. — Allein dieser Streit betrifft nur die verneinende Seite der Wahrheit und die Abwehr eines Irrthums. Die weitere Frage ist immer: was ist sonst Glaubensnorm, wenn es das isolirte, todte, geschriebene Wort nicht seyn kann? —

Hierauf ist zweierlei Antwort möglich, eine christliche und eine widerchristliche. Die Kirche lehrt: daß Christus den Aposteln, als er sie in alle Welt sandte, den heiligen Geist gegeben habe, das Evangelium aller Creatur zu predigen, und daß der Ausspruch dieser mit ihrem Mittelpunkte vereinigten, lebendigen und immer gegenwärtigen, lehrenden Kirche, die unfehlbare Richtschnur für die Gläubigen sei, und bis an das Ende der Welt bleiben werde. — Es ist hiernach der durch die Kirche sprechende heilige Geist, der vom Vater und vom Sohn ausgeht, der über den richtigen Sinn der Schrift entscheidet, die Tradition der rechten Lehre bewahrt, die Irrthümer verwirft und die Symbole aufstellt, welche allen Christen den Inhalt des Glaubens zum Bewußtseyn bringen, außer welchem Niemand selig seyn kann.

Die antichristliche Lösung des Problems gibt uns die Schrift von Wislicenus. Nicht die Schrift, wie der ehemalige Protestantismus, und nicht der Ausspruch des heiligen Geistes, wie die Kirche lehrt, sondern der freie Geist des Menschen soll die Richtschnur und Regel der Christen seyn. — „Ueber die Meinung der schmalkaldischen Artikel, daß Alles, was außer der Bibel vom Geist gerühmt werde, der Teufel sei, sind wir unwiderruflich längst hinaus. Der Geist hat seit-

dem so große Thaten gethan, daß er sich kräftiglich als einen Sohn Gottes erwiesen hat, und die verstockten Herzen, die nicht sehen mit den Augen, und die verstockten Herzen, die nicht hören mit den Ohren, daß er ihnen hülfe und sie sich bekehrten, hindern mit all ihrer Lästerung nicht, daß er leuchtet vom Aufgang bis zum Niedergang. Aber selig sind die Augen, welche sehen, und die Ohren, welche hören."

„Dieser Geist ist denn also nicht der Teufel, sondern vielmehr der heilige Geist, freilich nicht nach kirchlicher Satzung eine besondere Person in der Gottheit, aber vielmehr das göttliche Leben in der Menschheit. Es ist der Geist, der von Anbeginn, wo es geschehen ist, die Menschen inbrünstig gemacht hat, die Wahrheit zu erkennen, und ihnen die Herzen aufgethan hat, sich als Brüder zu finden, — es ist der Geist, der die Menschen begeistert hat von Anbeginn, lieber im Licht als im Dämmerschein oder in der Finsterniß zu leben, sich selbst zu verläugnen mit ihren hergebrachten Vorurtheilen und ihrem Haß und ihrer Selbstsucht, und sich dem allgemeinen Leben, der Wahrheit und der Menschheit hinzugeben. Er ist ein heiliger Lebenszug, der durch die Menschheit geht, dessen Anfänge wir nicht kennen, dessen Wege wir oft nicht ahnen, der alles Gute hervorbringt, der den großen Denker beseelt und aus dem Auge des Kindes leuchtet, wenn eine neue Erkenntniß ihm aufgeht, der Christum an das Kreuz getrieben, und alle Märtyrer für Wahrheit und Gerechtigkeit gestärkt hat, und der auch das Vater- und Mutterherz in den Kindern leben lehrt. Dieser Geist spricht: wie auch die Wahrheit laute, ich will sie erkennen, und weiß im Voraus gewiß, daß sie mich nur zum rechten Leben und zur wahren Seligkeit führen kann, ich hab's bisher noch immer erfahren; und wenn ich mich absondere von Welt und Menschen in Selbstsucht, so löst sich das Glied von seinem eigenen Leibe, nur verbunden durch die Liebe hab' ich das rechte Leben mit den Andern."

„Dieser Geist ist nun zwar in einzelnen Zeiten und Men-

schen ganz besonders mächtig aufgeflammt, aber er ist nicht zu irgend Einer einzelnen Zeit ganz neu und plötzlich gekommen, hat sich auch in keiner erschöpft, hat niemals sein Werk beschlossen, hat nie Worte und Schriften hervorgebracht, die für ewige Zeiten Gesetz für ihn selber wären; sondern er treibt immer neue, höhere Gestalten, erkennt sich selbst und die Welt immer klarer, er ist in einer ewigen Weiterentwickelung, wie der einzelne Mensch."

„Dieser Geist ist uns nicht Autorität, wie er zu irgend einer vergangenen Zeit gewesen ist, sondern wie er in unserer Zeit ist."

Wir stehen hiermit zugleich an der Gränze des Geistes der Lichtfreunde. Ein Schritt weiter, so wäre ihre Lehre vollendeter Pantheismus, dessen Kehrseite bekanntlich der reine Nihilismus und absolute Skepticismus ist. Bloß die ordinäre Oberflächlichkeit und Bornirtheit der protestantischen Freunde hält sie zur Zeit noch ab, in die Tiefe zu gehen, und sich dieses Standpunktes bewußt zu werden. Den unbedeutenden Schritt aus diesem kläglichen Deismus heraus in das große Pan zu thun, und die individuelle Unsterblichkeit, die sittliche Freiheit und den, seiner selbst bewußten Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, eben so aufzugeben, wie sie den Dreipersönlichen und die Menschwerdung Gottes bereits aufgegeben haben, — diesen nothwendigen Folgerungen aus ihrem Grundprincip der „ewigen Weiterentwickelung" werden sie sich weder entziehen können, noch auf die Dauer entziehen wollen.

Schon jetzt werden in der Ronge-Czerskischen Schwester-Freikirche Stimmen laut, welche auf eine Vermittelung des Hegel'schen Pantheismus mit dem verdorrten Rationalismus der Excommunicirten, so wie auf die Verschmelzung dieser beiden Elemente mit Strauß'scher Bibelkritik und jungdeutscher Revolutionspoesie hinarbeiten. So sagt die in Berlin erscheinende Monatsschrift der Freikirchler: „Katholische Kirchenreform" (herausgegeben von A. M. Müller, unter Mitwirkung der Herren Czersky und Ronge), in einem: „Katholische Reformbriefe"

überschriebenen Aufsatze unter Anderm Folgendes: „Ich kannte das Evangelium nicht mehr, sonst hätte ich wohl wissen können, daß Christus und die Apostel nicht einen solchen blödsinnigen Glauben gelehrt und verlangt haben, der das Denken ausschließt. — — Wodurch ward ich zur Erkenntniß Christi und seines Evangelii gebracht, vom längst verläugneten, positiven Glauben zum affirmativen geführt? durch Friedrich von Sallets Laienevangelium! Dieser Dichter hat mit seiner philosophischen Weise im Verständnisse des Evangelii den höchsten Triumph errungen. Er hat mit Christi eigenen Worten uns Gott in seiner Welt, und diese in ihm offenbart. — — Hier erscheint Christus in seinem wahren, göttlichen Lichte, worin seine historische Persönlichkeit in der idealen gleichsam aufgeht, und er den lebendigen Mittelpunkt jener geistigen Weltbewegung für die wahrhaft Gläubigen bildet, wogegen er die pharisäischen Heuchler nicht anerkennt, welche im Frohnzwange des Gebets und der sogenannten guten Werke sein historisches Lebensbild am Kreuze bereichern, und in falscher Demuth an die Brust schlagend sich selbst beschimpfen, um seine Gnade zu erschleichen. — — Durch Sallets evangelische Jamben erst war ich ein wahrhaftiger, gläubiger, weil erkenntnißvoller Christ geworden, und stolz auf meinen Heiland. — Die wahre Gemeinde des Herrn mochte zahlreich genug seyn, allein sie war zerstreut, über ihr Glaubensbekenntniß unverständigt und unverbunden, und mein Gemüth empfand noch die alte, schmerzliche Leere. — Da flog Ronge's Brief als eine hochlodernde Fackel durch die Glaubensnacht Europas. — — Die christ-katholische Kirche Deutschlands erstand, und mein höchster geistiger Wunsch war erfüllt: die Idee der wahren Kirche in die Erscheinung getreten zu sehen u. s. w." *).

---

*) Für diejenigen katholischen Leser, welchen das junghegel'sche Laienevangelium des königl. preußischen Dichter-Lieutenants nicht zur

Einstweilen ist der Standpunkt der großen Masse der protestantischen Freunde wie der exkatholischen Freikirchler, der des absoluten Indifferentismus, in dem von einem Bedürfnisse der Erlösung, von der Unterwerfung unter eine Offenbarung, von

---

Hand ist, theilen wir hier wiederholt (s. Bd. 9, S. 161) folgende Probe der Lehre mit, die darin gepredigt wird:

„Hab ich euch Zwölf vor Allen nicht erwählt
„Und Euer Einer ist ein Teufel doch?
Der Ausspruch wird von Christo uns erzählt,
Und mancher andre gleichen Inhalts noch.

Wie man zum Apostel wählen darf,
Solch Einen, den als Teufel man erkannt?
Der Menschenkenntniß nöthiger Bedarf,
Muß doch dem Heiland bleiben zugewandt.

Statt zu gestehn: Er wußte nicht zuvor
Den schlechtesten und feig'sten Schurkenstreich;
Läßt man ihn lieber wählen wie ein Thor,
Und sich benehmen einem Heuchler gleich;

Ja, dem Despoten gleich, der frech und kalt,
Den Menschen nur als Sache braucht und bricht.
Hat er mit seines Wortes Allgewalt
Zu bessern je gesucht den Bösewicht?

— — — — — — — — — —

„Einer verräth mich heut aus euerm Kreis."
Johannes flüstert: „Welcher aus der Schaar?"
„Der ist's, dem ich" (erwiedert Jesus leis)
„Den eingetauchten Bissen reiche dar."

Er taucht ihn ein, recht hold und gütig schier,
Und reicht ihn Jenem sonder Gram und Scham.
Wer ist von Zwei'n der größte Judas hier?
Der so den Bissen gab, der so ihn nahm?

Weh, dem Verblendeten! wer es auch sei,
Der solche Züge von dem Herrn erdacht,
Und ihm dieß Bischen Menschenkennerei
Zu retten, ihn zum Zerrbild uns gemacht.

— — — — — — —

einer Anerkennung: daß auch der Glaube zum Heile des Menschen nothwendig sei; überhaupt, wenn man einige verwässerte Redensarten von der Feindesliebe u. dgl. abrechnet, von einer christlichen Reminiscenz, ja von irgend einem Ueberreste, irgend einer positiven Religion gar keine Spur mehr zu entdecken ist. Der Zeitgeist ist ihr Gott. — Dieß gesteht Wislicenus ausdrücklich und ganz unbefangen, jedoch mit einer Unterscheidung zu, welche die ganze Plattheit dieser vorletzten Entwicklungsstufe des Protestantismus (die letzte ist das unterschiedlose Alles und Nichts!) treffender characterisirt, als wir es vermöchten. Er sagt (S. 35): „Ja, ruft ihr, der Zeitgeist ist euer Gott, der schlechte Zeitgeist. Der schlechte nun freilich nicht aber der gute Geist, wie er jetzt ist." Wo die Norm sei und das Gesetz, welches über die Prädikate gut oder schlecht entscheidet, ist nicht gesagt. — Gut ist, was die sächsischen Lichtfreunde im Bahnhofe von Köthen, auf der Kegelbahn, im Schützenhause als solches anerkennen und ausmachen; Zeitgeist, worüber sie beim Bierglase übereingekommen sind. Mit dieser rohen Willkühr kann füglich nicht weiter gestritten werden, wenn gleich die natürliche Gerechtigkeit fordert, ihr einzuräu-

---

Darum erschuf er und erzog sich den
So wohl, daß er dem Zwecke ganz entsprach.
Und als das Werkzeug seinen Dienst versehn,
Gab er's der Hölle preis und ew'ger Schmach.

Das ist ein saubrer Gott! — Er sei verflucht,
Der mit euch Spott treibt, gebt ihm wieder Spott!
Bringt dar Verruchtheit ihm, der selbst verrucht,
Und Unvernunft dem unvernünft'gen Gott.

— — —

Und diese Religion constituirt sich heute unter dem Schutze der Polizei und Censur zur (antichristlichen) Kirche, während unsere Priester, die den alten Glauben predigen, „wegen Störung des confessionellen Friedens" verfolgt, verbannt, auf die Festung geschleppt werden! —

men: daß sie sich nothwendig und unabweislich aus den ersten Anfängen des Protestantismus heraus, auf dem Wege der in Preußen vielbelobten und beliebten „allmähligen, historischen Entwicklung“ gebildet hat, wie so vieles Andere. Nicht darüber muß man sich wundern, daß dieses Resultat heute da ist, sondern daß es nach den vielen bedeutenden Vorläufern, die ihm schon im sechszehnten Jahrhundert, und seitdem immer häufiger vorausschritten, daß es von Ochini, Socinus, Schwenkfeld, David Joris u. s. w.; bis auf Bahrdt und Paulus in Heidelberg ausbleiben, und daß die Saat, von Luther und Calvin ausgestreut, so überaus langsam heranreifen konnte. Der tiefere Grund hiervon liegt in der barmherzigen Langmuth Gottes, ein sekundärer in der Territorialgewalt, welche sich der Absolutismus frühzeitig beizulegen, und durch welche er die naturgemäße Entwicklung des Protestantismus wenigstens äußerlich und dem Scheine nach, so lange anzuhalten wußte. — Jetzt ist die hemmende Kette gesprengt, wer kann den Wagen auf der abschüssigen Eisenbahn der Zeit aufhalten!

Daß heute die innern Verhältnisse Deutschlands in eine große Crise getreten sind, daß in diesem Augenblick die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts sich vollende, daß dieser Moment einer der entscheidendsten für unser Vaterland sei, wird von allen Seiten laut ausgesprochen, aber von Wenigen in seiner ganzen Tiefe begriffen. — Die heutige Bewegung sagt sich vom Christenthume los, wie die des sechszehnten Jahrhunderts von der Kirche. — War damals „Glaube ohne Werke“ das Losungswort der Zeit, so sind heute „Werke, nicht eben gute, aber ohne Glauben“ die leitende Idee der Neuerer. — Es ist eine heuchlerische Lüge, wenn die ausserkirchliche Journalistik von einer Bewegung in der katholischen Kirche spricht. — Nicht in dieser geht der Entwicklungsprozeß zum Antichristianismus vor sich, sondern der Protestantismus ist es, der das letzte Ziel und Ende seiner Bestrebungen erreicht. Hier, und nicht in der Kirche ist der Sitz des Uebels.

Die Apostasie einiger schlechter Priester und vieler Concubinarier, geschiedener und wieder verheiratheter Eheleute, Indifferentisten und sonstiger schon längst excommunicirter Katholiken ist nichts als der nothwendige und naturgemäße Auswurf, den das Treiben der protestantischen Freunde, der Freimaurer und der Gustav-Adolfs-Vereine im katholischen Körper erzeugen mußte. Der Protestantismus kann nicht zu Grunde gehen, zumal in solchen Landestheilen, wo beide Bekenntnisse vermischt zusammen leben, ohne daß die Auflösung, nachdem sie endlich jetzt in ihr letztes Stadium tritt, hinübergreifend in das katholische Gebiet, sich mehr oder weniger Opfer holt. Dieß kann im Interesse des Seelenheiles derer, welche verloren gehen, bedauert werden; — aber dieser Reinigungsprozeß ist ein mit menschlichen Mitteln nicht abwendbares Ereigniß, welches in der Haushaltung Gottes, wie jedes Unglück, seinen wohlthätigen Zweck und Nutzen hat, und in seinen Resultaten doch wieder dem Plane der Vorsehung und deren Verherrlichung auf Erden dienen muß, wie alle andern Bestrebungen des verneinenden Geistes. Unsere Pflicht ist es, festzuhalten an der erkannten Wahrheit, die Lüge zu entlarven, die Schwachen zu stärken, die Wankenden zu befestigen, — die Verräther aber ihres Weges ziehen zu lassen. — Für alles Uebrige wird Gott sorgen.

Wir können der Kirche deshalb nur Glück wünschen, daß die weltliche Macht, aus welchen Gründen es immer sei, dieser Bewegung auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt, sie nicht im ersten Augenblicke erstickt hat, wozu sie auf dem juristischen und polizeilichen Gebiete berechtigt, verpflichtet, und mit den ausgiebigsten, factischen und gesetzlichen Mitteln versehen war. Ein eigenthümliches Verhängniß hat die Gegner der Kirche in dem Maaße über ihr eigenes Interesse verblendet, daß sie aus dämonischem Hasse gegen die katholische Wahrheit, die Ronge-Czerskische Secte in jeder Weise förderten und schützten, ohne zu bedenken, daß sie eben dadurch die Waffen gegen die protestantischen Freunde, die den letzten

Resten des ältern Protestantismus selbst Untergang und Vernichtung drohen, unwiderbringlich aus der Hand gegeben haben. — Allein eine andere Frage ist es, welche Aussichten sich hiedurch auf dem politischen Gebiete für unser armes Vaterland eröffnen. Wer da erwägt, welche Zerrüttung aller socialen und politischen Verhältnisse bereits die vermeintliche Reformation des sechszehnten Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat, wer die viel dringendere Gefahr zu ermessen im Stande ist, welche heute der europäischen Societät von der öffentlichen Verschwörung gegen das Eigenthum droht, die als Communismus wie ein raubgieriges Ungeheuer im Hintergrunde liegt, jeden Augenblick bereit, das Glück und den Frieden aller Jetztlebenden zu verschlingen, der wird zittern, wenn er an die Folgen der Umwälzung denkt, vor deren Schwelle wir stehen. Der Bauernkrieg mit allen seinen Gräueln dürfte nur ein mattes Vorspiel der Revolution gewesen seyn, mit welcher eine zwar macchiavellistische, aber dennoch so unglaublich kurzsichtige Politik das neunzehnte Jahrhundert beschenkte, als sie die Religion des Radicalismus unter ihren Augen Gestalt gewinnen und die Staatskirche unsrer dereinstigen Schreckenszeit in diesen Bewegungen zum Durchbruch kommen ließ. — Videbitis in quem transfixistis.

XVI.

Zeitbetrachtungen.

Wenn ich unsere Tagesliteratur zur Hand nehme, und sehe so an, wie die Zeitereignisse auf dem kirchlichen Gebiete hingenommen und gewürdigt werden, so kommt mir oft der Gedanke, daß sie katholischer Seits geringer beherziget und in ihrer Bedeutung veranschlagt werden, als sie es meines Erachtens verdienen dürften. Es will mich zuweilen sogar bedünken, als ob der Böse, welcher umhergeht, suchend, wen er verschlinge, dießmal sein Unternehmen mit einer gewissen Unscheinbarkeit, man dürfte sagen, wenn die Sache eine andere wäre, mit einem Umwurfe von Erbärmlichem und Lächerlichem absichtlich umkleidet habe, um die Augen der Zuschauer an die Außenseite des ganzen Aufzuges zu fesseln, und von der Aufmerksamkeit auf die tiefer liegenden Ursachen und die hintennachtrabenden Wehen abzuhalten. Dort, wo die sectirerischen Kämpfe eben über die Bühne gehen, ist das getheilte Publikum dem Wechsel und Widerstreite der sich rasch drängenden Empfindungen so sehr hingegeben, daß über dem momentanen Eindrucke und Interesse das Vor und Nach weniger beachtet wird; und außerhalb des Bewegungskreises scheint das Gefühl der eigenen Sicherheit das Haupthinderniß, den Gang der sich treibenden Ereignisse mit beobachtendem Blicke beharrlich zu verfolgen, vielleicht auch das Gefühl des Widerwärtigen so mäch-

tig, daß man, wie unwillkührlich, sein Angesicht davon abwendet. Indessen, da die Protestanten, unstreitig in richtiger Empfindung, den Gegenstand von mehreren Seiten zu würdigen und zu discutiren unternommen haben, dürften auch Aeußerungen, wie die Katholiken die Sache anschauen, von Zeit zu Zeit an ihrer Stelle seyn.

Die Bewegungen, welche von Schlesien zunächst ihren Ausgang genommen, haben ihre zwei Seiten, eine kirchliche und eine politische; und es dürfte kaum voreilig seyn, jetzt schon zu sagen, daß der politische Einfluß, — wir meinen der Einfluß auf die politischen Verhältnisse, — ungleich bedeutender ist und seyn wird, als was die Kirche davon zu befahren hat. Denn, — um dieses zuerst zu erwägen, — was die Natur dieses Abfalles von Kirche und Christenthum im Ronge-Czerskianismus anlangt, so ist das Urtheil der Katholiken vom ersten Beginne bis zur Stunde sich überall ziemlich gleich geblieben: Es fallen die vergelbten Blätter, welche entsäftet nicht länger am Baume der Kirche zu haften vermögen. Der Verlust wird darum als solcher von Niemanden betrauert, und von nicht Wenigen sogar als Gewinn angeschlagen. Und die so denken, haben nicht ganz Unrecht. Die katholische Kirche ist seit gewissen Zeiten in Situationen gekommen, wo sie vielfach sich behindert und außer Stande sah, eine Selbstreinigung vorzunehmen, und jene Säuberung des Heiligthumes herzustellen, wie sie ihr Stifter gelegenheitlich ihr im Tempel zu Jerusalem vorgezeigt hatte. Die Ungunst von Verhältnissen, auf die weiter unten die Rede kommen soll, zwängte sie in ihrer freien Bewegung; und sie mußte sich gefallen lassen, Glieder zu dulden, welche angefressen von fremdem Gifte, von ihrer Lebensströmung übrigens abgelöst, nur noch an ihr zu hangen schienen, um sie mit Verwesungsmoder zu gefährden. Da hat nun Gott selbst Gericht gehalten, die Schaufel ergriffen, um seine Tenne zu reinigen. Und die Umstände, unter welchen dieß vor sich ging und noch geht, sind sehr geeignet, mit Trost zu erfüllen. Auf ihrem Wege

durch die Geschichte hat die Kirche es mit Auflehnungen der verschiedensten Art es aufnehmen müssen. Oft hatten einreißende Verweltlichung des Clerus, Aergernisse, Privatinteressen angeblichen Reformatoren zum Impuls oder Vorwand gedient, auszuziehen, und einen gesonderten Hausstand neben der Kirche zu errichten. War, was sie unternahmen, verwerflich an sich, so mochte der Anblick der Uebel, von welchen sie zu heilen prätendirten, ihr Attentat einigermaßen beschönigen. Ein sittliches Motiv, — ob rein oder unrein, ob aufrichtig oder nur vorgeschützt, gilt hier gleichviel, — umgab ihr Treiben noch mit einem Nimbus von Moralität oder dem Scheine von Ehrenhaftigkeit. Von dieser Art ist ein Theil der Ketzereien des Mittelalters. Dießmal haben wir einen Fall entgegengesetzter Art vor uns. Niemand täuscht sich: es ist die mit dem Erdbeben des Kölner Ereignisses glorreich sich einleitende, seitdem sichtlich wachsende Selbsterhebung der katholischen Kirche in Deutschland, womit diese Abfälle innerlich und äußerlich zusammenhängen. Sobald diese aus ihrer aufgezwungenen Knechtschaft und Gedrücktheit wie mit einem Schlage in selbstständiger Würde sich aufrichtete, mußte nothwendig das Alles wegfallen, was nur mit schwachen oder halben Fasern, und nur auf so lange, als sie darniederlag, an ihr klebte, und nunmehr, vom natürlichen Schwergewicht gezogen, erdwärts in das Element zurücksank, wovon es noch am meisten in sich hatte. Man kann, seit Männer wie W. Menzel, Witte, Wuttke, und selbst Organe protestantischer Ansichten von der Richtung des „Rheinischen Beobachters“ über die Natur dieser Neuerer und Neuerungen sich ausgesprochen, ohne Umschweife von der Sache reden. Wenn Leute von der renomirten Geistesleerheit und Unwissenheit eines Ronge, und von der Lüderlichkeit eines Czersky u. s. w., auf welche Protestanten höhnisch uns mit dem Finger hinweisen, so lange sie innerhalb unserer Kirche sind, überrascht in ihrer unbedeckten Blöße vom aufgehenden Tag, schimpfend von dannen ziehen, und mit Virgil zu reden: ***Conjugium vocat: hoc praetexit nomine culpam***, ihre Sünde

durch eine Regierungssignatur zum Tugendacte legalisiren lassen: so sollte alle Welt daraus sich die Lehre ziehen, es müsse dort an eine Restauration der Zucht gehen, wo die Sittenlosen sich vereinsammt fühlend auswandern, dort das Glaubensleben frisch in die Zweige treiben, wo die dürre Plattheit, — gleichviel, wohin, — die Post mit dem Winde nimmt. Selbst Theiner, der letzt Gefallene, muß Dem Zeugniß ablegen. Sicherlich ist er das Beste, was diese Genossenschaft aufzuweisen hat, und sie, wie sie nun einmal dasteht, seiner kaum würdig. Indeß auch er hat seit circa zwanzig Jahren in seinen kirchlichen und literarischen Bestrebungen das unerquickliche Bild eines Priesters gegeben, welcher, — mit wie viel Schuld, weiß Gott, — im Innern mit dem Glauben der Kirche, an deren Altar er figurirte, zerfallen war. Fragt man, was ihn aufgehalten, das zu thun, was er eben jetzt erst gethan, so ist die Antwort dieselbe: Er ist nicht anders geworden, wohl kaum um einige Grade tiefer gesunken. Die Kirche dagegen ist um viele Grade höher gestiegen. Mochte er, so lange die Gefesselte am Boden lag, noch an eine Gemeinschaft mit ihr denken, und über seine eigene Gesinnung noch im Zweifel seyn, so konnte er doch nicht länger über sich im Trüben bleiben, als die kirchliche Gesinnung in einer Weise erwachte und erstarkte, der zu folgen er nicht Kraft in sich verspürte. Die Wahl konnte von dem Momente an ihm kaum mehr schwierig seyn; es bedurfte nur der Gelegenheit und des äußeren Anstosses, um die innere Entfremdung in der äußeren Apostasie zu vollenden. Beides bereitete ihm die Zeit und die öffentliche Meinung; und so ließ er sich denn aus der Schwebe auf die weiche und schrankenlose Unterlage nieder, welche ihm in dem Ronge-Czerskianismus unterbreitet ward. In den Christusläugnern des Leipziger Conciliabulums hat der Gelehrte seine Geistesgenossenschaft gefunden. Dasselbe gilt auch von Dr. Schreiber; Anderer nicht zu gedenken, welche, wie ein Würmle vom Correctionshause her an die Spitze dieser Sippschaft treten, oder wie ein Wangenmüller von eben daher diesen Brüdern ihre

Gemeinschaft zu wissen thun. — Ueber die Natur dieser Erscheinungen also täuscht sich, wie gesagt, Niemand mehr unter den Katholiken. Alle, welche den Interessen des Christenthums ergeben sind, können der Kirche von dieser Seite her nur Glück wünschen. Die Lebenskraft, die sich frisch und mächtig in die noch gesunden Glieder gießt, hat das Angefaulte nach versäumter gesetzlicher, wie in natürlicher Excommunication von sich ausgestoßen.

Auch unter einer andern Rücksicht könnte man den Vorgängen eine für die Zukunft der Kirche tröstliche Seite abgewinnen, die nicht ganz übergangen werden soll. Die sich vorbereitende Scheidung der Geister scheint allen Anzeichen nach eine große Entscheidung auf mehreren Gebieten mit anzubahnen. Wenn das allgemeine Gefühl, das weit umher aller Kreise sich bemächtiget hat, nicht trügt, so wird die Gährung, welche sich überall an- und eingesetzt, zu einer Lösung des Bestehenden, und anderweitigen Gestaltung und Ordnung der Dinge hinausführen. Tumultuarisch geht es an vielen Orten im politischen Haushalt zu. Die alten Traditionen des Herrschens und Gehorchens haben sich verloren, und die Principien wogen wie Fluth und Gegenfluth an einander, suchen, wo es angeht, Ausweichbahnen zu gewinnen, und wo es nicht geräth, die Strömung sich streitig zu machen. Nebenan bereiten sich das Christenthum und das wieder heraufbeschworene Heidenthum in der Form des Pantheismus zu einem abermaligen Entscheidungskampfe. Letzteres, der gott-lose und sich selbst vergötternde Unglaube, die Ausgeburt des Criticismus, bietet nach allen Seiten hin den Taumelbecher aus, ruft Groß und Klein herbei, sich in seinem Weine zu berauschen. Da ist's denn die schale Unwissenheit, welche nie Besseres gekostet, die cretinartige Geistesflachheit, die des Denkens nicht mächtig wird, die aufgedunsene Hoffart, welche in ihrer windigen Rundheit das absolut Vollkommene erkennt; vor Allem aber der Materialismus, der aller sittlichen Erhebung und jedes Sinnes für Geistiges und Göttliches baar und unempfäng-

lich ist, welche in langen Zügen aus diesem Kelche gesoffen, davon lichte Augen bekommen, und nun sich an alle Straßenecken postirt haben, um in diesem Geiste Allen zu prophezeien, die des Weges ziehen. Und wo es an dergleichen Subjecten fehlen soll, wie z. B. am Rheine, werden sie auf Staatskosten bestallt, um Bileamsdienste für Balaks gutes Geld zu leisten. Die politischen Gewalten haben ihrerseits ebenfalls ihre Wahl getroffen. Um der Macht des Geistes in der Kirche, der beschränkenden Zucht des Evangeliums sich zu entringen, haben sie allgemach den des Widerchrists heraufbeschworen, von dem verhängnißvollen Becher genippt, auch andere nippen, kosten, trinken lassen, — und was Wunder, wenn nun auch diese, wie jene in „Faust" singen:

„Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!"

Die Tagespresse ist nun toll geworden, und überläßt sich den Eingebungen ihrer Bestialität, schimpft auf Alles, was Anstand nimmt, sie zu veneriren; verfolgt und drillt mit Schmach und Lug Alles, was sich weigert, das, was sie haßt, mit anzufeinden, und was sie geistreich nennt, sei's auch heller Wahnsinn, für Weisheit hinzunehmen. Die der Kirche getrotzt, fürchten sich jetzt vor dem Schatten des Schlangenschweifes, lassen das Unthier lästern und höhnen, sich beschimpfen und bedrohen; verbieten dagegen, durch eine Erwiderung den Zorn der Lügenbrut zu reizen, und ihr das Kreuz zu zeigen, vor dem sie einzig scheut und schweigt. — Zwischen diesem Ungethüm und dem Christenthum ist kein Friede; und je kecker das Heidenthum oder der Unglaube sein Haupt erhebt, je gewaltthätiger er, begünstigt von den irdischen Gewalten, sich heranwagt: desto dringender die Aufforderung für die Kirche, sich ebenfalls nach denen umzusehen, welche in ihrem Bereiche das Zeichen des „Lammes" auf der Stirne tragen. Die gegenwärtige Sichtung nimmt sich aus wie eine Revüe, welche Gott in seinem Lager hält. Als Gideon seine Schaaren gegen die Madianiten führte, ließ er Allen bedeuten: die da wollten, könnten

nach Hause ziehen; und behielt am Ende nur die noch übrig, welche an der Quelle nicht bequemlich mit dem Munde den Labetrunk sich suchten, sondern mit der Hand ihn reichten. Schwächliche, denen sittlicher Ernst nicht beiwohnt, Feiglinge, welche erblassen vor dem Martyrium des Kreuzes, können nicht unter der Fahne der Kirche stehen. Sie thun wohl, daß sie gehen. So zeigt es sich, welche bewährt sind, die Kirche kennt die Kräfte, über welche sie zu gebieten hat. *Cognoscile vos invicem*, rief dereinst der Diacon in der Messe der versammelten Gemeinde zu, um zu verhüten, daß ein Ungläubiger, Heide oder Jude sich unter die Communicanten mische. Dieser Ruf: *Cognoscile vos invicem*, schien vom Dom zu Trier zu erklingen: und so sehen wir die, „welche nicht zu uns gehört", den Anwalt der „Henker" von Parasceve, Ronge, an der Spitze, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, von dannen wandern. Und so darf von dieser Seite her die Kirche frei athmen, wie einst ihr Stifter, als der Iskariote nach jenem Liebesbissen in sein Verhängniß rannte.

Diese Sprache könnte lieblos scheinen, und in so fern fremd den wahren Gesinnungen der Kirche. Gewiß, sie hat Mitleid mit den Gefallenen, und sicher unendlich tieferes Wehe um die, welche in Blindheit ihrem Untergange entgegenstürzen, als die Feinde des Kreuzes im blasphemischem Jubel auflachen, einen katholischen Priester in solcher Gottverlassenheit fallen zu sehen. Die Geduld und Langmuth, mit welcher Gott manche darunter getragen, mag der Maaßstab dafür seyn. War aber jene Gewaltthat, der man gegen die Kirche sich unterwunden, und die wie ein elektrischer Schlag durch deren ganze Gliederung erschütternd fuhr; war der Ausdruck frommen Glaubens, wie er sich zu Trier kund gegeben; waren endlich auch die Wunder daselbst, weit entfernt, zur Besinnung zu bringen, nur das Reizmittel, ihr Herz mit Galle, ihren Mund mit überjüdischen Lästerungen zu füllen: da hat die Gnade ihr Maaß erschöpft, die Strafe der Verstockung, — die schrecklichste, welche das Evangelium kennt, — tritt an die Stelle.

Da weicht dann auch das Mitleid dem richterlichen Pflichtgefühl, im Bewußtseyn dessen, der gesprochen: „Wer die Kirche nicht hört, sei dir wie ein Heide und ein Zöllner."

Der Kampf, der jetzt entbrennt, ist ein Principienstreit, und die Kirche steht allein und muß auch möglichst allein sich stellen. Vom Staate darf sie keinen Beistand suchen, noch erwarten. In den Gegenden, die der sogenannten Reformation verfallen und wo die Organe der politischen Gewalt in ihren Schulen aufgewachsen sind, bestimmte bis zur Stunde ein doppeltes Interesse, dem „Fortschritt," d. h. der consequenten Fortentwicklung des autoritäthassenden protestantischen Princips den schützenden und stützenden Arm zu reichen. Man erblickte darin einmal die sicherste Waffe, jene Macht sich vom Leib zu halten, vor deren blossen Namen alle protestantische Natur erschaudert, weil nur durch Bekämpfung dieser, der kirchlichen Gewalt, der Protestantismus sein gesondertes Daseyn sich errungen und erhält; vor der darum auch jedes protestantische Gubernium ein geheimes Grauen hat, weil sie allein seiner Omnipotenz wenigstens im geistigen Bereiche Schranken zieht. Aus gleichem Grunde wollten die protestantischen Regierungen in Deutschland selbst nicht mehr den Schatten alter kirchlicher Autorität, z. B. von Consistorien ꝛc. neben der ihrigen recht ertragen. Man gewährte seit fast einem Jahrhundert dem Rationalism allen Vorschub, den er wünschte; — denn je weniger positiv Christliches, argumentirte man, desto freier können wir gebieten. Daher die so höchst merkwürdige Erscheinung, daß alle deutschen protestantischen Fakultäten, mit Ausnahme der unter katholischer Hut stehenden Universität Erlangen, der alten Orthodoxie in ihrer großen Mehrheit ab-, und dem Rationalismus zugesagt haben. Und wie das Verhältniß außerdem stehe, braucht keines besonderen Nachweises. Der Ausgang der Controverse über die Geltung der symbolischen Bücher bezeugt, wer zur Stunde im Besitz der Herrschaft sei. Der Rationalism, oder wie er jetzt in seine Mannheit ausgewachsen als Hegelia-

nismus in den „Lichtfreunden" sich präsentirt, ist das her
genste Schooßkind der protestantischen Staatsweisheit.
sie war, so träumte sie wenigstens, die salomonische Friede
periode eingetreten, wenn kein Glaube mehr zwischen Geist
Welt die Gränzen markte, einzig der kantische Imperativ
staatszünftigen Gewissen, und der „bekannte Stock" die F
der Unterworfenen dirigirte. — War dieses Motiv mehr ne
tiver Natur, — nämlich Fern- und Niederhaltung aller ge
lichen und kirchlichen Gewalt und Autorität im Staate, —
war das andere schon mehr positiv. Die Regierungsgew
welche bei und mittels der Auflehnung gegen die kirchliche
göttliche Oberhoheit in dieses neuere Seyn eingetreten war, kon
begreiflich im Fortgang ihres Strebens den besonderen Gr
ihres Ausgangs nicht verleugnen. Nachdem sie einmal
den Wogen des den überlieferten Glauben mit allen sei
Institutionen bekämpfenden Zeitgeistes im sechszehnten Ja
hundert unter Segel gegangen, konnte sie natürlich auch k
andere Ueberzeugung haben, als daß sie mit diesem Win
der ihre Segel so mächtig gefüllt, auch am besten fahren w
de. Und wie sollte sie auch anders denken? Konnte sie
doch nur dann den Beifall und Dank der großen Wortfüh
der Zeit verdienen, wenn es ihr gelang, dem Kaiser irg
ein Recht abzutrotzen, der alten Kirche irgend ein Unbill zu
fügen! Wurde sie doch nur dann glorreich gepriesen, wenn
mit Friedrich dem Einzigen Alles, was Religion heißt,
gleicher Verachtung behandelte! War sie ferner einmal
göttlichen Autorität entrückt, und allmächtig geworden auf
de: welcher andere Maaßstab übrigte ihr noch, sich zu mes
als der des Zeitgeistes, dessen bon plaisir es ist, nicht
bauen, sondern an dem Bestehenden zu rütteln und zu zer
oder wie er sich selbst beschreibt:

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.

So ist denn Alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Es kommen nun zwar Perioden in der Geschichte des Protestantismus und der protestantischen Staaten vor, wo es denen, die am Ruder standen, bei dieser Fahrt mit diesen Winden schwül und schwindlich um die Schläfe wurde. Man wollte, wenn es Angesichts von Felsenriffen eben recht voll in die Segel blies, plötzlich innehalten, oder den Winden „rechtsum" commandiren. Ein natürlicher Instinkt trieb in Krisen der Auflösung, wie z. B. unter der Regierung des höchstseligen Königs von Preußen, eine Vermittlung aufzusuchen. Einheit ward zum tiefgefühlten, unabweislichen Bedürfniß. Dieß bestimmte zum Ausgleichen. Man ersann alle Mittel, die divergenten religiösen und geistigen Richtungen zur Versöhnung zu vermögen, um einen conservativen Standpunkt zu gewinnen. Begreiflich ließen dabei die kirchlich Radikalen, sonst Rationalisten genannt, sich nicht so weich finden, was sie einmal abgelegt, mittels ernstlicher Selbstbekehrung zum alten Glauben sich wieder anzueignen; und so wird natürlich den Altgläubigen zugemuthet, ihrerseits die Hand zur Eintracht darzubieten. So endigte denn die Einigung und Vergleichung auf Geheiß der weltlichen Gewalt jederzeit damit, daß vom Ueberrest des Christlichen auf's Neue wieder das Eine und das Andere abgelassen werden mußte. Der ganze Gewinn fiel darum abermals dem Princip des kirchlichen Fortschritts, d. h. dem Rationalism, jetzt Criticismus genannt, in die Tasche, der nach dieser Eroberung sofort auf's Neue mit Staatserlaubniß die Segel beisetzte, um seine Fahrt bis zur Ausmündung in den Nihilismus fortzusetzen. Wer von den Bestrebungen für die preußische Union gehört, wird das Gesagte bestätigen; und wird zugleich auch über den Standpunkt sich orientiren, auf dem diese Regierung jetzt in diesem Augenblick angekommen ist. — Was ich aber mit dieser kurzen Betrachtung gewollt, ist: die protestantischen Regierungen können sich dem Princip des das

Christenthum destruirenden sogenannten Fortschritts nicht entschlagen, kaum es aufhalten, nie bewältigen; und die Kirche kann daher da, wo sie in nähere Beziehungen zu solchen gesetzt ist, nimmermehr verlangen oder erwarten, daß ihr eigenthümliches Bestehen oder Leben ihr unverkümmert belassen, oder wohl gar beschützt werde. Sie steht im Kampfe mit dem Widerchristenthum allein, auf ihre Kräfte angewiesen.

Es ist damit nicht die mindeste Klage gegen den Staat erhoben. Es liegt dieses Wechselverhältniß so sehr in der Natur der Sache, daß es ungerecht erschiene, wenigstens unbillig, diesem zuzumuthen, eine Institution in seinen Schirm zu nehmen, mit welcher ihn hin und wieder jüngst ein ganz äußerliches Motiv, wenn nicht der Zufall, zusammengeführt hat; deren Nähe allein schon ihn ängstiget, der abhold zu seyn ihre Natur und seine Geschichte ihn antreiben, die zu schwächen er darum ständigen Reiz in sich empfinden muß. Die Kirche ist kein Institut im Staate, sie ist eine mehr als blos ebenbürtige Macht, und das mißfällt ihm an ihr. So lange darum eine protestantische Staatsgewalt nicht ihre Natur auszieht, — und das wird sie wohl nie, — so wird die Kirche auch nie eine gleichheitliche Behandlung zu hoffen, nie zu erwarten haben, daß ihr gegen die äußeren Angriffe und das Andringen zerstörender Tendenzen der Arm geboten werde. Nur zu oft wird die Gewalt zu dem Wahne sich neigen, Alles fromme ihm, was der Kirche schadet; — und sie denkt so, weil sie nicht auf die Zukunft zählt, sondern bloß den momentanen Vor- oder Nachtheil auf die Wage bringt. Anders verhält sie sich natürlich zum Protestantismus. Dieser hat sie zu dem erhoben, was sie ist, zur Cäsaropapie; und der Protestantismus hinwiederum verdankt seine Selbstständigkeit dem guten Schwerte. Zwischen beiden besteht darum eine engere Wechselseitigkeit, als sie je das Kaiserthum und die Kirche aneinander flocht. So erklären sich Erscheinungen, wie sie so eben in diesem Augenblicke im deutschen Norden zu aller Welt Verwunderung vorüberziehen. Jedermann erinnert sich, mit welcher

Freude Seitens der protestantischen Behörden die Wühlereien der sogenannten Dissidenten begrüßt, gehegt, gefördert wurden. Die bübische Epistel eines Ronge an einen Bischof des Reiches ward von den königlichen Censurbehörden nicht im geringsten beanstandet; die Tagespresse wiederhallte gleich der wilden Jagd von Lügen, Verleumdungen, Hohn und Lästerungen; da regnete es Adressen für die Apostaten, wie sie nur immer der infernale Lügengeist erdenken konnte: — die politische Gewalt reibt sich die Hände. Man schreibt nach Leipzig eine Versammlung aus: die Koryphäen des Abfalls erscheinen von nah und fern: die protestantische Regierung findet nichts Verfängliches in der Sache. Was sollte man auch thun? Es besteht nach der Charte, und in Preußen ohne Charte, Freiheit der Gewissen. Man entwirft ein sogenanntes Bekenntniß, publicirt es: es fehlt darin Alles, was den Christen bisanhero von dem Nichtchristen oder Heiden unterschied. Ein preußisches Regiegierungsmanifest erklärt: Man sei noch nicht klar über die Natur dieser Bewegung in der katholischen Kirche, wolle den weiteren Verlauf abwarten, sie aber einstweilen den Altlutheranern gleich achten, und provisorisch dem Protestantismus einverleiben. Die Religionswühler legen ihr Symbolum den Behörden vor, worin sie vom Christenthum sich förmlich trennen, und weil unter das Princip des Christenthums, darum auch tief unter und außer das, was man „christliche Secte" nennt, sich setzen: das Alles gibt der Regierung keine Indicien zur Diagnose in der Sache!! Was geschieht? Da wirbelt derselbe Wind den Staub zum zweiten Male in Breslau auf. Dießmal hebt er die Protestanten vom rongeanischen Gewichte. Es erfolgt eine Versammlung protestantischer „Dissidenten," um ein Pronunciamento gegen die sogenannte herrschende Orthodoxie zu erlassen. Da erkennt die Behörde in natürlicher Inspiration sogleich die ächte Natur dieser Bewegung, sie ist ihr kirchen- und staatsgefährlich. Sie zieht urplötzlich die Polizei, womit sie die Clubbs der sogenannten katholischen Dissidenten geschützt, zu-

rück, um sie wider die Conventikel der protestantischen Dissenters auszusenden. Da empfiehlt dieselbe Ministerhand, welche dem Apostaten Czersky, noch ehe dieser von seinem rechtmäßigen Richter abgeurtheilt ist, drei Tage vor dessen Excommunication, das Heirathspatent zusignirt hatte, den Pastor Wislicenus bei dessen Behörde zum Amtsurlaub, d. h. zur provisorischen Entsetzung; da werden die Stadtcommunen von derselben allerhöchsten Weisung, welche die Einziehung katholischer Pfarreien in Schlesien angeordnet, ermächtigt, den „Dissidenten" Kirchen zu überlassen u. s. w. u. s. w. Auch Anderwärts treffen wir dasselbe. In Leipzig sind die Katholiken noch in Untersuchung, welche gegen eine unconcessionirte Versammlung im Börsenlokale laute Einsprache erhoben haben; das Leipziger Concilium ward dort unter den Augen einer protestantischen Regierung abgehalten. Nun auch dort die Protestanten, wie natürlich, Aehnliches unternehmen, und die Kirschen mitessen wollen, welche sie den „katholischen Dissenters" vom Baume geholt: so wird hier, wie in Preußen, mit einem Male die Parole gewechselt. Das schlummernde Staatsgewissen erwacht, die höchsten Organe der vollziehenden Gewalt erkennen, daß diese Tendenzen „offenbar" über die Gränzen der garantirten Gewissensfreiheit führten, besinnen sich auf ihre geschwornen Eide, und fühlen sich bemüssigt und verpflichtet, allen denen Versammlungen auf das Entschiedenste entgegen zu treten, welche von daher der bestehenden protestantischen Kirche gefährlich zu werden drohten, u. dgl. m. *). Katholischer Seits, ich gestehe es, ist man versucht, über solche Disparitäten sich zu beklagen, wo Gleichheit der Rechte und des Schutzes verfassungsmäßig gewährleistet ist; ja man ist geneigt, solches Verhalten für baare Perfidie zu erklären. Versetzt man sich aber auf den gegnerischen Standpunkt, so fällt eine Anklage der Art als unbegründet weg. Die Staatsgewalt hat in diesem Sinne sich der Kirche nie verpflichtet; und gesetzt auch,

*) Vgl. Augsb. Postzeit. Nr. 205.

so hätte sie vielleicht in einer Anwandlung von Liberalität mehr versprochen, als ihre Natur an sich und ihre Abhängigkeit von dem Zeitgeist zu leisten ihr gestatten. Es ist unbillig, dem Fuchse zuzumuthen, daß er Hühner gleich seinen Jungen schütze. Es vermag eine katholische Regierung allerdings protestantische Confessionen gegen Zerstörung zu schirmen und zu conserviren, weil sie selbst ihrer Natur nach conservativ ist; die bayerische Regierung hat davon der Welt einen glänzenden Beweis geliefert *). Aber es mag keine protestan-

*) Es ist noch allerwärts in frischem Andenken, wie die Majorität der Reformirten in der bayerischen Rheinpfalz, von rationalistischen Doctrinen ergriffen, aus allen Kräften dahin arbeitete, sich von den beiden anerkannten protestantischen Confessionen und der über ihnen stehenden gemeinsamen geistlichen Behörde (Oberconsistorium) abzutrennen und zu einer eigenen Gemeine sich zu constituiren. Empfand die bayerische Regierung Reiz in sich, Protestantismus und protestantisches Kirchenwesen zu schwächen, so hatte sie die günstigste Gelegenheit zu Handen: Divide et impera. Verfielen ihr die Abgetrennten in ihrer Vereinzelung ohnedem, so konnte sie auch die Autorität der geistlichen Behörde herabdrücken, indem sie selbe theilweise an die „Dissidenten" veräußerte. Wie protestantische Regierungen der katholischen Kirche gegenüber in Fällen der Art handeln, lehrt figura. Die bayerische hat jahrelang und zuletzt mit Erfolg dem tobenden und drohenden Begehren widerstanden, und den wilden Strom wieder in seine Bahn zurückgelenkt. — Ein anderer Fall. Wollte sie ein anderes Cabinet in seinem Verfahren an der katholischen Kirche Schlesiens zum Muster nehmen, so war ihr ein Leichtes, die Universität Erlangen entweder mit zweckdienlichen Subjecten zu besetzen, oder die dortige theologische Facultät so verarmen zu lassen, wie die katholische zu Breslau. Ja es war, wollte sie gleich anderen mit dem Zeitgeist fahren, dieß ihr vom äußeren Interesse geboten. Waren nicht alle protestantischen Facultäten unter protestantischem Schutze dem Rationalismus erlegen? Durfte sie nicht für die gleiche destructive Politik auf den Beifall der protestantischen Preß-Celebritäten rechnen? Sie dachte sittlicher, — zog die ehrenhaftesten Männer nach Erlangen, conservirte einzig den Protestantismus, während er überall der destructiven Critik preisgegeben wurde, und ließ sich lieber vom gesammten protestantischen

tische es über sich zu gewinnen, eine gleiche Wohlthat der katholischen Kirche zu erweisen. Sie kann eben nicht. Man soll daher, meine ich, die Sache nehmen, wie sie liegt. Die Kirche möge aufhören, in jenen Ländern das Unmögliche, nämlich eine paritätische Behandlung zu fordern, die ihr nicht geleistet werden kann. Das Einfachste bleibt, ihre Sache von

---

Deutschland verunglimpfen, als das christliche Element in ihm dem Muthwillen glaubenloser, sogenannter Theologen überantworten. Harleß, dessen Gesinnung gegen die bayerische Regierung, jedem Protestanten unverdächtig ist, möge reden. In diesen Blättern (Jahrg. 1842, III. Heft) ward behauptet, daß der Protestantismus „unter katholischer Hut" in Bayern sich besser als anderwärts conservirt habe. Darüber bricht Harleß gegen den Verf. dieses Aufsatzes los (Zeitschrift für Protest. u. Kirche 1842, Bd. III, S. 407), deutet auf Oesterreich hin, schließt aber alsdann: „Das erkennen wir mit demüthigem Danke, und alle unbefangenen gläubigen Protestanten mit uns an: durch die Gnade und Obhut des Herrn ist unsere protestantische Kirche dießseits des Rheins (er meint damit im dießseitigen Bayern) von der Macht und dem Einfluß des Alles zersetzenden und zerstörenden Unglaubens mehr verschont geblieben, als manche unserer Schwesterkirchen (scil. in Würtemberg, Baden, Preußen rc.). Der Lehrstand und das Volk sind nicht in dem Maaß und der Allgemeinheit von der verheerenden Seuche angesteckt worden, wie in vielen andern Ländern; „ja auch das dürfen und wollen wir nicht verkennen, daß die persönliche Glaubensüberzeugung unseres Königs im hohen Grade segensreich auf die Erhaltung und Wiederherstellung unseres positiv kirchlichen Glaubens eingewirkt hat und fortan einwirkt. Solches wolle Gott dem Könige in Gnade lohnen!" Welche deutsche protestantische Regierung hat sich aus eines Gegners Mund solches Lob erzwungen? Welche hat, ich will nicht einmal sagen, für die katholische Kirche, sondern nur für ihre eigenen Confessionen so viel und so günstig gewirkt, wie die bayerische für die Protestanten? Welche deutsche protestantische Universität darf sich an Christlichkeit mit der Erlangerin messen? Das ist katholischer Conservativismus; wie anders dagegen der ....! Erntet sie dafür schlechten Dank von Innen und Außen: was verschlägt's? Sie wird trotz alledem doch nicht mit in's Bockshorn des Radikalismus blasen.

der des Staates abzutrennen, und dem zu übergeben, der ihr auf seinem Leidensgange zugerufen: „Vertraue, Ich habe die Welt überwunden.“

Zu dieser tiefgreifenden Veränderung der wechselseitigen Stellung ist nun ein mächtiger Schritt geschehen, und — was für die Sache der Kirche von hoher moralischer Bedeutung ist, — der Staat selbst hat die Initiative dazu genommen. Er hat in die seit einiger Zeit sich dehnende Klüftung Keile hineingetrieben, welche dem zweideutigen Wesen für immer ein Ziel gesetzt, auch der Kirche die Wahl benommen haben. Es sind nun circa zwei Jahre, daß man gezogen von einem finstern Verhängniß eine protestantische Association begünstigte, welche die frische Erhebung des Protestantismus auf der ausgesteckten Fahne, die volle Destruction des Christenthums dagegen im Herzen, die des Bestehenden aber als Arrière pensée im Hinterhalte führte. Wir meinen damit den Gustav-Adolph-Verein. Der erste Gedanke war wohl von redlicher Gesinnung eingegeben. Kaum aber hatte er den Kopf seines Erzeugers verlassen, so haschte der Böse ihn auf, um ihn für seine Zwecke auszubeuten. Auch die wilden Zerstörungskräfte, sonst auf das Verschiedenartigste gerichtet, suchen sich, durch die gleiche Tendenz angezogen, einander auf, um, was sie gemeinschaftlich hassen, zu bekriegen. So fühlte sich auch hier, was sonst in weiten epicyclischen Bahnen schweift, vom formalen Princip der Negation getrieben, sich aneinander hingezogen; als es galt ein Drittes, den verhaßten traditionellen Glauben in der katholischen Kirche zu bekämpfen. Die Staatsweisheit hatte nicht so viel Besinnung, um das Wohin einer solchen Richtung zu durchschauen. Sie trug sich, seltsam genug, sogar mit dem Gedanken, eine Association der Art als Hebel für ihre Zwecke zu dirigiren. Noch mehr: man eignete, trotz aller Warnung, selbst von „orthodoxer“ Seite her, deren Princip sich an: „man hoffe, sagte das Patronatsmanifest, daß nicht der Streit, welche der Parteien die christlichste sei, abermals ein so frommes Unternehmen stören werde!!!“ Man

wollte also sogar diese Association selbst um den Preis des Bekenntnisses, man wollte selbst die Fusion! Die Wahrheit zu gestehen, uns Südländern steht der Verstand still ob solcher Weisheit, und wir fangen an, mit Hegel zu glauben, seit Aristoteles habe der menschliche Verstand seine Haus- und Grundgesetze abgeändert. — Doch es ist geschehen: Man war so verrannt in den Gedanken, daß man es sogar überhörte, als das ganze katholische Deutschland, wie wenn man ihm eine kaum narbende Wunde aufgerissen, laut aufschrie in Zorn und Schmerz bei dem Namen. Sie folgte der über sie brütenden Macht des finstern Verhängnisses: es ward der erste Keil in die Kluft zwischen Kirche und Staat getrieben.

Diese Erscheinung, schon bald nach ihrem ersten Auftreten mehr politischer, als religiöser Art, war indeß nur die Vorbereitung zu Anderem. War in so weiten Kreisen möglichst Alles, was verneinender und destructiver Natur war, sich einander nahe gerückt, so bedurfte es nur des äußern Anstoßes, um sofort zu einer mächtigen, in ihren Folgen unabsehbaren Bewegung sich zu erheben. Er ließ nicht auf sich warten. Unwissenheit und Lüderlichkeit machten die Choragen; Lossagung von den Grundlagen des überlieferten Christenthums ging voran, der sociale Communismus trappte als Sacristan hinterdrein. Kaum war die rongeanische Procession in Gang gebracht, als Alles, was in der Richtung des Gustav-Adolf-Vereines, somit, wie ein höherer Wille es verlangte, hoch über allem Streit über plus oder minus „christlich" stand, in einen Beifallssturm ausbrach, und den Vertretern der Apostasie ein endloses Hosanna aus allen Ecken der Monarchie entgegenrief, — ein Beweis, wie es um die Christlichkeit der Massen stehe. Und als der erste Lärm verbraust, als die erste Manie von Adressen-Pokalen-Trauring- nebst Geldlieferungen etwas erschöpft war, richteten sich Aller Augen mit Spannung nach dem Mittelpunkte des Reiches. Alles, Freund und Feind des Geschehenen, war sich bewußt, es sei ein großer Wurf gemacht worden. Man wollte nun auf den Gesichtern der poli-

tischen Gewalthaber lesen, wie diese das ernste Spiel aufgefaßt hätten, wie diese ihrerseits bei dem kecken Wagestück rechnen. Ja oder Nein, das erwartete man, und nichts weniger. War dieses doch so leicht gemacht. Denn die religiöskirchliche Seite der Bewegung war ganz unverhüllt bloß gelegt; — selbst der Frage: „bis wohin?" war man mit der Antwort zuvorgekommen. Nicht viel anders verhielt es sich mit der politischen. Der Anstifter selbst hatte mehr als einmal auf die Unrechtsständigkeit des dermaligen Güter- und Besitzwesens hingedeutet, und Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen socialen Verhältnissen an den Tag gelegt, und das nicht bloß in Predigten innerhalb der Mauern, sondern sogar in Schriften. Auf der anderen Seite ging man noch weiter. Auf der Leipziger Versammlung ward eine Art Symbolum verhandelt und angenommen. Die Bekenner desselben verwerfen darin die ersten Elemente aller geoffenbarten Religion, und beschränken sich auf einen nackten Deismus, der von allen christlichen Dogmen Umgang nimmt*). Denn wenn sie noch von christlichen Lehrsätzen oder Ceremonien, z. B. Taufe, Abendmahl sprechen, so verstehen sie das alles nicht einmal im Zwinglischen Sinne mehr. Ihre Sprache hat hierin beiläufig die Bedeutung, wie wenn in der Zeit der glorreichen Republik Gewisse sich in Kirchengewänder steckten, — sicher nicht in der Absicht, damit einen Act der christlichen

---

*) Die Declaration, welche Dr. Regenbrecht und Consorten dankber zur Verständigung des französischen Volkes an das Journal des Debats richteten, drückt diese Gesinnung unumwunden aus. Die Herren verwahren sich darin sogar nachdrücklich gegen jede Vergleichung mit einer protestantischen Secte, welche irgend einen Rest von positivem Dogma festhalte. Das genannte Journal, gewiß der Gläubigkeit nicht verdächtig, hat das Manifest nach Verdienst gewürdiget, praktischer mindestens, als es in der Heimath geschehen ist. Was das doch für eine Religion sei, fragt der Commentator des Rechenbrecht'schen Schreibens, welche keine Dogmen, keinen Cult, keine Priester habe? Man nenne eine solche in Frankreich Spitalreligion (S. Augsb. Postzeit. Nr. 200 Beil.)

Religion zu feiern. Diese förmliche und radikale Lossagung von allem Christenthume ward symbolmäßig ausgesprochen und den Behörden mitgetheilt. Die Staatsbehörde befand sich daher nicht in der Lage einer geheimen, z. B. einer Freimaurergesellschaft gegenüber. Sie kannte, was man lehrte, was man intendirte; sie kannte ihre Rechte, ihre Pflichten, wie sie Constitution oder Landrecht verzeichnen. Die Sache war spruchreif. Was geschah? Nachdem man an fünf Monate dem Treiben zugesehen, und mitunter die Hand geboten, ein längeres Schweigen wegen der Nachbarn nicht möglich war, so gab sie eine welthistorische Erklärung ohngefähr des Sinnes: „Man wolle noch nichts Definitives festsetzen, und zuwarten, bis die Natur dieser Bewegung sich entschiedener herausgestellt haben würde. Einstweilen solle man die Dissenters den protestantischen Pfarreien einverleiben, mit dem Vorbehalte, sie seiner Zeit förmlich anzuerkennen." Im nichtministeriellen Style heißt dieß: Wenn die aus der katholischen Kirche hervorgegangene Bewegung (des Abfalls) sich zu behaupten weiß, und weit genug in unserem Staate um sich gegriffen hat, um eine bedeutende moralische Macht zu bilden, gleichviel welcher Natur und Tendenz, so werden wir keinen Anstand nehmen, seiner Zeit auch die politische Anerkennung zu verleihen. Daß diese Interpretation die richtige sei, ist kein Zweifel mehr, da eine weitere, diese (30. April l. J.) erläuternde Ordre vom 8. Juli den Gemeinden die vorher benommene Befugniß [illegible], den sogenannten „Dissidenten" ihre Kirchen zum Mitgebrauche einzuräumen. Damit hat die preußische Regierung die Frage [illegible] der vorher sogenannten katholischen Dissidenten hat sie [illegible] als Mitglieder der [illegible] kanischen „Kirche" [illegible] [illegible] kommen, [illegible] [illegible] schließen, auch Kirche und Kirchengut dieser [illegible] und damit das Protestiren zum Dissentiren [illegible]. [illegible]

oder ist schon vielmehr der zweite Keil zwischen die katholische Kirche und den Staat hineingetrieben. Letzterer hat den Rubicon überschritten, und der ersteren steht es nicht fürder frei, zu paciseiren. Es scheiden sich ihre Lager: „doch du, du hast es so gewollt."

Wie der Ausgang dieses Dramas seyn werde, ist wohl kein Zweifel mehr. So oft die politische Gewalt Versuche dieser Art auf dem Gebiete des Religiösen und Kirchlichen gemacht, nämlich zu conserviren durch Mischung der heterogenen Elemente, ist das Resultat zum Vortheil des destructiven Fortschritts ausgefallen. Diesesmal hat sie das Aeußerste hierin erreicht. Während sie ringsum den politischen Radikalismus zum Theil bereits mit blutiger Waffe grinzen sieht; während dessen Gefährte und Wegbereiter, der Communismus, von den Dächern herab gepredigt wird; während die Journalistik wie eine Windsbraut, die dem Hochgewitter vorausreitet, Staub und Spreu und Dreck aufwirbelt um jedes Edle her, und laut aufjauchzt, wenn es Einem dieser Sippe gelungen, einen Ehrenmann zu bespritzen oder ein christliches Institut zu demoliren; während die neuere Poesie, aus dem Hegelianismus aufgegangen, zum Hasse und zur Verachtung der fürstlichen Gewalt das Volk fanatisirt genau mit denselben Principien, womit der protegirte Rongeanismus Lästerung gegen die Kirche speit; während, sage ich, alles dieß ringsum vorgeht, vermeint die Staatsweisheit, der beantragte Umsturz begnüge sich mit der Kirche schon; sie dürfe darum ruhig zusehen, oder werde wohl gar die Liebe der Wühlenden in dem Maaße sich zu Dank verpflichten, als sie mit ihrer Macht durch ihre neutrale Haltung deren Sieg wesentlich gefördert. Doch ihre Zeit ist um; das Verhängniß, das sie sich selber angethan, beginnt sich unaufhaltsam zu erfüllen. Während sie auf der einen Seite den „Dissenters" die Hände frei macht und machen läßt, bindet sie sich selbst die Hände gegenüber den radikalen Protestanten. Nimmer kann sie diesen fortan verweigern, was sie jenen zugestanden. So scheiden diese, die „Lichtfreunde", in ebenso

lichten Schaaren aus den protestantischen Kirchen aus, als die aus der katholischen Gemeinschaft Ausgeschiedenen mit Staatsverlaub von der anderen Seite her in dieselben einziehen; und die Regierung büßt eben so viel an Macht und Rechten in geistlichen Dingen an ersteren ein, als sie eine vermeintliche Schutzpflicht übt an letzteren. Die beiden aber, welche ihre Herrin in ihrer Schwäche gesehen, würdigen sie gleichmäßig nach Verdienst. Sie schlingen die Hände zum Kreis um sie her, dazu einverstanden, sich ihres Joches vollends zu entledigen, nicht, weil es ein Joch ist, oder sie drückt, sondern weil sie auch nicht mit dem Scheine eines solchen sich wollen den Nacken fürderhin reiben lassen. — „Diese Weissagung braucht keine Besieglung mehr; denn die Zeit ist nahe."

Muß die Kirche unter diesen Umständen den Staat seine betretene Bahn verfolgen lassen, weil sie ihn nicht hindern kann, mit den Zerstreuern zu halten, bis er selbst zerstreut wird; und darf sie ihm in der Richtung nicht weiter folgen, weil sie sich selbst durch ihn gefährden würde; und kann sie es auch nicht, weil ihre innerste Natur sich dawiderstr äubt: so haben die, welche ihre Sache zu vertreten haben, auf dieser Grenze angelangt, wo Gott selbst Halt geboten, nun rückwärts zu schauen, und zu fragen, was auch von anderen Seiten her diese betrübnißvollen und gefahrbringenden Zustände, namentlich diesen Abfall hervorgerufen und befördert habe? — Die Ereignisse der neueren Zeit haben der Rechenkunst der Politiker des vorigen Jahrhunderts schlechtes Lob gespendet. Man kann und muß sich aber auch gestehen: die gegenwärtigen Vorgänge haben auch der noch jüngeren kirchlichen Politik, oder besser Tactik, ein nicht minder furchtbares Dementi gegeben. Es gab leider Manche, die nur darum die Schlüssel der Kirche zu führen schienen, um allem Profanen gefälligst aufzuschließen; Depositare des heiligsten Gutes zu seyn, um damit zu mäckeln, und custodes canonum, um deren Anwendung zu hindern. Würden sie nun aufstehen, oder hätten sie sonst noch Licht genug, um zu erschauen, was Folge von unkirchlicher, ungöttlicher Weisheit

ist! Könnten sie sehen, wie zerschmetterte Glieder der Kirche in ihrer Verirrung nun büßen, was eine unzeitige Connivenz gesündiget; und den Staat selbst vom jähen Schwindel fortgeschleudert und umgetrieben sehend, den Dank sich nehmen, den ein unzeitiges Preisgeben der göttlichen Ordnung ihnen einträgt! — Gebührt die Schuld dieser gegenwärtigen Erscheinung allerdings größtentheils der Politik des modernen Staatenwesens, so sind doch die Sprecher der Kirche nicht weniger dafür verantwortlich. Man kann von der Seite her alle die veranlassenden Ursachen leicht auf zwei zurückführen. Die eine liegt im Clerus, die andere im Volke, beide aber laufen von Einem Ursprung aus und Einem Ausgang zu. Die Eine ist die Förderung der Mischehen, die Andere die Vernachläßigung der ordentlichen Bildung des Clerus.

Um von der letzteren als der hauptsächlichsten und unheilvollsten zuerst zu reden, so ist die Denkschrift, welche Dr. Movers, Professor zu Breslau, über die Geschichte der theologischen Fakultät daselbst von 1811—1845 so eben veröffentlicht, und ganz zur rechten Zeit veröffentlicht hat, wohl mehr als bloß geeignet, auch dem Befangensten die Augen zu öffnen. Fürwahr, das Verhalten kann weder der Gewissenhaftigkeit einer Regierung gegen eingegangene Verpflichtungen Ehre, noch auch ihren Interessen andere als bittere Früchte eintragen. Der katholischen Kirche als Gemeinschaft und der geistlichen Behörde selbst wird dem gewichtigern Theile nach die Last der Unehre und des Vorwurfs abgenommen, welche aus den häufigen Apostasien auf die schlesische Kirche und Clerisei zurückfallen könnten. Die Schmach gebührt denen, welche contra jus et fas die Bildung und Erziehung des Clerus, ohnehin schon gefährdet durch die Uebermacht der protestantischen Fakultäten, durch solche Vereinsamung der Lehrstühle, durch Verkümmerung und theilweise gänzliche Entziehung des nothwendigsten Unterrichts, mit feindseliger Staatsweisheit die Candidaten des Priesterstandes, und durch sie das Volk zur Glaubensverarmung, und durch Unwissenheit zum Abfall vorbereitet

haben. Man rechnete dabei so übel nicht; man darf die Katholiken nur in Unwissenheit versinken machen, um für den Protestantismus Prise damit zu machen. Möge sich diese Politik eine kurze Weile ihres Sieges freuen, bis ihr von der göttlichen Gerechtigkeit Capital mit Zins-Zinsen heimbezahlt werden wird! — Damit man aber nicht wähne, daß dieß rein zufällig, oder vielleicht in nationalen Zuständen die tiefste Wurzel davon sei, so vergleiche man damit andere Länderstriche, wo der Rongeanismus die Geister angesprochen hat. Nach Schlesien ist es Hessen, welches ihm den empfänglichsten Boden dargeboten hat. Wer die Zeitungen gelesen, weiß wohl, wie die Erstlinge dieser „Kirche" dem Bischofe von Mainz sich präsentirt haben. Doch was soll ich sagen? Eine alte Wunde aufreissen? Wessen Gedächtniß wäre die Riffel'sche Geschichte (1841) schon entschwunden, und wer wüßte nicht, daß man mit Giessen fast eine ähnliche Politik vorhatte, wie mit Breslau! Möchte der, welcher damals sich mit beruhigenden Worten abspeisen ließ, nie Ursache zur Reue finden, daß er damals die theologische Bildungsanstalt nicht aus der protestantischen Umgebung nach Mainz zurückgezogen hat! Es ist damit natürlich kein Vorwurf gegen die Lehrer dieser Anstalten ausgesprochen, noch auszusprechen. Sie haben ihrerseits wohl das Möglichste geleistet, und es stünde vielleicht noch schlimmer, hätten sie nicht, wie ein Riffel, selbst ihr zeitliches Interesse für die Sache der Kirche losgeschlagen. Ihnen gebührt Lob, und schon dafür der Dank der Kirche, daß sie in so peinvoller Lage sich dem Opfer unterziehen. Hätten Andere, in deren Hand die Interessen der Kirche gelegt waren, um mit einiger Energie Besseres zu erzielen, sich immer gleichen Dank bei der Mit- und Nachwelt einlegen mögen! Doch darüber zu rechten, ist so schwer. Konnte indeß die Gefahr, so lange sie ferne drohte, die Ungläubigen nicht schrecken, so möge das Elend der Gefallenen sie erschüttern. Man ließ die Candidaten aufathmen in freundnachbarlicher Umgebung des Rationalismus, in Städten, wo sie, außer ihren Collegien, fast nichts an ihren künftigen Stand

erinnert. Die canonische Disciplin wird nicht immer anerzogen; das Einheitsband selbst in der Liturgie gelockert, schlaff und los gelassen. Wie das auf die Laien hinüber wirken müsse, braucht keine Dissertation. Was aber den Geistlichen halten solle, der kein kirchliches und kein Standesbewußtseyn hat, ist nicht abzusehen. Freilich haben die, welche dieses angeht, eine doppelte Antwort: die Ungunst der politischen Verhältnisse, und die Unthunlichkeit, strengere Disciplin zu halten. Von Letzterem hier nichts weiter. Die erstere betreffend, so wissen sie, was Augustinus sagt: Non calcatur nisi inferior. Non calcatur ab hominibus, qui patitur persecutionem, sed qui persecutionem timendo infatuatur. Die Aufgabe ist nicht, durch menschliche Klugheit die Kirche retten zu sollen, sondern nur einfach, sie nach ihren Gesetzen zu regieren, und soll's seyn, — warum nicht? — für sie zu sterben. Alles hinüber und herüber Aeugeln hilft nichts; nichts alles Abreiben der katholischen Formen, alles Schminken und Umfärben mit Fremdem. Die Kirche haßt diese abscheuliche Mäckelei, und wird sie immer, über kurz oder lang, sammt denen, welche sie getrieben, von sich weisen.

Doch genug hievon für dießmal; die Zeit führt unsere Betrachtung wohl nochmal auf diesen Gegenstand zurück. Was hier angedeutet ward, soll nicht verwunden, sondern nur bewegen, von einer fürder unmöglich gewordenen Stellung abzugehen.

Die andere ergiebige Quelle der neuen Apostasien und der daran sich knüpfenden politischen Wehen liegt mehr im Volke, und wir haben sie in den Mischehen zu erkennen. Es war, wie der Ausgang gegenwärtig lehrt, das unheilvollste aller politischen Projecte, durch Förderung der gemischten Ehen zunächst die Confessionen einander zu nähern und miteinander auszusöhnen; dann, war dieß erreicht, war das kirchliche Gehorsams- und Einheitsband gelockert, den weltlichen Arm um alle zu schlingen, und fortan in süßer Ruhe zu herrschen. Man argumentirte dabei, es verhalte sich bei diesen confessionellen Mischehen, wie mit nationalen und bürgerlichen Wechselheirathen, wodurch Volksstämme und Stände zu coalesciren pflegen.

Bezüglich der protestantischen Confessionen unter sich war dieser Schluß auch so übel nicht berechnet: mit der Kirche aber hat man sich hierin verrechnet. Man hat übersehen, oder vielmehr vom protestantischen Standpunkte aus nicht geahnet, daß das Fleisch hierin unendlich fügsamer und indifferenter sei, als der Geist; daß sich wohl leicht Körper mit anderem Blute, nicht aber Geister mit anderem religiösen und sittlichen Bewußtseyn mischen und mischen lassen.

Doch machte sich, wie bemerkt, die Staatsweisheit aus obigem Grunde die möglichste Förderung der gemischten Ehen zur Herzensangelegenheit; so sieht die Kirche dagegen die Sache anders an. Sie verbietet Ehen der Art nicht absolut, weil früher kein impedimentum dirimens dagegen statuirt wurde. Sie mag sie aber auch nicht. Warum? Aus Herrschsucht? Aus Feindseligkeit gegen den Staat? Mit Nichten. Sie hat eine Anschauung von der Ehe, die den Protestanten durchaus abgeht. War die Ehe ursprünglich nach dem über sie gesprochenen Segen: *Crescite et multiplicamini* bestimmt, die Erde zu bevölkern, so hat sie seit Christus und in der christlichen Kirche die unendliche höhere Bestimmung, eine Pflanzschule zu seyn für das Reich Gottes. Die erworbenen Kinder der Kinder der Kirche gehören eben so bald dieser und durch diese dem Himmelreiche an durch die Wiedergeburt aus dem Geiste, als durch die natürliche den leiblichen Eltern. Bräutigam und Braut, — das wird Allen am Altare eingeprägt, — stehen nach dem Ausspruche eines Apostels parallel Christus und der Kirche. Das göttliche Wechselverhältniß von diesem reflectirt sich in dem ihrigen. Daß eine gemischte Ehe dieser Anschauung von der moralischen Seite her nicht entspreche, liegt auf flacher Hand, hinwiederum auch, daß die katholische Kirche nie und nimmer das Geringste hieran ändern könne; sie müßte sich selbst verleugnen, und das vermag sie nicht. Andererseits begreift man daraus ihr Verhalten in der Sache. Wie sie Vieles mit Schmerz geschehen läßt, weil es abzuwehren nicht in ihre Macht gegeben ist, so hat sie auch hierin zu rein passivem Widerstande sich

erklärt. Hätte man doch ihren Rathschlägen Gehör gegeben, um wie viel besser stünde es jetzt! Nach den täglichen Erfahrungen und den Berichten selbst der protestantischen Presse sind es vorzüglich die Mischehen, welche gegenwärtig dem kirchlichen Radikalismus in jenen Gegenden zuwuchern; die ungeheuere Mehrheit der vom Christenthume Apostasirenden sind Theile oder Sprößlinge gemischter Ehen.

Es sind diese demnach zum Gegentheil von dem umgeschlagen, was sie nach christlichem Sinne und Zwecke sind oder seyn sollen; — sie sind fruchtbar für den Abfall, und zwar nicht etwa bloß vom Katholicismus, sondern, wenn man die Leipziger Confession und Dr. Regenbrecht'sche Declaration vereint zum Maaßstab nimmt, von allem Christenthum. Und begreiflich: Stellt sich ja schon in ihrem Werden eine Ehe der Art, genau betrachtet, über oder außer dem Princip und Inhalt jeglicher besonderen Confession. Der Fortgang kann in den Massen seinen Ursprung nicht verleugnen. Fühlen schon die Gatten sich gedrungen, des lieben Friedens halber allen besondern Ausdruck ihres Glaubens sich einander thunlichst zu verbergen, so wird diese praktische Religionsverheimlichung auch auf die Kinder übergehen. Sind erstere selbst nicht immer nach Erforderniß unterrichtet, so erfahren letztere auch von diesem Wenigen wenig in häuslicher Erbauung; — und was Wunder, wenn darum in manchen Gegenden aus solcher Saat das aufgeht, was wir sehen?

Nun aber jetzt ernst die Frage: Was hat der Staat dabei gewonnen, was darf er noch zu gewinnen hoffen? Es genügt hiefür ein flüchtiger Blick auf das Gebahren derjenigen Stadtcommunen, welche das politische Patronat für den Rongeanismus auf sich genommen. Da ist überall wenig oder kein Fragen mehr nach Gesetz und Landrecht. Da ist Eigenmächtigkeit, da ist des sogenannten „Demonstrirens" gegen die oberste Gewalt kein Ende; da drängen sich Pronunciamento's in hastiger Eile; und man sieht sich genöthiget, heute einzuräumen, was man mit einigem Schein von Conservatism noch

gestern den Neuerern verweigert hatte. Die wilden Flammen von Hüben und von Drüben, „Lichtfreunde" und Rongeaner, trachten zusammen. Diese legen die Fackel an die katholische Kirche, jene an den Ueberrest des protestantischen Kirchenwesens an. Beide winken, beide rufen sich, beide tauschen die Parole aus. Der sociale Radikalismus in Mitten, als politische Tiers-Parti, streckt die Hände rechts und links den Kommenden entgegen; und haben sie sich nur erst recht gefaßt, Aug in Aug, Herz an Herz sich verständigt, dann gehts unaufhaltsam vorwärts zum ——— Doch weg den Blick von diesem grausen Bilde, das jetzt schon medusenhäuptig wirken will!

Ja gewiß, es war eine unglückselige Eingebung, auf diesem Wege die Compactheit des Staatswesens fördern zu wollen! Oder ich frage Jeden, was kann ein durchgeführtes Streben nach diesem Plane Anderes bedeuten, als jenen beweinenswerthen religiösen Riß, der in das Gemeinwesen der Angehörigen desselben Stammes, desselben Staatsverbandes eingeschlagen, und, was durch Natur und Glauben ein einiges Ganzes war, stückweise durchklüftet hat, nun durch fortgesetztes Sprengen in's Endlose zersplittern; und statt den Spalt auf größere, compacte Massen möglichst zu beschränken, ihn bis in alle Gliederungen, bis in die einzelnste Familie treiben? Ist jenes ein Unglück für das Vaterland, so führt letzteres mit der Schwächung der Religion und Gottesfurcht nothwendig zum moralischen Ruin eines Staates. Dort ist bald auch kein Patriotismus mehr, wo kein Nationalgefühl, und kein Nationalgefühl ohne Gott und Ehetreue. Wir verweisen, um nur Eines charakteristischen Zuges zu gedenken, nur hierauf hin, daß die D. A. Zeitung vor einer gewißen Zeit gar nicht undeutlich dem deutschen Publikum insinuirt hat: „Ronge hätte noch ein Hinterpförtchen am Czar!" Nun ja, unser unübertrefflicher Cornelius hat in unserer St. Ludwigskirche dem Fürsten der Hölle den Fußschemmel bereitet aus zweien: — dem Verräther Jesu Christi und dem Verräther des deutschen Vaterlandes, Judas Iskariot und Segestes.

Von jenem zu diesem ist kaum ein Schritt. Wer den christlichen Gott nimmer im Herzen trägt, hat höchstens ein werthloses Leben, aber keinen Himmel zu verlieren, wie er für seine Nichtswürdigkeit keine Hölle fürchtet.

Von dieser Betrachtung ausgehend, hätten die, welche die Kirche vertreten, aller Zudringlichkeit der Politik widerstehen sollen. Diese durch die Grundsätze der Reformation aus ihrer ordentlichen Stellung herausgetreten und überschwenglich geworden, kann die rechten Bahnen nicht so leicht wieder finden. Nachdem sie von der Zeitströmung ergriffen ward, war es freundnachbarlich, die Kirche als einzigen festen Anhaltspunkt dem Staate zu wahren. Daß die Staatsweisheit sie nicht dafür erkennt, verschlägt nichts. Die auf dem Dampfer dahin Schnellenden meinen auch, die Ufer-Berge laufen — sie stehen doch. Daß die Politik meint, ihre Meinung sei oder müsse das Rechte seyn, und darum zusetzt, droht, Gewalt braucht u. s. f., berechtiget nicht, Staat und Kirche durch unzeitiges Preisgeben der göttlichen Ordnung zu Schaden kommen zu lassen. Um wie viel besser stünde es um beide, hätte man zu jenen momentanen Palliativen nie gegriffen! Dieß gilt namentlich von solchen protestantischen Regierungen, die sich vom katholischen Kirchenwesen keine auch nur halbe Vorstellung zu machen wissen. Doch dieß Capitel ist zu lang und schwer. Die, welche darin anders sich verhalten, haben zumeist dermalen vor dem Oberherrn der Kirche bereits Rede gestanden; und die Betrachtung soll nicht länger dabei weilen. Was die Gegenwart an leidigen Folgen zu kosten gibt, wird allseitig zur Lehre dienen. Die Kirche halte sich fest innerhalb ihres Gebietes, gebe weisen Rath, wo man sie hört; leide getrost, wo sie um ihrer göttlichen Stellung willen angefeindet wird. Im äußersten Falle nehme sie ihre Sache für sich, und überlasse das Uebrige Gott, der von den Anderen das harte Wort gesprochen: Ibunt in adinventionibus suis!

XVII.

Die Rede vor den Lichtfreunden in Naumburg.

Vor einem Monat etwa hat Herr v. Florencourt zu den versammelten Lichtfreunden bei Naumburg geredet. Mit derselben Naivität, mit der Schleuniger den politischen Lichtfreunden in Aarau ihren Beichtspiegel vorgehalten, hat er die religiösen Sachsen in den Ihrigen blicken lassen; Beide haben keineswegs ein geschmeicheltes Bild darin gesehen. Begreiflich, daß die, welche ein ganz anderes in der Camera clara der beiden Redner zu schauen erwartet, darüber ungehalten worden. Die Schweizer Freischaarenmänner hatten nicht übel Lust, ihrem Sittenprediger am Ende seiner Predigt ein Lebehoch in ihrer Weise darzubringen; hätten einige hundert Katholische, die sich aus dem Freiamte eingefunden, ihnen nicht unwillkührliche Achtung eingeflößt. Hr. v. Florencourt seinerseits rühmt uns an: wie er von seinen Hörern ausgezischt worden; wie man thätliche Drohungen gegen ihn ausgestoßen, und die ehrwürdigen Hände Vater Jahns ihm die Ehre des Märtyrerthums zu bereiten gesucht. Er konnte das voraus wissen; diese Gottesfreunde sind zornmüthige Leute; sie prätendiren von der Wahrheit, die sie ausrufen, daß sie auch wieder Respect vor ihnen habe; und weigert sie diese ihre Schuldigkeit, dann machen sie kurzen Proceß mit ihr. Um so

ehrenvoller ist es für ihn, daß er so unverholen vor ihnen Allen geredet, wie es ihm ums Herz gewesen; unbekümmert um das Zischen des Lügengeistes, der Schlange, die er durch seine Worte beunruhigt und gestört, und die nun aufgestiegen gegen den Lästerer, und in den Knoten sich legend, zum Sprunge gegen ihn ausgeholt. Darum haben wir es für Schuldigkeit gehalten, diesen seinen Exorcism in unsere Blätter aufzunehmen; um auch von unserer Seite dazu beizutragen, damit das seltene Beispiel von unerschrockener, nur, wie sie jetzt in ihrer Verblüffung sagen, einseitiger Wahrheitsliebe erhalten werde; um einst als Zeugniß zu dienen gegen die Lüge, die wie Wahrheit thut; in dieser Zeit, die solche Worte ins Angesicht geredet, hingenommen, wie eine Metze, der man die Scandale ihres Lebens vorgehalten, die aber, nachdem sie die Schmach abgeschüttelt, thut, wie sie zuvor gethan.

Die Rede aber lautete:

„Meine Herren! ich bin kein Redner und verstehe es nicht, frei zu sprechen, es fällt mir daher auch nicht ein, Sie überreden zu wollen. Nur um meine eigene Ansicht zu wahren, erlaube ich mir, einige Sätze auszusprechen. Ich wende mich damit vorzugsweise an diejenigen Herren Geistlichen, welche sich Rationalisten nennen oder Lichtfreunde. Ich muß voraussetzen, daß Sie die zehn Gebote kennen. Auch daß Sie mit dem Inhalt derselben übereinstimmen, setze ich voraus. So rufe ich Ihnen denn eins dieser Gebote in's Gedächtniß zurück, welches da lautet: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden! Verstehen Sie wohl, Du sollst nicht falsch Zeugniß reden! Bis jetzt haben Sie falsch Zeugniß geredet, das können Sie nicht leugnen, Sie haben Zeugniß abgelegt für eine Sache, an die Sie selber nicht glaubten. Dieses Ihr unwahres Treiben hat die schlimmsten Folgen gehabt, schlimme Folgen für Sie, schlimme Folgen für das ganze Volk. Der geistliche Stand ist in allgemeine Verachtung gekommen, man betrachtet ihn allgemein als ein Lügenhandwerk, welches keinen andern Zweck habe, als seine Genossen zu nähren und zu kleiden. Ich rede hier nicht von einzelnen Ausnahmen, sondern von der allgemeinen Regel. Ja, das ist die weitverbreitete Ansicht von Ihnen und von Ihrem Stande in der großen Masse des Volkes; dahin haben Sie es allmählig gebracht durch das falsche Zeugniß, welches Sie fortwährend ablegen. Sie selbst merken es nicht, oder wollen es nicht merken, wie es in der öffentlichen Meinung mit Ihnen steht, Sie wollen sich Ihr eigenes Elend vielleicht

nicht selber eingestehen; Sie schmeicheln sich noch mit einem Wirkungskreise, den Sie längst verloren haben. Ja, meine Herren! wer einmal an die Oeffentlichkeit appellirt, der darf sich nicht wundern, wenn Alles zur Sprache kommt, was die öffentliche Meinung auf dem Herzen hat. Ihre Stellung, meine Herren! wie sie bis jetzt war, verträgt das helle Tageslicht der Oeffentlichkeit nicht. Warum haben Sie selber den Schleier weggezogen, der Ihre Blöße nothdürftig verhüllte? Aber auch für Ihre übrigen Mitmenschen ist diese Ihre fortgesetzte Unwahrheit von den schlimmsten Folgen gewesen. Das Beispiel der Geistlichen hat seine Früchte getragen. Wenn mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, so offen ein lügenhaftes Spiel getrieben wird, sollte das nicht einwirken zuletzt auf den ganzen Volkscharakter? Wer mit unwahrer Phrasenmacherei aufgenommen wird in die Gemeinde der Christen, wie das durch Sie geschieht am Tage der Confirmation; wer ein Glaubensbekenntniß nachsprechen muß, von dem er längst gemerkt hat, daß der Vorsprecher es selber nicht glaubt, meinen Sie denn, daß er es später genau nehmen wird mit seinen eigenen Worten und Ueberzeugungen? Ja, unser Volk ist unwahr geworden, unwahr durch und durch. Hohle, pomphafte Phrasen, von denen das Herz nichts weiß, gehen geläufig von Mund zu Mund, falsch Zeugniß wird geredet auf allen Gebieten des Lebens, und Sie sind es, welche das Volk diese Kunst gelehrt haben. Fragen Sie unsere Juristen, wie viele falsche Eide wohl jährlich geschworen werden mögen. O, was haben Sie aus uns Deutschen, was haben Sie aus der Kirche Christi gemacht? Aber es soll anders werden, sagen Sie ja. Sie wollen diese Unwahrheit aus Ihrer Stellung und Ihren Gemüthern herausschleudern; Sie wollen wieder Priester der Wahrheit werden, wie Sie bis jetzt Priester der Unwahrheit gewesen sind. Wohl, ziehen wir denn für immer einen Schleier über die Vergangenheit, nehmen wir an,

doch, was Sie wollen, das ist es doch, was ich bei meiner Untersuchung über die Zukunft ernstlich voraussetzen darf? Nun denn, so werden wir uns leicht einigen. An der Spitze der Zukunft stehe also der Satz: „„Von nun an kein falsch Zeugniß mehr!““ Er sei die Richtschnur, die unsere Schritte in Zukunft leitet. Kein falsch Zeugniß mehr werde also von Ihnen abgelegt bei der Taufe. Tragen Sie bei der Taufe nicht ferner mehr Glaubenssätze vor mit feuriger Stimme, mit zum Himmel gerichteten Blicke, an die Sie selber nicht glauben! Verpflichten Sie die Taufzeugen ferner nicht mehr auf ein Glaubensbekenntniß, das Sie selbst für falsch halten; Sie glauben nicht mehr an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, — wohl, so legen Sie auch ferner kein falsches Zeugniß dafür ab bei der Taufe; — Sie glauben nicht mehr, daß Christus der Sohn Gottes sei, der zu seiner Rechten sitzt, — legen Sie dafür nicht wieder falsches Zeugniß ab: — Sie glauben nicht an Auffahrt gen Himmel, an Niederfahrt zur Hölle; — nun wohl, so unterlassen Sie Ihr falsches Zeugniß dafür in Zukunft. Es ist ein elender Nothbehelf, der die Lüge nur noch schlimmer macht, wenn Sie dem Glaubensbekenntnisse eine Einleitung in dunkeln, verblümten Redensarten vorausschicken, worin Sie leiser oder deutlicher anzudeuten versuchen, daß die Sache nicht so ernstlich gemeint sei. Wenn Sie nicht strict und entschieden Alles hinauswerfen, was Sie für Irrthum halten, so verharren Sie in Ihrem falschen Zeugnisse. Haben Sie es denn in Ihrer unwahren Selbstgefälligkeit nie gemerkt, meine Herren! haben Sie es denn auf den peinlichen, schmerzlichen Gesichtszügen der Eltern nie gelesen, wie sehr Sie die Gemüther verletzten, indem Sie sich selbst im Voraus als Lügner ankündigten? Glauben Sie, daß es uns nicht tief in die Seele geht, wenn unsere Kinder, denen wir Herzensreinigkeit von Gott herabflehen, gleich beim Eintritt in die Welt, in demselben Augenblicke, wo sie in den Bund der Wahrheit aufgenommen werden sollen, mit unlautern Histrionen-Manieren empfangen und mit dem Makel der Lüge bespritzt werden? Also eine andere Taufformel, ein anderes Glaubensbekenntniß in Zukunft für Sie. Die Forderung werden Sie ganz gewiß selber an sich stellen, wenn Sie wirklich kein falsches Zeugniß mehr ablegen wollen. Eine zweite Forderung: Um der Wahrheit künftig die Ehre zu geben, werden Sie auch bei der Confirmation ein Glaubensbekenntniß zu Grunde legen, welches nichts enthält, was Sie für irrig halten könnten. Sie müssen demnach auch Ihren Religionsunterricht reinigen von allem dem, was Ihrer Ansicht im Wege steht, und zwar offen und frei müssen Sie dabei verfahren, nicht mit halben Andeutungen, und in jesuitischen Schlangenwindungen. Sie müssen die Bibel gerade so erklären, wie Sie sie auffassen. Drittens: Sie müssen demnach den lutherischen Katechismus abschaffen und einen neuen an seiner Stelle einführen, der bloß reinen Deismus und christliche Sittenlehre in Ihrem Sinne enthält. Auch

diese Forderung der Wahrhaftigkeit werden Sie nicht in Abrede stellen. Viertens muß ein neues Gesangbuch durch Sie in Ihren Gemeinden eingeführt werden, worin jede Hindeutung auf ein Wunder, auf die Versöhnungslehre, auf die Auferstehung des Fleisches, auf den jüngsten Tag gänzlich fehlt. Mit Gesängen, die nur ein einziges Wort davon enthalten, dürfen Sie Ihren Gottesdienst nicht ferner einleiten, wenn Sie nicht von Neuem falsch Zeugniß ablegen wollen. Durch Textverfälschungen der alten, schönen Gesänge, wie dieses von Ihrer Partei leider so häufig geschehen ist, dürfen Sie sich dabei auch nicht zu helfen suchen, wenn Sie nicht neben der Sünde eines literarischen Falsums auch noch eine Sünde gegen den guten Geschmack begehen wollen. Fehlt es Ihnen an jener tieferen Poesie und an jener innigeren Frömmigkeit und Glaubensfreudigkeit, von welchen jene schönen alten Gesänge durchwebt sind, so müssen Sie warten, bis wieder begeisterte, fromme Dichter auch unter Ihnen erstehen. Einstweilen müssen Sie sich schon mit matterer Waare begnügen. Die ganze Perikopen-Ordnung müssen Sie ferner fünftens umwerfen. Wenigstens drei Viertel der Evangelientexte, über die Sie bis jetzt gepredigt haben, dürfen Sie nicht ferner in den Mund nehmen. Sie glauben nicht an das Wunder, darum dürfen Sie der Gemeinde auch das Wunder nicht mehr vorlesen, oder Sie fallen in Ihren alten Fehler zurück, Sie legen abermals falsch Zeugniß ab. Jene unwürdige Taschenspielerei, vermöge welcher Sie, nachdem Sie den Text mit seinem Hauptinhalte, dem Wunder, der Gemeinde vorgetragen hatten, plötzlich ein ganz anderes Thema unterschoben, welches mit den Haaren herbeigeholt war, und in gar keiner inneren Beziehung zu dem biblischen Texte stand, dürfen Sie nicht mehr exerciren. Sie dürfen die Wunder nicht mehr wegeskamotiren, wie Sie bisher gethan, sondern Sie müssen sie ganz aus dem Spiel lassen. Wenn

aller Perikopen ausmerzen und sich blos etwa an die Bergpredigt, an einige schöne Gleichnisse und vielleicht an einige apostolische Briefe halten. Wenn Sie wirklich aller Unwahrheit entsagen wollen, wenn Sie wirklich in Zukunft kein falsches Zeugniß mehr ablegen wollen, so werden Sie auch mit dieser meiner Forderung übereinstimmen. Und endlich sechstens werden Sie mehrere unserer wichtigsten christlichen Feste aufgeben und abschaffen müssen. Weihnachten, als den Geburtstag unseres Meisters, können Sie noch ferner mit Ihrer Gemeinde feiern. Sie können auch noch ferner in stiller Trauer am Freitage den Kreuzestod verehren, aber der Auferstehungsmorgen wird bei Ihnen und Ihrer Gemeinde schon wegfallen müssen, denn Sie glauben nicht mehr an die Auferstehung Christi von den Todten. Von Himmelfahrt ferner kann bei Ihnen gar nicht mehr die Rede seyn, der Festtag hört auf; und wenn Sie Pfingsten noch ferner feiern wollen, so rathe ich Ihnen wenigstens an die Stelle der Feier des heiligen Geistes eine Frühlingsfeier daraus zu machen. Ich rede nur von denen Herren Geistlichen, welche den Glauben an Wunder und an die übernatürliche Persönlichkeit Christi, welche den Glauben an Erbsünde und Versöhnung im Sinne der symbolischen Bücher aufgegeben haben. Daß diese um kein Jota anders handeln können, wenn sie die lange gewohnte Lüge aufgeben, wenn sie nicht fürder falsch Zeugniß reden wollen, das, meine Herren! wird und kann mir Niemand bestreiten. Oder hätten unsere rationalistischen Geistlichen es wirklich schon so weit gebracht, wäre der letzte Rest von Wahrheitssinn im Volke bereits schon so weit verdorben und angefault, daß auch hiegegen ein Widerspruch möglich wäre? sollte die offenbare, nackte Lüge vom Volke in Schutz genommen werden können? Ich will es nicht glauben; ich glaube auch nicht, daß einer der Herren der Geistlichen, welche meine Voraussetzung trifft, gegen meine Forderungen Widerspruch einlegen kann. Die Sache ist also abgemacht, wir sind einig. Aus dem einfachen Gebote, daß wir nicht falsch Zeugniß ablegen sollen, sind die Consequenzen der kirchlichen Reformen für die Lichtfreunde gezogen. Und diese Reformen, mit denen Sie nicht länger warten dürfen, wenn Sie nicht länger Lügner seyn wollen, von denen der nächste Sonntag schon Zeuge seyn muß, wenn es Ihnen wirklich Ernst ist, diese denken Sie wirklich in der alten Kirche durchzusetzen? Ihr wenig geschärfter Wahrheitsinn hat sich dieselben vielleicht in dieser Ausdehnung noch nicht ausgemalt, sonst begreife ich wenigstens nicht, wie Sie nur an die Möglichkeit haben denken können, einen so plötzlichen Umsturz in einer Kirche zu bewirken, die immer noch treue und wahre Anhänger genug ihr eigen nennt. Auf dem Wege gütlicher Ueberzeugung werden Sie diese Anhänger gewiß für's Erste nicht gewinnen können, solche sanguinische Illusionen werden Sie sich selber nicht machen. Es würde Ihnen also nichts übrig bleiben, als die Anhänger des alten Glaubens mit Gewalt aus ihrer eige-

nen Kirche zu entfernen. Ist das Ihre Absicht? Meine Herren! bedenken Sie wohl, was Sie zu thun haben, bedenken Sie, auf welche Weise Sie Diener dieser Kirche geworden sind? Durch Lüge und Verstellung sind Sie es geworden, durch tägliche Lüge und Verstellung sind Sie als solche darin erhalten. Sie haben sich darin eingeschlichen durch falsches Zeugniß, und jetzt, da Sie die Stärkern zu seyn glauben, wollen Sie die alte Sünde der Lüge mit der neuen Sünde der Unterdrückung vertauschen? Meine Herren! ich mag über diesen Punkt mit Ihnen nicht streiten; wer nicht so viel Rechtssinn besitzt, daß er auf den ersten Blick das Niederträchtige eines solchen Versuchs einsieht, der ist überhaupt alles Rechtssinnes baar und ledig. Das Blut dringt mir zum Herzen und empört sich in meinen Adern, wenn ich daran denke, wie vor meinen Augen ein solches Attentat gelingen könnte, ich würde an der Gegenwart, ich würde an meinem Volke verzweifeln. Ja, ich verschmähe es, mit Ihnen hierüber zu streiten, wie ich es verschmähen würde, mit dem Betrüger über das Unmoralische seiner Handlungsweise Ansichten und Ideen zu wechseln. Aber ich rufe Ihnen die Worte jenes französischen Deputirten zu, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit aussprach: Ihr wollt frei seyn, und versteht nicht einmal gerecht zu seyn. Nein, meine Herren! nicht durch solche ungerechte Mittel wird die Glaubensfreiheit errungen, die wir erstreben. Nur wenn wir gerecht sind gegen Andere, können wir Gerechtigkeit für uns fordern. Wo steht denn geschrieben, daß überhaupt nur eine einzige protestantische Kirche seyn soll? Der Protestantismus kann nicht nur in verschiedenen Secten sich darstellen, sondern er muß es auch. Bei den verschiedenen Glaubensrichtungen der heutigen Zeit führt die Idee einer einzigen Kirche nothwendig zum Glaubenszwange. Wesentlich verschiedene Glaubensrichtungen können nicht zusammen in einer Kirche leben, ohne daß die eine oder die an-

Wir aber, Angesichts dieser hellen Haufen protestantischer und katholischer Lichtfreunde, fragen Alle, die es angeht, und deren Amtes es gewesen: wer hat uns diese falsche Zeugen gebracht? wer hat solche zu Hütern des Volks bestellt, daß sie fort und fort, mit dem Heiligsten ein lügenhaftes Spiel treibend, es unwahr gemacht durch und durch; daß es, in hohlen, pomphaften Phrasen verkehrend, keinen Verlaß mehr hat, und, gleich seinen Leitern, falsch Zeugniß redet auf allen Lebensgebieten? Wer hat in der katholischen Kirche die Mattherzigkeit, Lauheit, Schwäche, Gleichgültigkeit, Geschmeidigkeit für irdische Zwecke und weltliche Gesinnung als nothwendige Erfordernisse zur Aufnahme in die Classe, aus der die Hirten gewählt werden, aufgestellt? und wer hat aus diesen Bevorzugten, der Heerde nun solche Miethlinge vorgesetzt, die dem Wolfe selber seine Beute in den Rachen treiben? Wer hat alle katholischen Lehranstalten, von unten auf bis zur Höhe, sophisticirt, gefälscht, desorganisirt, mit zerstörenden Elementen durchgesäuert, in allen ihren Lebensadern unterbunden, daß sie in sich zerfallen, und vermodert, sich selber aus dem kalten Brande ihr Verderben erziehen mußten? Wer hat alle Bande der innern Kirchenzucht gelöst, und sie dem Mäusefraß elender Schreibergesellen preisgegeben? Wer hat so bei den katholischen, wie bei den protestantischen Bildungsanstalten eine durch und durch heidnische Erziehung eingeführt, in die etwa von Zeit zu Zeit einzelne christliche Laute, wie aus einer Fabelwelt eingefallen; nur um durch ihre unkörperliche, geisterhafte Schwäche den Spott der kecken Gesellen, die ganz andern Göttern dienen, herauszufordern? Wer hat alljährlich Schaaren von Hunderten, die von Kindesbeinen an in der Schule des Unglaubens erzogen worden, wenn sie es endlich bis zur Doctorwürde gebracht, in das Land ausgesendet, daß sie sich massenweise in das protestantische Volk getheilt, und es wieder in den freien Künsten mit kluger Vorsicht unterrichtet, in denen sie selbst es zur Meisterschaft gebracht? Sie haben ein Volk im Volke nach ihrem Bilde sich erzogen, das grundsatzlos, wie sie selber, weil ohne religiösen Grund, auch ohne nachhaltigen sittlichen ist; darum weil ohne Glauben auch ohne

Treue, ohne Ehre und Bestand; beweglich wie der Staub auf der Landstraße; und wie der Nebel, der in Wolken zieht; ohne Liebe zwar, aber keineswegs ohne Haß; ein Pöbel, leicht und hohl, wie die Spreu, die der Wind von der Tenne jagt. Und diese lose Masse, sie hat man mit dem Winde eines oberflächlichen Wissens aufgebläht; also, daß sie vollends hoffärtig in ihrer Leere geworden, sich in alle Lüfte hinaufgehoben, und nun wie ein Heerrauch die Lande überzieht. Die gänzliche Abwesenheit alles Principienhaften; die ausgehöhlte Nichtigkeit des ganzen Daseyns hat man zum System erhoben, und diese Lehre predigen lassen, so weit der Heerrauch sich hingezogen. Alle Redearten, gebundene und ungebundene; alle Formen der Darstellung, alle Künste und Wissenschaften hat man dazu angekuppelt; alle Formate haben sich dieser Doctrin eröffnet; der Buchhandel hat sein Bestes gethan; die Censur hat gewacht, daß Jeder seinen Bedarf erhalte, und nichts Fremdes stören möge. Damit das Gas der Lichtfreunde allerwärts sich hinvertheile, hat man die Röhren durch alle Logen gelegt; Journale und Zeitungen haben es in alle Welt getragen; da die Gewinnlust noch allzu saumselig sich gezeigt, hat man sie durch Begünstigungen gespornt; alles, was Einrede zu thun versuchte, wurde, weil es das Volk nur irren konnte, an der Gränze abgewiesen. Denn es war ein Geschrei ausgegangen, die Kirche, der alte Erbfeind, stehe vor den

schaften zu ihrer Bundesgenossin nehmen; daß sie rechts dem Aberglauben, links dem Unglauben wehren. Also wurde der intelligente Landsturm, groß gewachsen in jener Bildungsschule, aufgeboten. Freund oder Feind, Alles, was nur eine Partisane brachte, wurde willig aufgenommen und einrangirt, um gegen die böse Feindin auszuziehen. Der Radikalism lachte, lief mit zu, und rüstete mit zum Streite gegen den gemeinsamen Feind. Man ignorirte den fingirten Bundesgenossen, man werde am Ende sich wohl mit ihm auseinandersetzen. Da wollten die Verhängnisse, daß in der Schweiz sich ein ähnlicher Streit erhob. Dort hatte die Ultramontanin auch in den Gebirgen sich blicken lassen; in vier Wochen sollten zwei Jesuiten in Luzern eintreffen. Darum haben achttausend Mann ohne Verzug gegen die Eindringlinge sich aufgemacht. Da diese aber inzwischen Bürgen gefunden, die sich ihrer Sache angenommen; so ist der Feldzug, wider Verhoffen, gar übel ausgeschlagen. Der Zug, wenn er glücklich ausgefallen, sollte der rechten Mitte in der Schweiz die Herrschaft verschaffen; also hatte diese sich geschmeichelt; aber unversehens war sie in Zürch am Tage zuvor abgesetzt worden. Sohin blieben der Radikalism und der Ultramontanism der Urcantone allein auf dem Schlachtfelde zurück. Der Zug war also geordnet, daß die Radikalen des Cantons Luzern an seiner Spitze zogen; der Canton wäre, wenn er erlegen, ein Opfer des Selbstmordes gefallen. Er siegte aber gegen alle Abrede, und nun mußte Leu mit dem Leben den Sieg bezahlen. Die Seinen klagten auf Meuchelmord, zu dem die Geschlagenen sich zusammengenommen; diese aber legten, zwiefache Meuchelmörder, die Anschuldigung des Selbstmordes auf die Seele des Todten, zwischendurch die That für eine Tellsthat erklärend. Die Welt fand das Alles glaubhaft. Der Kampf aber hatte das Kirchliche recht derb gemeinverständlich in's Politische übersetzt, und alle Worte auf ihren rechten Werth zurückgebracht; und die Welt stutzt nun freilich ein wenig. Darum lesen wir zu ihrer Rechtfertigung in Nr. 202 der Leipziger Allgemeinen Zeitung: weil die süddeutschen Regierungen dem Uebergreifen des Ultramontanisms und des Jesuitisms keine Schranken gesetzt, darum hätten die Nord-

deutschen auch die Secte, die sich unter dem Namen der Alt-lutheraner gebildet habe, das heißt den protestantischen Ultra-montanismus und Jesuitismus, geduldet; und überdem das Un-glaubensbekenntniß des Deutschkatholicisms als ein Glaubens-bekenntniß sich gefallen lassen; der Bruch innerhalb des Ka-tholicismus sei also die Folge der ultramontanen Bestrebungen. Das war vor vier Wochen etwa ausgeredet; seither aber, rasch wie die Strömung der Dinge fließt, hat diese Kette von Ursache und Wirkung sich um viele Glieder fortgeschlungen. Die Licht-freunde haben das Credo des katholischen Unglaubens zu dem Ihrigen gemacht, und verlangen, wie billig, noch ein Weiteres. Die Freunde und Heger der Reformbewegung im Katholicism wollen in ihren Eingaben die schließliche Reform der Refor-mation: das Altlutherthum gleich sehr verwerfend, wie die unirte Mischkirche. So sind wir nach Wolle ausgegangen, und kom-men selbst geschoren nach Hause; tausend Hände reichen längst verfallene und vielfach verlängerte Wechsel der Nemesis dar, und verlangen endliche Befriedigung. Der Gallimathias, den man längst schon in seiner grammatischen Unform als eine vollkom-men berechtigte Sprache anerkannt, und mit rühmlicher Geläu-figkeit geredet; die Zudringlichen wollen sich durch ihn nicht be-schwichtigen lassen; die Schwindelbank droht zu brechen. So ist die unbeschreibliche Confusion entstanden, in der sich die Union aller Ungläubigen gegen die Glaubenden vollbringt. Ein Bau-meister nach dem andern schleicht davon, um sich der Land-wirthschaft zu ergeben. Adrastea, die Jägerin im Gebirge, hat zu der kleinen Hunderace, nur zur Kaninchenjagd brauch-bar, einige Bluthunde in den Leitriemen genommen; denn sie scheint auf Hochwild auszugehen. Unterdessen werden die Tänze der Phantome auf den Kirchhöfen sich forttanzen; nur Eines ist bei ihnen wundersam, daß sie also eifrig die Kirchen wie Irrlichter umschweben. Sie sollten die Theater beziehen; dort ist schon seit lange aller Apparat: Glocken, Orgeln, Kreuze, Meß-gewänder und Kelche angeschafft, und die Beleuchtung von un-ten für größeren Effect eingeführt.

XVIII.

Ueber katholische und protestantische Geschichtschreibung.

Erster Artikel.

Es gehört bereits zu den nichts weniger als seltenen Dingen, daß, wenn der Wunsch laut wird, es möchte sich doch recht bald die Philosophie zur christlichen gestalten, und damit an dem christlichen Aufbau der Wissenschaft auch ihren gebührenden Antheil nehmen, ein solcher Aufschwung aus dem Grunde für unstatthaft gehalten wird, weil es dann eine katholische, lutherische, calvinistische, Philosophie geben müsse, dieß aber eine Absurdität sei. Zweifelsohne glauben diejenigen, welche diese bannale Phrase einem Schilde gleich zur Abwehr ihres eigenen Gewissens aufpflanzen, hiemit etwas ungemein Bündiges und Unwiderlegliches gesagt zu haben, und sie mochten auch das Stillschweigen, welches bisher auf diese Argumentation erfolgte, in diesem Sinne auslegen. Allein wenn man schwieg, geschah es in der That nicht wegen der Gründe, auf die sich diese Behauptung stützt, sondern wegen der Widerlegung, die wenn nicht die platteste Gedankenlosigkeit jetzt an der Tagesordnung wäre, von selbst bei der Analyse der nur scheinbaren Begründung sich ergibt. Denn es heißt dieser Satz entweder, es müsse wirklich, weil und wenn es eine katholische Philosophie gäbe, auch eine lutherische, protestantische geben, oder es gibt keine christliche, weil es keine katholische oder protestantische gibt. Einen andern Sinn kann der Satz nicht haben;

nothwendig ist er aber in der einen wie in der andern Beziehung widerlegt, wie es wirklich eine Philosophie gibt, die, entweder aus den Prinzipien des katholischen Dogma's oder der Auffassungsweise einer protestantischen Confession geflossen ist. Und da wohl Niemand ebensowenig läugnen wird, daß es vom heiligen Augustinus bis Baader und Rosmini eine katholische Philosophie gegeben, als daß, seitdem die protestantische Welt sich mit Philosophie beschäftigt, eine Philosophie aufkam, die den Principien des Katholicismus so ferne steht, wie die protestantische Confession der Kirche, und schon durch das Charakteristische des Protestantismus, die systematische Negation alles Katholischen, sich als ächt protestantisch erweist, so geht aus allem diesen von selbst hervor, daß die guten Leute, welche durch die erwähnte Behauptung Andere ad absurdum geführt zu haben glaubten, offenbar nicht wußten, was christlich, was katholisch, was protestantisch sei. Ob sie wissen, was Philosophie sei, wollen wir billig nach diesem unerforscht lassen. Es ist vergeblich, dieser Widerlegung durch die Waffen einer von den Philosophen nur zu oft aufgegebenen Kunst, der Logik, etwa die nichts sagende Behauptung von der absoluten Freiheit der Philosophie entgegenzustellen. Mag man immer von dieser sagen, sie behaupte nicht, daß sie die Wahrheit habe, sondern sie vindicire sich nur das mühevolle Geschäft des Suchens; der Zwiespalt des Lebens, Gegensätze und Parteien seien für sie nicht vorhanden, sie schwebe mit freiem königlichen Schritte in stolzer Unparteilichkeit über den Personen und über den Sachen, und biege nicht zur Rechten und nicht zur Linken aus. Stets bleibt wahr, daß, wenn die Philosophie nicht eine geistige Phantasmagorie werden solle, sie vorerst, wenn auch nicht immer die Philosophen, an Logik gebunden sei; für's Zweite steht ihr die Natur und endlich auch die Geschichte als eine große Nothwendigkeit zur Seite. Und hier läßt sich nichts düpfeln und nichts deuten! Thatsachen haben die eigenthümliche Dreistigkeit in sich, von Jedermann Anerkennung zu verlangen, und den, der sie ignorirt, als einen Ignoranten zu

constatiren. Die vielgepriesene Freiheit der Philosophie ist deshalb nur scheinbar. Sie besteht nur im Irrthume allein. Will sie Wahrheit erstreben, so muß sie von Principien ausgehen, welche nicht selbst der Wahrheit den Zugang verweigern, freventlich die natürliche wie die göttliche Offenbarung in Frage ziehen. Sonst tritt sie in Zwiespalt mit der menschlichen Natur, mit sich, der Welt, und hat keine andere Action als die der Selbstzerstörung.

Sonderbar ist es, daß diese Frage nach den Prinzipien so sorgfältig von denen vermieden wird, welche mit der größten Emphase das Prädicat wissenschaftlich für sich in Anspruch nehmen und das Recht zu haben glauben, auf diejenigen, welche an festen, unerschütterlichen Principien festhalten, als parteiische Forscher, beschränkte Geister und dergleichen mehr, mit schlecht verhehlter Verachtung niederzublicken. Woher wohl diese Erscheinung zu erklären ist? Etwa daher, weswegen, wie Horaz meint, den Gesunden der Kranke beneidet, den Sehenden der Blinde? Weil es schwerer ist, als so Viele glauben, ein festes Princip ausfindig zu machen, welches einerseits aller Forschung die nothwendige Freiheit gewährt, und andererseits, auf daß die Freiheit nicht in Willkühr ausarte, und die Forschung sich nicht selbst zersetze und zerstöre, eine allgemein anzuerkennende, unvergängliche Basis enthält. Daß ohne eine solche ein Verständniß zwischen Männern verschiedener Ansichten überhaupt unmöglich sei, wird Niemand bestreiten wollen; eben so gewiß ist es aber auch, daß, sei es aus Leichtsinn, sei es aus Unverstand oder Böswilligkeit, gerade in Deutschland diese Basis auf der einen Seite eben so Preis gegeben wird, als man sie auf der andern Seite festzuhalten sucht, dafür aber Haß und Verläumdung ärndtet.

Es wäre eine interessante Untersuchung, aus den Werken jetzt lebender und in Ruf und Ansehen stehender Historiker, etwa in ähnlicher Art, wie bei einem Sallustius oder Tacitus, untersucht wird, ob ein Götterglauben, oder nur die Annahme eines Spieles des Zufalles bei ihrer Weltanschauung

herrsche, die Grundsätze zu untersuchen, nach welchen sie sich die Leitung menschlicher Schicksale zu erklären suchten. So weit unsere Kenntniß der deutschen Literatur reicht, glauben wir versichern zu können, es würde das Resultat meist ein erbarmungswürdiges seyn. Wenn der hohle Bau philosophischer oder philosophisch klingender Phrasen weggeräumt wäre, möchte wohl bei der Mehrzahl eine Gesinnungslosigkeit zur Schau treten, eine Scheu, Gott die Ehre zu geben, ein Buhlen mit der deistischen Hefe unseres literarischen Pöbels, daß die antike Welt wie die christliche von solch kläglicher Halbheit sich mit Unwillen hinwegwenden müßte. Vom Jahre 1830 bis 1840 glaubte man dem lieben Gotte noch alle mögliche Ehre erwiesen zu haben, wenn man statt seiner „den Weltgeist" als Regierer der Welt annahm. Das hieß vom christlichen Standpunkt aus nichts anderes, als dem Teufel die Leitung der Welt zuzuschreiben, und an die Stelle christlicher Weltanschauung die manichäische zu setzen. Allein, Gott oder Teufel, über solche kleinliche Unterschiede setzt sich das deutsche Bewußtseyn um so leichter hinweg, als ja nach dem neuesten Systeme der positiven Philosophie es sich der liebe Gott hat gefallen lassen müssen, daß Ihm von Hinten der Teufel angepappt wurde, und Er Gott und Teufel in einer Person ist. Dreht Er sich gegen Vorne, so ist er Gott, dreht Er sich gegen Hinten, so ist Er der Teufel; alles, ohne daß ein Widerspruch zwischen dem Einen und Anderen wäre. Gerade so, wie es Puppen gibt, die der Spielmann vornen als Bajazzo, hinten als alte Frau maskirt. — Seit 1840 avancirte der Weltgeist, jedoch nur langsam und nicht ohne Rückfall bis zur „Gottheit", dem unbekannten Gotte der Athener, und selbst Gelehrte, welche in Bezug auf positive Kenntnisse der Deutsche mit großer Achtung nennt, glauben, wenn sie, gleich Robespiere, ein être suprème in der Wissenschaft anerkennen, bereits das Aeußerste gethan zu haben. Mehr von ihnen zu fordern, überschreite die Gränzen der Billigkeit, und was darüber sei, sei ultramontan, fanatisch und vom Uebel. Doch gibt es Andere, welche mit

großer Geläufigkeit von Zeit zu Zeit von höherer Leitung und dergleichen zu sprechen wissen. Es ist dieß, um ihrem Buche das nothwendige θεῖον zu verschaffen, eine Modefarbe, ohne welche das Buch in gewissen, übrigens sehr genügsamen Kreisen keine Leser erhielte, und die jetzt auch in Norddeutschland wieder einigen Absatz findet. Leider ist dieses aber in vielen Fällen so übel angebracht, daß man gerade bei den erhabensten Stellen sich des Lächelns kaum erwehren kann. Nicht, als seien wir der einmal in diesen Blättern ausgesprochenen Ansicht, der berühmte Verfasser eines solchen Geschichtsbuches habe selbst das nicht geglaubt, was er Erhabenes verkündet. Dieß erscheint uns als ein Eingriff in die Gerechtsame seines Inneren; allein so viel ist sicher, der Eindruck, den er hervorruft, ist von der Art, daß der Leser unwillkührlich bei dem Erhabenen zum Scherze gestimmt wird, da die göttliche Intervention meist nur dann zu Hülfe gerufen wird, wenn der grübelnde Scharfsinn des Verfassers eine Sache in ein neues Licht gesetzt hat, und nun das kleine Ich des Autors mit dem herbeigerufenen Gotte in eine Person zu verschmelzen vermag.

Nichts ist leichter, als aus voller Kehle Wahrheit, Licht, Licht zu schreien. Wenn es auf das Geschrei ankäme, wäre Mancher ein großer Held, und die Baalspfaffen auf dem Berge Karmel wären in ihrer Art eben so unter die Zeugen der Wahrheit zu zählen, als das himmelstürmende Pygmäengeschlecht unserer Tage. Mit welcher Begeisterung spricht z. B. Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Tugend und Menschenwürde. Aber wo sie in der Geschichte auftritt, hat er schnell Unrath gewittert; es zwingt ihn unwiderstehlich, sie zu begeifern, was rein ist, zu beschmutzen, was größer ist als er — und was ist es nicht — zu bekritteln. Er vermag sich über Alles, was von einer moralischen Bedeutung ist, zu ärgern; er ruht nicht eher, als bis es in den Koth gezogen ist, und freut sich dann dessen so kindisch, daß man sich unwillkührlich zum Mitleide gestimmt fühlt. Zehn

Widersprüche in einem Athemzuge auszusprechen, rasendes Wehgeheul über alle diejenigen zu erheben, welche sich nicht gutwillig ihre Rechte durch irgend einen Theoretiker, der bei ihm Gnade fand, entziehen lassen wollen, und eben so hämisches Bekritteln der Absichten derjenigen, die dem Wesen nach dieselben Grundsätze vertheidigen, welche sonst vor dem Verfasser Gnade finden; das kleinlichste Absprechen aller guten Eigenschaften bei denjenigen, welche Deutschland zu seinen trefflichsten Söhnen zählt; ein cynischer Eigendünkel, der mit dem groß thut, was Anstand und Sitte mit Stillschweigen zu umgehen gebieten; eine rohe Sprache, gemeine Ausfälle, leidenschaftliche Wuth, die Zügel und Meister abgeworfen hat, weisen dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts einen Platz unter den Pamphleten an, die zu Erreichung eines augenblicklichen Endzweckes geschrieben werden. Kein Anblick wäre widriger, als der einer verblichenen Schönen, welche eben so hungerig Huldigungen begehrt, als sie dem Anscheine nach bemüht ist, sie abzuwehren, oder eines Enthusiasten für Ascese, der eben deßhalb sich selbst über alle Anforderungen gewöhnlicher Moral erhaben dünkt. Keine Weisheit wäre lächerlicher, als wenn sie aus dem Munde der Eitelkeit stammte, die sich mit dem brüstet, um was sie andere beneidet, und dessen Besitz bei ihr selbst zur Caricatur wird. Wir verlangen von Niemanden, daß er dieselben Empfindungen hege, wie wir; allein Schlosser, der ohnehin, wie er von Zeit zu Zeit drucken läßt, nichts liest, was über ihn geschrieben wird, wird es uns in seiner Imperfectibilität nicht verargen, wenn die Lectüre seiner Werke solche Bilder bei Lesern hervorruft, die, mit der Leine der Logik versehen, das Danaidenwerk unternehmen, Zusammenhang in die Schlosserschen Ideen zu bringen. Und dennoch wird uns versichert, Schlossers Geschichte soll ein Nationalwerk der Deutschen seyn. Armes Deutschland! Vermagst du keine andern Korypyhäen deiner historischen Literatur aufzuweisen, wird dir nichts besseres geboten, als diese Verhöhnung aller Moral, des Anstandes, des Rechts und der Billigkeit, so möchte die

Zeit seines geistigen Bankerottes unaufhaltsam angebrochen seyn! —

Allein, die warmen Verehrer Schlossers haben Recht, wenn sie gerade ihn auf den Thron erheben, der das Princip individueller Willkühr zur Grundlage der historischen Critik machte, und dadurch das Princip des Protestantismus bis zur äußersten Consequenz brachte. Nicht als ob dieses etwa bei Raumer und Ranke nicht auch der Fall wäre. Allein Beide haben ein unbestritten künstlerisches Talent, welches bei dem Einen in dem Sichergehenlassen, durch eine zu große Vernachlässigung der Form erstickt wurde, bei dem Andern der Berliner Officialität zu Liebe aufgeopfert wurde; im Ganzen genommen aber bewahrte es doch Beide vor so groben, historischen Verirrungen. Schlosser's formlose, polygonische Natur aber hat die Consequenzen viel unumwundener hervortreten lassen, und wer nicht mit einer Gedankenlosigkeit ohne Gleichen an die Lectüre seines Buches geht, oder mit jener künstlich und absichtlich erregten Bewunderung, welche auch das Absurdeste richtig und das Trivialste schön findet, muß sich mit Unwillen von dem Hokuspokus-Raisonnement wegwenden, das, der wilden Jagd zu vergleichen, über Wiesen, Gärten, Saaten, Stoppeln, Wald und Flur der Geschichte athemlos hinüberrennt. Man muß deshalb nur die Leute gewähren lassen; der künstliche Enthusiasmus legt sich, wenn man ihm nicht entgegentritt, von selbst am ehesten, und die Sorte von Leuten, welche sich diesem hinzugeben pflegt, hört in der Regel damit auf, das zu verabscheuen, was sie anfänglich bewunderten.

Es ist nicht meine Absicht, diesen Blättern eine Critik der lebenden Historiographen einzuverleiben, sondern nur im Allgemeinen auf dem Gebiete der historischen Literatur das Hervorragende der beiden Richtungen zu bezeichnen, innerhalb welcher das ganze politische und geistige Leben der Deutschen bereits mit einer Art von Naturnothwendigkeit verfließen muß. Da ist es nun ein interessantes Schauspiel, theils die öffentli-

chen Blätter, theils die biographischen Lexica, durch welche Buchhändler ihren Autoren Ruhm und Unsterblichkeit zu verschaffen pflegen, zu durchgehen, und das Primat der Historiographie nach Wohlgefallen austheilen zu sehen. Eine Stimme vom Rheine her weist mit Ungestüm Hrn. Schlosser dasselbe an; der Leipziger Apollo Musagetes, Hr. Brockhaus, nimmt es für den Mann zweier Erdtheile, Hrn. Raumer, in Anspruch, dessen Unglück es nun einmal ist, ein Publikum zu haben, das Alles liest, was er schreibt, und ihn dadurch aufmuntert, über Alles zu schreiben, was er versteht und auch nicht versteht. Dagegen ist in neuester Zeit von einer Seite, welche sich durch Reichthum der Ideen, schlagenden Witz, geistreiche Behandlung und Fruchtbarkeit selbst für die Palme qualificirte, wenn die Authenticität ihrer Darstellungen immer erwiesen wäre, den beiden Erstgenannten Ranke nicht als Dritter, sondern als Einziger und Größter angereiht worden. Freilich haben einstmals die deutschen hallischen Jahrbücher ein anderes Urtheil gefällt, welches zur unparteiischen Würdigung nicht vergessen werden darf. Sie behaupteten, „durch Ranke's willkührliche Zusammenstellung, durch die eitle Effectmacherei werde die wahre Wirklichkeit der Geschichte, ihr reicher, innerer Organismus verdunkelt. Die Anekdotengeschichte, welche sich an nebelhaften Allgemeinheiten und Halbwahrheiten eine Art von vornehmem, philosophischem Hintergrunde zu geben suche, leide an einer solchen Unruhe und Zersplitterung, daß der Leser wohl für den Augenblick in Spannung erhalten und immer von Neuem angestachelt werde; wenn er aber das Buch aus den Händen lege, habe er so gut wie gar nichts profitirt.“ Diese Worte, welche sich auf die Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter beziehen, bezeichnen zugleich auch sehr richtig den Eindruck, den „die römischen Päpste“ desselben Autors machen. Ranke hat schlagender als irgend ein anderer Schriftsteller bewiesen, daß man, um das katholische Leben aufzufassen, und die Personen, welche sich im Mittelpunkte desselben bewegten, richtig zu würdigen, noch einige höhere Qualitäten

besitzen müsse, als bloß geistreich zu seyn. Seine historischen Figuren gleichen den Darstellungen mancher durch ihre Conceptionen berühmten deutschen Maler, welchen das eigentliche Leben fehlt, und die eben deßhalb mehr Larven als Personen sind. Es gelingt ihm, einige Seiten derselben mit unläugbarem Geschicke darzustellen; allein, wenn die Seele hinzutreten solle, um die einzelnen Theile zu einem Ganzen zu vereinigen, so schwinden diese dahin, es sind Nebelgestalten, keine Persönlichkeiten. Doch ist ein Eindruck des Buches bleibend gewesen, und wir glaubten denselben bei den großen, politisch-kirchlichen Fragen des Jahres 1837 wiederholt hervortreten zu sehen. Ranke's Scharfsinn hat ihn zwar nicht immer die großen, aber doch sehr regelmäßig die kleinen und schwachen Seiten der Päpste bemerken lassen; er hat einen tieferen Blick in die Verwaltung des Kirchenstaates und der Kirche geworfen, als viele Andere. Zwar nicht so tief, um die, eine Art von Nothwendigkeit erzeugenden Verschlingungen und Verwicklungen von tausenderlei Ansprüchen, Rechten und Freiheiten aufzufassen, aber doch, um zu sehen, daß Manches daselbst vorkömmt, oder vorgekommen ist, welches in streng geordneten, monarchischen Staaten so leicht nicht statt findet, und, wo es sich zeigt, den Stempel menschlichen Gebrechens an sich trägt. Noch mehr. Die vielfältigen Zwistigkeiten, welche unter Katholiken und den ehemals katholischen Mächten statt fanden, und die durch die Glaubensspaltung entstandenen Grundsätze und Gewalten zu einer Macht kommen ließen, welche dieselben sonst wohl nie erlangt haben würden, und in der That nur zur verdienten Züchtigung katholischer Kurzsichtigkeit erlangten; dann die Unterstützung, welche in sehr seltenen Fällen, und auch da nur nothgedrungen, protestantische Mächte dem römischen Stuhle gegen seine Dränger verliehen, dienen ihm nicht zum Beweise, daß etwas Unverwüstliches in der Verfassung der Kirche und ihrer uralten, nimmer erlöschenden Dynastie liege, gegen welche schlechte Katholiken so wenig, als gute Protestanten etwas auszurichten vermögen, sondern mit der Sophistik, welche so

häufig bei Parteileuten die Stelle der Logik ersetzen muß, geht nach Ranke aus allem diesem nur hervor, daß, wenn dem römischen Stuhle seine weltliche Macht entzogen wird, er selbst nothwendig in den Staub sinken müsse. Das ist die Logik unseres Jahrhunderts, welches den Vordersatz wie den Nachsatz zugibt, und nur die Consequenz läugnet. Gerade weil bisher alles das ein entgegengesetztes Resultat hervorrief, was man zum Sturme der Kirche in Anwendung brachte, muß der Sturm selbst nicht aufhören, sondern derselbe mit neuen Waffen und neuem Muthe geführt werden! Um aber demselben eine vermeintliche, moralische Basis zu geben, wird er selbst künstlich rückwärts datirt, auf ähnliche Weise, wie, je mehr der Protestantismus bei seiner Selbstzersetzung als Confession die Bürgschaft einer Zukunft verliert, seine Theologen ihn künstlich rückwärts zu datiren streben, und nicht bloß rechtschaffene, gläubige Kirchenlehrer, sondern auch Heilige mit einemmale Protestanten („unsere Heilige") gewesen seyn müssen. Da muß jetzt das ganze deutsche Mittelalter mit seiner reichen, organischen Blüthe, seinem vielgegliederten Leben im beständigen Gegensatze zu Rom sich entwickelt haben — eine kolossale Lüge, welche kein ernsthafter Forscher je als wahr zugeben wird, und die ihre Aechtung am meisten durch die Geschichte jener Zeiten findet, wo die Kaiser, im Kampfe mit Rom begriffen, regelmäßig die eigentlich patriotische Partei unter den Deutschen wider sich mit Rom verbündet trafen. Allein was kümmert sich diese Geschichtforschung, welche die Geschichte nach einem bestimmten Systeme construirt, und nur so viel in dieselbe aufnimmt, als diesem zusagt, um das Gewicht unbeliebiger Thatsachen. Genug, daß durch einen solchen künstlichen Gegensatz — aber auch nur durch diese Mißgeburt allein — es möglich ist, die Deutschen glauben zu machen, deutsch und protestantisch sei immer eins gewesen; schon Arminius mit seinen Cheruskern habe den Sieg im Teutoburger Walde eigentlich mit dem Wittenberger Katechismus erfochten, und eben deshalb müsse denn auch das ohnehin nur durch seinen Fanatis-

mus bekannte Häuflein deutscher Katholiken von Rechtswegen mundtodt, politisch nicht existirend angesehen werden — eine Theorie, die bekanntlich dem Wesen nach Arndt's süßelndes Buch an die lieben Deutschen mit unwürdiger Perfidie adoptirte.

Welche Anerkennung ein Schriftsteller findet, welcher, wenn gleich Protestant, die ewigen und unvergänglichen, die allen gemeinsamen Grundlagen der Moral und des Rechtes der individuellen Willkühr zu Liebe nicht aufgibt, hat K. A. Menzel bewiesen, um von Hurter nicht zu reden, den wir in dieser Beziehung als Koryphäen zu nennen uns bewogen fühlen müßten, würde er nicht von den Protestanten schon vor seinem Uebertritt den katholischen Schriftstellern beigezählt worden seyn. — Im Gegensatze zu Ranke, dessen Werke die innern Zwistigkeiten der Deutschen eher fördern, als beilegen, zeigt K. A. Menzel die Wunden, welche sich Deutschland durch den Streit seiner Confessionen schlug, mit der sorgsamen Hand eines Arztes, der das Schmerzliche berührt, um Heilung zu geben, nicht um eine profane Neugierde zu laben, oder einem wissenschaftlichen Kitzel zu fröhnen. Man hat unlängst etwas Treffendes zu bemerken geglaubt, als man K. A. Menzel einen theologischen Historiker nannte. Allein, obwohl in seiner Geschichte Deutschlands die Theologie eine stärkere Rolle spielt, als in andern Geschichtsbüchern derselben Periode, so ist dieses doch nur, weil in den von ihm beschriebenen Jahrhunderten das deutsche Nationalbewußtseyn gänzlich vor den confessionellen Streitigkeiten weichen mußte. Menzel erkannte dieses, die Nation beherrschende Element in seiner ganzen Wichtigkeit an, und hielt es seiner unwürdig, wie so viele Andere, vor dem vorüberzugehen, was der Nation zu tiefest im Herzen sitzt. Es war eine dringende Nothwendigkeit, die Deutschen aufmerksam zu machen, wohin sie mit ihrer hochgepriesenen, religiösen Emancipation, mit dem großen Lichte, das die Reformation aufgesteckt haben soll, in politischer, in socialer, in geistiger Beziehung gekommen waren. Welcher Tyrannei stupider Büreaukratie, welchem Despotismus des widrigsten Cäsaropapismus,

welcher inneren Zersplitterung, welchem Mangel an nationalem Gefühle, welcher politischen Nichtswürdigkeit sie und ihre Leiter, groß und klein, hoch und gering verfielen! Sollte daher jener Ausdruck, Menzel sei ein theologischer Historiker, so viel heißen, als, es sei ihm nur um die Theologie zu thun gewesen, oder er sei von einem bestimmten theologischen Standpunkte ausgegangen, so müßten wir dieses auf das Bestimmteste in Abrede stellen. Gerade ein gewisser Indifferentismus gegen die mit einander streitenden Confessionen hat, neben den bedeutenden Vorzügen des Styles und der Quellenforschung, das Glück des Buches selbst bei Männern gemacht, welche nichts weniger als indifferent in Bezug auf religiöse Dinge sind. Freilich ist es gerade dieser Gleichmuth gegen alle Confessionen gewesen, welcher ihm auch die bittersten Vorwürfe der wirklich theologischen Historiker, wie eines Marheineke, zuzog, so wie das souveraine Stillschweigen, das manche Blätter Norddeutschlands in Betreff seiner mit großer Gewissenhaftigkeit beobachten, während dieselben doch sonst keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre literarische Trödelwaare mit vollen Backen anzupreisen. Wenn sich aber in Deutschland, sowohl in Bezug auf die furchtbare Katastrophe des siebenzehnten Jahrhunderts, als in Betreff der Auffassungsweise der Glaubensspaltung in den letzten Jahren eine bedeutende Veränderung ergab, so steht diese mit K. A. Menzel's Werke in Causalzusammenhang. Man kann ohne Uebertreibung sagen, es sei jeder Band mit einer Art von Jubel aufgenommen worden, und die Wiederkehr des katholischen Selbstbewußtseyns, das erstarkte Gefühl eigener Kraft und Würde, dieser große moralische Umschwung der Gemüther ist, in wie fern die Literatur auf seine Gestaltung Einfluß hatte, nicht zum geringsten Theile eine Folge des Erscheinens dieses Buches. Die Katholiken waren durch den lauten Chorus der Monopolisten aller Literatur, ja, wie diese glaubten, selbst aller Gedanken, schon halb und halb resignirt, in der ganzen Geschichte Unrecht zu haben, von dem Mitleiden und der Gnade ihrer Gegner zu leben, und

sich von diesen, nach guter Löwenart, die deutsche Geschichte, ja ihren Rang und ihre sociale Stellung zuschneiden zu lassen, als K. A. Menzel, nachdem kurz vorher das Reformationsjubileum die Selbstvergötterung bis zum äußersten Grade der Intoleranz getrieben hatte, den Schleier von dem Heiligthume heterodoxer Theologie hinwegzog, und sich den erstaunten Blicken des Menschlichen mehr als man zu ahnen den Muth gehabt hatte, zeigte. Das Denkmal, welches er den Doctrinen und der daraus geflossenen Handlungsweise errichtete, die für sich die Prädicate der Sittenreinheit, der höchsten Lauterkeit der Absichten, der höchsten Interessen des Menschengeschlechts in Anspruch nahmen, ist freilich nicht sehr schmeichelhaft, und die Entlarvung des neuen Pharisäismus eine vollständige gewesen. Aber nicht bloß deshalb nimmt dieses Werk in der deutschen Historiographie einen ausgezeichneten Rang ein. Unter den Händen der protestantischen Historiker war die Geschichte auf dem Punkte angekommen, sich in subjective Ansichten aufzulösen, ihren eigentlichen Werth, ihre Bedeutung als magistra vitae, als objective Wissenschaft, ihre Thatsächlichkeit zugleich einzubüßen. Bereits war die Subjectivirung der Geschichte, diese ihre Auflösung in das Nichts widersprechender Meinungen als die Glorie der Geschichtschreibung gepriesen, und was im Vergleiche zu den unvergänglichen Mustern der Alten vielmehr als eine unwürdige Verzerrung der Geschichte erscheint, als das Ideal der Historiographie vorgehalten worden. Diesem Principe, das den Tod aller Wissenschaft mit sich führt, ist Menzel eben so thatsächlich entgegengetreten, als er scharf und kühn seiner Consequenz, der Ausbeutung der Geschichte zur confessionellen oder politischen Parteisache, sich widersetzte. Der natürliche Abscheu, den K. A. Menzel gegen alles Extravagante, insbesondere aber gegen den Zelotismus seiner eigenen Confession in sich trägt, zeigt sich selbst noch in den letztern Theilen seines Werkes, wo er daran zu denken scheint, den Frieden mit den Ketzerriechern seiner Confession abzuschließen. Noch im neunten Bande spricht er sich

auf's Entschiedenste „gegen solche Wissenschaftliche aus, welche von Ingrimm erfüllt werden, wenn historische Wahrhaftigkeit gewisse, dem Parteiwesen lieb gewordene, neuere Mythen aus dem Glanze der Tradition an das Licht der Geschichte zieht. Sollte auch nur die eine oder die andere dem Gegner zu Unrecht aufgebürdete Schuldpost, die zeither als Activum in der Rechnung gestanden, verloren gehen, z. B. der vermeintliche, vom Kaiser Karl V. an dem Landgrafen Philipp verübte Wortbruch und Tilly's angebliche Freude an Magdeburgs Zerstörung." Da er von vornherein keinen, die Freiheit der Forschung beschränkenden Plan, keine besondere Nebenabsicht hegt, vermag er auch unbemerkt den Leser auf den Weg der Critik, der ruhigen Abmessung und Würdigung der Thatsachen zu lenken. Er übernimmt keine Last, die er nicht zu tragen fähig wäre, und fällt nicht in ein ihm fremdes Gebiet, gleich einem Freibeuter ein, der sich mit Schande zurückziehen muß. Noch viel weniger ist ihm hochmüthiges Ignoriren eigen, und die Geschichte des sechszehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts zu schreiben, indem man lebensvolle Entwicklungen, für deren Erkenntniß aber nicht Jeder das geistige Auge mitbringt, mit beliebigen Phrasen von Aberglauben, Pfaffenwesen, Schwärmerei 2c. stempelt, ist seine Sache nicht; wie auch überhaupt sein Standpunkt höher steht, als eine veraltete Symbolik, die in ekelhafter Pedanterie beständig gegen Menschensatzung declamirt, während sie selbst nach den nichtswürdigsten Kämpfen von theologischen Klopffechtern zusammengehämmert wurde, und die beständig edlere Naturen schulmeistert, weil sie etwas höher emporgeschossen sind, als die Länge des veralteten Maaßstabes beträgt, in dessen Prokrustesdimensionen nun einmal Glaube, Sitte, Leben, Wissenschaft, Politik und Religion hineingezwängt werden sollen.

Vergleicht man den Zustand der protestantischen Historiographie in der Zeit, wo die literarische Blüthe Deutschlands eine vorzugsweise gegenchristliche war, mit derjenigen, welche sich in neuerer Zeit kundgegeben hat, so kann man, einzelne

Auswüchse abgerechnet, nicht anders sagen, als, es habe ein löblicher Fortschritt stattgefunden. Die lutherische Glaubensspaltung war bekanntlich so wenig, als die calvinistische einer Erweiterung des Ideenkreises besonders förderlich, und wie die Gelehrten und die Bildung der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts weit hinter den ersten Jahrzehnten oder dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zurückstehen, so ergeht es mit der umsichtigen und freien Behandlung der Wissenschaft überhaupt. Große Männer haben sich unter den Protestanten nur in sofern gebildet, als sie sich von den Fesseln ihrer Confession frei machten, und der ganze Aufschwung der deutschen Literatur im verflossenen Jahrhunderte ist zwar zu einem großen Theile ohne eine gleichzeitige katholische Erhebung eingetreten, aber auch eben so sehr den Principien der protestantischen Confessionen entgegengesetzt. Protestantisch ihn zu nennen, ist nach den Gesetzen der Logik nur in soferne gestattet, als man darunter eine Anfeindung des Christlichen versteht. Sicher stand in Luther's oder Calvin's Berechnung oder Principien eine Aufgehung des deutschen Bewußtseyns in eine metaphysische Traumwelt, in Kant, Jacobi, Fichte, Schelling so wenig, als je das katholische Element die Philosophie von sich ausstieß. Das war nun die natürliche Folge geworden, daß der Deutsche, welcher mit Luther gelernt hatte, in der Vernunft das Spielwerk des Satans zu sehen, nachher gerade der vom Glauben losgeschälten Richtung rettungslos verfiel, und wäre nicht durch das Katholische ein beständiger Gegensatz gegen diese vage und principienlose Richtung vorhanden gewesen, es würde das deutsche Bewußtseyn nimmermehr zu einer Consistenz gekommen seyn. Die Dürftigkeit der Ideen, welche Niebuhr mit Grund in der Klopstokischen Periode der deutschen Literatur nachwies, war in den eigentlich positiven Wissenschaften, wie zum Beispiel der Geschichte, festgesessen; und was war denn bequemer, als sich aus allen Verlegenheiten, aus aller inneren Anforderung an eine nothwendige Erweiterung der Forschung und des Ideenkreises damit zu trö-

sten, es sei ja doch alles Andere nur Pfaffentrug, Machination römischer Hierarchen, Aberglauben und Finsterniß, von welcher das Licht der Reformation erlöst habe? Die Geschichte begann eigentlich erst mit dem sechszehnten Jahrhunderte, und die früheren Zeiten wurden etwa noch nach den Bedürfnissen der Rechtsgeschichte besprochen, oder um den Abfall des sechszehnten Jahrhunderts zu legalisiren. Daß man hier neue Welten entdecken könne; daß das innere, geistige Leben der Nation eigentlich noch gar nicht berührt worden sei; daß man sich bisher nur an der Außenseite, an der Oberfläche bewegt habe, das tritt jetzt klar hervor; aber in jenen Tagen fühlte man sich in der Beschränktheit der Anschauung noch so glücklich, daß es unrecht gewesen wäre, in dieses literarische Stillleben eine Störung hineinzubringen. Und es war auch ganz der Natur dieser Verhältnisse angemessen, daß eine tiefere Ergründung der Geschichte nicht sowohl auf dem Wege der Historiographie, als der Romantik und Poesie statt fand, welche zuerst die poetischen Schätze des Mittelalters erschloß, und als ein Born mit so reichem Wasser dem so lange für steril gehaltenen Felsen entquollen war, wurde die neue Richtung auch historisch verfolgt. J. v. Müllers Schweizergeschichte, welche durch ihre Selbstständigkeit hievon eine Ausnahme macht, erlangte durch das Feuer der Begeisterung, welches daraus strömt, nicht blos ein Publikum, sondern auch Nachfolger in dem Gebiete anderer Völker. Hormayr's Geschichte von Tyrol, Zschokke's Geschichte von Bayern sind hievon sprechende Beispiele. Allein die Bedeutung J. v. Müller's liegt nicht hierin, noch in seiner stupenden Gelehrsamkeit, sondern in der Stellung, die er in seiner Zeit als conservativer Historiker behauptet. Gleich nach ihm nahm die Historiographie den radikalen Charakter, welchem er sich faktisch entgegensetzte, immer mehr an, und man kann es nicht anders als ein Glück nennen, daß der von J. v. Müller gegebene Impuls aller Caricatur ungeachtet fortzuwirken vermochte. Das machte nun das große Verdienst Voigt's aus, der es unternahm, die Geschichte Papst Gregors VII., dieses großartigen Steins des Anstosses,

endlich einmal aus der Mythe herauszureissen, und der Geschichte zugänglich zu machen; ebenso das wahrhafte Verdienst F. v. Raumer's, durch dessen Geschichte der Hohenstaufen das Mittelalter aus langer Vergessenheit, und dem Bannfluche der Magdeburger Centurien allmählig in seine Rechte als großartige, selbstständige Periode der Geschichte eintrat. Und da Niebuhr, obwohl in Bezug auf historische Behandlungsweise radicaler als radical, sein Gewicht in die conservative Wagschale der Geschichte legte, so hätte man glauben sollen, es werde diese Richtung nothwendig die vorherrschende in der deutschen Historiographie werden.

Allein man vergaß, daß der Einfluß der übrigen Wissenschaften auf die Geschichtschreibung überaus groß ist, und der Fortschritt jener ein atomistischer, realistischer oder ganz idealer genannt werden mußte, in keinem Falle aber ein conservativer war. Wir können es getrost einer künftigen Geschichte der deutschen Literatur überlassen, nicht dieses erst zu erweisen, sondern es nach allen Seiten hin nachzuweisen. Für unsern Zweck genügt es, beispielsweise den Einfluß der Philosophie und Naturgeschichte auf die Geschichte an Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit zu erwähnen. Wohl wissen wir, daß Herders Name seit gewissen Parteidemonstrationen als eine Art von unantastbarem Heiligthume angesehen wird, und nicht in diese einstimmen, will nichts anders sagen, als sich den Vorwürfen der Inhumanität, der Verachtung höherer, wahrhaft menschheitlicher Bildung u. dgl. aussetzen. Weitentfernt, läugnen zu wollen, daß Herder'n nicht auch ein Platz in der protestantischen und unkirchlichen, auch unchristlichen Literatur der Deutschen zukömmt, ja sein Ausfall eine wahre Lücke hervorbringen würde, sind wir doch von unserm, dem Standpunkte der Geschichte der Historiographie aus, so kühn oder so verblendet zu glauben, daß die Principien, die er in die Geschichte einführte, dieser Altweibersommer eines Christenthums, oder richtiger dieser künstlich geschaffene Gegensatz der Humanität zum Christenthum eine Fluth schlechter Ideen in

Es war der Natur der Sache angemessen, daß die historische Literatur unter den Katholiken stets das religiöse Element mehr beachtete, als die protestantische, welche ja im Allgemeinen, wie uns Schlosser lehrt, im Gegensatze zu ihrer Orthodoxie entstanden ist. Gerade aus dieser Hinneigung zu der inneren Seite des Lebens mußte auch, wenn gleich nicht immer eine Abrundung der Form, doch der Anlage, der Conception entstehen, und das Princip einer allgemeinen Geschichte, einer nicht blos partiellen Historie ist eben deßhalb immer von ihnen festgehalten worden. Es geschah dieses, ungeachtet die Blüthezeit der sogenannten protestantischen Literatur der Wissenschaft in den katholischen Ländern nichts weniger als günstig war, die Schulanstalten in die Hände der belletristisch gebildeten Jugendverbilder kamen, und die positiven Wissenschaften unter dem Gluthhauche der neuen Aufklärung verdorrten. Sieht man aber auf den charakteristischen Unterschied des protestantischen und katholischen Elementes, so ist bei dem letztern das Bestreben deutlich, nicht für den Moment, sondern für eine bessere Nachwelt, als die Gegenwart ist, zu schreiben. Diesen Stempel tragen die Werke eines Meichelbeck, Calles, Hansiz und Schannat in früherer, eines Gudenus, Würdtwein, Ussermann und Neugart in späterer Zeit. In der deutschen Reichsgeschichte hat Ignaz Schmidt einer freien und umsichtigen Bearbeitung den Weg gebahnt, wie etwas später der Abt von Ebrach, Eugen Montag, durch seine Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit für die Behandlung der deutschen Rechtsgeschichte eine neue Aera eröffnete. Es wäre den Prätensionen der Protestanten gegenüber eine interessante Arbeit, die Verdienste der Katholiken um die deutsche Geschichte zu würdigen. Allein die Aufgabe dieser Zeilen ist dieses nicht. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß wenn in irgend einem Kreise der Wunsch Göthe's nach einer Weltliteratur realisirt werden kann, dieses in der katholischen Welt zu geschehen vermag. Hier nur ist noch ein allgemeines Bewußtseyn, und damit die Möglichkeit eines Verständnisses vorhanden; die Lite-

ratur ist hier nur der Ausdruck der bereits vorhandenen Gesinnung, die nicht erst geschaffen zu werden braucht, die in Frankreich, England, Italien wie in Deutschland verständige Leser findet. Dank sei es dem Zeitalter der religiösen und politischen Umwälzung, die die Völker unter einander warf; jeder Pulsschlag, der hier auf katholischem Gebiete statt findet, theilt sich schnell nach allen Seiten mit. Unter den Verfolgungen der Impietät, des Fanatismus, der sich mit erkünstelten Staatsrechten schminkt, und der Gesinnungslosigkeit, die gern das Ansehen einer Partei gewinnen möchte, werden die katholischen Völker einander näher gebracht. Jede Ungerechtigkeit, da oder dort geübt, wird allgemein empfunden, und eben so jeder geistige Aufschwung, jede erkämpfte Erfahrung das Gemeingut Aller. Hier nun hat die Geschichtschreibung eine große und glänzende Aufgabe. In den Tagen, als der Patriarch des Unglaubens, der ein ganzes Jahrhundert mit seiner Iniquität beherrschte, Voltaire geboren wurde, schrieb Bossuet seinen unvergänglichen discours pour l'histoire universelle, der in allen Gemüthern, die nicht die fadeste Ideenlosigkeit erfüllt, für alle Zeiten einen erschütternden Eindruck zu machen vermag, und die Großartigkeit göttlicher Anstalten zur Rettung des Menschengeschlechts dem Klügsten wie dem Blödesten gleich erhaben enthüllt. Mehr als hundert Jahre später, in dem Zeitalter, als bessere Gemüther sehnsüchtig die Frage aufwarfen, welcher Religion sie sich zuwenden sollten, begründete F. v. Schlegel eine neue Doctrin, die Philosophie der Geschichte, die ihre Gesetze aus den Tiefen des geistigen Lebens der Völker schöpfte, und gegen deren Solidität Herder's Ideen nicht mehr aufzukommen vermochten. Beide Werke, des Franzosen und des Deutschen, sind zwei große Gränzsteine der katholischen Entwicklung, zwischen denen die mühevolle Arbeit, der Danaidenversuch der deutschen Philosophie, aus sich selbst und mit Verläugnung aller christlichen Grundlagen zu fester Erkenntniß zu kommen, sich bewegt. Während diese genöthigt ist, die unendliche Weite der antiken Entwicklung noch einmal durch-

zumachen, noch einmal, wenn es gut geht, die traurige Erfahrung menschlicher Unzulänglichkeit bestehen zu müssen, hat sich das katholische Bewußtseyn diesen Irrweg erspart, und steht, wie das Gold geläutert aus dem Ofen kömmt, reiner da als je, bereit, den Kampf gegen Irrthum und Lüge auf's Neue zu bestehen. Keiner Wissenschaft aber, das fühlt man in Deutschland wie in Italien, in Frankreich wie in Irland, kömmt hiebei eine wichtigere, bedeutungsvollere Rolle zu, als der Geschichte, und der dämonische Instinkt der Lüge, welcher, die Gefahr witternd, ihr gleich im Voraus zu begegnen sucht, hat bereits die ganze Kraft der Verdächtigungen und der Calumnie aufgeboten, sein Reich zu schützen, und den Strahlen der Wahrheit undurchdringliche Bollwerke entgegenzusetzen. Es ist ein großes und rühmliches Werk, den Augiasstall von dem Mist zu reinigen, den seit dreihundert Jahren der confessionelle Haß zusammengetragen hat; es ist ein hehres und lohnenderes Bewußtseyn, als aller irdischer Lohn zu verleihen vermag, im Dienste einer nicht unbestimmten Wahrheit, sondern des Einen wahren und geoffenbarten Gottes sich anzureihen an die siegreiche Schaar christlicher Apologeten, die den Kampf gegen das Heidenthum mit der Feder geführt, mit ihrem Blute besiegelt; die den Arianismus bekämpft und denselben überwältigt; die die Häresien des Mittelalters bestritten, und fort und fort, durch alle Jahrhunderte, nicht der Gewalt, nicht dem Uebermuthe, sondern nur dem Rechte sich gefügt haben. Es ist ein freundliches und patriotisches Gefühl, hinter denen, welche die Straßen aller Einigung und des Verständnisses abgruben, alle Brücken geistiger Verbindung zerstörten, alle Fluren zertraten und die üppig sprossenden Saaten verwüsteten, mit der Palme des Friedens und dem Schwerte der Gerechtigkeit einherzuziehen, das eingedrungene Wild zu verjagen, die zerstörten Dämme wieder herzustellen, die Aecker von Disteln und Dornen wieder zu befreien, den Auen den alten Blüthenschmuck wieder zu geben. Wer immer hiezu die Hand reicht, ist willkommen, und gibt, Dank sei der siegenden Kraft der Wahrheit, edlere Na[illegible]

genug, die freiwillig oder unwillkührlich, auch ohne von denselben Grundlagen auszugehen, zu gleichen Zwecken Schaufel und Spaten zur Hand nehmen. Es ist ein harter, aber gegründeter Vorwurf: durch die protestantische Geschichtschreibung sind wir um Anfang, Mitte und Ende der Geschichte gekommen, wie auch der Lebenszweck selbst, die Aufgabe des Menschengeschlechts an und für sich zwar nicht eine andere geworden ist, aber doch als eine andere bestimmt wird. Die Geschichtschreibung hat durch das Eindringen zersetzender Principien ihre richtige Grundlage verloren; diese muß ihr erst wieder gewonnen werden. Bereits hat man begonnen, bei der Unzulänglichkeit bisheriger Forschung die Mythologie neu zu begründen, und ihr als ein organisches Ganze den Rang anzuweisen, Schlüssel zu den mannigfachen Räthseln der alten Welt zu seyn. Eben so hat in der Geschichte des Mittelalters die Hagiographie, früher als eine Art von Mythologie betrachtet, eine ausgezeichnete Stellung errungen, und wird, je mehr man fühlt, daß nicht alle Völker und alle Zeiten nach einem Leisten zu behandeln seien, der dürftige Rahmen lutherischer oder calvinistischer Weltanschauung nicht ausreiche, als Quelle für innere oder äußere Geschichte betrachtet. Die Tiefen des Lebens öffnen sich, und die geistige Bedeutung von Ereignissen und Personen tritt hervor, an welchen man früher mit Achselzucken vorüberging. Je mehr man fühlt, daß die Weltanschauung des sechszehnten Jahrhunderts, in die sich die Gegenseite festgebannt hatte, nicht mehr ausreicht, werden wissenschaftliche Köpfe nothwendig zu dem Gedanken kommen, die bisherige Befehdung des katholischen Elements, welche daraus entsprang, und die der dürftige Rechtbehelf sogenannter aufgeklärter Katholiken gegen die Vorwürfe ihres eigenen Gewissens geworden ist, sei falsch, und wenn irgend etwas universeller Natur, Freiheit und Gesetzmäßigkeit, einen festen, unerschütterlichen Grund, und dadurch neben der ungehinderten Entwicklung der wirklich fruchtbaren Kräfte des menschlichen Geistes die [illegible] gegen unfruchtbares Streben in's Unbestimmte, die

zumachen, noch einmal, wenn es gut geht, die traurige Erfahrung menschlicher Unzulänglichkeit bestehen zu müssen, hat sich das katholische Bewußtseyn diesen Irrweg erspart, und steht, wie das Gold geläutert aus dem Ofen kömmt, reiner da als je, bereit, den Kampf gegen Irrthum und Lüge auf's Neue zu bestehen. Keiner Wissenschaft aber, das fühlt man in Deutschland wie in Italien, in Frankreich wie in Irland, kömmt hiebei eine wichtigere, bedeutungsvollere Rolle zu, als der Geschichte, und der dämonische Instinkt der Lüge, welcher, die Gefahr witternd, ihr gleich im Voraus zu begegnen sucht, hat bereits die ganze Kraft der Verdächtigungen und der Calumnie aufgeboten, sein Reich zu schützen, und den Strahlen der Wahrheit undurchdringliche Bollwerke entgegenzusetzen. Es ist ein großes und rühmliches Werk, den Augiasstall von dem Mist zu reinigen, den seit dreihundert Jahren der confessionelle Haß zusammengetragen hat; es ist ein hehres und lohnenderes Bewußtseyn, als aller irdischer Lohn zu verleihen vermag, im Dienste einer nicht unbestimmten Wahrheit, sondern des Einen wahren und geoffenbarten Gottes sich anzureihen an die siegreiche Schaar christlicher Apologeten, die den Kampf gegen das Heidenthum mit der Feder geführt, mit ihrem Blute besiegelt; die den Arianismus bekämpft und denselben überwältigt; die die Häresien des Mittelalters bestritten, und fort und fort, durch alle Jahrhun-

kein Licht scheuenden Bund von Land zu Land, von Volk zu Volk weiterpflanzt.

XIX.

Die Jesuitenfrage.

II.

Das erste Noviciat des Ordens in der Geschichte.

Ignatius von Loyola hatte seinen Orden gegründet, damit er in die Geschichte eingehe, und als eine Macht Theil an ihr nehme. Er sollte das Reich der Gnade auf Erden, so viel an ihm war, fördern, damit es mehr und mehr eindringe in's Reich der Natur; und also das Ziel aller Geschichte herbeiführen helfen. Das Reich der Natur, insofern es im Geiste steht, hat durch natürliche Instincte den Staat zu einem ethischen Ziel erbaut; und dieß Ziel hat die schaffende Gottheit, als letzte Endursache aller gesellschaftlichen Verbindung, in diesen Geist gelegt; damit in all sein Streben eine Einheit komme. Denn der geschaffene Geist und sein Thun sollte nicht bloß Daseyn haben, sondern auch Bestand gewinnen; es mußte also auch eine natürlich eingepflanzte Heilkraft ihm zugegeben seyn; damit er nicht schon gleich in den ersten Versuchen sich seiner Kräfte zu gebrauchen in Verwirrung zerfahre; vielmehr jeder Mißgriff schon in ihm selber eine Gegenwirkung finde; und also das Bleibende in einem steten Kampfe des Vorübergehenden gefunden werde. Weil aber die schaffende Gottheit auch als Erhaltende ihrem Werke stets gegenwärtig bleibt, so ist sie auch diesem natürlichen Selbsterhaltungsproceß im Geiste beigetreten; und hat dem Reiche der Natur in ihm, und seinem Werke, der Geschichte nämlich, vom Anbeginn sich verbunden;

eben indem sie dem immanenten ethischen Endziel, das höhere Religiöse beigegeben: also daß die Naturinstincte, die vermöge ihrer Anlage auf's Ethischgute gerichtet seyn sollen, um den Verirrungen der gefallenen Creatur entgegenzuwirken, durch die hinzutretende Richtung auf Gott, noch schärfer zum Ziele gerichtet werden; so daß, indem die ethische Endursache in die höchste Göttliche aufgeht, und alle ethischen Triebe zu Religiösen gesteigert werden, das Endziel aller Geschichte erreichbar werde. Darum war schon in ältester Zeit dem Naturstaat eine Kirche beigegeben; und zwar so, daß er im hebräischen Volke ursprünglich von ihr sich absorbirt gefunden; als er aber sich von ihr gesondert, fortdauernd ihrer Weihe bedürftig blieb. Im Heidenthume waren es mythische Anknüpfungspunkte, die das Walten der Nemesis in der Geschichte des Geisterreiches stärken und befestigen sollten; die Häupter des Staats, Abkommen der Naturgötter, Sonnen- und Mondkinder, Sternen- und Planetensöhne, oder auch der Elemente, verknüpften das Thun der Menschen mit dem Unendlichen. Es war eine Naturnöthigung, die hier die Verbindung wirkte, oder doch der Zwang des Gesetzes, wie im Judenthum. Im Christenthum war es endlich die Liebe, die im Beginne das Göttliche mit dem Menschlichen in einem großen Liebeswerke in voller Geistesfreiheit verband; und am Ende dies Werk über Alle, die ihren Willen dazu gaben, verbreiten sollte. Dazu war, als die Vermittlung zwischen dem Reiche der Natur und der übernatürlichen Gnade, die Kirche aufgebaut. Das Reich der Natur, nach natürlichen Zahlen in sich gegliedert, und im Blute in Stämme getheilt, die durch die gemeinsame Sprache in sich verbunden und abgeschlossen sind, wurzelt als der Baum der Sippen in der Erde. Ueber ihr steht die Kirche, der Lebensbaum; der seine Wurzeln in der Höhe hat, und seine Aeste nach abwärts breitet. Die Verbindung zwischen Beiden sollte die dritte Verzweigung in der christlichen Republik erwirken; das Kaiserthum nämlich, das als die Einheit des [illegible] germanischen allerwärts eingedrungenen Blute

tigkeit der Stämme und Idiome, in der höheren Einheit der Kirche, die in ihm als ihrem Schirmherren einer politisch-socialen sich eingegeben, einigen sollte; und die daher die christliche Ordnung in alle ihr verbundenen, tieferen Untergliederungen einzutragen hatte, um sie alle insgesammt demselben Ziele zuzuführen.

In diese Ordnung der Dinge hatte der Gründer seinen Orden eingepflanzt. In der Kirche sollte er wurzeln, und von da aus seine Wirkung bis in die natürlichen Abgliederungen der Staaten hinab verbreiten. Im Reich der Gnade sollte er ein starker Mitarbeiter seyn; darum mußte er in ihm zuerst seine Stelle finden, von der aus er mit Erfolg um sich zu wirken vermöge; alle Stellen dort aber waren schon durch ältere Institutionen besetzt. Darum hatte er in einer Zeit, in der die überwiegende Fliehkraft die Geister von der Mitte fernte, die Pflege des Gehorsams vorzugsweise seiner Gesellschaft zur Pflicht gemacht; damit diese, dadurch fest in sich verbunden, massenhaft werde in der allgemeinen Zerstreuung; mit dieser Masse der Mitte zustrebe, und nahe bei ihr, da, wo alle Radien zusammengehen, diese ihre Stelle finde. Im Jahre 1540, als in Deutschland der alte Glauben und der Neue sich zum Kriege rüsteten, hatte er dem Papste Paul III. den Plan des Ordens vorgelegt; dieser hatte die zeitgemäße Bedeutung seiner Richtung gar wohl verstanden; die Aufstellung seiner Mitte in der Nähe des heil. Stuhles gestattet, und seiner weiteren Ausbreitung in der Kirche Raum geschafft. Von dieser centralen Mitte aus hat nun der Aufgenommene, weil er einem dringenden Bedürfnisse der Zeit entsprach, so schnell sich ausgebreitet; daß er nach Verlauf der ersten fünfzehn Jahre, beim Tode des Stifters, schon mehr als tausend Glieder in hundert Collegien befaßte. Der Anschuß des Massenhaften in dieser neuen Vergliederung der Kirche geschah im Vollen; sie mußte also in ihrem Bil-
werke sich selber Raum gewinnen in Mitte des Andrin-
das die früher besetzte Stelle gegen das Neue behaup-
s mußte nothwendig eine Folge von Gegenwirkungen

eben indem sie dem immanenten ethischen Endziel, das höhere Religiöse beigegeben: also daß die Naturinstincte, die vermöge ihrer Anlage auf's Ethischgute gerichtet seyn sollen, um den Verirrungen der gefallenen Creatur entgegenzuwirken, durch die hinzutretende Richtung auf Gott, noch schärfer zum Ziele gerichtet werden; so daß, indem die ethische Endursache in die höchste Göttliche aufgeht, und alle ethischen Triebe zu Religiösen gesteigert werden, das Endziel aller Geschichte erreichbar werde. Darum war schon in ältester Zeit dem Naturstaat eine Kirche beigegeben; und zwar so, daß er im hebräischen Volke ursprünglich von ihr sich absorbirt gefunden; als er aber sich von ihr gesondert, fortdauernd ihrer Weihe bedürftig blieb. Im Heidenthume waren es mythische Anknüpfungspunkte, die das Walten der Nemesis in der Geschichte des Geisterreiches stärken und befestigen sollten; die Häupter des Staats, Abkommen der Naturgötter, Sonnen- und Mondkinder, Sternen- und Planetensöhne, oder auch der Elemente, verknüpften das Thun der Menschen mit dem Unendlichen. Es war eine Naturnöthigung, die hier die Verbindung wirkte, oder doch der Zwang des Gesetzes, wie im Judenthum. Im Christenthum war es endlich die Liebe, die im Beginne das Göttliche mit dem Menschlichen in einem großen Liebeswerke in voller Geistesfreiheit verband; und am Ende dies Werk über Alle, die

tigkeit der Stämme und Idiome, in der höheren Einheit der Kirche, die in ihm als ihrem Schirmherren einer politisch-socialen sich eingegeben, einigen sollte; und die daher die christliche Ordnung in alle ihr verbundenen, tieferen Untergliederungen einzutragen hatte, um sie alle insgesammt demselben Ziele zuzuführen.

In diese Ordnung der Dinge hatte der Gründer seinen Orden eingepflanzt. In der Kirche sollte er wurzeln, und von da aus seine Wirkung bis in die natürlichen Abgliederungen der Staaten hinab verbreiten. Im Reich der Gnade sollte er ein starker Mitarbeiter seyn; darum mußte er in ihm zuerst seine Stelle finden, von der aus er mit Erfolg um sich zu wirken vermöge; alle Stellen dort aber waren schon durch ältere Institutionen besetzt. Darum hatte er in einer Zeit, in der die überwiegende Fliehkraft die Geister von der Mitte fernte, die Pflege des Gehorsams vorzugsweise seiner Gesellschaft zur Pflicht gemacht; damit diese, dadurch fest in sich verbunden, massenhaft werde in der allgemeinen Zerstreuung; mit dieser Masse der Mitte zustrebe, und nahe bei ihr, da, wo alle Radien zusammengehen, diese ihre Stelle finde. Im Jahre 1540, als in Deutschland der alte Glauben und der Neue sich zum Kriege rüsteten, hatte er dem Papste Paul III. den Plan des Ordens vorgelegt; dieser hatte die zeitgemäße Bedeutung seiner Richtung gar wohl verstanden; die Aufstellung seiner Mitte in der Nähe des heil. Stuhles gestattet, und seiner weiteren Ausbreitung in der Kirche Raum geschafft. Von dieser centralen Mitte aus hat nun der Aufgenommene, weil er einem dringenden Bedürfnisse der Zeit entsprach, so schnell sich ausgebreitet; daß er nach Verlauf der ersten fünfzehn Jahre, beim Tode des Stifters, schon mehr als tausend Glieder in hundert Collegien befaßte. Der Anschuß des Massenhaften in dieser neuen Vergliederung der Kirche geschah im Vollen; sie mußte also in ihrem Bildungswerke sich selber Raum gewinnen in Mitte des Andringenden, das die früher besetzte Stelle gegen das Neue behauptete. Das mußte nothwendig eine Folge von Gegenwirkungen

innerhalb der Kirche hervorrufen, durch die der Orden sich durchzukämpfen hatte; und das war die erste Schule, in die der Gründer ihn gewiesen. Die Neophyten seiner Gesellschaft hatte er, in den Exercitien ihres ersten Noviciates, am Vorbilde des Herrn geübt; damit sie an dem Kampfe, den dieser, indem er seine höhere Sendung gegen die Berechtigung der Synagoge geltend machte, zugleich gegen ihre pharisäische und sadducäische Entartung, so wie gegen die weltliche Tyrannei gestritten, erstarken möchten zu würdigen Genossen der Gesellschaft, im ähnlichen Kampfe zur größeren Ehre Gottes. Im Gesichte hatte er den Lucifer gesehen, wie er auf den Feldern von Babylon, in Feuer und Rauch gehüllt, furchtbaren Antlitzes, all die Seinen zu diesem Kampfe aufgefordert; und sie ausgesendet, die Menschen in den Fallstricken ihrer Begierden nach Lust und Reichthümern erst zu fangen; dann in ihnen die Gier weltlicher Ehre zu entzünden, und sie zuletzt in den Pfuhl des Hochmuths hinabzuziehen. Gegenüber hatte er den Herrn in lieblicher Aue bei Jerusalem; am Orte, nieder zwar, aber ungemein anmuthig und schön von Anblick, gesehen; wie er all die Seinen mit der Botschaft aller Orten hingesendet: daß sie in Jedem, der sich ihnen zugänglich zeige, den Affect geistiger Armuth erregen sollten; dann auf zweiter Stufe zur Selbstverläugnung, und auf der dritten zum Verlangen nach Schmach und Verachtung, und somit zur wahren Demuth sie zu leiten; drei Tugenden, die in vollem Gegensatze mit den drei Lastern: der Habsucht, der Ehrsucht und der Hoffart stehen *). Seine Gesellschaft mit ihren Durchgeübten hatte er nun unter dem Heere des Feldherrn von der Rechten eingeschrieben; daß sie unter seinem Feldzeichen, nachdem sie den Kampf mit sich selber ausgestritten, zum Streite mit dem Heere des Widersachers gingen. Der Orden, wie er in seinen einzelnen Gliedern, in ihrem Noviciat jenen Vorkampf durchgekämpft, mußte auch als Corporation dieser Vorkämpfer, in den gemeinsamen Kampf eingehen; und die Gesell-

*) Exercitia spiritualia. Secunda Hebdom. Quarta die. p. 408.

schaft also dasselbe Noviciat, durch das sie alle ihre Glieder durchgeführt, auch historisch in ihrer Gesammtheit durchmachen. Dieß Noviciat, eigentlich die ganze Zeit seines Bestandes durchdauernd, wird doch auch wieder mit seiner Gliederung in die nacheinanderfolgenden Zeiten sich theilen; also daß das erste Noviciat, vorherrschend in die ersten, seinem Ursprung nahen Zeiten fällt; die Späteren aber allmählig hervortretend, den darauffolgenden sich anfügen. Der Gegenstand, an dem die Durchübung dieses historischen Noviciats erfolgt, wird, wie es im Persönlichen das vorbildliche Thun des persönlichen Erlösers gewesen; so zunächst seine im Nachbildlichen fließend gewordene historische That in der Kirche seyn; in der die Gesellschaft als mitwirkendes Werkzeug, mit dem Unrecht kämpfend, im Rechte ihre Stelle sucht. Da aber dieß sein Thun hauptsächlich auf die Ueberwindung des Bösen in der zerrütteten Naturordnung im Geisterstaate geht; so wird dieser als der zweite Gegenstand erscheinen, an dem die Genossenschaft sich zu versuchen hat. Wie also der Orden in dieser Zeit der Kirche gegenüber, und diese in ihren einzelnen Gliedern sich ihm entgegen gehalten, wird also der nächste Gegenstand unserer Betrachtung seyn; und dieser dann die Andere folgen, wie er sich zum Staate, in seinen einzelnen Naturwurzeln, wie in seiner höheren politischen Einheit, und den verschiedenen, ihm untergebenen Mächten, gestellt. Beiden Erörterungen wird eine gedrängte Darstellung des Zustandes, in dem er bei seinem Entstehen Kirche und Staat gefunden, vorangehen müßen; um die Conflicte, in die er gleich bei seinem Ursprunge gerathen, zu verstehen. Wir beginnen daher zunächst mit einer prägnanten Schilderung der kirchlichen Verhältnisse, die er vorgefunden, und wie er mit ihnen sich ausgeglichen; dann in der andern Abtheilung zu einer gleichen Ueberschauung der politischen Verhältnisse der Zeit übergehend, und die Wirkungen verfolgend, die er dort geübt, und die Rückwirkungen, die er von da erfahren.

Die altkatholische Kirche befaßte in sich die romanischen

Völker, seit dem Römerreiche in eine Gemeinsamkeit des Blutes, der Sitte und des Idioms verbunden: Italiener, Gallier und Iberier; alle drei Naturvölker in ihrer eigensten Wurzel. Dann von den nordischen Stämmen die Germanen von Scandinavien abwärts; unter den slavischen Völkern die Czechen in Böhmen und die Lechen in Polen; die Madscharen in Ungarn; und die Engländer auf den Inseln, aus der Verbindung der Germanen mit den Bretonen hervorgegangen, in beiden Stammwurzeln der natürlichen Ordnung angehörig. Alle hatten das Christenthum von Rom erhalten; es war also nur gerecht in den Fügungen der Vorsehung, daß der Stuhl der Christenheit in der alten Weltstadt aufgerichtet wurde, von der die Brunnen des neuen Heils ausgeflossen. Alle jene natürlichen Stammvölker, Romanische und Nordische, waren durch die Waffen der Germanen bezwungen und erobert worden; eine Versippung hatte durch das germanische Blut in das eigentliche Stammesblut sich eingetragen; germanisches Recht und Sitte hatte ein anderes gemeinsames Band geknüpft; und selbst die Sprache hatte als drittes Band einzudringen angefangen. Es war daher gleichfalls eine natürliche Fügung, die es geordnet, daß die Kaiserwürde mit der Schirmvogtei der Kirche an die Germanen gekommen. Diese Würde sollte keineswegs, in Mitte dieser Völker, einen Absolutism begründen, wie er in den alten Universalmonarchien bestanden, dem Alle, ohne Widerrede, sich zu beugen hatten, und in denen das herrschende Volk unbedingt gebot. Die irdische Richtung und die überirdische sollten in ihr in einem Organism sich zusammenschließen; also, daß alle Naturwurzeln in einem zweikammerigen Herzen, das südliches und nördliches Blut in sich beschließen, und in die Aderngewebe der europäischen Gesellschaft ergießen sollte, sich vereinigten; und dieß Herz nun mit dem Haupt, das seine Geister in die zweigetheilten Nervengewebe entsandte, verbunden wurde durch ein Drittes, das um die Wirbelsäule der Gesellschaft im Muskelgewebe ihren Torso bildete. Wie sohin im concreten leiblichen Menschen der untere in

Herz und Adern plastisch ausgewirkten Tiefere, mit dem Höheren aus Nervenmasse und Nervenfäden gestaltet, durch den dritten, um jene Säule aus Muskeln und Nerven erbauten, mit einander sich einigen; so auch sollten in der christlichen Republik die dreifache Abgliederung der Societät aus drei Gebilden zur Einheit sich zusammeneinen, damit in ihr Freiheit und Nothwendigkeit sich in Harmonie begegne. — Diese organische Ineinanderbildung der zweifachen socialen Richtung in einer dritten Mittleren, war aus der Zusammenwirkung der Naturordnung im erdgebornen Menschen, und der Heilsordnung in dem von oben eingeathmeten höher Seelischen hervorgegangen; und der also dreigegliederte, lebendige Organism war in die Geschichte aufgenommen, und hatte den Lauf durch die Entwicklungsstufen seines Lebens angetreten. Aber Krankheitskeime waren mit in die Entwicklung eingegangen; Kaiser und Päpste hatten in langem Streite das Gleichgewicht gesucht; als die Hohenstaufen endlich, größtentheils durch eigene Schuld gefallen, da war die innere Zerrüttung zur Crise gekommen; Deutsche und Italiäner in Mitte der ganzen Ordnung, auf Tod und Leben mit einander verbunden, trennten sich; und es begann eine Kluft zwischen Germanen und Romanen sich auszutiefen; die in beiden Reichen, dem Geistlichen und dem Weltlichen, weitere Verklüftungen herbeigeführt. Beim Attentate, das Philipp von Frankreich gegen Bonifaz VIII. übte, trat dann die Zerklüftung zwischen Italien und Frankreich ein; der Stuhl mußte aus der Halbinsel nach Avignon hinüberwandern. In Italien war die Mitte der Christenheit im Kirchenstaate auf den Bodenbesitz gefestet. Die Erde, der feste, stabile Grund von Allem, unbeweglich und der Wandelbarkeit die wenigsten Wechselfälle bietend; von Heute zu Morgen sich daher immer gleich bleibend, und wie standhaft stehend, so auch alles ständisch Stehende in größter Sicherheit begründend; dabei selber in geregelter Form gehalten, und darum auch alles mit ihr Verbundene zur gemessenen Regel führend; hat sie darin am meisten dem Wesen der Kirche Entsprechendes in sich, und wird in so fern die

einzige würdige und angemessene Unterlage derselben seyn. Der heil. Stuhl, nach Frankreich versetzt, war von dieser gesicherten Unterlage losgerissen; und mußte, während der alte Grund dem raubsüchtigen Adel zur Beute wurde, und Tyrannen der Städte des Kirchenstaates sich bemeisterten, und selbst Rom bedrohten, einen andern, im fremden, schon vergebenen Lande suchen. Es war kein anderer als der Bewegliche, des Goldes, seiner Wahl geblieben. Der Besitz des Goldes, mit dem daran geknüpften Credite, will sich aber durchaus nicht mit dem idealen Besitze, den die Kirche in ihren Dogmen bewahrt, und mit dem ihnen verbundenen Glauben vertragen. Das Gold in seinem fictiven Werth ist an die Bewegung angewiesen, weil es nur in ihr die Fiction geltend machen kann; das schwerste Naturelement wird daher das Bewegteste, in stetem Flusse des Gehens und Kommens umkreisende. Wer das Fliehende daher erfassen, an sich fesseln, und mit dem eigenen Bestand verstricken möchte, wird selber von ihm erfaßt, gefesselt und umstrickt; und das in starker Flucht dem Verlangen sich entziehende weckt nun unersättliche Habgier in dem, der dem Schweifenden folgt, um es zu besitzen. In der Hierarchie der Laster im Reiche Lucifers, wie Ignaz sie dargestellt, ist mit dem Geize somit die erste Stufe erstiegen. Die zweite der fressenden Ehrsucht will sich gleichfalls denen nicht versagen, die einmal in diese Bahn eingelenkt; und zuletzt wird dann auch bald der Gipfel des Hochmuths erstiegen seyn. Darum ist auf das Gold ein Fluch gelegt, durch alle Mythe und Geschichte geht seine, allem Höheren verderbliche Wirkung, hindurch. Das Asengold hat die nordischen Götter und Helden verdorben. Der geraubte Tempelschatz in Delphi hat den celtischen Völkern die Rache der Götter zugezogen, bis sie das Gold in den See bei Tolosa versenkt; von wo die Römer den Schatz entführend, den Fluch mit in ihr Reich hinübergenommen; der im Blute des Cimbern- und Teutonenkrieges an ihnen sich erfüllt. Als der alte Steinstuhl, von den sieben Hügeln verrückt, an anderer Stelle als goldener Tragsessel wieder aufgestellt wurde; da mußte durch diese gewaltthätige Ver-

rückung und Umwandlung Zerrüttung in den kirchlichen Organism kommen. Die geöffnete Girobank hatte den natürlichen Drang in sich, den Umfang ihrer Geschäfte über den ganzen Besitzstand der Kirche stets zu erweitern; ihren ausgegebenen Papieren mußten immer neue, centrale Geldströmungen entsprechen; das Goldwasser aber hat die Eigenschaft, nicht den Durst zu löschen, sondern nur schärfer und schärfer ihn zu wecken. Der fiscalische Trieb, den Besitz um eine Mitte her zu häufen, weckt den entgegengesetzten im Umkreis, das von jenem Angesprochene den untergeordneten Gliedern zu bewahren. So entspinnt sich ein ärgerlicher Hader zwischen den Wirkungen und den Gegenwirkungen; zwischen der noch fundirten Kirche, und ihrem aus seinem Besitzstand verdrängten Oberhaupte. Das führt zur Untersuchung über das Verhältniß der Jurisdiction des Einen und der Andern, und zum Forschen nach der wechselseitigen Begränzung Beider. Der Gründer hatte für die gesammte Hierarchie einen Dualismus festgestellt, in dem die Einheit mit der Zweiheit zur Dreiheit sich durchdringen sollte. Allen Aposteln, und sohin auch ihren Nachfolgern, hat er die Macht gegeben, zu binden und zu lösen; und die Weihe pflanzt sie auf ihre Nachfolger hinüber. Den Ersten in ihrer Mitte aber hat er mit der Schlüsselgewalt betraut; und indem er ihm seine Heerde zu weiden übergeben, das Centrum der Jurisdiction in ihn hineingelegt. Wie nun im gottgesetzten Umkreis die organische Verbindung mit der gottgesetzten Mitte geschehe; das ist das Geheimniß der Hierarchie, und das Problem zur Lösung den Jahrhunderten aufgegeben. So lange die gesunde Praxis die gelungene Harmonie ausdrückte, hatte man sie auch als etwas sich von selbst Verstehendes ohne weitere Ueberlegung hingenommen; jetzt, wo Störung eingetreten, fand das Nachdenken sich da hingelenkt. Das Räthsel in seinem innersten Kern, schon im Beginne zu fassen, mochte ihm nicht gelingen; es fing vielmehr an, wie gewöhnlich in ähnlichen Untersuchungen, dasselbe sich in seinen äußersten Gegensätzen zu entfalten und aufzuwickeln, um allmählig zur verborgenen Einigung vorzubringen.

Also behaupteten die Einen: der Erlöser hat in Petrus nur einen Bischof aufgestellt, und von ihm haben alle Apostel ihre Befugniß erlangt. Die andern aber entgegneten: Alle Apostel hat er mit göttlichem Rechte eingesetzt, mit ihnen auch Petrus; in dem, so wie in seinen Nachfolgern, nun sich die Weihe Aller als ihrem gemeinsamen abstracten Mittelpunkte eint. Beide Versuche zur Lösung traten nicht etwa blos theoretisch hervor, sondern praktisch als wirklich sich realisirende Gegensätze im Leben der Kirche; und das war eben die Krankheit, an der sie in diesem Zeitalter siechte. Ihren nächsten Sitz hatte sie in der Lebensmitte selber, und um den Stuhl her wurden ihre ersten Symptome sichtbar. Das Cardinalscollegium, um den Papst in seiner Mitte, bildete die Anfänge der Radien, die vom Centrum aus in den Umkreis der Kirche sich verbreiteten; das Grundverhältniß in der gesammten Hierarchie war hier also am centralsten ausgesprochen; der Keim des Uebels entfaltete daher auch hier sich zuerst in seinen Wurzelblättern. Die Verfügung Nicolaus IV., der den Besitzstand des Stuhles zu gleichen Theilen unter den Papst und die Cardinäle theilte; hatte, indem sie beide Elemente der Hierarchie gleichberechtigt nach dieser Seite erklärte, den ersten Gegensatz in den organischen Zusammenhang eingerissen. Auf diesem Wege waren dann die Cardinäle bei der Wahl Innocenz VI. weiter in der Zerklüftung vorgeschritten; indem sie im Conclave einstimmig die Acte unterzeichneten, die verfügte: „der künftige Papst solle die Zahl der Glieder ihres Collegs bis auf sechszehn einschwinden lassen; und dann, mit Rath und Einstimmung Aller, oder mindestens zweier Drittheile, diese Zahl bis zu der fortan festgestellten von zwanzig erhöhen. Der Papst solle über Diese, ohne Zustimmung Aller ohne Ausnahme keine Absetzung oder Verhaftnehmung verfügen; und ohne die Einstimmung von mindestens zwei Drittheilen keine Excommunication, Censur, Suspension der Stimme, oder des Beneficiums verhängen; auch keine Ansprüche auf ihren Besitz, bei ihrem Leben oder nach ihrem Tode, machen. Nichts [illegible] Kirchengut soll ohne

Beirath vergeben werden; die Erträgnisse aller Art aber werden, jener Verfügung Nicolaus IV. gemäß, demnach zu gleichen Hälften zwischen dem Stuhl und dem Collegium getheilt, und alle Officiale der Kirche nur mit der Einstimmung des letzteren an- und abgesetzt; und dabei soll die Anverwandtschaft des Papstes von bestimmten höheren Würden ausgeschlossen seyn. Der Papst soll den weltlichen Fürsten keine Zehnten oder Theile derselben bewilligen, oder sie sich selber vorbehalten, ohne Einwilligung der Cardinäle; er soll ihnen zu Rath und That volle Freiheit und Unabhängigkeit gestatten; und wie er diesen Vertrag selbst gewissenhaft erfüllt, so auch auf seinen Nachfolger mit dem Antritt der Würde die gleiche Verpflichtung übergehen. Allenfalls darüber sich erhebende Zweifel sollen im Collegium vorgebracht, und mit zwei Drittheilen erledigt werden." Man sieht, das Collegium, nachdem es seinen Präsidenten mit einem ansehnlichen Ehrengehalte abgefunden; hatte sonst in Allem sich das Haben, ihm das Sollen zugetheilt. Der tüchtige Papst, der selber als Cardinal die Acte mit unterschrieben, mußte sich einen absoluten Gegenact gestatten; und anullirte jene als uncanonisch, weil die Cardinäle im Conclave damit über die Gränzen ihres Berufes hinausgegangen; und als verwegen, weil sie es gewagt, die Fülle der Gewalt, die Gott selber dem heiligen Stuhle, unabhängig von aller fremden Willkühr und Beistimmung, übertragen, mit menschlichen Satzungen und Umgränzungen zu beschränken *). Es war der erste Versuch, das Problem in französischer Weise, und im Geiste der Zeit durch den Calcül der Gesellschaftsrechnung, zu lösen; aber nachdem im Jahre 1353 diese kaufmännische Lösung mißlungen, sollte sie noch Jahrhunderte nachher die Geister beschäftigen.

Ein Vierteljahrhundert war seither kaum verlaufen, als sich, nachdem Gregor XI. mit den meisten Cardinälen wieder nach Rom entwichen, und das römische Volk dem Conclave

*) Annales Ecclesiastici Auct. O. Raynaldo. Lucae. Tom. VI, pag. 567 u. 590.

den italischen Urban VI. abgedrungen, die französische Partei aber darauf Clemens VII. ihm in Avignon entgegengesetzt, das große Schisma begann; in dem, nachdem die kirchliche Einheit sich gespalten, die Stämme um die beiden Stühle sich schaarten; die Nordischen um den, der in Italien aufgerichtet war, die Romanischen zumeist um den in Avignon. Die Scandale, die aus diesem Verhältniß sich entwickelten, lenkten auch die Aufmerksamkeit der Nordischen auf die große Kirchenfrage; und nun begannen die Symptome des Bruches dieser Völker mit der Kirche sich zu zeigen. Der Natursinn in diesen Stämmen hatte von je ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf's Greifliche hingerichtet, ihr kriegerisches Wesen hatte ihnen Selbstvertrauen gegeben; also daß sie instinctartig im Zerstören wie Erbauen, dem Triebe der in ihnen wirksamen, ungestümen Willenskräfte folgend, wie Naturmächte durch die Geschichte fuhren; von unten herauf treibend und gestaltend, und darum auch vorziehend ihre Anschauungen rationalistisch dem Naturgrund in ihrem Geiste aufzusetzen, und sie im eingepflanzten Naturgesetz zu ordnen. So hatte schon in frühester Zeit kirchlich der Arianism bei allen Ostgermanen sich verbreitet, weil es ihnen ehrenvoller, wie begreiflicher erschien: die Creatur habe durch die höchste, erstgeschaffene, etwa die Weltseele, sich selbst erlöst, und der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit dazu nicht bedurft. Der Pelagianismus, der gleichfalls im Norden sich ausgebildet, hatte die Zulänglichkeit des freien Willens zur Vollbringung des Guten ausgesprochen; dazu habe Gott das Können ursprünglich in seine Natur gelegt, und sie bedürfe dazu keiner andern heiligenden Gnade, nur etwa einer erleuchtenden, um das Gute zu erkennen. Die Erlangung desselben und der Besitz aller Tugend beruhe also vorwiegend auf eigenem, angestammten Verdienste. Auf ähnlichem Grunde hatte jetzt auch Wicklef seine Lehre über die fatalistisch im Geisterreiche bestehende Natur der Dinge aufgebaut. Gott, an die Nothwendigkeit gebunden, hat durch Prädestination in ihr eine Doppelkirche gegründet. Die Erste wird durch die zur Seligkeit Vorbestimmte gebildet; sie ruht

auf der Armuth, kennt keine Hierarchie, keine Gelübde und Ceremonien; denn sie besteht nur aus den Würdigen, die von der Sünde sich frei zu halten wissen. Die andere Kirche, die des Satans und des Antichrists, die Römische, ist über dem Grunde des Reichthums aufgebaut; durch die bloße Gnade in den passiver Trägheit sich hingebenden Willenskräften gefügt; also eine bloße Scheinkirche aus Nichts zu Nichts hinführend. Alle Stufen der Hierarchie sind daher Erfindungen des Bösen; Petrus hat keinen Vorzug vor den andern Aposteln gehabt, noch auch Christus einen Vertreter auf Erden zurückgelassen; in der Synode des Teufels hat dieser es den Cardinälen eingegeben, daß sie zur Papstwahl vorgeschritten. Jeder, der zum Sünder vorbestimmt ist, weil er zum Bösen sich gewendet, tritt aus der wahren Kirche in die falsche über; und die Sacramente hängen in ihrer Wirksamkeit vom Seelenzustand ihres Spenders ab. Diese nominalistisch-rationalistische Lehre schied also nicht bloß von der Kirche aus, sondern stellte sich ihr gegenüber als die gute, inhaltvolle These auf; die verlassene aber, in ihrer hohlen, abstracten Nichtigkeit als die böse Antithese erklärend. Sie war von England mit Huß nach dem slavischen Böhmen hinübergegangen, und drohte die englische und czechische Kirche in denselben Gegensatz hinüberzuziehen. Deutschland durfte nur in gleicher Richtung eine ähnliche Bahn einschlagen, und die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden war weit klaffend aufgethan; die Stämme, die jenseits der Scheidegränze wohnten, hatten sich dann von der Einheit losgerissen, die bei der dießseitigen allein zurückgeblieben. Hier war unterdessen auch der Bruch im Kirchenregimente fortgeschritten; selbst bis zu den Mönchen hinab, die im Streite der strengen und der laxen Observanz der Armuth sich zwischen Kaiser und Papst getheilt, war die Spaltung hinabgefasert; während das Schisma, das in die Einheit eingetreten, fort und fort bestand, und alle diese Brüche und Zerklüftungen hegte und förderte. Als zuletzt französische und römische Cardinäle vereint die Synode von Pisa einberufen, um dies Schisma zu heilen, und nun Alexan-

der V. gewählt wurde, dem in Jahresfrist Johann XXIII. folgte; die beiden Gegenpäpste aber, Gregor XII. und Benedict XIII., gestützt jeder auf seine eigene Synode, die Würde nicht niederlegten; da wurde klar, daß auch in den romanischen Theil der Kirche die Spaltung eingedrungen. Denn von den italienischen und französischen Cardinälen hatten jetzt die spanischen Würdeträger sich abgesondert, und hielten zu ihrem Landsmann Benedict XIII.; die Einheit, die sich unter die Päpste getheilt, war sohin nur der Ausdruck der Theilung, die in die drei romanischen Völker eingetreten.

In dieser Zeit, wo die Kirche mehr und mehr verweltlicht wurde; die höheren Würden in ihr der Intrigue zur Beute fielen; die Bischöfe an den Höfen dem Spiel und Gesange sich ergaben; die Cardinäle aber durch Laster und fressenden Hochmuth die höchsten Stellen erstiegen zu haben schienen: mußte in allen besseren Gemüthern ein Sehnen und Streben nach Abhülfe rege werden, die aber nur aus der Kirche selber kommen konnte. Da aber diese in ihren edelsten Organen erkrankt, so blieb dem sinnenden Geiste keine anderes Mittel, als zu dem ganzen, noch kräftigen Organism seine Zuflucht zu nehmen; damit das Leben in ihm, in seinem Innersten sich zusammennehmend, den Krankheitsstoff in heilsamer Crise ausstoße, und also in die Restauration einwirke. Nach einem allgemeinen Concil ging von nun an ein Schrei durch die ganze Christenheit, und ruhte nicht, bis in Constanz ein Solches sich versammelte, zahlreich und glänzend, wie kein Anderes. Papst und Kaiser waren zugegen; die kirchlichen Provinzen: Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland und England waren durch ihre Bischöfe vertreten; und also stimmten sie nach Völkergruppen. Hier stellte Gerson, Sprecher der hohen Schule von Paris, den Satz auf: „Die Kirche, als streitende, in ihrer Gesammtheit durch ein öcumenisches Concil repräsentirt, übe in Glaubenssachen die höchste Gewalt aus, der jeder Einzelne, und sei es selbst der Papst, bei Strafe des Anathems, sich zu fügen habe. Diese streitende Kirche sei mit Christo unzertrenn-

lich verbunden; ihre Ehe mit seinem Vertreter aber unter Bedingungen lösbar. Die Würde des Oberpriesters selber sei zwar als unantastbar auch gegen die Kirchenversammlung gesichert; wohl aber könne diese der Ausübung der Gewalt gewisse Gränzen setzen. Wenn der Frieden der Kirche durch Gegenpäpste gestört sei; wenn der Papst selber Schisma stifte, oder in Häresie verfalle, und zur Heilung der Kirchengebrechen sich nicht verstehen wolle; dann trete diese heilsame Gegenwirkung der Concilien ein, die sich auch ohne den Papst versammeln möchten." Zu diesem Princip hatte die Versammlung in der vierten Sitzung sich bekannt; in ihm sich als Vertretung der Gesammtkirche der in der Dreipersönlichkeit ungewiß gewordenen Einheit gegenüber constituirt; und war nun erst zur Suspension, dann zur Absetzung Johann XXIII. vorgeschritten. Durch die, an eine Anerkennung geknüpfte Abdankung Gregors XII., vor dem Kaiser hatte darauf das Concilium umgelenkt, und nun hatte auch bei Benedict XIII. der Tod, nachdem Alle ihn verlassen, die Sentenz vollzogen. Als die Wahl des neuen Papstes zur Sprache kam, theilten sich die Völker um die Frage: ob die Reformation der Mißbräuche, ob die Papstwahl zuerst eintrete? Peter D'Ailly, Erzbischof von Cambray, entschied gegen die Deutschen mit den Worten: „wir erkennen euern Eifer, aber aller Gebrechen Größtes, aller Unförmlichkeiten unförmlichste, ist die hauptlose Kirche; darum entfernen wir die Erste zuvor, und schreiten dann zur Heilung der Uebrigen!" Die Engländer traten den Romanen und Spaniern bei, und Martin V. wurde durch die Cardinäle und sechs Wähler von jeder Nation auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die Wiclef-Hussische Lehre war unterdessen als Häresie erklärt worden; sechs Cardinäle kamen mit dem Concil über die nothwendigsten Reformen überein; in der Hauptfrage: „wer im Falle eines Versehens von Seite des Papstes den Ausspruch zu thun habe?" wurde nach reiflicher Ueberlegung beschlossen: „es sei kein Ausspruch in der Kirchenversammlung zu thun!" Mit Weisheit wurde also geurtheilt. Denn dieß hängt mit der großen Frage zusammen,

die ihre Lösung noch nicht mit mathematischer Schärfe gefunden, und nur durch Approximation nach Umständen lösbar scheint. Die Mysterien aller gesellschaftlichen Verbindung umschwebend, wird sie sich anders stellen, wenn die siechende Einheit in der gesunden Synode Heilung sucht; und wieder anders, wenn die kranke Synode die Ihrige nur in der gesunden Mitte finden kann. Mit den einzelnen Völkern wurden zuletzt Concordate abgeschlossen; die höheren Prälaten erklärten ihre Versammlung, wie sie sich hier zusammengefunden, zu einer permanenten Tagsatzung der Kirche, die spätestens alle zehn Jahre sich versammeln sollte; und wiesen die Fortsetzung der Reformation der Nächsten in Pavia zu, die aber in Basel erst 1431 zusammen kam. Nicht mehr nach Völkern, sondern nach Deputationen wurde in ihr gestimmt; als Eugen IV., durch Besorgnisse vor der zunehmenden Macht der Concilien, sich verleiten ließ, die Versammelte durch eine Bulle aufzulösen, wurde in der zweiten Sitzung die, für alle verbindliche Autorität der Synode über die des Papstes festgestellt, und dieser aufgefordert, die Auflösung zurückzunehmen. Als Eugen nachgegeben, schien die Eintracht mit dem römischen Stuhle wieder hergestellt; aber den italienischen Prälaten hatte der ganze Gang des Conciliums zu rasch und unvorsichtig geschienen; neue Erbitterung der Gemüther bewirkte darum eine Trennung in dem Schooße der Versammlung. Die römischen und spanischen Bischöfe, später auch die höheren Würdeträger der übrigen Nationen, standen auf der einen Seite; Deutsche und Franzosen auf der andern. Nun verließen alle jene höheren Würdeträger das Concil; und die Gegensätze, die im Constanzer Concilium geschlafen, lösten sich jetzt voneinander. Die untern Ordnungen der Hierarchie, und die Doctoren und Rechtskundigen der Versammlung, die ihre Mehrzahl bildeten, waren in Basel zurückgeblieben, erklärten sich für die Fortsetzung des Concils; und indem sie sich zur unbedingten Suprematie des Concils über den Papst bekannten, setzten sie Eugen ab, und wählten Felix V. Die Bischöfe, bis auf sieben, aber entwichen nun vollends von ih-

nen, und die Zurückgebliebenen zogen sich zuletzt um ihren Papst nach Lausanne; während die höheren Würdeträger um Eugen in Ferrara und Florenz sich einigten, und dort zur Lehre von der Suprematie des Papstes über das Concil sich bekannten. So war also das Concil in ein Oberhaus und ein Unterhaus getheilt; jenem war es in Florenz gelungen, aber zu spät für die Rettung von Byzanz, das Schisma zwischen der römischen und griechischen Kirche zu heilen; während das in Basel das mit den Hussiten beseitigte. Die Kirchenversammlung des Südens stand der des Nordens gegenüber; viele Wohlgesinnte riethen, beide aufzulösen, und ein drittes allgemeines zu versammeln; dieser Rath aber drohte, das Uebel nur noch durch das dritte Element zu mehren.

So hatte vieljährige Berathung zu keinem Resultat geführt. Die mit den drei Päpsten eintretenden Aergernisse hatten Entrüstung in den Gemüthern hervorgerufen, und eine Furcht, das große Heilswerk möge zum Untergange neigen. Das Verlangen war entstanden, die gestörte Ordnung wieder herzustellen; und die Zeit hatte geurtheilt: was durch die Form versehen worden, müsse auch durch die Form wieder verbessert werden. Absolutism der Einheit hatte das Uebel hereingeführt; im absoluten Frankreich hatte der heil. Stuhl die Form französischer Politik angenommen, und die Scandale waren sogleich eingetreten. Dem Drucke, den die sich überhebende Mitte übte, konnte, so schien es, nur durch ein Gegengewicht abgeholfen werden, das allein in der Gesammtheit der höhern Kirchengewalt zu finden war. Somit wurde alle Hoffnung und aller Accent auf das Concilium gelegt; und da die eine Form das Uebel gebracht, schien das Ziel glücklich in der Gegenform gefunden. Die Discussion über das Verhältniß der beiden Mächte konnte nicht abgewiesen werden; die Dreispaltung in der Einheit, die mit ihr gestraft wurde, hatte sie nothwendig herbeigeführt. Menschliche Schwäche hatte diese Irrung herbeigerufen; der Mensch im Papste kann irren, das hatte sich in der Erfahrung ausgewiesen. Was die Einheit nicht geleistet,

wurde jetzt im Concil gesucht. Die Kirchenversammlung kann nicht irren, wurde daher vorausgesetzt: denn ohne diese Voraussetzung hätte man nur wissentlich Irrthum gegen Irrthum eingetauscht. Diese Doctrin, die in Constanz gekeimt, wurde nun in Basel bis zum Aeußersten hinausgetrieben. In aller Form, diese abstract gefaßt, aber ist kein Heil: der Absolutism der Einheit hatte sich versagt, auch jener der Gesammtheit, getrennt von der Einheit, wollte es nicht gewähren. Im Concil, wie im Papste, ist die menschliche Freiheit alles Zwangs entbunden: und der Geist von Oben überschwebt die Versammelten; erleuchtend und heiligend, wenn sie einstimmen, führend und ausgleichend, wenn sie widerstreben: also nicht wie die Sonne in den Weltkörpern waltend, sondern selbst den Mißbrauch nicht ausschließend, obgleich durch seine Fügungen ihn ausgleichend und berichtigend. Positiv führt er also die Willigen, negativ die Widerwilligen zu dem gemeinsamen Ziele; und was die Concilien von den Päpsten ausgesagt, daß sie persönlich fehlbar seien, gilt auch von ihnen; indem jedes in seinen persönlichen Gliedern, weil frei, auch der Irrung unterworfen, und dann eines Correctivs aus der Einheit bedürftig ist. Das hat sich denn auch in der Zeit, die in ihnen zu ausschließlich das Heil gesucht, praktisch herausgestellt. Die höhere Aristokratie der Kirche hat von der Unteren sich getrennt, und neigte naturgemäß [illegible] dem Centrum zu: während das Presbyterium sich mehr [illegible] andern Seite, gegen die Demokratie hin hielt. Somit [illegible] ein Schisma in die Peripherie, dem Schisma im Centrum [illegible]ber; und wie die Einheit hier sich dreigegliedert, so hat [illegible] des ganzen Processes es nur verhindern können, [illegible] auch drei Concilien vollends die Welt verwirrt; und [illegible], der früher nur mißbräuchlich die Mitte um[illegible] in allen Elementen der Kirche befestigt haben. [illegible] Welt handgreiflich und klar geworden: nicht [illegible] was im Leben verbunden ist: nicht im Ab[illegible] durch die Abstraction auseinander[illegible] der lebendige Bestand der Kirche;

i
lu[illegible]
ben,
sie [illegible]
bekannten,
Bischöfe, die [illegible]

nur in der harmonischen Durchdringung und Durchspielung ihrer Elemente kann er gefunden werden. Das Problem aber hatte auch in dieser Zeit seine vollkommene Lösung nicht gefunden; denn entgegengesetzte Principien darüber hielten fortdauernd die Geister getheilt. Der Gründer der Kirche hatte zu keinem von Beiden autorisirt, aber Beide mit einander in ihr realisirt; das Geheimniß ihrer gegenseitigen Durchdringung aber in ihrem innersten Leben eingeschlossen. Als Störungen in der Geschichte das Eine in krankhafter Richtung übertrieben, da hatte gleiche Uebertreibung des Andern wieder gegen seine Schranken hingedrängt; und es war auf eine Zeit wieder leidliche Harmonie hergestellt. Die Völkerkirchen aber hatten die verschiedenen Doctrinen zum Theil von jenen Versammlungen mit sich hingenommen; und während fortan die Römische mehr zur Centralen hielt, hatte die Französische den Satz, das Concil ist über dem Papst, zu ihrem Grundsatz sich genommen, und darüber ihre gallicanischen Freiheiten aufgebaut. Die nordischen Völker aber hatten ihre besondere Lösung der Frage sich vorbehalten.

Nach einigen Menschenaltern, mit politischen Wirrnissen erfüllt, ist dann diese Lösung durch den Abfall des germanischen Nordens von der Kircheneinheit eingetreten. Der von unten auf in seinen Werken ansteigende Geist des Widerspruches, auf dem Wege voranschreitend, dessen Stadien durch Arius, Pelagius und Wiclef-Huß bezeichnet sind, tritt jetzt in einem vierten hervor, und Luther, Calvin und Zwingli geben diesem den Namen. Die alte Kirche hatte ihr Werk auf den lebendigen Gott begründet; es sollte fortleben in seinem lebendigen Vertreter und der gleich lebendigen Ueberlieferung, und durch sie den todten Buchstaben deuten. Die Reformatoren aber bauten ihre Gegenkirche, alle Tradition verwerfend, auf das in die Schrift niedergelegte Wort; sprachen aber die Hermeneutik dieses Wortes dem menschlichen Geiste zu. Wie sich aber nun die Geister schieden, so auch die Deutung; und den doppel und dreifachen Päpsten und den Doppelconcilien trat schon gleich im

wurde jetzt im Concil gesucht. Die Kirchenversammlung kann nicht irren, wurde daher vorausgesetzt; denn ohne diese Voraussetzung hätte man nur wissentlich Irrthum gegen Irrthum eingetauscht. Diese Doctrin, die in Constanz gekeimt, wurde nun in Basel bis zum Aeußersten hinausgetrieben. In aller Form, diese abstract gefaßt, aber ist kein Heil; der Absolutism der Einheit hatte sich versagt, auch jener der Gesammtheit, getrennt von der Einheit, wollte es nicht gewähren. Im Concil, wie im Papste, ist die menschliche Freiheit alles Zwangs entbunden; und der Geist von Oben überschwebt die Versammelten; erleuchtend und heiligend, wenn sie einstimmen, führend und ausgleichend, wenn sie widerstreben: also nicht wie die Sonne in den Weltkörpern waltend, sondern selbst den Mißbrauch nicht ausschließend, obgleich durch seine Fügungen ihn ausgleichend und berichtigend. Positiv führt er also die Willigen, negativ die Widerwilligen zu dem gemeinsamen Ziele; und was die Concilien von den Päpsten ausgesagt, daß sie persönlich fehlbar seien, gilt auch von ihnen; indem jedes in seinen persönlichen Gliedern, weil frei, auch der Irrung unterworfen, und dann eines Correctivs aus der Einheit bedürftig ist. Das hat sich denn auch in der Zeit, die in ihnen zu ausschließlich das Heil gesucht, praktisch herausgestellt. Die höhere Aristokratie der Kirche hat von der Unteren sich getrennt, und neigte naturgemäß mehr dem Centrum zu; während das Presbyterium sich mehr zur andern Seite, gegen die Demokratie hin hielt. Somit trat ein Schisma in die Peripherie, dem Schisma im Centrum gegenüber; und wie die Einheit hier sich dreigegliedert, so hat das Abbrechen des ganzen Processes es nur verhindern können, daß nicht auch drei Concilien vollends die Welt verwirrt; und den Widerspruch, der früher nur mißbräuchlich die Mitte umstanden, nun in allen Elementen der Kirche befestigt haben. Es war also aller Welt handgreiflich und klar geworden: nicht im Theilen dessen, was im Leben verbunden ist; nicht im Abstrahiren, und im Verfolgen durch die Abstraction auseinandergerissener Extreme, beruht der lebendige Bestand.

nur in der harmonischen Durchdringung und Durchspielung ihrer Elemente kann er gefunden werden. Das Problem aber hatte auch in dieser Zeit seine vollkommene Lösung nicht gefunden: denn entgegengesetzte [illegible] [illegible] der Gesänge [illegible]. Der [illegible] der [illegible] hatte [illegible] von Beiden [illegible], aber [illegible] [illegible]: das [illegible] aber in [illegible] [illegible] in der Geschichte [illegible]

[illegible]

[illegible] ...theils [illegible] den Petrus

Beginne die Dreiheit der Confessionen im Lutherthum, dem Zwinglianism und dem Calvinism entgegen. Während in Ersterem die göttliche, frei wirksame Gnade den Menschen durch den thatlosen Glauben, ohne weiteres Zuthun, rechtfertigt, und die Werke nur wie Früchte der gewonnenen Heiligung sind; wird im Calvinism diese Gnade durch die Nothwendigkeit in der Prädestination vermittelt, die den Fall des ersten Menschen angeordnet; und die Verworfenen sofort noch tiefer in den Sünden verstrickt, den Begnadigten aber ohne ihr Verdienst die Verdienste Christi imputirend, sie zu guten Werken nöthigt, und ihnen zuletzt auch die ewige Seligkeit aufdringt. Den Gott Wiclefs hatte Luther dem Geiste übergestellt, daß er seine Gnade im Glauben sich aneigne; während Calvin ihn der Natur des Geistes untergestellt, daß er sie mit eisernem Bande zum Segen oder zum Verderben umschmiede. Gegen diese Lehren hatte die alte Kirche in der öcumenischen Synode von Trient sich, bei zweimaliger Unterbrechung, zu drei verschiedenenmalen versammelt; um ihr Lehrgebäude nach dem Bedürfniß der Zeit abzuschließen, und durch Reformation ihr inneres Regiment zu ordnen und zu einigen. Bei diesem Bemühen mußte auch das alte Problem, über das Verhältniß der Mächte in der Hierarchie, neuerdings zur Sprache kommen, und seiner Lösung näher rücken. Die Nationen, die hauptsächlich auf ihm sich vertreten fanden, waren die Romanischen: Italiener, Franzosen und Spanier. Die Ersten hielten sich durchgehends zu dem einen Extrem, das sich bei dem vorigen Versuche herausgeworfen; die Franzosen zu dem Andern: das Concil ist höher als der Papst; die Spanier suchten eine Mitte, doch näher bei den Letztern. In der Sitzung vom 20. Oct. 1562 hat über diesen Gegenstand in der allgemeinen Congregation der zweite General der Jesuiten, Laynez, eine merkwürdige Rede abgehalten, die den einstimmigen Beifall aller ihrer Zuhörer sich gewann. Er unterschied darin zwischen der Weihegewalt (potestas ordinis), — der Administration der Sacramente, — in der die Consecration von Gott, durch eine bloße Vermittlung

von Menschen, unter vorgeschriebenen Formen sich ertheilt; und der Jurisdictionsgewalt (potestas jurisdictionis), übertragen auf rein menschliche Weise, nach Willkühr des vorgesetzten menschlichen Willens; der damit einen Act der Autorität und Herrschaft ausübend, als die unmittelbare Ursachlichkeit der durch ihn hervorgerufenen, untergeordneten Gewalt gelten müsse. Beide bezweckten die Heiligung; die Erste unmittelbar durch die Wirkung der Sacramente, die keine menschliche Macht positiv zu hemmen im Stande sei; die Andere durch Excommunicationen und andere Constitutionen, deren veränderliche Gewalt auch wieder durch Menschen verhindert werden könne. Nun stellte er den Satz auf: die bischöfliche Weihegewalt komme unmittelbar von Gott, nach göttlichem Rechte in unveränderlicher Weise, den mit dieser Würde bekleideten Individuen zu; die Jurisdictionsgewalt gleichfalls zwar, wie jede Gewalt im Allgemeinen, von Gott, aber indirekt durch Mittelspersonen übergeleitet. So sei auch Diese zwar unmittelbar von Gott dem Petrus und seinen Nachfolgern, und durch einen besondern Vorzug auch ihren Personen nach den übrigen Aposteln gekommen, und habe dann Petrus und den Päpsten nach ihm und den Aposteln unveränderlich eingewohnt; auf alle Bischöfe gehe sie aber durch den Papst, als dazwischen gestellte Mittelperson, über; und darum könne diese ihre Jurisdiction auch aus gegründeten Ursachen vom Papste verändert werden. Die Worte: was ihr binden werdet und lösen rc., der Zeit nach zuerst an alle Apostel, und in ihnen, an alle ihre Nachfolger gerichtet; hätten ihnen die Weihegewalt, rücksichtlich der sacramentalischen Absolution verliehen. Dann erst aber habe der Herr der also gegründeten Hierarchie mit den Worten: weide meine Schaafe, ein Oberhaupt gegeben; Worte, die allerdings auch an alle Apostel gerichtet gewesen; nicht aber an alle persönlich, sondern an die Gesammtheit in Petrus; welcher, da er die ganze Heerde nicht allein für sich weiden konnte, sich der Beihülfe der Andern bedienen sollte; weil bei der Annahme des Gegentheils der Gesammtheit gesagt worden wäre, daß sie auch den Petrus

weiden sollte; der ihr also damit untergeben worden wäre. Die Bischöfe seien übrigens nicht in allen Stücken Nachfolger der Apostel. Niemand erkenne in ihnen die Fülle der Jurisdiction an, wie sie bei Petrus und Johannes getroffen wurde; nur in der Weihegewalt seien sie als ihre Nachfolger zu betrachten; während der Papst in allen Stücken, und auch in der Fülle der Jurisdictionsgewalt, der Nachfolger des heil. Petrus sei. Er theile Diese dann den niedern Bischöfen mit, als der Generalvicar von Gott, der seine Jurisdiction unmittelbar von Ihm ableite; während diese sie von ihm bezögen. Die Schriftstellen, die man anführe, um zu beweisen: Gott habe den Bischöfen unmittelbar ihre Jurisdiction verliehen, bewährten keineswegs, was man in ihnen gesucht. Wenn der Apostel an die Epheser sage: er bestellte Hirten in der Kirche, und man nun schließe: folglich müsse er ihnen auch die Jurisdiction gegeben haben, ihre Schaafe zu weiden; dann entscheide die Stelle nicht darüber: ob sie diese Jurisdiction unmittelbar oder mittelbar durch den Oberhirten erlangt. Bei der Andern in der Apostelgeschichte: daß der heil. Geist die Bischöfe bestellt habe, die Kirche Gottes zu leiten; so wie bei der Parabel vom getreuen und guten Knechte, müsse er fragen: ob der heil. Geist die Bischöfe mit eigener Hand auf ihre bischöflichen Sitze geführt habe?; da sie nun vielmehr durch Wahl und die Consecrirenden zu Bischöfen gemacht worden, könne von einer unmittelbaren Einsetzung auch hier nicht die Rede seyn; eben so wenig entscheide die Parabel. Auch keiner der Väter, die man anziehe, bediene sich des Wortes **unmittelbar**. Der Cardinal Bessarion habe auf dem florentinischen Concil den Griechen gegenüber also geschlossen. Ueber die lateinischen Väter, die ausgesprochen: daß der heilige Geist vom Vater und dem Sohne ausgehe; und über die Griechischen, die gesagt: daß er vom Vater ausgehe, ohne des Sohnes zu gedenken, können wir das Anathema nicht aussprechen: wir haben uns also an jene Auslegung zu halten, die Alle sichert, indem sie Alle in Uebereinstimmung bringt, und müssen sagen: daß die Griechen den Sohn nicht haben auszuschließen gedacht;

sondern daß sie vielmehr haben sagen wollen: daß der heil. Geist vom Vater auch durch den Sohn ausgehe. Ganz derselbe Schluß gelte nun auch, sagt der General, im vorliegenden Falle. Einige Väter urtheilen: die Jurisdiction der Bischöfe sei von Gott, Andere, daß sie vom Papste komme; wir müssen also auch entweder bekennen, daß sie unter sich im Widerspruche seien, und ein Theil in so wichtiger Materie irre, — eine Meinung, die weder wahrscheinlich, noch fromm ist, — oder um sie in Uebereinstimmung zu bringen, und die Wahrheit in dem Ausspruche, so der Einen, wie der Andern, zu erkennen, sie Alle dahin auslegen: daß die Bischöfe durch den Papst von Gott sind. Nachdem er noch manche Aussprüche der Päpste Leo und Gregorius, des heil. Bonaventura über diese Materie erörtert hatte, schloß er zuletzt damit: die Worte: meine Schaafe, — seien entweder allein an den heil. Petrus und seine Nachfolger gerichtet gewesen, wobei es dann klar sei, daß ihnen die ganze Fülle der Jurisdiction in der gesammten Kirche zustehe, aus der dann Alle die Ihrige schöpfen müßten. Oder der Erlöser habe sie an alle Bischöfe gerichtet; womit aber dann auch der Grund, der doch auch von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung als nothwendig anerkannt werde: daß nämlich die ganze Materie dieser Jurisdiction von Jesu Christo dem Papst unterworfen sei, und von ihm den besondern Bischöfen mitgetheilt werde, wegfalle, und mit ihm das Fundament der ganzen Hierarchie entzogen werde *).

Im Laufe des Novembers war der Cardinal von Lothringen mit vierzehn französischen Bischöfen, drei Aebten und achtzehn Theologen, größtentheils der Sorbonne, in Trient ange-

*) Dell' istoria del Concilio di Trento scritta dal padre Sforza Pallavicino della Comp. di Gesù, novamente ritoccata dall' Autore. In Roma 1664. Part. III. L. XVIII. Cap. XV. p. 208 — 220. Monumentorum ad hist. Concil. Trid. potissim. illust. spectant. ampliss. Collectio. St. Judoci Le Plat. Lovanii 1785. Tom. V. p. 524.

die ihre Lösung noch nicht mit mathematischer Schärfe gefunden, und nur durch Approximation nach Umständen lösbar scheint. Die Mysterien aller gesellschaftlichen Verbindung umschwebend, wird sie sich anders stellen, wenn die siechende Einheit in der gesunden Synode Heilung sucht; und wieder anders, wenn die kranke Synode die Ihrige nur in der gesunden Mitte finden kann. Mit den einzelnen Völkern wurden zuletzt Concordate abgeschlossen; die höheren Prälaten erklärten ihre Versammlung, wie sie sich hier zusammengefunden, zu einer permanenten Tagsatzung der Kirche, die spätestens alle zehn Jahre sich versammeln sollte; und wiesen die Fortsetzung der Reformation der Nächsten in Pavia zu, die aber in Basel erst 1431 zusammen kam. Nicht mehr nach Völkern, sondern nach Deputationen wurde in ihr gestimmt; als Eugen IV., durch Besorgnisse vor der zunehmenden Macht der Concilien, sich verleiten ließ, die Versammelte durch eine Bulle aufzulösen, wurde in der zweiten Sitzung die, für alle verbindliche Autorität der Synode über die des Papstes festgestellt, und dieser aufgefordert, die Auflösung zurückzunehmen. Als Eugen nachgegeben, schien die Eintracht mit dem römischen Stuhle wieder hergestellt; aber den italienischen Prälaten hatte der ganze Gang des Conciliums zu rasch und unvorsichtig geschienen; neue Erbitterung der Gemüther bewirkte darum eine Trennung in dem Schooße der Versammlung. Die römischen und spanischen Bischöfe, später auch die höheren Würdeträger der übrigen Nationen, standen auf der einen Seite; Deutsche und Franzosen auf der andern. Nun verließen alle jene höheren Würdeträger das Concil; und die Gegensätze, die im Constanzer Concilium geschlafen, lösten sich jetzt voneinander. Die untern Ordnungen der Hierarchie, und die Doctoren und Rechtskundigen der Versammlung, die ihre Mehrzahl bildeten, waren in Basel zurückgeblieben, erklärten sich für die Fortsetzung des Concils; und indem sie sich zur unbedingten Suprematie des Concils über den Papst bekannten, setzten sie Eugen ab, und wählten Felix V. Die Bischöfe, bis auf sieben, aber entwichen nun vollends von ih-

nen, und die Zurückgebliebenen zogen sich zuletzt um ihren Papst nach Lausanne; während die höheren Würdeträger um Eugen in Ferrara und Florenz sich einigten, und dort zur Lehre von der Suprematie des Papstes über das Concil sich bekannten. So war also das Concil in ein Oberhaus und ein Unterhaus getheilt; jenem war es in Florenz gelungen, aber zu spät für die Rettung von Byzanz, das Schisma zwischen der römischen und griechischen Kirche zu heilen; während das in Basel das mit den Hussiten beseitigte. Die Kirchenversammlung des Südens stand der des Nordens gegenüber; viele Wohlgesinnte riethen, beide aufzulösen, und ein drittes allgemeines zu versammeln; dieser Rath aber drohte, das Uebel nur noch durch das dritte Element zu mehren.

So hatte vieljährige Berathung zu keinem Resultat geführt. Die mit den drei Päpsten eintretenden Aergernisse hatten Entrüstung in den Gemüthern hervorgerufen, und eine Furcht, das große Heilswerk möge zum Untergange neigen. Das Verlangen war entstanden, die gestörte Ordnung wieder herzustellen; und die Zeit hatte geurtheilt: was durch die Form versehen worden, müsse auch durch die Form wieder verbessert werden. Absolutism der Einheit hatte das Uebel hereingeführt; im absoluten Frankreich hatte der heil. Stuhl die Form französischer Politik angenommen, und die Scandale waren sogleich eingetreten. Dem Drucke, den die sich überhebende Mitte übte, konnte, so schien es, nur durch ein Gegengewicht abgeholfen werden, das allein in der Gesammtheit der höhern Kirchengewalt zu finden war. Somit wurde alle Hoffnung und aller Accent auf das Concilium gelegt; und da die eine Form das Uebel gebracht, schien das Ziel glücklich in der Gegenform gefunden. Die Discussion über das Verhältniß der beiden Mächte konnte nicht abgewiesen werden; die Dreispaltung in der Einheit, die mit ihr gestraft wurde, hatte sie nothwendig herbeigeführt. Menschliche Schwäche hatte diese Irrung herbeigerufen; der Mensch im Papste kann irren, das hatte sich in der Erfahrung ausgewiesen. Was die Einheit nicht geleistet,

wurde jetzt im Concil gesucht. Die Kirchenversammlung kann nicht irren, wurde daher vorausgesetzt; denn ohne diese Voraussetzung hätte man nur wissentlich Irrthum gegen Irrthum eingetauscht. Diese Doctrin, die in Constanz gekeimt, wurde nun in Basel bis zum Aeußersten hinausgetrieben. In aller Form, diese abstract gefaßt, aber ist kein Heil; der Absolutism der Einheit hatte sich versagt, auch jener der Gesammtheit, getrennt von der Einheit, wollte es nicht gewähren. Im Concil, wie im Papste, ist die menschliche Freiheit alles Zwangs entbunden; und der Geist von Oben überschwebt die Versammelten; erleuchtend und heiligend, wenn sie einstimmen, führend und ausgleichend, wenn sie widerstreben: also nicht wie die Sonne in den Weltkörpern waltend, sondern selbst den Mißbrauch nicht ausschließend, obgleich durch seine Fügungen ihn ausgleichend und berichtigend. Positiv führt er also die Willigen, negativ die Widerwilligen zu dem gemeinsamen Ziele; und was die Concilien von den Päpsten ausgesagt, daß sie persönlich fehlbar seien, gilt auch von ihnen; indem jedes in seinen persönlichen Gliedern, weil frei, auch der Irrung unterworfen, und dann eines Correctivs aus der Einheit bedürftig ist. Das hat sich denn auch in der Zeit, die in ihnen zu ausschließlich das Heil gesucht, praktisch herausgestellt. Die höhere Aristokratie der Kirche hat von der Unteren sich getrennt, und neigte naturgemäß mehr dem Centrum zu; während das Presbyterium sich mehr zur andern Seite, gegen die Demokratie hin hielt. Somit trat ein Schisma in die Peripherie, dem Schisma im Centrum gegenüber; und wie die Einheit hier sich dreigegliedert, so hat das Abbrechen des ganzen Processes es nur verhindern können, daß nicht auch drei Concilien vollends die Welt verwirrt; und den Widerspruch, der früher nur mißbräuchlich die Mitte umstanden, nun in allen Elementen der Kirche befestigt haben. Es war also aller Welt handgreiflich und klar geworden: nicht im Theilen dessen, was im Leben verbunden ist; nicht im Abstrahiren, und im Verfolgen durch die Abstraction auseinandergerissener Extreme, beruht der lebendige Bestand der Kirche;

nur in der harmonischen Durchdringung und Durchspielung ihrer Elemente kann er gefunden werden. Das Problem aber hatte auch in dieser Zeit seine vollkommene Lösung nicht gefunden; denn entgegengesetzte Principien darüber hielten fortdauernd die Geister getheilt. Der Gründer der Kirche hatte zu keinem von Beiden autorisirt, aber Beide mit einander in ihr realisirt; das Geheimniß ihrer gegenseitigen Durchdringung aber in ihrem innersten Leben eingeschlossen. Als Störungen in der Geschichte das Eine in krankhafter Richtung übertrieben, da hatte gleiche Uebertreibung des Andern wieder gegen seine Schranken hingedrängt; und es war auf eine Zeit wieder leidliche Harmonie hergestellt. Die Völkerkirchen aber hatten die verschiedenen Doctrinen zum Theil von jenen Versammlungen mit sich hingenommen; und während fortan die Römische mehr zur Centralen hielt, hatte die Französische den Satz, das Concil ist über dem Papst, zu ihrem Grundsatz sich genommen, und darüber ihre gallicanischen Freiheiten aufgebaut. Die nordischen Völker aber hatten ihre besondere Lösung der Frage sich vorbehalten.

Nach einigen Menschenaltern, mit politischen Wirrnissen erfüllt, ist dann diese Lösung durch den Abfall des germanischen Nordens von der Kircheneinheit eingetreten. Der von unten auf in seinen Werken ansteigende Geist des Widerspruches, auf dem Wege voranschreitend, dessen Stadien durch Arius, Pelagius und Wiclef-Huß bezeichnet sind, tritt jetzt in einem vierten hervor, und Luther, Calvin und Zwingli geben diesem den Namen. Die alte Kirche hatte ihr Werk auf den lebendigen Gott begründet; es sollte fortleben in seinem lebendigen Vertreter und der gleich lebendigen Ueberlieferung, und durch sie den todten Buchstaben deuten. Die Reformatoren aber bauten ihre Gegenkirche, alle Tradition verwerfend, auf das in die Schrift niedergelegte Wort; sprachen aber die Hermeneutik dieses Wortes dem menschlichen Geiste zu. Wie sich aber nun die Geister schieden, so auch die Deutung; und den doppel und dreifachen Päpsten und den Doppelconcilien trat schon gleich im

Beginne die Dreiheit der Confessionen im Lutherthum, dem Zwinglianism und dem Calvinism entgegen. Während in Ersterem die göttliche, frei wirksame Gnade den Menschen durch den thatlosen Glauben, ohne weiteres Zuthun, rechtfertigt, und die Werke nur wie Früchte der gewonnenen Heiligung sind; wird im Calvinism diese Gnade durch die Nothwendigkeit in der Prädestination vermittelt, die den Fall des ersten Menschen angeordnet; und die Verworfenen sofort noch tiefer in den Sünden verstrickt, den Begnadigten aber ohne ihr Verdienst die Verdienste Christi imputirend, sie zu guten Werken nöthigt, und ihnen zuletzt auch die ewige Seligkeit aufdringt. Den Gott Wiclefs hatte Luther dem Geiste übergestellt, daß er seine Gnade im Glauben sich aneigne; während Calvin ihn der Natur des Geistes untergestellt, daß er sie mit eisernem Bande zum Segen oder zum Verderben umschmiede. Gegen diese Lehren hatte die alte Kirche in der öcumenischen Synode von Trient sich, bei zweimaliger Unterbrechung, zu drei verschiedenenmalen versammelt; um ihr Lehrgebäude nach dem Bedürfniß der Zeit abzuschließen, und durch Reformation ihr inneres Regiment zu ordnen und zu einigen. Bei diesem Bemühen mußte auch das alte Problem, über das Verhältniß der Mächte in der Hierarchie, neuerdings zur Sprache kommen, und seiner Lösung näher rücken. Die Nationen, die hauptsächlich auf ihm sich vertreten fanden, waren die Romanischen: Italiener, Franzosen und Spanier. Die Ersten hielten sich durchgehends zu dem einen Extrem, das sich bei dem vorigen Versuche herausgeworfen; die Franzosen zu dem Andern: das Concil ist höher als der Papst; die Spanier suchten eine Mitte, doch näher bei den Letztern. In der Sitzung vom 20. Oct. 1562 hat über diesen Gegenstand in der allgemeinen Congregation der zweite General der Jesuiten, Laynez, eine merkwürdige Rede abgehalten, die den einstimmigen Beifall aller ihrer Zuhörer sich gewann. Er unterschied darin zwischen der Weihegewalt (potestas ordinis), — der Administration der Sacramente, — in der die Consecration von Gott, durch eine bloße Vermittlung

von Menschen, unter vorgeschriebenen Formen sich ertheilt: und der Jurisdictionsgewalt (potestas jurisdictionis), übertragen auf rein menschliche Weise, nach Willkühr des vorgesetzten menschlichen Willens: der damit einen Act der Autorität und Herrschaft ausübend, als die unmittelbare Ursächlichkeit der durch ihn hervorgerufenen, untergeordneten Gewalt gelten müsse. Beide bezweckten die Heiligung: die Erste unmittelbar durch die Wirkung der Sacramente, die keine menschliche Macht voll-[illegible] zu hemmen im Stande sei; die Andere durch Excommunicationen und andere Constitutionen, deren veränderliche Gewalt auch wieder durch Menschen verhindert werden könne. Nun stellte er den Satz auf, die bischöfliche Weihegewalt komme unmittelbar von Gott, nach göttlichem Rechte in unveränderlicher Weise den mit dieser Würde bekleideten Individuen zu; die Jurisdictionsgewalt gleichfalls zwar, wie jede Gewalt im Allgemeinen, von Gott, aber indirect durch Mittelspersonen übertragen. So sei auch diese zwar unmittelbar von Gott dem Petrus und seinen Nachfolgern, und durch einen besondern Beruf mehreren Personen nach den übrigen Aposteln gekommen, und [illegible] dann Petrus und den Päpsten nach ihm und den Aposteln unveränderlich eingeordnet; auf die Bischöfe gehe sie aber durch den Papst, als [illegible] Mittelperson, über; und darum könne diese ihre Jurisdiction auch aus gegründeten Ursachen vom Papste verändert werden. Die Worte: was ihr binden werdet und lösen [illegible] der Herr nach zuerst an alle Apostel, [illegible] in alle ihre Nachfolger gerichtet hätten ihnen die Gewalt [illegible] hinsichtlich der sacramentalischen Absolution verliehen. [illegible] gegründeten Hierarchie [illegible] neue Schwäche ein Oberhaupt [illegible] allerdings auch an alle Apostel gerichtet [illegible] nicht aber an alle persönlich, sondern an die Gesammtheit [illegible] Petrus, welcher, da er die ganze Heerde nicht allein [illegible] könne, sich der Beihülfe der Andern bedienen solle. [illegible] der Annahme des Gegentheils der Gesammtheit [illegible] worden wäre, daß sie auch den Petrus

weiden sollte; der ihr also damit untergeben worden wäre. Die Bischöfe seien übrigens nicht in allen Stücken Nachfolger der Apostel. Niemand erkenne in ihnen die Fülle der Jurisdiction an, wie sie bei Petrus und Johannes getroffen wurde; nur in der Weihegewalt seien sie als ihre Nachfolger zu betrachten; während der Papst in allen Stücken, und auch in der Fülle der Jurisdictionsgewalt, der Nachfolger des heil. Petrus sei. Er theile Diese dann den niedern Bischöfen mit, als der Generalvicar von Gott, der seine Jurisdiction unmittelbar von Ihm ableite; während diese sie von ihm bezögen. Die Schriftstellen, die man anführe, um zu beweisen: Gott habe den Bischöfen unmittelbar ihre Jurisdiction verliehen, bewährten keineswegs, was man in ihnen gesucht. Wenn der Apostel an die Epheser sage: er bestellte Hirten in der Kirche, und man nun schließe: folglich müsse er ihnen auch die Jurisdiction gegeben haben, ihre Schaafe zu weiden; dann entscheide die Stelle nicht darüber: ob sie diese Jurisdiction unmittelbar oder mittelbar durch den Oberhirten erlangt. Bei der Andern in der Apostelgeschichte: daß der heil. Geist die Bischöfe bestellt habe, die Kirche Gottes zu leiten; so wie bei der Parabel vom getreuen und guten Knechte, müsse er fragen: ob der heil. Geist die Bischöfe mit eigener Hand auf ihre bischöflichen Sitze geführt habe?; da sie nun vielmehr durch Wahl und die Consecrirenden zu Bischöfen gemacht worden, könne von einer unmittelbaren Einsetzung auch hier nicht die Rede seyn; eben so wenig entscheide die Parabel. Auch keiner der Väter, die man anziehe, bediene sich des Wortes unmittelbar. Der Cardinal Bessarion habe auf dem florentinischen Concil den Griechen gegenüber also geschlossen. Ueber die lateinischen Väter, die ausgesprochen: daß der heilige Geist vom Vater und dem Sohne ausgehe; und über die Griechischen, die gesagt: daß er vom Vater ausgehe, ohne des Sohnes zu gedenken, können wir das Anathema nicht aussprechen: wir haben uns also an jene Auslegung zu halten, die Alle sichert, indem sie Alle in Uebereinstimmung bringt, und müssen sagen: daß die Griechen den Sohn nicht haben auszuschließen gedacht

sondern daß sie vielmehr haben sagen wollen: daß der heil. Geist vom Vater auch durch den Sohn ausgehe. Ganz derselbe Schluß gelte nun auch, sagt der General, im vorliegenden Falle. Einige Väter urtheilen: die Jurisdiction der Bischöfe sei von Gott, Andere, daß sie vom Papste komme; wir müssen also auch entweder bekennen, daß sie unter sich im Widerspruche seien, und ein Theil in so wichtiger Materie irre, — eine Meinung, die weder wahrscheinlich, noch fromm ist, — oder um sie in Uebereinstimmung zu bringen, und die Wahrheit in dem Ausspruche, so der Einen, wie der Andern, zu erkennen, sie Alle dahin auslegen: daß die Bischöfe durch den Papst von Gott sind. Nachdem er noch manche Aussprüche der Päpste Leo und Gregorius, des heil. Bonaventura über diese Materie erörtert hatte, schloß er zuletzt damit: die Worte: meine Schaafe, — seien entweder allein an den heil. Petrus und seine Nachfolger gerichtet gewesen, wobei es dann klar sei, daß ihnen die ganze Fülle der Jurisdiction in der gesammten Kirche zustehe, aus der dann Alle die Ihrige schöpfen müßten. Oder der Erlöser habe sie an alle Bischöfe gerichtet; womit aber dann auch der Grund, der doch auch von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung als nothwendig anerkannt werde: daß nämlich die ganze Materie dieser Jurisdiction von Jesu Christo dem Papst unterworfen sei, und von ihm den besondern Bischöfen mitgetheilt werde, wegfalle, und mit ihm das Fundament der ganzen Hierarchie entzogen werde *).

Im Laufe des Novembers war der Cardinal von Lothringen mit vierzehn französischen Bischöfen, drei Aebten und achtzehn Theologen, größtentheils der Sorbonne, in Trient ange-

---

*) Dell' istoria del Concilio di Trento scritta dal padre Sforza Pallavicino della Comp. di Gesù, novamente ritoccata dall' Autore. In Roma 1664. Part. III. L. XVIII. Cap. XV. p. 208 — 220. Monumentorum ad hist. Concil. Trid. notissimi. illust. spectant. ampliss. Collectio. St. 'lat. Lovanii 1785. Tom. V. p. 524.

langt. In einer umständlichen Rede hatte auch er, wahrscheinlich als Organ der Gesinnungen der Mehrheit des französischen Episcopates und der Sorbonne, über jenes Problem sich ausgesprochen: Es könne keiner Streitfrage unterliegen, ob die Weihegewalt der Bischöfe unmittelbar von Gott ausgehe; indem in der heil. Schrift gesagt werde: Empfanget den heiligen Geist! der doch nur von Gott gegeben werden könne. Aber auch die Jurisdictionsgewalt gehe in der ganzen Kirche von Gott aus; denn die Kirche habe kein Recht zu verfügen, daß sie nicht mehr von Papst und Bischöfen regiert werde, und etwa statt dieser Regierungsform eine Aristokratie oder Demokratie einzuführen; sondern sie sei verpflichtet, in einer vollkommenen Monarchie mit einem allgemeinen Papst und besondern Bischöfen zu leben, weil diese ihre Regierungsform unmittelbar von Gott ausgehe. Bei jedem Bischofe gehe nun der Theil der Jurisdiction, welcher als übernatürlich betrachtet werden müsse, von Gott ohne Mittelsperson aus, weil kein Uebernatürliches durch Menschenhand gegeben werden könne; von dieser Art aber sei die Jurisdiction von Sünden loszusprechen. Dennoch aber könne die Jurisdiction der Bischöfe keineswegs mit der des Papstes verglichen werden; und in gegenwärtiger Zeit müsse überdem alles Absehen darauf gerichtet seyn, die Einheit und den Primat des apostolischen Stuhles zu vertheidigen; da alle Secten der Gegner im Streben sich geeinigt fänden, dieß Bollwerk zu ersteigen. Der Umstand, daß die Jurisdiction der Bischöfe unmittelbar von Gott in der Kirche sei, könne auch das Ansehen des Papstes keineswegs vermindern; denn ihm allein sei ja die Macht gegeben, diese Jurisdiction bei Allen zu bekräftigen und in Ausübung zu bringen, indem er berufe, aufnehme, sende und auch absetze; so daß Niemand von Gott ist aufgenommen und gesandt worden, als vermittelst des Papstes; wie der Cardinal Polus das Alles durch Beispiel erwiesen; da ja auch im entgegengesetzten Falle der Begriff von einem Oberhaupt zerstört werde. Dieß sei durch alle Bischöfe, mit Ausnahme der vom Herrn unmittelbar aufgenommenen

Apostel, bewährt worden, und die Worte des Paulus: Ich, weder von Menschen noch durch Menschen berufen, die gegen diese Aufstellung angeführt würden, bekräftigten sie vielmehr; weil also die andern durch Menschen als Mittelpersonen ihre Jurisdiction erlangt. Die Materie dieser Jurisdiction werde daher vom Papste den Bischöfen überwiesen, gemindert, oder zurückgenommen; und diese Gewalt gehe nicht aus der Weihe hervor, weil sonst die Kapitel bei Erledigung des bischöflichen Stuhles sie nicht würden ausüben können; der Bischof ihre Ausübung seinem Generalvicar nicht zu übertragen vermögte; und die Appellation an die durch menschliches Recht höher gestellte Würde des Erzbischofs nicht geschehen möchte. Sie sei vielmehr vollkommen dem Papste überlassen, in dessen Willkühr es stehe, sie zu mäßigen; zur Erbauung aber, nicht zur Zerstörung *). Diese Rede des Cardinals, obgleich das Ehrenrecht und den Anspruch auf Gehorsam dem Papste zuerkennend, ruhte doch wesentlich auf der Ansicht der gallicanischen Kirche von dem Uebergewicht des Concils, in der Wage, in der die Mächte gewogen wurden. Denn neben der Weihegewalt erklärte sie auch das positive Element der Jurisdiction, ihre eigentliche Macht, als göttliches Recht, unmittelbar den Bischöfen von Gott verliehen; dem Papste nur die negative Seite, die bloße Materie als irdisches Recht, im Widerspruche mit dem unmittelbaren Uebertrag des Hirtenamtes überlassend. Die Ansicht des Generals der Jesuiten dagegen erscheint unzweifelhaft als die am tiefsten eindringende; und möchte, bei einiger Modificirung, der wahren Lösung des Problems am nächsten gekommen seyn. Papst und Bischöfe erhalten nämlich unläugbar die Weihegewalt; die Bischöfe werden zu untergeordneten Mitten geweiht, also daß sie die Weihen, und was sie sonst empfangen, wieder ausstrahlen; der Papst aber wird zur Mitte dieser Mitten erhoben. Auf ihn werden also Alle angewiesen; dem ihnen Untergestellten werden sie übergestellt;

*) Palla[illegible] Lib. XIX. Cap. VI. p. 284 — 28[illegible].

sie ruhen auf ihm, er spannt und entspannt sie von Mitte zu Mitte; und er bestrahlt sie, in der Circumferenz wieder ihre gemeinsame Bestrahlung aufnehmend. Die Jurisdiction aber ist, in ihrem übernatürlichen Elemente, an Petrus, vorbehaltlich der Beiziehung der Andern zum Hirtenamte, übertragen worden, und so geht sie aus von ihm auf die Anderen; ihre Macht wurde also wesentlich der Einheit zugetheilt, und diese ist es, die ihrem natürlichen Elemente, ihrer Materie, durch den Wählenden geboten, erst die active Form verleiht. Nachdem Laynez seine Rede in der Congregation abgehalten, waren heftige Discussionen über das Princip in der Synode selbst entstanden. Der Mehrheit der italienischen Bischöfe schien das, der päpstlichen Würde in ihr Zugelegte, nicht hinreichend, um sie zu sichern: die Gewalt aller Bischöfe insgesammt reiche nicht an die Gewalt des Papstes; diese schränke vielmehr die bischöfliche ein, und concurrire mit ihr in ihren Bisthümern; so daß sie in allen ein größeres Recht in Anspruch nehme, als die Bischöfe selbst besitzen: also hatte auch der Bischof von Leiria gesagt. Die Mehrheit der spanischen Bischöfe verwarf dagegen die darauf gegründete Form des Canons, weil sie der bischöflichen Macht zu wenig gewähre; sie erklärten vermöge göttlichen Rechtes allerdings zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet zu seyn; es sei aber nicht ausgemacht, daß sie als Theilnehmerin der Beschwerden, wie der Canon es ausgedrückt, vom Papste aufgenommen werde: denn sie seien Vicarien Jesu Christi, nicht aber des Papstes. Beide streitenden Theile hatten in die Wahrheit sich getheilt; und da nun auch die Commission der Synode zur Untersuchung der Form, die der Cardinal vorgeschlagen, aus vier Theologen, worunter Lainez, und fünf Canonisten, zusammengesetzt, Opposition gegen sie einlegte; so wurde zuletzt jede schärfere Entscheidung über die Frage vertagt, und nur im Allgemeinen im Canon ausgesprochen: die Bischöfe seien in der Kirche vermöge der Einsetzung Jesu Christi. Somit blieb also auch jetzt das Problem, obgleich schärfer begränzt, doch ungelöst.

Die Zeit von der ersten Einberufung dieser Synode durch Paul III. bis zum Schlusse und darüber hinaus, etwa bis zum Tode Heinrichs IV., ist auch die Zeit der Gründung und der weitern Ausbreitung des Ordens; ein Zeitraum, in den wir sein erstes Noviciat versetzt. In seinen Bullen hat dieser Papst ihm die Macht gegeben, an allen Orten und in allen Kirchen dem Volke und dem Clerus zu predigen, und das Wort Gottes zu verkündigen; alle Gläubigen Beicht zu hören, und sie selbst in den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen loszusprechen; vor Tag und nach Mittag Messe zu lesen, und dabei die Sacramente zu spenden: Alles ohne die Bewilligung der Ordinarien und die Einstimmung der Parochial- oder Kirchenvorstände. Dem General der Gesellschaft hat er das Recht gestattet, nach den Umständen Aenderungen in ihrer Verfassung vorzunehmen; und dabei alle seiner Obedienz Untergebenen von allen Sünden, Censuren, Suspensionen, Interdicten und Excommunicationen loszusprechen; während er dagegen den Bischöfen das Recht genommen, sie zu interdiciren oder zu excommuniciren, oder ihre Mitglieder nach seinem Gutdünken zu anderen Zwecken zu verwenden. Die ganze Gesellschaft, die er von dem Chor befreit, hat er mit allen den Ihrigen und ihrem ganzen Besitzstand unter seinen unmittelbaren Schutz und seine Jurisdiction gestellt; während er sie von jeder Andern befreit, verbot er ihre Güter zu beschätzen; und stellte ihr frei, unter den Würdeträgern der Kirche sich conservative Schützer ihrer Privilegien zu wählen. Die, welche der Predigt und dem Gottesdienste des Ordens beiwohnen, werden von der Verpflichtung befreit, den in der Pfarrkirche zu besuchen; und alle seine Congregationen, mit dem General verbunden, werden gleichfalls von der Bulle autorisirt. Alle diese Exemtionen, der Gesellschaft bewilligt, um ihr Raum zu schaffen, mußten der ordentlichen Metropolitanbehörde vielfachen Anstoß geben; und so sehen wir den Orden besonders in seinen Anfängen in vielfache Streitigkeiten mit den Bischöfen und der Pfarrgeistlichkeit verwickelt. Der Bischof von Paris, Du Bellay, hat seine

Anstände gegen ihn in dem Gutachten, das er 1554, vier Jahre nach ihrem ersten Auftreten in Frankreich, abgegeben, ausgedrückt. „Die Vorrechte der Gesellschaft beschränkten", sagt er, „durch die ihr gestatteten Dispensen und Excommunicationen, nicht bloß die Jurisdiction der Bischöfe; sondern auch das eingeräumte Recht, Kirchen und ihre Gefäße zu weihen, was nur durch Bischöfe geschehen könne, ihr Weiherecht; durch die ihr gestattete Befugniß, ohne Erlaubniß des Pfarrers Beicht zu hören und das Sacrament zu spenden, aber werde die Decretale: omnes utriusque Sexus, in gleichem Grade verletzt. Als neueingeführter Orden mußte er schon darum die Aelteren in nicht sehr freundlicher Stimmung sich gegenübersetzen. Da sie insbesondere auch als Professen das Gelübde der Armuth abgelegt, mußte vorzüglich der Mendicanteorden, vor Allem in einer erkälteten Zeit, wo die Liebesgaben spärlicher zu fließen angefangen, sich sehr benachtheiligt glauben; und auch die Armen- und Krankenhäuser und übrigen Wohlthätigkeitsanstalten mußten eine Schmälerung ihrer Einkünfte durch ihr Aufkommen befürchten." Da sie auch die Kanzel als einen Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit für sich in Anspruch genommen; so mußte besonders der Predigerorden, der früher vor allen Andern in der Verkündigung des Wortes Gottes am meisten sich ausgezeichnet, und sich nun bald von dem neueintretenden Nebenbuhler in dieser Wirksamkeit übertroffen sah, dieß sehr übel empfinden. Daher ist es geschehen, daß der Orden der Jesuiten in den Dominicanern seine abgesagtesten, unversöhnlichsten Feinde gefunden. Darum hat selbst in Spanien die Gesellschaft, da sie doch dort, im Vaterlande ihres Stifters, mit großer Vorliebe aufgenommen wurde, an Melchior Canus, einem sonst frommen Dominicaner und tüchtigen Theologen, einen starken Gegner gefunden. In seinen Locis theologicis (Lib. IV. Cap. 2) tadelt er sie schon ihres Namens wegen, da die Benennung von Söhnen Jesu Christi allein der gesammten Kirche zukomme; und die, welche sich seiner insbesondere anmaßten, nach der Häretiker Weise lügenhaft vorgäben, bei

ihnen sei die Kirche. Er hatte die Meinung, das Ende der Welt nahe; der Antichrist schicke schon seine Boten aus; alle Kennzeichen, woran man die Seinigen erkenne, träfen bei den Gliedern des Ordens ein, den er vorausgesendet. Man machte ihn aufmerksam, daß man Dasselbe früher vom Orden des heil. Dominicus und Franciscus gesagt, wie Thomas in seinem Buche über die Orden berichte; er ließ sich nicht abhalten, das Gleiche nicht bloß in Privatkreisen, sondern als Doctor der Facultät in Salamanca und von der Kanzel zu betheuern; so daß selbst das Volk und Männer von Einfluß auf das Wort des verehrten Mannes gegen den Orden mißtrauisch zu werden begannen. Als sein Freund, der Jesuit Turran, ihn inständig bat, abzulassen, erwiderte er: er finde sich in seinem Gewissen verbunden, das Volk gegen die Verführung zu warnen. Man glaubt, der Papst habe ihn deßwegen auf das Concilium von Trient berufen, und in der Folge ihn zum Bischof von Canaria ernannt; aber auch als solcher hat er seine Meinung nicht geändert, wie aus einem seiner Briefe an den Augustiner Rigla, den Beichtvater Carls V., erhellt.

Nachtheiliger für den Orden, in Frankreich insbesondere, war der Widerspruch, den er an der Universität von Paris und den Theologen der Sorbonne gefunden. Der Orden hatte des Lehramtes sich angenommen; begreiflich, daß dieß die Eifersucht des alten Lehrkörpers gegen ihn wecken mußte. 1554 hatte das Parlament auch die theologische Facultät von Paris zum Bericht über ihn aufgefordert; und dieser war dahin ausgefallen: diese Gesellschaft scheine gefährlich für den Glauben; drohe, den Frieden der Kirche zu stören; sei den Mönchsorden gefährlich, und mehr zum Zerstören, als zum Erbauen eingerichtet. Da auch der Erzbischof gegen sie berichtet hatte, wollte das Parlament sie abweisen; da aber der Hof ihrer sich angenommen, hatte es sie 1560 an die Synode von Poissy verwiesen. Sie wurde dort angenommen, und ihr gestattet, ein Colleg in Paris aufzurichten, auf die Bedingung hin: einen andern Namen anzunehmen, und auf die ihnen in ihren Bul-

len bewilligte Vorrechte für Frankreich zu verzichten, und in den ordentlichen Diöcesanverband einzutreten; unter Strafe der Nullität im Falle der Nichtachtung: worauf dann das Parlament den Act ihrer Aufnahme einregistrirte. Nun waren aber die Zeiten der letzten Versammlung des Concils in Trient herangekommen; und beim Schlusse desselben im Winter des Jahres 1563 waren die achtzehn Doctoren der Sorbonne, die den Cardinal begleitet hatten, nach Paris zurückgekehrt. Sie waren Zeugen alles dessen gewesen, was in der Kirchenversammlung vorgefallen. Die Worte, die Laynez dort geredet hatte, waren ihnen wohl bekannt geworden; weil die Rede, die sie dem Cardinal in den Mund gelegt, eine Antwort darauf gewesen; so wie auch der Jesuitengeneral seine Gegenrede in der Commission der Theologen und Canonisten, die ihre Vorschläge verworfen, abgehalten. Er mochte im Eingange derselben sich noch so sehr verwahren, und Gott, den Richter der Todten und Lebendigen, zum Zeugen anrufen, daß es ihm zu keiner Zeit eingefallen sei, auch nur ein Wort in der Absicht zu verlieren, um der Gewalt zu Gefallen zu reden. Schon zu dreienmalen, wo er der Synode beigewohnt, unter Paul III., Julius III. und gegenwärtig, habe er immer seine Ansicht ohne alle menschliche Rücksicht ausgesprochen, und er werde diesem seinem Grundsatze auch für die Zukunft treu bleiben; denn nichts auf Erden könne ihn bestimmen, eine andere Sprache, als die des Gewissens zu führen, da er auf Erden nichts suche, nichts hoffe, zugleich aber auch nichts fürchte. Sie glaubten ihm nicht; denn sie wußten recht wohl, wie der Machiavelism ihres Hofes es gehalten, als er über den päpstlichen Stuhl zu verfügen geglaubt; und konnten sich nicht überzeugen, daß die Italiener anders handeln würden, nun er wieder in ihrer Mitte stehe. Sie waren Zeugen des Benehmens der italischen Bischöfe auf dem Concil; wie diese zwar in einem richtigen Instinct der Einheit für ihr Interesse gehandelt, aber doch auf eigene Rechnung viel unnütze Servilität hinzugefügt. Bei denen, die in Frankreich zurückgeblieben, mußte die perfide Weise, wie später Sarpi

die Rede des Laynez paraphrasirt, dieselbe Wirkung hervorbringen. So stand es also bei Allen fest: der General, der jetzt an der Spitze des Ordens stand, habe dessen Geheimniß auf dem Concil ausgesprochen. In ihm sollte daher die ganze Kirche alle ihre Kraft in einer engsten Concentration zusammennehmen; um unter der Form des Absolutismus dem revolutionären Princip, durch die Reformation in der Kirche hervorgegangen, entgegen zu wirken, und jede selbstständige Gesinnung in ihr zu zerstören. Darum war der General, ein unumschränkter Despot, in Mitte einer Umgebung aufgestellt, die nur zum leidendsten Gehorsam abgerichtet wurde. Darum war der Orden aus allen Völkern: Spaniern, Engländern, Franzosen, Deutschen und Italienern und Andern zusammengesetzt; sie werden dort Alle zur Uniformität erzogen: also daß alle nationelle Eigenthümlichkeit in ihnen schwindet. Also nun in kirchliche Weltkinder umgewandelt, werden sie von ihrem Gebieter entsendet, daß sie bei den verschiedenen Völkern Logen bilden, von denen aus jede nationelle Eigenthümlichkeit bekämpft und niedergehalten wird; damit auf der geebneten Erde nichts als die monotone Gleichförmigkeit des Despotismus herrschend bleibe. Ein solches System, würde es realisirt, oder nur zu realisiren versucht, müßte allerdings zum allerentschiedendsten Widerstand herausfordern und berechtigen; denn es würde nicht bloß unchristlich, sondern gottlos seyn. Die Kirche hat jede Eigenthümlichkeit unter der Einheit zu halten, nicht aber aufzuheben; jeder Versuch in dieser Richtung wäre schon unkirchlich gewesen. Der Orden konnte fordern, zur Probe zugelassen zu werden, daß seine Richtung nicht nach dieser Seite gehe; bis dahin aber war wenigstens, wie die Zeiten liefen, der Verdacht nicht abzuweisen, am wenigsten bei einem Volke, das immer mit klugem Instincte auf seine Rechte gehalten. So hatte die Universität, deren Kanzler eben jener Gerson gewesen, der zuerst die Doctrin von der Omnipotenz des Conciliums gelehrt, sich berufen gefühlt, als die Vertreterin derselben gegen die entgegengesetzte von der Omnipotenz des Papstes,

zu dieser Stunde sich gegen ihn erhoben, haben ihren Ursprung in demselben Princip genommen. Hier also liegt der Punkt, um den sich die ganze Geschichte des Ordens im Süden bewegt.

Im Norden ist es der Protestantismus, der ihm mit noch größerer Feindseligkeit entgegengetreten. Er hatte ganz aus der Verbindung mit der kirchlichen Einheit sich gesondert; der Staat war an ihrer Stelle eingetreten, und hatte, was als Lehramt von der Priesterschaft zurückgeblieben, sich untergeordnet. Hier galt es also nicht im mindesten mehr der Frage: ob der Papst oder das Concilium stärker sei; sondern ob die Kirche oder der Staat vorwiege, und mit dem Austritt war diese Frage zu Gunsten des Letzteren entschieden. Die Kirche hatte sich in das ihr gebliebene Gebiet zurückgezogen; und der Orden hatte sofort die Gränzen besetzt, und die Markmannschaft dort angetreten. Nicht überall mit Vorneigung aufgenommen, hatte er doch bald beim katholischen Volk Vertrauen gewonnen; und indem er der Entrüstung der Gemüther über schnöde Gewalt und Uebermuth Richtung und Einheit gegeben, ist es ihm guten Theils zu verdanken, das Alle sich zum Widerstand geeinigt; und der Landgraben durch ganz Europa aufgeworfen wurde, dießseits welchem die alte Kirche noch galt, während jenseits die Politik über ihre secularisirten Rechte verfügte. Das muß unsere Aufmerksamkeit auf die politische

XXX.

Rheinländisches.

... zeigt in diesem Augenblick mehr denn je ein
... was werden die Franzosen, die sich ohnehin nicht
... Haushaltung der teutonischen Ideologie finden
... diesem wachsenden Wirrwarr, zu diesen immer grel-
... lenden und sich chaotisch bekämpfenden Gegensätzen
...

... einen Seite nichts denn Jubel und Feste, Hym-
... und Feuerwerke; Sängerfest in Würzburg, Beet-
... Bonn, Hoffeste in Brühl, in Köln, in Koblenz,
... Stolzenfels: dagegen auf der anderen Seite Symp-
... bedenklichsten Art, Symptome radikaler Auflehnung
... göttliche und menschliche Autorität, Symptome reli-
... bürgerlicher Auflösung und moralischer Verwesung;
... die einem vulkanischen Boden am Vorabend
... hier und dort plötzlich entsteigen und wieder
... verkünden die Blätter gleichzeitig von vielen Or-
... Unruhen und blutiges haßerfülltes Zerwürfniß:
... polnischen Kirche und Nationalität in dem
... aufgeregten Posen, Tumult und Bajonett-
... in Halberstadt und Düsseldorf; Reden,
... Demonstrationen und Proteste der Deutsch-
... Freunde, der Communisten und Radikalen in
... burg, in Berlin, Breslau und an vielen

andern Orten Preußens und Sachsens, und zuletzt der Aufstand in Leipzig, ein von den Steinwürfen des Pöbels verfolgter Fürst, und am folgenden Tage großer feierlicher Leichen-Conduct, wie ihn nur der schweigende Geist finsterer Rache eingeben kann.

Von all diesen zerstreuten, aber nichts destoweniger in einem sehr sichtbaren innern Zusammenhang stehenden Bewegungen hat inzwischen hier am Rhein im Kreise der versammelten Fürsten und Staatsmänner keine Kunde einen so tiefen erschütternden Eindruck gemacht und zu den ernstlichsten Betrachtungen und Besprechungen Veranlassung gegeben, als eben die Nachricht von den verhängnißvollen Ereignissen in Leipzig, die Rufe des zügellosen aufrührerischen Pöbels und die Gesänge dieser im Namen der vorgeblich bedrohten Gewissensfreiheit von Gottesläugnern und das Kreuz hassenden Führern fanatisirten Menge klangen wie dumpfe Donnerschläge eines von ferne schwer und drohend heranziehenden Wetters in die Böllersalven, in die Festmusik und das God save the Queen und das Heil dir im Siegeskranz. Der Tieger der Revolution hatte diesmal unter seiner leichten Hülle, die ihn so manchem Auge verbarg, die gierigen Krallen allzuweit hervorgestreckt; ein ahnungsvoller Schauer durchzuckte die Seele selbst der Kurzsichtigsten, und es mochte sich nicht leicht einer von der düsteren, unheimlichen Stimmung frei erhalten. Die Zeit übt in der That rasches Standrecht; dem Vergehen folgt die Nemesis auf dem Fuß.

Noch ist kein Jahr vorüber, seit das Obercensurgericht in Berlin wider die ausdrücklichsten Bestimmungen der Gesetze zum Schutze der katholischen Kirche den haßerfüllten Schmähbrief Ronges frei gegeben, und schon stürmt unter dem Rufe: hoch Ronge! hoch Ronge! nieder mit den Jesuiten! ein wüthender Volkshaufe gegen das Hotel seines Thronfolgers, die Civilbehörde unmächtig, den zügellosen Haufen in die Schranken der Ordnung zurückzuweisen, requirirt die Hilfe des Militärs, es fließt Bürgerblut, und siehe da! die Leichen werden

mit einem feierlichen Pompe bestattet, dessen verhängnißvolle Stille und überraschend schnelle Organisation nur zu sehr an die unheilschwangeren Bluttage der französischen Revolution erinnert; in Mitte dieses Tumultes aber erscheint Herr Robert Blum, ehemaliger Theaterbilleteur, Redacteur eines radikalen Blattes, und Hauptbeförderer der Tendenzen jenes vom Ober-Censurgericht freigegebenen Brandbriefes, er, der Hauptsprecher der Deutschkatholiken, haranguirt von einem Laternenpostamente herab mit besonnener, wohl überlegter Kälte die aufgeregten Massen, und überbringt der Behörde die Wünsche oder den Befehl des Volkes. Dieß ist allerdings für einen ersten Versuch auf der Bahn der Revolutionirung der Massen schon außerordentlich viel, und mehr als genug zur Rechtfertigung der Maßregeln der bayerischen Regierung, die da in der deutschkatholischen Bewegung den alten Radikalism erkannte, der die Religion zum Deckmantel seiner destructiven Tendenzen im Gebiete der Kirche und des Staates nimmt. Daß aber Ereignisse, wie dieses Leipziger, in Deutschland möglich sind, beweist hinlänglich, wie wenig es auch bei uns und namentlich im deutschen Norden bedarf, um unser Vaterland in eine Anarchie unter dem zügellosen Regimente von Freischaaren zu stürzen, gleich der unglücklichen Schweiz. Durch hundert Journale von allen Dächern verkündigt, erhebt dieser Radikalism immer frecher sein Haupt, jeder Autorität, vor allem aber der göttlichen feind, ist eine anarchische Demokratie in Kirche und Staat sein letztes Endziel; diese aber müßte wie immer in den Terrorism und die blutige Tyrannei Einzelner durch den Communism auf den Volksthron emporgehobener Demagogen umschlagen. Würde es auf diese Weise den infernalen Mächten gelingen, das Kreuz in Deutschland zu stürzen, so würde Blut und Barbarei unser Erbtheil seyn, wovor uns der Gott unserer Väter gnädig bewahren wolle.

Sehr natürlich daher, wenn man mitten im Rausche der rheinischen Hoffestlichkeiten in den Gesichtszügen des preußischen Monarchen neben aller gastlichen Freundlichkeit einen nachdenk-

lichen Ernst will gelesen haben; die Geschicke scheinen wieder einer Entscheidung entgegenzudrängen; was Morgen vielleicht geschehen wird, liegt außer aller menschlichen Berechnung, da die Lenker selbst über die leitenden Sterne zweifelhaft geworden sind.

Als derselbe Fürst zum erstenmal nach seiner Vermählung mit der bayerischen Königstochter noch als Kronprinz vor Jahren hier am Rheine erschien und das Volk zu beiden Ufern ihm, dem künftigen Herrscher, hoffnungsfroh entgegen jauchzte, da sah auch er heiterer und sorgenfreier der deutschen Zukunft entgegen; damals auch dichtete dem jungen Fürstenpaar Clemens Brentano einen Willkommgruß; am deutschen Eck, wo Rhein und Mosel zusammenfließen, sollten sie damit von den Kindern des rheinischen Landes empfangen werden; dieser Gruß ist so viel mir bekannt, niemals zur Oeffentlichkeit gelangt, und darum möge er hier als ein Zeugniß entschwundener Tage und Hoffnungen, wie er sich in den Papieren des Dichters findet, stehen.

Heil dir, o Jahr! Heil dir o Tag und Stunde!
Wo hier am deutschen Eck *)
Recht aus Herzensgrunde
Hoch Rhein und Mosel jauchzt:
Hoch Friedrich! hoch Elise! Königskinder!
Willkomm! willkomm geliebter Jugendfürst!

Du schmücktest lebend gern uns den Altar,
Nun heiß mit uns Elisabeth willkommen
Und segnen unsern Gruß aus sel'ger Schaar;
Gieß deinen Segen, allgeliebtes Jahr!
Den du an Wein und Waitzen uns willst bringen,
In Fülle aus auf dieses Fürstenpaar,
Dann sollen unsre Becher freundlich klingen:
Heil dir o Jahr! Heil dir o Tag und Stunde!
Wo Rhein und Mosel grüßt,
Am deutschen Eck mit treuem Wellenbunde,
Das theure Königskinderpaar umschließt.

Wie viel des Erfreulichen und Betrübenden hat seit diesem Festgruße der Lauf der Jahre über Deutschland gebracht! Der Dichter selbst ist dahingeschieden und sein gesangreicher Mund für immer verstummt; ihm ward die Freude nicht mehr zu Theil, zu sehen, wie mehr denn eine Million seiner Glaubensgenossen zu Trier vor dem ungenähten Kleide unseres Heilandes ein feierliches Zeugniß von ihrem Glauben, den schon die heilige Rizza und St. Elisabeth vor Jahrhunderten bekannt, im Angesichte aller Völker ablegten; ihm ward aber auch der Schmerz erspart, die Lästerungen Ronge's und das fanatische Hohngeschrei von des Teufels Landsturm gegen die rückkehrenden friedlichen Pilger zu hören; das verbündete Auftreten der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken zum Umsturze des positiven Christenthums; die blutige Anarchie der entfesselten Revolution in der uns so nahe verwandten Schweiz hat er nicht mehr erlebt; möge er nun dem Kampfesfelde irdischer Leidenschaften entrückt, in den Wohnungen des ewigen Friedens seinem Gruß selbst den Segen erflehen, damit der Geist der Versöhnung und wahrer Einheit im Glauben unserem zerrissenen Vaterlande wieder zu Theil werde, dann wird uns gewiß alles Uebrige von selbst zugeworfen werden.

Uebrigens soll die Haltung des Volkes am Rheine auf den König einen sehr günstigen Eindruck gemacht haben, namentlich im Gegensatz zu dem wirren Geisterspuck des nordischen Blocksberges. Kann ich auch nicht in die obligaten Trom-

petenstöße der Journalistik von überschwenglichem Enthusiasm und hunderttausendstimmigem Jubelruf einstimmen, so bewies das Volk am Rhein doch auch bei dieser Gelegenheit seinen gesunden Rechtssinn; hatten seine Vertreter auf dem jüngsten Landtage mit unabhängigem Freimuthe seine Wünsche, seine Klagen und seine Beschwerden vor den Thron gebracht; hatten sie so seine Rechte in einer Weise vertreten, die ihnen in weiten Kreisen alle Achtung gewann, so zeigte das Volk jetzt seiner Seits, daß es wohl wisse, welche Rücksichten es der Person seines Fürsten schuldig sei; dieß konnte dem Auge des Königs nicht entgehen; ja man trägt sich sogar mit ausdrücklichen belobenden Aeußerungen über diesen Volksgeist, die er an den Ufern des Rheines im Hinblick auf andere Ereignisse gethan.

Auch die kirchliche Haltung der Provinz konnte verglichen mit dem wirren Getriebe im Norden nur zu günstigen Betrachtungen Veranlassung geben. Die feste, den Angriffen menschlicher Willkühr, Leidenschaft, Launenhaftigkeit und Beschränktheit, entrückte Grundlage der katholischen Kirche, die treue in allen Klassen verbreitete Anhänglichkeit an den unveränderlichen alten Glauben, die wohlgegliederte innere Organisation, die Achtung und der freiwillige Gehorsam unter die gesetzlichen kirchlichen Autoritäten, die Ruhe und Zuversicht, die sich hier-

mit Entschiedenheit sich zurückgewiesen findet, entfaltet dagegen der Norden vor den Augen des vergleichenden Beobachters ein sehr verschiedenes, sich immer trostloser gestaltendes Bild. Ein wirres, sich selbst nicht verstehendes Streiten nach einer völlig ungebundenen Demokratie, nach einer schrankenlosen Befreiung wie im Glauben so auch in den bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, enthüllt sich dort immer mehr den Blicken; alle Autorität wird in dem Maaße schwankender, und die moralischen Bänder der Gesellschaft werden lockerer, als ein trostloser, auf Kanzeln und Lehrstühlen seit lange eifrig gepflegter und gehegter Unglauben wie ein kaltes, erstarrendes Gift in den Adern des Volkes frißt, und Liebe und Ehrfurcht vor Gott und allem Göttlichen und Höheren in den erkälteten, abgestorbenen Herzen erstickt; während der Hunger und die Gier nach materiellen Genüssen immer verzehrender entbrennt, und immer ungestümer nach Befriedigung verlangt, und, trotz den blutigen Lehren der ersten Revolution, sich allerwärts nach den fehlenden Waffen und einer starken Organisation der Massen umsieht.

Waren darum die Tage, welche der König vor der Ankunft der Victoria auf seiner romantischen Rheinpfalz mit ihrer herrlichen Aussicht in das rebengrüne Thal verlebte, Tage der Ruhe und der Erholung; so kann auch andererseits, im Interesse von Fürst und Volk, nichts mehr gewünscht werden, als eine solche nähere Berührung durch öfter wiederkehrenden, längeren Aufenthalt des Regenten in den Provinzen. So kennt man z. B. in Berlin nur aus einseitigen Berichten, meist protestantischer Beamten, die Stimmung und Gesinnung am Rhein; und hier am Rhein weiß man vielleicht noch weniger von den in den höchsten Regionen der Hauptstadt herrschenden Ansichten. In einem Lande aber, wo die Vertretung des Volkes seinen Beamten gegenüber auf ein Minimum ständischer Rechte herabgesetzt ist; und wo die Censur der Journalistik, namentlich in confessionellen Dingen, mehr oder minder von den Vor-

urtheilen der Beamtenkaste *) abhängt: ist die persönliche Berührung des Monarchen mit den Unterthanen seiner verschiedenen Provinzen um so nothwendiger. Auf diese Weise würde der Fall, daß die guten Absichten des Fürsten durch seine Rathgeber und Minister entweder ganz vereitelt, oder neutralisirt, und im schleppenden Geschäftsgange durch die Bureaux zu todt gehetzt werden, gewiß weit seltener vorkommen und sehr erschwert werden. Die Mißstimmung, die hieraus entsteht, würde sich nicht gegen den Monarchen, sondern gegen die Schuldigen richten. Jeder könnte sich selbst in wichtigen Angelegenheiten überzeugen, daß sein Begehren oder seine Beschwerde wirklich zu den Ohren des Fürsten gelangt ist; und nicht in den standigen Acten beim Oberpräsidenten der Provinz, oder im Ministerium zu Berlin begraben liegt. Den Willen des Monarchen und der Persönlichkeit seiner Minister würde man so gewiß besser würdigen können; mancher drückende Mißstand, den das Portefeuille eines Ministers hermetisch verschließt, würde im mündlichen Verkehr seine Abstellung erhalten; und nicht der

*) Als Beleg hiezu mag die Freigebung des Ronge'schen Schmähbriefes dienen. Es entspann sich hierüber in dem Schooße des Obercensurgerichtes eine lange und heftige Debatte; die katholischen Mitglieder legten entschieden Protest ein. In der Denckschrift des Ministers von Arnim gegen die Trierer Petition heißt es ausdrücklich: die Freigebung sei erst erfolgt, nachdem die Druckerlaubniß wiederholt von sechs oder sieben Seiten her sei begehrt worden. Als ob ein ungerechtes Urtheil dadurch gerechtfertigt würde, daß es im Interesse Vieler liegt, und von Vielen gewünscht wird! Genug, die gehässigen Vorurtheile der protestantischen Majorität im Obercensurgerichte siegten; die wenigen Katholiken wurden überstimmt, und die Brandfackel der Zwietracht und des Aergernisses wurde von dem obersten Gerichtshofe des Reiches in Censursachen in die katholische Kirche geschleudert. Als nun aber der Artikel in den histor.-polit. Blättern zur Beleuchtung jenes Urtheiles erschien, und die katholischen Mitglieder diesen in die Sitzung brachten; da soll die siegreiche Majorität verstummt seyn, indem sie wohl fühlen mochte, daß sie sich durch dieses Urtheil als Gerichtsbehörde in den Augen aller Unparteiischen moralisch vernichtet habe.

Mißstimmung als öffentliches, nur dem König verborgenes Aergerniß, jahrelang zur ergiebigen Nahrung dienen.

Ein eclatantes Beispiel hievon fiel in die letzten Tage des kurzen königlichen Aufenthaltes dahier; es betrifft die Rückgabe der Jesuitenkirche in Trier, die schon der verstorbene König verfügt. Bekanntlich ist die schreiende Ungerechtigkeit, welche sich an diese Kirche knüpft, der Gegenstand einer besondern, in der Hurter'schen Buchhandlung erschienenen actenmäßigen Darstellung geworden. Auch in diesen Blättern findet sich die Geschichte mehrmal besprochen, und es wurden darüber verschiedene Documente mitgetheilt; das Rechtsverhältniß wird auch seit Jahren von Seiten der Regierung nicht mehr in Zweifel gestellt; die unrechtmäßige Besitzergreifung dieser, von den Katholiken gastlich den Protestanten verliehenen Kirche, ist anerkannt und die Rückgabe vor Jahren verfügt. Allein, trotz diesem ausdrücklich ausgesprochenen königlichen Willen, konnten die Katholiken immer nicht in den Besitz des ihnen entrissenen Eigenthums kommen. Es wurden Pläne zur Erbauung einer neuen protestantischen Kirche gemacht; bei den Plänen blieb die Sache eine zeitlang bewenden. Die Katholiken verlangten von Neuem ihr Eigenthum; sie wurden wieder vertröstet und neue Pläne gemacht, und zuletzt die Sache ganz ins Unabsehbare hinausgeschoben. Daß ein solches fortdauerndes Aergerniß nicht dazu beitragen konnte, die Gemüther in confessioneller Hinsicht zu beruhigen, und das Vertrauen in die Gerechtigkeit von Berlin zu befestigen, versteht sich von selbst. So wurde denn in Trier beschlossen, den Weihbischof, Herrn Müller, mit einer Immediatvorstellung an den König nach Stolzenfels zu beauftragen; damit endlich der längst anerkannten Gerechtigkeit Genüge geschehe, und das Aergerniß ein Ziel finde. Der König bezeugte dem Bischof sein nicht geringes Befremden darüber, daß diese Sache noch immer nicht, wie er doch geglaubt, geordnet, da ja schon vor fünf Jahren die Befehle zur Rückgabe ergangen seien; huldreichst nahm er die Vorstellung entgegen, und versprach, die Sache mit allem Nachdruck zu

untersuchen. So sind denn die Deputirten mit der vertrauensvollen Hoffnung heimgekehrt, nun endlich durch das unmittelbare Einschreiten des Königs das zu erlangen, was ihnen bisher auf dem Wege der Acten, von einem ihren Ansprüchen ungünstigen Ministerium, unmöglich gewesen.

Kein Wunder, wenn bei dieser Gelegenheit auch noch gar manche andere, und zwar sehr ernste Beschwerden gegen dieß Ministerium des Unterrichtes und des Cultus, und namentlich gegen seinen Chef, Herrn von Eichhorn, laut geworden; wie durch ihn auch noch in gar mancher andern Hinsicht die guten Absichten des Königs für seine katholischen Unterthanen entweder ganz vereitelt oder gehindert würden. Man ist es nämlich müde, sich durch wohlklingende Worte und ewige Vertröstungen hinhalten zu lassen; man stellt den Versprechungen die wirklichen nakten Thatsachen entgegen, die sich nicht abläugnen lassen. Nach dem Willen des Königs wurde bekanntlich zur Behandlung der katholischen Schul- und Kirchenangelegenheiten eine eigene katholische Abtheilung in diesem Ministerium gebildet; damit die Katholiken nicht in ihren heiligsten Interessen Beamten preisgegeben seien, die ihnen aus confessionellen Vorurtheilen feindlich seien; oder von ihrer Kirche nichts wüßten, oder Unkenntniß und bösen Willen zugleich mit einander verbänden. Allein mit dieser Einrichtung ist es so ziemlich gegangen, wie mit der allerhöchsten Verfügung zur Rückgabe der Jesuitenkirche in Trier; die Absicht des Königs ist so gut wie vereitelt. Alle wichtigen Angelegenheiten, auch die katholischen, werden vom Minister an untergeordnete Beamte ganz nach seinem eigenen Ermessen gegeben, und ohne Berücksichtigung der katholischen Interessen, bearbeitet. Ja man erzählt in Berlin sogar, was hier dahingestellt sei: so willkührlich sei in dieser Beziehung die Vertheilung der Arbeiten, daß dem Einen der Anfang einer großen Sache, dem Andern das Mittelstück, und dem Dritten der Schluß mit dictatorischer Willkühr ausgetheilt

werde. Herr von Duisburg aber, der Director der katholischen Abtheilung, hat nicht die Unabhängigkeit, um die Rechte der Katholiken gegen die ministeriellen Uebergriffe mit der Entschiedenheit, wie es seine Pflicht erheischte, zu vertreten, und ist nur ein unterwürfiges Werkzeug in der Hand des Ministers; auch Schmedding ist eine zu weiche und nachgiebige Natur, um dem mächtigen Impulse von oben unerschütterlichen Widerstand leisten zu können; Brüggemann aber besitzt mehr scheinbaren, als wirklichen Einfluß; die rechte Hand des Ministers dagegen ist der Geheimrath Eilers, dessen antikatholische Gesinnungen zur Genüge bekannt sind.

Mit Freuden werden die Katholiken es anerkennen, wie sie dem König zum höchsten Dank für die würdige Besetzung ihrer bischöflichen Stühle mit katholischen Hirten verpflichtet sind; aber durch die Weise, wie sich das also geleitete Ministerium den Bischöfen gegenüberstellt, werden die Absichten des Königs und die Früchte seiner Wahl wiederum gänzlich verkümmert. So sehr sehen sich die Oberhirten in allen ihren Schritten gelähmt und gehindert, daß allgemach die traurige Ueberzeugung bei ihnen Wurzel greift: es sei auch in den gerechtesten Forderungen nichts von Berlin als stete Vertröstungen zu erlangen; und wenn man etwas gewähre, so geschehe es nur durch die äußerste Noth abgepreßt.

Welcher Art die von den Katholiken erhobenen Beschwerden sind, davon mögen hier einige Beispiele folgen. Bekanntlich ist der theologische Unterricht auf der Rheinuniversität immer noch nicht vollständig besetzt; der Coadjutor von Cöln machte Vorschlag auf Vorschlag, wurde aber wiederholt abgewiesen; immer waren es keine Persone gratae, wie sie das Ministerium Eichhorn für seine Absichten genehm hält. Nun wurde von Seiten des Coadjutors Prof. Alzog zur Berufung vorgeschlagen: da hieß es aber, dieser sei an seiner Stelle unentbehrlich; zum Beweis aber, mit welcher Rücksichtslosigkeit man gegen die durch das Vertrauen des Königs beru-

fenen Bischöfe verfährt, und welchen Glauben die von dem Ministerium scheinbar geltend gemachten Motive verdienen, ließ man den eben noch für unentbehrlich erklärten Professor Alzog ganz außer Land gehen. Die Sache kam schon als Beschwerde auf dem letzten Landtage vor: aber sie, so wie die Besetzung des katholischen Lehrstuhles für Philosophie, harrt bis heute ihrer Erledigung. Noch ungleich schlimmer sieht es mit Breslau aus. Auf welche Weise die katholischen Lehrstühle dort vernachlässigt wurden, darüber hat erst kürzlich die Schrift von Movers sprechende Details mitgetheilt: Details, die darüber keinen Zweifel lassen, wo der Grund des Dissenterunwesens im Schooße der dortigen katholischen Kirche zu suchen sei.

Ein anderes Beispiel, wie das Ministerium die Parität der Confessionen versteht, ist folgendes. Eine ganz neuerlich vom 27. Juni (Gesetzsammlung Nr. 20) erschienene Verfügung bestimmt: daß das Patronatsrecht des Staates über die protestantischen Pfarreien von dem protestantischen Consistorium ausgeübt werde. Von dem Gerechtigkeitssinne des Ministeriums hätte man nun erwarten sollen, daß der Staat auch die Ausübung seines Patronatsrechtes über katholische Pfarreien in gleicher Weise den bischöflichen Behörden übertrage. Aber was geschieht? Hier gilt anderes Gewicht; nicht den Bischöfen, sondern den Präsidenten wird dieß Recht anheimgestellt. Diese aber sind der Praxis nach immer Protestanten, und können es nur zur Belohnung solcher Personen verwenden, die ihren protestantischen Ansichten nach Personae gratae sind. Bei der Gehaltserhöhung der Geistlichen beider Confessionen hat man die Parität in gleicher Weise geachtet. Bis dahin bezogen protestantische Pfarrer als Minimum des etatsmäßigen Gehaltes 365 Thaler, die katholischen 265 Thaler; eine Verbesserung der protestantischen Pfarrer ist neuerdings bis zu 400 Thaler allerhöchst beliebt worden, während die katholischen Pfarrstellen für eine gleichmäßige Erhöhung nicht berücksichtigt wurden. Ein katholischer Decan erhält für die angestrengteste Mühewaltung nie eine Gratification; während die protestantischen Su-

perintendenten aus der Staatskasse reichlich honorirt werden. Das gleiche Verhältniß tritt leider auch bei der Errichtung neuer Pfarreien ein: ist die katholische Bevölkerung in einer Gegend auch noch so zahlreich herangewachsen, und über einen weit ausgedehnten Sprengel verbreitet; so läßt sich das Ministerium erst nach langem Hin- und Herschreiben nur widerstrebend herbei, eine geringe Unterstützung von zwei- oder dreihundert Thalern dem dringendsten Bedürfniß zu gewähren; während es umgekehrt in Orten, wo die Zahl der Protestanten nur sehr gering und das Bedürfniß keineswegs so dringend ist, bereitwillig mit fünfhundert und sechshundert Thalern beispringt, wie z. B. dieß erst kürzlich mit Boppard und Maien der Fall war. An beiden Orten befanden sich noch keine hundert Protestanten. Von der immer noch nicht erfolgten Dotirung der Bisthümer mit Waldungen, deren Termin längst verstrichen, und die schon so oft von den preußischen Katholiken reclamirt wurde, wollen wir hier ganz absehen. Deßgleichen schweben schon jahrelang die Verhandlungen über die nothwendige Einrichtung von Demeritenhäusern für straffällige Geistliche. Kein Bischof aber hat bis jetzt die Freude gehabt, dieß so dringende Bedürfniß von dem gegenwärtigen Ministerium befriedigt zu sehen. Man sagt, der Coadjutor von Cöln habe bereits 1843 die gemessensten Anträge dießfalls wiederholt; und namentlich die Errichtung einer solchen Demeritenanstalt, in dem ihm schenkweise zur Wiederaufnahme von Franciskanern übergebenen Kloster Marienthal bei Altenkirchen, in Verbindung mit einem Franciskaner-Ordensconvent, zum Vorschlag gebracht; aber nach zweijähriger Frist ist auch dieß Gesuch ohne Bescheid geblieben. Eben so soll der Herr Bischof von Trier schon vor anderthalb Jahren auf Einrichtung eines Institutes zur Bildung von Schulschwestern im Interesse der armen Landschulen angetragen haben; während der Minister auf weltlichen Lehrerinnen besteht, die der Bischof, ohne die Clausur zu stören, doch nicht in das dortige Congregationskloster zulassen könnte. Demnach ist auch diese Sache, so wie die Errichtung eines

Mutterhauses von barmherzigen Schwestern auf preußischem Staatsgebiet, auf die lange Bank geschoben. Auch hinsichtlich der Dissenter glaubt man sich zu ernsten Beschwerden über dieß Ministerium berechtigt. Man gibt ihm Schuld, daß der Minister, weit entfernt, die neue Erscheinung nach ihrem destructiven Charakter gehörig zu würdigen, mit confessioneller Befangenheit überspannte Hoffnungen an sie geknüpft habe. War sie aus dem schmählich vernachlässigten katholischen Unterrichte entsprungen; so wurde ihr jetzt noch von oben beim Beginn durch unbegränzte Nachsicht aller Vorschub gethan. Es war, als ob keine Gesetze existirten; ungehindert ließ man auf Kanzeln und Balkonen von den umherreisenden Apostaten in demagogischer Propagandistenweise die Apostasie und den Fall von Rom verkünden. Erst als der Aufruhr ihnen auf dem Fuße folgte, und die mächtiger gewordenen Häuptlinge, des katholischen wie des protestantischen Unglaubens und Radikalismus, Miene machten, sich zum drohenden Bunde die Hand zu reichen; erst da erkannte man mit Schrecken, welche treulose Schlange man am Busen gehegt, in der Erwartung, sie würde mit ihrem Gifte nur das Herz des Gegners treffen.

Einen scharfen Gegensatz zu dieser huldvollen Nachsicht, womit das Ministerium dem ersten Auftreten der Dissenter zusah; bildete das hemmende und zögernde Mißtrauen, welches es der Bildung des Vereines vom H. Karls Boromäus entgegensetzt. Als man rheinischer Seits sich bei dem Minister über diese Hindernisse eines unverdienten Mißtrauens beklagte, erklärte der Minister sein persönliches Befremden über so unbegründete Monita; hintennach aber stellte sich heraus, daß er selbst es war, der ihr Concept unterzeichnet hatte. Daß die historisch-politischen Blätter an ihm eben keinen besondern Gönner haben, leuchtet aus dem Vorhergehenden von selbst ein; wiederholt und ganz neuerlich hat er die Verwendung hochgestellter Männer um ihre Freigebung abgelehnt. Sie werden zwar allerdings auf seinem Ministerium gehalten, aber mit großer Reserve; so daß besonders mißliebige Nummern kaum

zu seinen eigenen Räthen durchdringen; vielleicht werden die gegenwärtigen Mittheilungen dieß Schicksal haben. Daß bei dieser Weise des Geschäftsganges; bei einer so gänzlichen Rücksichtslosigkeit, die man den Gesuchen der Bischöfe entgegenstellt, die Errichtung der katholischen Abtheilung des Ministeriums unter Duisberg den Katholiken nur wie eine bloße Illusion zur Bemäntelung erscheinen muß, wird gewiß jeder billige Beobachter verzeihlich finden.

Nichts ist neben jener Aufrechthaltung des Verbotes der historisch-politischen Blätter zur richtigen Würdigung des Ministeriums Eichhorn so charakteristisch, als die Gründung einer eigenen Zeitung, des Rheinischen Beobachters nämlich. Denn daß Geheimrath Eilers, eben derselbe, den wir die rechte Hand des Ministers nannten, das Erscheinen dieses Blattes durch eine Subvention aus öffentlichen Geldern möglich gemacht; und daß er zu ihm und seinem Redacteur noch fortdauernd in den innigsten Beziehungen steht, kann, trotz aller zweideutigen Erklärungen des Blattes selbst über diesen Punkt, als ausgemacht angenommen werden. Was die Tendenz dieses Journales betrifft, so habe ich nicht nöthig, darauf zurückzukommen; in den rheinischen Mittheilungen der historisch-politischen Blätter ist hievon ausdrücklich die Rede gewesen. Es wurden den Lesern zur Begründung eines eigenen Urtheils damals so viele Auszüge mitgetheilt, daß sich weder der Redacteur in Cöln, noch seine ministeriellen Gönner und Mitarbeiter in Berlin beschweren können, es sei ihnen unrecht geschehen. Ich kann nicht finden, daß sich seitdem der Ton des Blattes wesentlich geändert hätte; ja dieß läge vielleicht nicht einmal nach den Constellationen seiner Begründung in der Möglichkeit des Redacteurs. Hält er eine zeitlang mit seiner zweideutigen, sich unter falschen Namen versteckenden Polemik gegen die Katholiken und ihre Kirche inne; so laufen die Beschwerdebriefe der abonnirten Herren Prädicanten ein: das Blatt sei leer und entspreche seinem Zwecke und ihrem polemischen Geschmacke nicht. Es treffen gleichfalls von Seiten sei-

ner ministeriellen Arbeiter die Berliner Briefe mit ganz fertigen Artikeln ein; und verlangen, gestützt auf die gewährte Subvention, unverzügliche Aufnahme. Dieß sind Nothwendigkeiten, die der Redacteur, abgesehen von seinem eigenen Geschmack, seinen Sympathien und Antipathien zu berücksichtigen hat. So entblödete sich ein solcher Berliner Artikel nicht, das Dissidentenunwesen eine Palingenesie der katholischen Kirche zu nennen; ja er schloß mit den lächerlichsten Drohungen gegen Hrn. v. Cotta, weil er die größere Freiheit der Stuttgarter Censur nicht dazu benutzte, um, wie man in Berlin gehofft hatte, aus den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Zeitung einen Moniteur aller deutschkatholischen und sogenannten antijesuitischen Bestrebungen zu machen. Wie oft machte sich dieser üble Humor der Berliner Bornirtheit gegen die Augsburger Allgemeine im Rheinischen Beobachter eben nicht auf die geschickteste Weise Luft *). Ein anderer Berliner Artikel überbot sich noch kürzlich im Uebermaaß der giftigsten und gehässigsten confessionellen Befangenheit; unter dem Vorwand, den unbekannten Radikalen, den man unschuldigerweise des Mordes verläumde, in Schutz zu nehmen, suchte derselbe in der streng katholischen Gesinnung des Leu von Ebersol den Grund zu seinem Selbstmord. Während selbst die entschiedensten Gegner in der Schweiz, die sich im wüthendsten Parteikampf noch ein Gefühl von Gerechtigkeit bewahrt haben, ihn für einen ehrenhaften, tugendsamen, seiner Ueberzeugung mit klarer Ruhe folgenden Mann

---

*) Und doch neigen in der Schweizer Frage die Wagschaalen der Allgemeinen Zeitung von Augsburg in neuester Zeit durchaus nach der linken Seite hin. Wollte sie sich mit derselben Ausführlichkeit, womit ihre Correspondenten alles Nachtheilige, wahr oder unwahr, von Luzern und den Urcantonen berichten; jede Rohheit, jede Rechtsverletzung, jeden Frevel, jede Verruchtheit, jede Raserei aus den radikalen Cantonen berichten lassen, ihre Spalten würden sicherlich nicht hinreichen. Doch sie bietet uns hinreichenden Stoff zu einer eigenen, ausführlicheren Betrachtung über die Handhabung ihrer Unpartheilichkeit.

erklären; nennt ihn dieser Berliner einen blinden Fanatiker, der sich eine Kugel ins Herz geschossen aus Verzweiflung darüber, daß er sein Vaterland in den Abgrund des Jesuitismus gestürzt *). Welche ganz unhistorische, völlig aus der Luft gegriffene Verläumdnngen, der rheinische Beobachter seinerseits über die Jesuiten seinen Lesern aufbürdete; davon enthalten die Rheinischen Mittheilungen in den historisch-politischen Blättern mehrere Beispiele. Wer wird sich endlich des Lächelns enthalten können, wenn in einer der neuesten Nummern die Berliner Pythia, in diesem sogenannten Rheinischen Blatte, in einem sehr ausführlichen Artikel (Nr. 235, Berlin 18. August) über den trefflichen, wahrhaft katholischen Hirtenbrif des neuen Fürstbischofs von Breslau sich unter andern wörtlich also vernehmen läßt: „Wenn irgend Jemand, so ist Er (der Fürstbischof nämlich) der Mann, der die Wunden, welche der katholischen Kirche Schlesiens nicht ohne eigene (soll wohl heißen des Ministeriums, des Oberpräsidenten und seiner Beamtenkaste) Verschuldung, und durch das Organ der Münchener historisch-politischen Blätter geschlagen worden sind, wieder zu heilen, und durch Milde und sanftmüthigen Geist ihren Widersachern die Waffen zu entziehen vermag, die sie ihnen durch Intoleranz und Härte selbst in die Hand gedrückt haben.“ Hätte der redigirende Professor in Cöln uns, statt dieser Berliner Intrigue des Herrn Geheimrath Eilers oder eines seiner Freunde, eine actenmäßige Widerlegung der Artikel über die schlesische Kirchenfrage geben wollen: wir würden ihm zu mehr Dank verpflichtet seyn, und die Blätter würden dieser Widerlegung ihre Spalten gewiß nicht verschlossen haben.

*) Stirbt einmal der gegenwärtige Papst Gregor XVI., so werden wir nach dieser Logik von einem andern Berliner Correspondenten zu hören bekommen; er habe sich selbst Gift gegeben aus Gewissensangst über das von ihm mit seiner ganzen Autorität geschützte und gepflegte Jesuitenungeheuer.

Uebrigens haben jene Berliner Verbindlichkeiten und die ministerielle Theilnahme, verbunden mit einem leidenschaftlichen, schmähsüchtigen Eifern und Schulmeistern, ohne Takt und Maaß *), das Blatt am Rhein so ziemlich um allen Credit gebracht; es wird, wie ich mich selbst davon überzeugt habe, sehr wenig gelesen und noch weniger geachtet. Eine längere Polemik dagegen wäre daher verlorene Mühe; ein verfehltes Unternehmen, kann es nur dazu dienen, seine ministeriellen Gründer und Gönner am Rhein noch unpopulärer zu machen.

Zum Schluße noch ein Beispiel, wie der Beobachter seine conservative Stellung versteht. Der Charakter der Leipziger Ereignisse war gleich Anfangs ein solcher, daß er selbst von dem Kurzsichtigsten nicht konnte verkannt werden. Der Beobachter theilte seine Correspondenzen darüber mit; und da heißt es unter andern Nr. 231 in einem Artikel, Leipzig 15. August: Nur der Name des alten Obersten von Buttler wird nicht eingeschlossen in diesen Haß (der Bürger); denn es ist bekannt, daß dieser brave Offizier den Befehl zu feuern wiederholt zurückwies; obschon er endlich, nachdem alle seine Gegenvorstellungen durch die Autorität des Höheren niedergeschlagen worden waren,

---

*) So theilte der Beobachter im Monat Mai einen Correspondenzartikel über den Grund der unglücklichen Auswanderungen auf dem Hundsrück mit; welcher in der schonungslosesten Weise die Ehre der dortigen Bevölkerung ganz im Allgemeinen verunglimpfte, und worin die Worte vorkamen: „in ihren moralischen und materiellen Grundfesten erschüttert, wird die Bevölkerung immer mehr aller Willens- und Thatkraft, wie aller Umsicht und alles Fleißes beraubt; sie vegetirt zwischen Schlaffheit, Stumpfsinn und Bosheit, ohne das Bessere zu wollen, noch zu können, in einem solchen Elende, daß sie, selbst wenn sie dazu den Antrieb verspürte, in ihren einzelnen Familien nicht einmal die Summen aufbringen könnte, deren diese zur Auswanderung unumgänglich benöthigt seyn würden.“ Allein am Rheine ist man im Punkte solcher öffentlichen Verunglimpfungen sehr empfindlich, und somit brachten alsbald die rheinischen Zeitungen eine derbe Erklärung der Angegriffenen als Beleg, welchen Eindruck ein so rücksichtsloses Eifern dort macht.

geschehen lassen mußte, was jetzt die Stadt und das Land in die tiefste Trauer versetzt. — Auch dieses Blut, heißt es weiter, ist nichts als ein Ausfluß der religiösen Gährung. Von den kirchlichen Störungen, von den ultramontanen Bewegungen und den Gegenströmungen, die sie hervorriefen, datirt die Zwietracht, der Haß, die Verfolgungen, die sich am 12. August von Seiten des Volkes in Pfeifen und Steinwerfen, von Seiten der Macht in Gewehrsalven entluden." Nachdem nun die sächsische Regierung, zur Wiederherstellung der verhöhnten Autorität der Gesetze, es für nöthig befunden, in der zügellosen Stadt größere Militärmacht zu entfalten, damit die Gerechtigkeit ihren von den Pöbelhaufen und Demagogen ungehinderten Lauf habe; beurtheilt der Correspondent des Rheinischen Beobachters diese Maßregeln auf folgende Weise, und der Redacteur theilt dieß mit; wohlgemerkt, nachdem die würdige und ernste Antwort des Königs und die Aufklärungen der Regierung schon vorangegangen waren. Da fragt der Correspondent: „Wozu der martialische Luxus (!) in einer Stadt, die durch jenen groben Tumult vor der Wohnung des Prinzen viel weniger aufgeregt ist, weil eben derselbe durchaus ausser ihrer unmittelbaren Theilnahme lag, als durch die Anwendung der Schießwaffe gegen ruhige Spaziergänger, gegen Neugierige, oder das Möglichste zugestanden, gegen einen schreienden oder gefahrlos zurückgewichenen Haufen? — Bedrohlich war nur die Entrüstung über ein militärisches Manöver, welches anstatt zur Vertheidigung gegen einen nicht mehr vorhandenen Angriff, zur Vernichtung Unschuldiger diente."

Wir wissen nicht, wie man in Berlin hinter den Ministertischen über die Ereignisse in Leipzig denkt; aber so viel wissen wir, daß sie am Rhein in Regionen, die höher sind als diese Ministertische, keineswegs auf eine so frivole Weise beurtheilt wurden; daß man es martialischen Luxus nannte, wenn ein Thronfolger auf Seitenwegen aus der zweiten Stadt des

Landes gewißermaßen entfliehen muß, da ihn der gesetzliche Sinn der Bürger nicht zu schützen vermag. Man hat hier dieß Ereigniß überhaupt nicht als ein vereinzeltes betrachtet, sondern in ihm ein verhängnißvolles Symptom einer unheilschwangeren Zukunft erkannt. Jedenfalls ist dem Scharfblick des Fürsten Metternich dieser Ernst der gegenwärtigen Bewegungen nicht entgangen, und er hat sich unverholen darüber ausgesprochen. Auch darüber hat er sich auf das Entschiedenste geäußert, daß er sich der Sache der Katholiken, der Glaubensgenossen seines Kaisers, in Betreff des Frankfurter Attentates auf die nachdrucksamste Weise annehmen werde; damit jedem sein unverkümmertes Recht und seine gesetzliche Freiheit zu Theil werde; und es hier nicht gehe, wie mit dem bundeswidrigen Klosterraube der kleinen Aargauer Tyrannen; eine Rechtsverletzung, die die Mutter so unendlich vielen Unglückes für die Schweiz geworden.

Unter diesen Umständen wird das Bedürfniß einer großen rheinischen Zeitung zur Vertretung der conservativen und katholischen Interessen des Landes lebhafter empfunden, denn je. Würde ein solches Blatt von Männern, die das Land achtet, und die seine Gesinnung, seine Wünsche und Bedürfnisse kennen, geschrieben; würde es mit Freimüthigkeit, aber in den Schranken der Gesetzlichkeit, wie es dem Rheinländer geziemt und natürlich ist, das Wort in den Landesangelegenheiten zu führen und es wahrhaft zu vertreten; ein solches Blatt könnte nach allen Seiten hin, für die Unterthanen wie für den König, vom größten Nutzen seyn; es könnte die Vorurtheile, die man in Berlin allenfalls hegt, zerstreuen; es könnte die gegenseitigen Antipathien mildern. Es könnte die Minister mit der wahren Stimmung und der Lage des Landes bekannt machen, und ihnen wieder zum vermittelnden und verständigenden Organ dienen. Da die Kräfte der Rhein- und Moselzeitung hiezu bei weitem nicht ausreichen: so schien ein günstiger Moment gekommen, als es verlautete: die Cölnische Zeitung ändere ihre Redaction. Allein ihr Eigenthümer hat dieser Erwartung durch-

aus nicht entsprochen; er hat die Sache seines Landes und seines Glaubens einer schmutzigen Abonnentenspeculation geopfert.

Mit Herrn Dümont Schauberg verglichen, kann uns der Redacteur des Rheinischen Beobachters, Professor Bercht, noch achtenswerth erscheinen. Derselbe ist ein Protestant, er ist in der Befangenheit und den Vorurtheilen seiner Confession aufgewachsen; wir können daher immerhin annehmen, daß er in seiner Zeitung, wenn auch nicht mit Tact, doch seine Ueberzeugung vertritt, ja daß er es in der besten Absicht thun kann. Dann hat dieß Blatt mit so vielen Schwierigkeiten seiner Stellung zu kämpfen, die ihm gleichfalls zur Entschuldigung dienen können. Alles dieß aber fällt bei dem Eigenthümer der Cölner Zeitung weg. Herr Dümont ist ein geborner Katholik; ja er ist von den Jesuiten erzogen, und kann also vollkommen urtheilen, ob sie solche Ungeheuer sind, und den Hohn verdienen, womit sie in seiner Zeitung behandelt werden. Herr Dümont hält sich auch äußerlich zur katholischen Kirche, und bekennt sie in seinem Leben als seine Ueberzeugung. Allein dieß Alles hindert ihn nicht, seine Zeitung in die Hände der Feinde und Verhöhner seines Glaubens zu übergeben — und warum? Herr Dümont ist ein reicher Mann und möchte noch reicher werden; er sollte daher, um die Sache beim wahren Namen zu nennen, seinem Blatt, statt des Namens Cölner Zeitung, den es in keiner Hinsicht verdient, den Titel: „**Cölner Klingel**" auf die Stirne setzen; denn dieser Cölner Klingel ist die einzige Rücksicht, die dieser Buchhändler bei der Redaction seines Blattes nimmt. Statt als Rheinländer und geborner Cölner, der Enkel einer angesehenen katholischen Familie des Landes, sich unter seinen Landsleuten nach einem Redacteur zur Vertretung des Landes umzusehen; reist dieser speculirende Klingler nach Berlin, und nimmt sich dort in der Versammlung der Lichtfreunde seinen Redacteur. Er fand vielleicht gerade Dr. Brüggemann, als er den Brief des Pastors Uhlich *) der Versammlung seiner Gleichgesinnten vorlesen wollte,

*) Dieß ist keine Ironie, öffentliche Blätter berichteten es ausdrücklich.

von der Polizei aber daran gehindert, ihn nun mit den Genossen absang. Da erschien der katholische Herr Dümont, engagirte den Lichtfreund, daß er das erste Blatt des Rheinlandes redigire, und sein Licht Angesichts des Cölner Domes aufstelle. Mit Recht jubelte die Trierer Zeitung ihm Beifall zu: er hat den rechten Mann, wie wir ihn brauchen, erwählt. Dr. Brüggemann steht ja zwischen dem Radikalism und Socialism mitten inne; das ist der rechte Prophet, um die Wiedergeburt der Zeit durch eine allgemeine radikale Umwälzung alles Positiven in Staat und Kirche vorzubereiten. Herr Dümont seinerseits aber hofft von dem neuen Redacteur die Erhaltung seiner zahlreichen Abonnenten; mag er immerhin das Land in die Schrecknisse des Radikalism wie die Schweiz stürzen; und eine Zeit der Umwälzung des blutigsten Krieges, der Anarchie und communistischen Barbarei vorbereiten: was kümmert es ihn, er hat ja seine Abonnenten salvirt, mögen diese nun ihrerseits selbst für ihr Heil Sorge tragen.

Wäre Herr Dümont ein Koblenzer, hätte er einen solchen Verrath an der Sache seines Glaubens und seines Landes dort begangen, er und sein Blatt wären längst zum Casino hinausballotirt. Werden die Cölner aber diesen schmutzigen Handel, den ein Buchhändler mit ihnen treibt, geduldiger hinnehmen? werden die Katholiken fortdauernd ihren Glauben in den Spalten dieses Blattes auf eine verdeckte, perfide Weise angreifen und untergraben lassen? wenn sie noch einen Funken altcölnischen, katholischen Geistes besitzen; dann werden sie sich, wir sind es überzeugt, von dem Blatte mit Abscheu wegwenden. Und nicht sie allein, auch alle jene, denen das materielle Wohl ihrer Vaterstadt am Herzen liegt; die die bürgerliche Ordnung nicht einem allen gesetzlichen Sinn unterwühlenden Radikalism und Communism preisgeben wollen, und einen Zustand hervorrufen, wie wir ihn in der Schweiz verwirklicht sehen; sie alle werden diesem schamlosen Unfug entgegentreten. Sehen wir daher: ob cölnischer katholischer Glaube und rheinischer Rechtssinn, oder der Schachergeist des Buchhändlers Dümont zur Schmach Cölns und zum Unheile des Landes den Sieg davon tragen, und ein Berliner Lichtfreund die Redaction des ersten Rheinischen Blattes führen wird.

---

wie der künftige Redacteur der Cölner Zeitung, Dr. Brüggemann, den Brief Uhlichs in der jüngsten Versammlung der Lichtfreunde vorlesen wollte.

XXI.

Die kirchlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich.

II.

Catholicorum episcoporum unam confessionem esse debere Apostolica disciplina composuit. Si ergo una fides est, manere debet et una traditio. Si una traditio est, una debet disciplina per omnes ecclesias custodiri.
(Conc. Rom. anno 407. ad ep. Gall. con. VI.)

Das Netz der organischen Artikel war mit der feinsten Berechnung über den gesammten Organismus der französischen Kirche, ohne einem Widerstande zu begegnen, ausgebreitet worden; denn außer den Klagen des apostolischen Stuhles gab es Buonaparte gegenüber keine Freiheit der Meinung und des Rechtes mehr; so frühzeitig hatte in der Schule der Republikaner der Gewalthaber gelernt, der Macht des Geistes und der Rede mit den Schrecken der Tyrannei zu wehren. Allein nicht blos der Muth zum Kampfe ging in der sicher gewußten Unmöglichkeit zu siegen unter; selbst die Idee eines nothwendigen Einspruches gegen unrechtmäßiges Verfahren konnte in jenen Momenten in den Gemüthern keinen Raum gewinnen. Die ersten Augenblicke der Ruhe, welche das Concordat Pius VII. als Waffenstillstand der bedrängten Kirche verschafft hatte, ließen nur unermeßliches Elend erblicken. Angesichts der Ruinen des alten Kirchenwesens fühlte man sich reich im Besitze des eben Zurückerstatteten, so daß die Masse des noch nicht ersetzten Verlustes, wie die Gefahr, welche in der Verfolgung der neuen Rechtsprincipien der Kirche bereitet schien, nur zu leicht gewogen und zu oberflächlich berechnet wurde. Ueberdieß hatte der Kaiser seiner Seits in der Wahl der Prälaten vielfach ganz andere, als die altcanonischen Qualitäten der Candidaten berücksichtiget: Gefügigkeit in den Willen des Autokraten ersetzte den Ernst der Wissenschaft, freiere Lebenslust durfte als Bonhommie, schismatische Gesinnung nicht selten als

Patriotismus sich geltend machen. Auf diesem Wege wurde ein Maury Erzbischof von Paris; und mit solchen Mitteln sammelte man würdige Väter für das Concil von Fontainebleau.

Dem secundären Clerus konnte die Protestation gegen den Raub an seinen Rechten noch minder zugemuthet werden. Manche Glieder desselben sahen kaum die Bedeutung und den Umfang der erlittenen Einbuße genugsam ein; tiefer Blickende trösteten sich mit der Zuversicht, daß, da der Stand der französischen Angelegenheiten in Kirche und Staat ohnedieß nur ein höchst provisorischer sei, vielleicht, ehe man Zeit gefunden, das neue System in Anwendung zu bringen, dieses längst zu den Trümmern von ungezählten andern in's Grab der Vergessenheit gesenkt seyn werde.

Hieraus erklärt sich auch eine Erscheinung, die unter jeder Betrachtungsweise den secundären Klerus jener prüfungsschweren Epoche in sehr verehrungswürdigem Charakter zeigt. Als nämlich die Tausende von Seelsorgspriestern theils aus der Verborgenheit des Privatlebens hervortraten, theils aus der Verbannung heimkehrten und sich zum Dienste der Kirche stellten, sprach sich in der Mehrzahl derselben laut das Verlangen aus: es möge Jeder zu der Pfarrei zurückkehren dürfen, von welcher ihn die Schrecken der Revolution getrennt hatten. Vielen ward dieser Wunsch leicht gewährt, da Priester überhaupt mangelten.

Noch bewahrt manche Gemeinde in Frankreich das Gedächtniß eines oder des andern ihrer Seelenhirten, der nach den Leidenstagen zu den Seinen nur zurückgekehrt schien, um in ihrer Mitte zu sterben. Männer gleich diesen fragten kaum jemals, ob ihre Parochie mittlerweile vielleicht dieses Titels entkleidet zur Succursale herabgesunken sei, und wenn auch dieß geschah, so verfloß bei den Meisten sicher der kurze Rest der Lebenstage, ohne daß ein Akt der neuen kirchlichen Jurisdiktion sie an das Daseyn einer solchen erinnert hätte.

Auch den Prälaten selbst, schien es, war die jüngst eingehändigte, unbeschränkte Macht zu ungewohnt, um durch Uebung derselben die Aufmerksamkeit des Klerus zu erregen. Noch hofften sie ja fast Alle, die Kirche Frankreichs von dem aufgedrungenen Joche der organischen Artikel durch ein neues Konkordat befreit zu sehen; eine Hoffnung, welche getäuscht ihre Klagen in der von uns bereits allegirten Collectiv-Eingabe des französischen Episcopates*) vom 30. Mai 1819 in aller Stärke vor der Kathedra Petri aussprach. Durch das Hinsterben jedoch der ältern Männer, welche aus Erfahrung die vorigen Zustände gekannt hatten, noch mehr durch absichtlich vernachlässigte Pflege kirchenrechtlicher Studien — einer Thatsache, deren

*) S. hist. pol. Bl. B. XV. 7. S. 458.

wir eigens gedenken werden — verlor sich schnell die frühere Rechtstradition in immer schwächere Umrisse, während der lange, friedliche Besitz des nunmehrigen Systems das Verdächtige seines Ursprunges und dessen eigentliches Verhältniß zur allgemeinen Verfassung der Kirche eben so allmählig verhüllten. So lernte man denn höherer Seits die Regierungs- und Richter-Gewalt, welche die organischen Artikel nach unten hin fast völlig frei gegeben hatten, mit größerem Zutrauen betrachten, vielleicht nicht ohne die gefährliche Täuschung, das Gebundenseyn nach Oben durch freieres Schalten in unterstellten Sphären zu ersetzen.

Mit jedem Jahre begannen die willkührlichen Versetzungen von Pfarrern sich zu mehren, bis es zuletzt keine seltene Erscheinung mehr war, durch Einen Erlaß vierzig bis sechzig solcher Desservants von ihren bisherigen Gemeinden hinweg in oft entgegengesetzte Enden der Diöcese wandern zu sehen. In der That mußte das ein den Laien höchst auffallendes Schauspiel werden, so daß der sonst so eifrige Vertheidiger des napoleonischen Kirchenregiments Mr. Richaudeau selbst dasselbe mit dem bezeichnenden Worte „Ballotage des curés“ am Besten gewürdigt haben mag*). Bald fühlte auch die Büreaukratie den Vortheil, welchen ihr diese Ballotage dem Pfarrer gegenüber einräumte, falls dieser vielleicht gerade durch seinen Eifer oder nothwendige Erfüllung seiner Pflicht einem Magistrate u. s. w. lästig schien. Eine Vorstellung an den Bischof, eine Denunciation, hie und da unterstützt durch einen irgend wie dem Priester abholden Generalvicar, befreite möglicher Weise den Unterpräfekten oder den Maire von einem Priester, welchem vielleicht eben der bessere Theil der Gemeinde mit Treue und Verehrung anhänglich war. Je öfter das Mittel sich erprobt fand, desto häufiger ward dessen Anwendung. Die bischöflichen Kanzleien, so wird wenigstens berichtet, wurden nicht selten mit derartigen Anträgen und Klagen über Maaß belästigt und bestürmt. Stehen wir auch zu ferne, um die Richtigkeit dieser Thatsachen im Einzelnen zu prüfen, so macht die allgemeine Erfahrung dieselben im höchsten Grade wahrscheinlich; denn die Welt ist in ihren Velleitäten aller Orten sich gleich. Eine eben so tiefgehende Umgestaltung, wie die administrative Ordnung in der Kirche, um mit der Staats-Terminologie zu reden, hatte durch die organischen Artikel auch die kirchliche Justiz erfahren. Vor aller näheren Charakteristik mögen die allgemeinen Umrisse derselben hier Raum

*) *Richaudeau sur l'ancienne discipl.* etc. p. 305. „j'accorde donc que les Evêques et les Grand-Vicaires doivent agir en cela avec la plus grande reserve: il y a pour eux une grave obligation de mediter attentivement *sur les maux produits par cette multitude de changements, ce ballotage des curés dont nous sommes temoins tous les jours etc.*“

oder entsetzt werden, ohne jeden formellen Rechtsgrund, außer dem einfach ausgesprochenen Erachten des Diöcesan-Bischofes.

Es handelt sich nun aber, wie ersichtlich, hier um ein Recht, welches unstreitig der französische Pfarrklerus ebenso gut besessen hat, wie derselbe Stand des Klerus es gegenwärtig noch in den übrigen christkatholischen Ländern wirklich besitzt, nämlich um das Recht der Unabsetzbarkeit. Nach diesem konnte und kann ein canonisch bestallter Pfarrer und Präbendar überhaupt, wider seinen Willen, der überkommenen Pfründe nicht beraubt werden, ausgenommen in Folge eines nach canonischem Proceß gefällten, richterlichen Erkenntnisses. Die erste Untersuchung über die kirchliche Rechtsgültigkeit der actuellen Disciplin dürfte daher wohl der Frage gelten, durch welche Gründe und Bedingungen denn der frühere Rechtsbesitz der Präbendarien aufgehoben und eine durchweg neue Praxis an dessen Stelle gesetzt worden sei? Genügen dann diese Gründe, um die rechtsgemäße Abrogation des ältern Besitzstandes nachzuweisen, so bleibt den Vertheidigern des Etat actuel jede fernere Darlegung ihres guten Rechtes ohnedieß erspart; den Verkämpfern für die Unabsetzbarkeit aber stünde nur mehr das Gebiet der rechtshistorischen Speculation offen, um eine allenfallsige größere Billigkeit und Vortrefflichkeit des älteren Systemes im Verhältnisse zum jüngeren darzuthun. Die klare Forderung eines Rechtes aber wäre damit unheilbar erloschen. Diese Weise ist es, in welcher die Polemik pro und contra sich durchgängig bewegte: ob dieß die einzig mögliche und ersprießliche, werden wir von unserm Standpunkte aus nicht zweifelhaft lassen.

Beschränken wir uns aber sorgfältig einstweilen auf die erste Untersuchung, auf welche immer noch zu wenig Gewicht gelegt worden ist, auf die Frage nach der Rechtsgültigkeit der neuen Disciplin durch Abrogation der frühern. Gemäß der Einheit der kirchlichen Disciplin, welche namentlich Episcopat und Universitäten Frankreichs einst gegen das Concordat Franz I. so ernstlich in Schutz genommen hatten, war von jeher auch in der gallicanischen Kirche die canonische Institution und damit die Inamovibilität der Pfarrer, ununterbrochener Rechtsbrauch gewesen. Nur einmal im Laufe langer Jahrhunderte kennt die französische Kirchengeschichte einen Versuch, den Pfarrklerus aus diesem Rechtsbesitz zu werfen.

De Tellier, Erzbischof von Rheims und Bruder des bekannten Staatskanzlers Louvois, hatte aus Gründen, welche der [illegible] Name und das in der Geschichte der Geistlichkeit ehrenvolle Gedächtniß dieses Prälaten nicht hinlänglich erklären, bereits den Beschluß gefaßt, den gesammten Pfarrern die canonischen Standesrechte zu entziehen, und sie alle ohne Ausnahme in der ganzen Erzdiöcese ad nutum amovibel zu machen. Nur:

wig XIV. bekam noch vor der Publication dieses Mandates, das bis zu jenem Augenblicke in der gallicanischen Kirche ein völlig unerhörtes war, Kunde von der Sache und erließ eiligst durch das Parlament eine Ordonnance, in Kraft deren der Versuch zur unbedingten Amovibilität der Pfarrer als gegen die Gesetze des Staates und der Kirche gerichtet plötzlich annullirt und für die Zukunft mit dem Verbikte belegt wurde. Es bestand somit in der gesammten gallischen Kirche ununterbrochen das ältere, universelle Standesrecht bis zum 27. April 1802, dem Tag der Publication der organischen Artikel Napoleon's, jenem ominösen Tage, der nach dem Willen des Gesetzgebers bestimmt war, die geschichtliche Vergangenheit der Kirche mit Einem Schlage von ihrer Gegenwart und der Zukunft zu trennen.

Frankreich hatte vor der Revolution in hundert und dreißig Diöcesen, nahe an dreißigtausend canonisch errichtete und administrirte Parochien gezählt. Diese, wie jene, hatte der wilde Sturm mit Hirt und Heerde ergriffen, zerstreut und selbst die Grenzen der jedesmaligen Bezirke verwischt.

Das Concordat Pius VII. (Juli 1801) ordnete daher wie eine neue Circumscription der Bisthümer so in Gleichen der Parochien (paroisses) an. Der Terminus „paroisse" im Artikel 9, wie die gleichbedeutende Benennung „cûre" im 10. Paragraph*) dieser wichtigen, officiellen Acte kann natürlich nur Parochien im canonischen Sinne des Wortes begreifen; eine Behauptung, welche unwidersprechlich erscheint, wenn wir uns erinnern, daß Napoleon's organische Artikel, welche das neue, bisher selbst dem Namen nach unerhörte System der Succursalen und der Desservants in's Daseyn riefen, erst neun Monate später, als die Unterzeichnung des Concordates datirt, öffentlich wurden **). Dieser Beweis für die Nichtanerkennung der Succursal-Pfarreien von Seite des heiligen Stuhles dürfte allerdings nicht zureichen, weil aus den berufenen Paragraphen nur soviel hervorgeht, daß das Concordat die Wiederherstellung der Parochien in canonischer Weise, intendirt und erwartet hatte. Allein, da Rom das Institut der Succursalen noch nicht kannte, eben weil bei der Auswechslung des Concordates ein solches nicht bestand, so kehrt immer die bei weitem wichtigere Frage wieder, in welcher Art sich denn der heilige Stuhl, nachdem die neue Parochial-Verfassung wirklich begründet war, an derselben betheiligt und sich zu ihr in's Vernehmen gesetzt

*) *Concord. 1801. act 9.* Les evêques feront une nouvelle circonscription des paroisses de leurs diocèses — *act 10.* Les evêques nommeront aux *cûres.*

**) Vergl. Hist. polit. Bl. Band XV. 7. S. 450.

habe? Als ein urkundlicher Beweis negativer Art, bietet sich uns hiefür die Konvention der Bourbonen dar, welche nach dem Sturze des Kaiserreiches im Jahre 1817 abgeschlossen wurde.

In dem ersten Theile unseres Referates haben wir bereits das Verhältniß dieser letzteren Akte zum Concordate und den kaiserlichen Artikeln genugsam gewürdigt (Bd. XV. H. 7. S. 457.); es übrigt uns hier nur, einen etwas specielleren Bezug der bourbonischen Konvention auf die jetzige Parochial-Verfassung Frankreichs aufzufinden. — Der Pfarreien wird in der Konvention nur einmal (Artikel VIII.), aber auch hier unter der Bezeichnung „cûres", also mit demselben Terminus wie im Concordate, gedacht. „Kapitel, Pfarreien und Seminare sollen Dotationen erhalten, und zwar sowohl die bestehenden, als jene, welche in Zukunft errichtet werden sollen."

Fünfzehn volle Jahre bestand das durch Napoleon eingeführte Kirchenregime; nicht eine kaum redenswerthe Minorität des Klerus, sondern neun Zehntheile der gesammten Seelsorgs-Priestern waren von demselben begriffen, ihre Pfarreien hatten den Namen und das Wesen, das sie sonst befaßten, officiell verloren; und dennoch kennt die so sorgfältig ausgearbeitete Konvention im Jahre 1817, keine Succursalen und keine Desservants; sie weiß nur von Pfarreien (cûres) in althergebrachten und amtlichen Sinne des Wortes! Sollte dieß Zufall dünken oder wäre es erlaubt anzunehmen, Rom habe stillschweigend unter jenem Terminus die Succursalen mitbegriffen, und gut geheißen? Beides wäre angenommen, der Würde des höchsten Tribunales der christlichen Welt mit schwerer Beleidigung nahe gegangen. Rom's diplomatische Akten lassen in der langen Reihe der Jahrhunderte weder auf Zufall noch auf Uebereilung sich betreten; stillschweigend aber durfte der apostolische Stuhl eine Einrichtung nicht bestätigen, welche der erste Artikel der nämlichen Konvention im Principe für aufgehoben erklärte, ohne in directen Widerspruch mit den vorausgegangenen, ernstesten Demonstrationen sich zu versetzen. Den obersten Satz, die tiefste Grundlage, auf welche sich die kirchliche Restauration erbauen sollte, bildet im Traktate von 1817 die Wiederherstellung des Concordates Franz I. und Leo X. (Le Concordat passé entre le Souverain Pontife Leo X. et le roi de France François I. est *retabli.*) Zu jener Zeit aber beschloß sich die Hierarchie, insoferne dieselbe in der Leitung des christlichen Gemeinvolkes sich bethätigte, in Bischöfe, Kapitel und Pfarrer, alle mit canonischer Institution in ihrer Stellung gesichert; mehr aber erkennt und nennt, getreu sein Princip behauptend, auch der neue Vertrag der Kirche mit dem französischen Staate nicht. „Alles nämlich, wiederholen daher wir mit den Worten unseres ersten Berichtes (Hist. pol. Bl. XV. 7.

Seite 459); was an der durch den doppelseitigen Vertrag des Staates und der Kirche unter Leo X. garantirten Disciplin durch Neuerungen außer dem Concordate Pius VII. geändert worden ist, ist wesentlich widerrechtlich eingeführt." Die Praxis der Kirche aber, weise zugleich und großartig standhaft, betrachtet das widerrechtlich in ihr Gebiet Eingedrungene gleich als existirte es nicht; das Schweigen Rom's erschien in Fällen, welche an Bedeutsamkeit den vorliegenden unendlich überwiegen, sehr oft als die lauteste und von den Betheiligten nur zu gut verstandene Sprache der Mißbilligung und entschiedener Verwerfung, und sohin dürfte der Beweis dem Stillschweigen der Konvention als negativ in Betreff der kaiserlichen, organischen Parochial-Verfassung, einer der treffendsten und unwiderlegbarsten seyn.*)

Das Verhältniß Rom's zu den organischen Artikeln überhaupt haben wir in dem früheren Theile unserer Untersuchungen als das einer vollkommenen Reprobation im Ganzen und im Einzelnen ihres Inhaltes nachgewiesen. Wir gestehen hiebei gerne, daß diese unsere bisherige Argumentation gegen das actuelle System der Parochial-Verfassung keine neue ist; gestehen, daß sie von den Vertheidigern der Desservants mit mehr oder minder formeller Modifikation stets wieder hervorgekehrt wurde; aber wir werden unserer Seits uns hüten, jene fatalen Konsequenzen aus derselben abzuleiten, welche seit einem Lustrum zu betrübenden Spannungen zwischen Episcopat und Klerus Anlaß gaben. Die Schriftsteller der apologetischen Richtung dagegen suchen gewöhnlich eine Rechtmäßigkeit der Verwandlung der Parochien in Succursalen dadurch zu sichern, daß sie behaupten, der heilige Stuhl habe nur jene aus den organischen Artikeln in dem Concordate von 1817 abrogirt, welche dem Glauben und den Gesetzen der Kirche entgegen lauteten und wirkten; „nun sei aber der neue Zustand der Parochial-Verfassung nicht absolut den kirchlichen Canones entgegen; die darauf bezüglichen Paragraphen der kaiserlichen Artikel mithin indirekt durch die Autorität des zweiten Concordates gutgeheißen worden." Dagegen läßt sich nur augenblicklich erinnern: Daß erstens der Artikel 3. der Konvention von 1817 zusammengehalten mit andern von uns früher allegirten diplomatischen Actenstücken eher eine totale, als

---

*) Analoge Fälle begegnen uns in der vielseitigen Angelegenheit der gemischten Ehen. Rom mußte Manches stillschweigend dulden, um für den Augenblick größere Uebel zu verhüten. „Non possumus, schreibt Benedikt XIV. (12. Sept. 1750), hoc positivo actu approbare, sed tamen possumus hoc dissimulare. Binterim Denkwürdigk. Bd. VII. 2. S. 127.

partiale Abrogation der organischen Artikel darzuthun scheine; und ferner, letztere auch angenommen, der nun schuldige Nachweis, daß die gegenwärtige Disciplin den Gesetzen der Kirche wirklich conform sei, unmöglich zur wissenschaftlichen Evidenz erhoben werden könne. Ein Rechtsprincip von so umfassenden Folgen muß aber auf klarer Ueberzeugung fussen. Obwohl wir dem gesammten Entwicklungsgange dieses Rechtsstreites bis zu den jüngsten Akten, die wir noch besprechen werden, gefolgt sind, so hat uns daher dennoch keine Phase desselben von der tiefbegründeten Ueberzeugung abzubringen vermocht, daß die actuelle Disciplin der französischen Kirche als eine widerrechtlich eingeführte und von dem heiligen Stuhle unter keiner Form, selbst bis auf die neuesten Momente hin, jemals confirmirte Organisation zu betrachten sei. Folgern wir aber nun hieraus im Einklange mit den Exaltirten der Opposition, der Desservant leide volles Unrecht, wenn sein Ordinarius ihn nach Gutdünken amovire, ja es sei erst allen Ernstes in Frage zu stellen, ob der Desservant hier nicht den canonischen Gehorsam geradezu verweigern und als Pfarrer auf uralte Standesrechte sich stützen könne? — Wir hoffen die dornige Frage genügend zu beantworten, ohne in das Dilemma verstrickt zu werden, das eben den charakteristischen Inhalt des Parteistreites bildet.

Das canonische Recht, gewohnt die Pfarreien, unter dem Titel der Benefizien, nach deren äußern Bedingung gefaßt, zu begreifen, erblickt aus diesem Grunde und in der **Institutio canonica** durch den Bischof, die eigentliche Einsetzung in den Besitz der Pfründe und aller derselben annexen Rechte und Pflichten.*) Wie wir unten noch näher zeigen werden, war aber mit der canonischen Institution auf eine Pfarrpfründe, auch das Recht der Inamovibilität untrennbar verbunden. Der also formal institutirte Pfarrer kann nun gemäß den Canones wider seinen Willen nur durch ein rechtskräftiges, forensisches Urtheil seiner Pfründe gültig enthoben werden. Daher sorgte die Casuistik auf das Eifrigste selbst bei Beförderung zu höheren Stellen die vom Gesetze gewährte Sicherheit der Inamovibilität zu wahren. Setzen wir nun den denkbaren Fall: ein vor dem Ausbruche der Revolution canonisch instituirter Pfarrer sei nach dem Erscheinen des Concordates und der organischen Artikel, in seine vorige Pa-

*) Barbosa de potest. episcopi. P. III. all 62 (cap. un. de capell. Monach. in VI. tit. 18.) Zu den fünf constitutiven Qualitäten eines Benefiziums zählt aber das weltliche, wie geistliche Recht der Perpetuität „quod illud non ad tempus, sed in perpetuum conferatur.“ S. P. Corradi Prax. benef. Lib. I. c. 6. J. III. n. 1. (ed. Colon. 1697. p. 214.)

rochie zurückgekehrt, und habe seine Pfründe dort wieder angetreten. Mittlerweile aber würde diese Parochie durch jene Staats-Edikte, also ohne Wissen und Wollen des rechtmäßigen Besitzers und seiner kirchlichen Behörde, in eine Succursale verwandelt worden seyn. —

Es frägt sich in diesem Falle, ist der als inamovibel instituirte Pfarrer durch jene Akte jetzt amovibel geworden? Es frägt sich, ob es nun dem Bischofe frei stehe, gegen diesen Pfarrer von dem durch die weltlichen Gesetze eingeräumten Rechte einer willkührlichen Transferirung unmittelbar Gebrauch zu machen? Es frägt sich endlich, wäre dieser Pfarrer seiner Seits verpflichtet, einem solchen Mandate ohne ausdrückliche Verwahrung seiner canonischen Rechte zu gehorsamen?

Wir entscheiden uns ohne Schwanken in dieser dreigetheilten Frage jedesmal für die Negative. Denn für's Erste darf nicht zugegeben werden, daß eine incompetente laikalische Gerichtsbarkeit Rechte und Privilegien ändere oder aufhebe, welche rein kirchlicher Natur, darum auch nur durch die Kirche eine Modification erfahren können. Es vermag aber zweitens auch der einzelne Bischof nicht, in diesem Falle ein Abberufungs-Mandat außer den im Rechte vorgeschriebenen Normen zu erlassen; denn die bischöfliche Jurisdiktion im Einzelnen derogirt dem allgemeinen Rechte in der Kirche nicht; die Inamovibilität des canonisch eingesetzten Pfarrers gründet sich aber eben, um alle ältern Rechtsstellen zu übergehen, geradezu auf das Concil von Trient und die klarsten Entscheidungen der für dessen Interpretation bestehenden heiligen Congregation.*)

Lebte unter diesen Bedingungen in Mitte der heutigen Desservants, was kaum anzunehmen, noch einer oder der andere Pfarrer der Art, so müßte, nach unsrer Ueberzeugung, dessen gutes Recht auf unverrückbaren Besitz der Pfründe, den Fall des Verbrechens ausgenommen, von allen Instanzen anerkannt werden. Es ist aber ferner, wie leicht zu ersehen, der gleiche Grund, welcher uns nöthigt, in den Pfarreien, für welche ihr canonisch eingesetzter Seelsorger nicht mehr existirt, und als solcher nicht ersetzt wurde, eben nichts anders, als vacante Beneficien in so lange zu erblicken, bis selbe auf rechtsförmliche Weise wieder providirt werden.

Für die Besorgung solcher vacanter Pfründen, bis zur förmlichen Besetzung, wird nun nach Vorschrift der Canones, ein Vicarius vom Bi-

---

*) Conc. Trid. sess. XXIV. C. 18. de reform. mit der Erklärung der S. Congreg. Concil. ap. Gonzag. reg. Cancell. VIII. 5.

schofe bestellt.*) Die Bestimmung desselben bedingt an sich schon nur eine provisorische und zeitliche Amtsverwaltung, im Gegensatze zu der eigentlichen und ständigen Besitzergreifung der Pfründe. Als nur temporärem Verwalter eines Rechtsobjektes, dessen Besitz einem Zweiten aufbehalten ist, kömmt es daher dem Vicarius nicht zu, die jenem wahren und wirklichen Antritt der Pfründe annexen Rechte und Privilegien irgendwie sich beizulegen. Es inhärirt nämlich das Recht auch hier im gewissen Sinne am Objekte, so wenig die sonstigen Bestimmungen des römischen Rechtes über den Besitz die eigentliche Paralelle zu canonischen Verhältnissen bieten; es ruhen auch hier Qualitäten des Rechtsobjektes, als solchem, bis sie in der Person eines canonisch bestellten Inhabers wieder aufleben.**) Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen wir nun die richtige Anschauung für den eigentlichen Rechtsstand eines Desservants.

Die Pfarrei als Succursale nach dem Staatsbegriffe bezeichnet, welche der Desservant antritt, ist vor dem Forum der Kirche, wie wir gesehen, eine noch erledigte, ihrer canonischen Besetzung harrende Pfründe (beneficium). Wir wollen und können die Frage nicht jetzt schon beantworten, in wiefern in diesem Falle die Pflicht gelte und wem, diese so lange vacanten Beneficien nach canonischen Normen zu providiren; nur dieß scheint vielleicht zu beweisen nöthig, ob nicht durch die continuirliche Vacatur das Benefizium seine Qualität als solches verloren habe? Indeß wird auch dieß Niemand annehmen, der die unwandelbaren Grundsätze der Kirche über die Consuetudo contra legem kennt, und sich überdieß erinnern will, durch wie feierliche Proteste des Papstes und der Kirchenhäupter Frankreichs, die Präsumption eines Gewohnheitsrechtes aus den organischen Artikeln, unmöglich gemacht worden ist.

Es ist außer Zweifel, der Priester, welcher von seinem Bischofe ohne canonischen Koncurs, ohne Formalien, auf arbiträren Ruf und Widerruf hin in die sogenannte Succursale gesendet wird, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Vicarius, der vorsorglich aus unmittelbarer Delegation des Ordinarius bevollmächtigt, und eben darum von diesem vollkommen abhängig, die Pfarrpfründe desservirt, ohne jemals canonischer Besitzer derselben zu seyn.***) Es ließe sich noch ein nicht ganz bedeutungsloser Unter-

---

*) Conc. Trid. sess. XXIV. de reform. c. 18.

**) Den genaueren canonischen Ausdruck gibt die Formel: Possessio bonorum beneficii vacantis est penes ecclesiam.

***) Die von den Kanonisten recipirte Formel für die Bestellung des Vicars erklärt das Gesagte deutlich: Nos N. Dei et Apost[illegible] copus N... te Vicarium Eccl[illegible] cum auctoritate [illegible] et [illegible]

schied zwischen dem heutigen Desservant und dem Vicar im Sinne des ältern Rechtes bemerklich machen, auf welchen wir an einer andern Stelle hinweisen werden; für einstweilen genügt das Allgemeinere der Analogie zum geforderten Beweise.*)

Muß nämlich der Desservant vermöge der Intention seines Bischofes, wie nach der Form seiner Bestallung sich nur als Vicar einer vacanten Pfründe erachten, so folgt mit Nothwendigkeit daraus, daß er auch nicht ein einziges, der nur dem eigentlichen Besitz der Pfründe anhaftenden Rechte für sich in Anspruch zu nehmen hat; mithin auch nicht die Inamovibilität nach dem im Allgemeinen und speziell in der kirchlichen Praxis geltenden Begriffe derselben. Begehren daher die Allignol, die Clavel, Regnon, Germain u. A. für die Desservants, als Pfarrer, das Recht der Inamovibilität zurück, so verstricken sie sich in einen Irrthum, dessen augenscheinliche Derbheit schon aus den Worten seiner Fassung selbst erkennbar wird. Die Desservants haben als bloße Vicare kein Recht zurückzuforderu, da ihnen nicht entzogen werden konnte, was sie nie in Besitz genommen hatten. Mit Recht spricht daher das gesammte Episcopat den Desservants die Competenz zu einer derartigen Reclamation auf das Nachdrücklichste ab, und damit ist juridisch der Prozeß für die Desservants ein für alle Mal und unheilbar verloren. Indeß ist durch dieses einseitige Erkenntniß der Actenschluß für das Ganze nicht erfolgt; die gegenwärtige Disciplin der französischen Kirche nicht gerechtfertigt. Denn wie? wenn die Kirche selbst als solche, mit ihren unveräußerlichen, positiven Rechten ausgerüstet, statt jener Unbefugten als Klägerin in die Schranken treten wollte? oder wenn sie, im Falle die Bedingungen des Augenblickes unmittelbare Procedur verbieten, für einstweilen ihre intellectuele Macht, die Wissenschaft und die Erfahrung, aufböte, um formgerecht die in Frage stehenden Punkte zu prüfen, und so für den Augenblick vorzubereiten, in welchem die Ueberzeugung in

---

nistrandi et alias ecclesiasticas functiones obeundi, ad quae tenetur et quae animarum curae quilibet praestare solet, cum congrua portione fructuum dictae Parochialis..... *praesentibus usque eo duraturis, quo usque de perpetuo Rectore a nobis provisum fuerit*... (Barbos. de offic. episcop. P. II. Additam. formul. episc. n. 66. edit. Ludg. 1698.)

*) Die französischen Theologen neuester Zeit selbst scheinen vollkommen der hier aufgestellten Ansicht zu seyn. So sagt Bouvier: tract. de eccles. P. II. c. 1. (p. 359) „nunc in Gallia post concordatum anni 1801 soli parochi primarii hoc privilegio gaudent: ceteri vero, qui desservientes appellantur, ad voluntatem episcopi sunt *vicarii* et quicunque delegati semper revocari possunt.“

das wirkliche Leben eingreifen, die Umstände zur Entscheidung reifen würden? Wenn nun, wie wir jüngst erfahren, der apostolische Stuhl Gründe hat, von denen die gewichtigsten unschwer zu errathen sind, für den Augenblick in jener ehrfurchtgebietenden Stellung zu verharren, in welcher er Klage und Urtheil schweigend dem Gerichte Gottes und der Geschichte überläßt; wenn ebenso dem Episcopate Frankreichs der Zeitpunkt noch immer ungünstig erscheint, die nun untergeordneten Regionen des kirchlichen Gesammtlebens wieder auf dauernden Grundlagen zu festigen, wer möchte behaupten, es sei eben damit auch der kirchlichen Wissenschaft verwehrt, auf eine ihrer Würde entsprechende Weise auch in dieser Angelegenheit ihren höchsten Beruf zu erfüllen, nämlich die Ueberzeugung mit dem Leben und das Leben mit der Ueberzeugung zu versöhnen? — So lange die Wissenschaft nach Inhalt und Form auf ihrem eigenthümlichen Gebiete bleibt, kann sie nie eine unzeitige (importune) genannt werden; als Wissenschaft hat sie ihre Schranken nicht von diesen oder jenen Umständen der Zeit, sondern nur an der ewigen Idee, näher am Geiste und Glauben der Kirche und deren von Gott bestellten, unfehlbaren Autorität. Stellen wir die Frage unter diesen Gesichtspunkt, dann sehen wir keinen Grund, deren wissenschaftliche Verhandlung zu verpönen. Keine Temerarität kann dort erblickt werden, wo das allgemeine Recht gegen eine Particularität vertheidigt wird; denn die Gefahr läge nur im umgekehrten Falle nahe. Eine Freiheit der Wissenschaft unter diesen Bedingungen hat die Kirche jeder Zeit nicht blos geachtet, sondern selbst mit aller Kraft befördert; unseres Wissens erzählt die Kirchengeschichte kein Beispiel, daß eine Meinung oder ein Buch aus keiner andern Ursache von der Kirche geahndet worden, als weil es an sich wahr, zur ungünstigen Zeit sich kund gegeben. In der That; wer möchte hierüber competenter Richter seyn, als nur der Allwissende, der allein die Zukunft kennt; ohne welche Erkenntniß aber kein menschliches Denken über Gunst oder Ungunst des Augenblickes urtheilen kann.

Wo fände sich endlich, um mit Lacordaire als unverdächtigen Zeugen zu reden, eine Grenze für das Strafgesetz, wenn die „Ungelegenheit" (l'importunité) einer Thatsache dieselbe zum Vergehen stempeln würde?

Diese Bemerkungen hatten wir um so nothwendiger, da durch die jüngsten Phasen des Streites der Standpunkt seiner Beurtheilung für manche minder Eingeweihte sehr erschwert worden ist. Daher mag kommen, daß viele Zeitschriften, darunter bedeutsame katholische, schon seit Monaten von der „Prêtre-parli in Frankreich" reden, als handle es sich hier um nichts Geringeres als den leibhaften Presbyterianismus

der Synode von Pistoja, traurigen Andenkens.*) Durch die neuesten Ergebnisse, zunächst durch die Unterwerfung Abbé Clavels, ist die Furcht den katholischen Gemüthern genommen; die Hoffnung des Radicalismus, hier als der dritte Glücklichste zu erndten, zerstört. In Folge der noch näher zu besprechenden Entscheidung des heiligen Stuhles ist die Angelegenheit nach der praktischen Beziehung hin für den Moment zur Ruhe gebracht; desto unbefangener können wir auf dem geschichtlichen Wege und in der Reflexion dieselbe behandeln. Da uns der rechtliche Bestand bereits ermittelt und damit auch das Verhältniß des Referenten zur Sache selbst festgestellt ist, so verfolgen wir die Geschichte des Streites selbst, wie er sich nach Außen in der Literatur und den hiedurch hervorgerufenen kirchlichen Proceduren, bis zum Augenblicke, wo Rom zum ersten Male sprach, entwickelt hat. An dieses reihen wir dann unsere gedrängten Betrachtungen über die Sache selbst, so weit dieselben aus dem Gesichtspunkte der kirchlichen Ueberzeugung und der Geschichte sich ergeben. Dort wird sich auch der Ort finden, die kirchliche Rechtspflege und das Rechtsstudium, wie es heut zu Tage in Frankreich gepflogen wird, näher zu beleuchten.

Wir haben bereits der Brüder C. und A. Allignol's gedacht, welche durch das Werk: De l'état actuel du clergé en France etc. den Anstoß zur Bewegung gegeben haben. Die Geschichte dieses Buches und die Folgen desselben für die Person seiner Urheber gewähren zugleich ein charakteristisches Bild der beiderseitigen Art des Kampfes. Genannte Männer, zwei Brüder, sind Succursalpfarrer der Diöcese Viviers. Nicht unbedeutende Studien und aufgewecktes Gemüth setzten dieselben in den Stand, mit tiefem Blicke die Bestrebungen der Gegenwart und deren Bedürfnisse zu beurtheilen. Zunächst fesselte ihre Aufmerksamkeit, wie sie das Weitere in der Vorrede ihres Werkes berichten, die unverkennbare Reaction, die zu Glaube und Kirche die edleren Geister ihres Vaterlandes zurückrief. Gleich-

---

*) Eine bayerische Kirchenzeitung gefiel sich seit längerer Zeit bei den Artikeln dieses Betreffes in der Bezeichnung „presbyterianische Sekte." Wir können nicht umhin, hier auszusprechen, wie sehr uns diese journalistische Freude über die Entdeckung einer neuen „Sekte" angewidert hat. Möchte jene bayerische Kirchenzeitung bedenken, daß es nur die radikalen Genfer- und Walliser-Zeitungen waren, die mit Triumphgeschrei die armen Desservants zu Presbyterianern stempeln wollten. Frankreichs Episcopat und Klerus müßten nicht seyn, was die katholische Welt sie rühmt, wären die höllischen Plane der Genfer-Nachbarn unter ihnen ausführbar gewesen. Wir erinnern uns, vom heiligen Augustinus gehört zu haben: Kennzeichen eines wahren Katholiken sei es, dort tief zu trauern, wo die Ketzer jubeln.

wohl entdeckten sie neben dieser Wahrnehmung eine andere, welche ihnen eben so schmerzlich, wie jene tröstend, erschien. Es zeigte sich allenthalben, daß eben nur der intelligentere und überhaupt höher gestellte, literarisch gebildete Theil der Nation an der Rückkehr zum Glauben und kirchlichem Sinne Antheil nähme, und zwar genau in dem Maaße, in welchem die Menge, das Volk auf dem Lande und der niedere Mittelstand der kleinen Städte in Irreligiosität und sittliche Verdumpfung immer tiefer herabsänke. In welchem Umfange diese Beobachtung für Frankreich Wahrheit aufzuweisen habe, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen; gewiß ist, daß ein ganz analoges Verhältniß den Charakter und den Einfluß der religiösen Richtung auch in unserm Vaterlande bezeichne. Hienach die Thatsache zugegeben, werden wir den zureichenden Grund derselben aufzusuchen haben. Ist der Klerus Frankreichs vielleicht in Unwissenheit und Aergernissen versunken, und dadurch seiner Kraft beraubt, selbst sowohl, als die heilige Sache, welche er vertritt, der Verachtung anheimgegeben? Im Gegentheile. Selbst die Feinde der Kirche gestehen, daß die Gesammtheit des Klerus zu keiner Zeit so fleckenlos, so ehrwürdig dagestanden, als seit der Läuterung desselben durch das Martyrium der Schreckenszeiten. Hierauf berufen sich auch die Allignol's und gehen ohne Zögern zu einem andern Erklärungsgrunde über, den sie auch als den einzigen und ausschließlichen darstellen: Die Abnahme der Religion im Volke, der geringe Einfluß, den die Geistlichkeit auf dasselbe ausübe, gründe nur in dem Mangel einer angemessenen Kirchenverfassung, welche wie die frühere, dem Seelsorger eine unabhängigere und angesehenere Stellung gewähre. Es liegt viel Wahres in der Behauptung; nur Partei-Interesse ließe solches verkennen; aber es war ein hartgebüßter Mißgriff, Alles und Jedes diesem einzigen Umstande zur Last zu legen. Denn aller Orten und zu allen Zeiten nimmt der Prozeß einer geistigen Sündfluth den nämlichen Verlauf.



liefert
Person-
Kunde
bens der
r den ge-
chen Kna-
Jahrhun-
esem Knaben
ganze deut-
worden ist, so
Dank unserer Le-
stände aus dieser Le-
Worten des Verfassers

er im siebenzigsten Jahre
Gedächtnisse, welches ihm
war, sein Leben niederzu-
729 zu Schärding in Bayern,
geboren. Meine Eltern, Johann

nicht für den Druck bestimmt, und wurde
Verfassers veröffentlicht. „Ich werde", sagt
für mich selbst schreiben und noch einmal in
laufen, auf dem mich der Höchste von der Wiege
tziges Alter geführt hat. Möge es die Wirkung
in dem kurzen Zeitraume, den ich noch unter Men-
gen habe, nie aufhöre, seine väterliche Hand, welche
ner von den Abwechselungen menschlicher Schicksale je
verehren, möge es mich in der süßesten Hoffnung bestär-
werde den nicht aus dem ewigen Umgang der Seligen aus-
en, den Er, gegen alles Verdienst, in seinem ganzen Leben
so vielen und so großen Wohlthaten überhäuft hat."

zum Theil Uebertreibungen ohne böse Absicht; zum Theil wirklich Fragen, welche die Wissenschaft controvers gelassen hat. Soll nach Einzelnheiten, die noch dazu ohne Weigern retractirt worden sind, das Ganze beurtheilt werden; dann ist die Mühe leicht, auch auf Seite der Gegner durch eine schärfere Kritik manche sonderbare These aufzudecken, die vor den Buchstaben des Gesetzes wie vor der Wissenschaft nicht Stand hält. Die Zeiten der Durand, Hericourt und Thomassie sind für Frankreich vorüber! — Nähere Charakteristik des Inhaltes des Allignol'schen Werkes darf uns aus dem Grunde erspart bleiben, weil wir den allgemeinen Rechtszustand in den übrigen katholischen Ländern ohnedieß durch Anschauung und tägliche Uebung kennen; die Geschichte des Umsturzes aber dieser alten, universalen Verfassung für Frankreich, und ihre hauptsächlichsten Folgen bereits im ersten Artikel über diesen Gegenstand niedergelegt wurden. Auf das eigentlich specifisch Bedeutsame werden wir im Zusammenhange mit dem Gesammtbilde der heutigen Kirchen-Disciplin Frankreichs zurückkommen.

(Schluß folgt.)

XXII.

Johann Michael Denis.

(Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

Die Literärgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist bisher fast ausschließlich nur durch protestantische Schriftsteller, vom protestantischen Standpunkte aus, für protestantische Zwecke bearbeitet worden. Daß auch hier der katholischen Auffassung ihr Recht werde, ist heute dringenderes Bedürfniß als je, und die nachfolgende Darstellung hat den Zweck, zur Lösung dieser Aufgabe einen Beitrag zu liefern. Das Leben des ehrwürdigen Denis, als Dichter und Gelehrter, ist nämlich vorzugsweise geeignet, uns einen Blick in seine Zeit zu gestatten. Nicht minder knüpfen sich an eine tiefer gehende Beleuchtung seiner Stellung in der damaligen literarischen Welt Folgerungen und Betrachtungen, die auch für die Beurtheilung heutiger Verhältnisse lehrreich und wichtig seyn können.

Denis hat im hohen Alter die Geschichte seiner Jugend und seiner Erziehung in lateinischer Sprache selbst niedergeschrieben. Das Werk war auf fünf Bücher berechnet, aber der Tod unterbrach ihn, als er zwei derselben vollendet hatte. Doch ist auch diese unvollständige Autobiographie unschätzbar, weil dieser, wie jeder andere Bericht über Selbsterlebtes den Charakter des Erzählenden treffender bezeichnet, als die kunstvollste und gewissenhafteste Schilderung eines Dritten es vermöchte. Diese Erzählung liefert uns ein rührendes Bild einer ungemein liebenswürdigen Persönlichkeit. Nicht minder geben diese Denkwürdigkeiten uns Kunde von manchen heute schon vergessenen Einzelnheiten des Lebens der Periode, welcher sie angehören. Sie schildern zwar nur den gewöhnlichen Typus der Bildungsgeschichte eines katholischen Knabens und Jünglings aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im südlichen Deutschland. Aber wenn aus diesem Knaben ein, um das geistige Leben in Oesterreich, ja um die ganze deutsche Literatur hochverdienter, berühmter Mann geworden ist, so rechnen wir auf die Nachsicht, ja selbst auf den Dank unserer Leser, wenn wir manche, sonst unerhebliche Umstände aus dieser Lebensgeschichte zum Theil mit den eigenen Worten des Verfassers wieder geben.

„Ich wurde", so erzählt dieser, als er im siebenzigsten Jahre an einsamen Winterabenden aus dem Gedächtnisse, welches ihm bis in's höchste Alter treu geblieben war, sein Leben niederzuschreiben begann *) „im Jahre 1729 zu Schärding in Bayern, jetzt einem österreichischen Orte, geboren. Meine Eltern, Johann

*) Diese Autobiographie war nicht für den Druck bestimmt, und wurde erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht. „Ich werde", sagt er in der Vorrede, „für mich selbst schreiben und noch einmal in Gedanken den Weg laufen, auf dem mich der Höchste von der Wiege an bis in mein jetziges Alter geführt hat. Möge es die Wirkung haben, daß ich in dem kurzen Zeitraume, den ich noch unter Menschen zuzubringen habe, nie aufhöre, seine väterliche Hand, welche mich in keiner von den Abwechselungen menschlicher Schicksale je verließ, zu verehren, möge es mich in der süßesten Hoffnung bestärken, Er werde den nicht aus dem ewigen Umgang der Seligen ausschließen, den Er, gegen alles Verdienst, in seinem ganzen Leben mit so vielen und so großen Wohlthaten überhäuft hat."

Rudolph, ein Rechtsgelehrter, und Maria Anna, waren sehr rechtschaffene und fromme Leute. Mein Geburtstag war der 23. September, eben der Tag, an welchem Papst Paul III. im Jahre 1540 den Orden der Gesellschaft Jesu, dem ich mich widmen sollte, bestätigt hatte. Bei der heiligen Taufe wurden mir die Namen Johann Michael Cosmus beigelegt, und denselben bei der Firmung der Name Petrus beigefügt. Ich war das fünfte Kind; auch hatte ich noch zwei jüngere Brüder. Alle sind mir im Tode vorangegangen.“ —

„Die ersten Gegenstände in der Natur, von denen ich einen Begriff erhielt, waren, außer meiner Familie, wie ich mich sehr gut erinnere, ein Hund, Kirschen, das Zirpen der Grillen in einem anmuthigen Thal, wohin ich von einer Magd (meine Mutter säugte ihre Kinder alle selbst) getragen wurde, und eine Art Grasblumen, von der sie mir Sträuschen sammelte.“

„Im Jahre 1734 wurde ich mit meiner Familie auf das Schloß Haidenburg versetzt, wo mein Vater die Oberaufsicht über herrschaftliche Güter führte, und in den dazu gehörigen Besitzungen die Rechtspflege verwaltete. Für meine Erziehung sorgte Sophie, die Schwester meines Vaters, eine sehr religiöse Person. Sie pflegte, je nach Verschiedenheit der Feste, ihren Hausaltar mit mancherlei Geräthen auszuschmücken, und dem neugebornen Heiland jährlich eine zierliche Krippe einzurichten; und sie machte mich nicht nur früh mit heiligen Dingen bekannt, sondern flößte mir auch Ehrfurcht dafür ein. Lesen und Schreiben lernte ich schnell, und fing an, eine große Lust zu Büchern zu bekommen, welche ich auch an meinem Vater bemerkte. Die ersten, die ich in Händen gehabt zu haben mich erinnere, waren die Leben der Heiligen, das Exempelbuch eines gewissen Bruckers, C. L. Launay's Methode, die Jugend zu unterrichten, J. Cluvers Auszug der Geschichte, Edm. Pockius historisch-synchronistische Tabellen. Auch an schlechten Mährchen, wie die vier Haymonskinder, Cäsar Octavianus und andern dieses Schlages, fand ich Geschmack. Die Farbe und der Geruch der Blumen hatten einen ganz besondern Reiz für mich, und ich sammelte sie sorgfältig, so oft man mich in unsern Garten oder auf das benachbarte Feld führte. Die gleiche Neigung hatte ich zu Insecten; nie konnte ich mich kindischer freuen, als wenn ich recht viele Maikäfer od[illegible] r bei-

sammen hatte. So suchte ich auch Wespen, nackte Schnecken, Frösche auf, und beobachtete sie. Meinen ältern Bruder, Aloisius, hatte ich sehr lieb, und zählte, um die Zeit des Herbstes, jeden Tag bis zu seiner Rückkehr aus den Passauer Schulen; auch ließ ich nicht ab, zu bitten, bis man mir erlaubte, bei ihm zu liegen. Er schlief aber nie ein, ohne zuvor seinem Schlafgesellen die lauretanische Litanei lateinisch vorgesprochen zu haben. Von Seite meiner Eltern genoß ich, neben einer überaus gelinden Erziehung, das vortrefflichste Beispiel. Jugendliche Fehler wurden damit bestraft, daß ich auf dem Boden sitzen mußte, und zwar zuweilen, ohne selbst bei dem Eintritt eines Fremden aufstehen zu dürfen. Eine strengere Zucht war nicht nöthig, denn nie zeigte sich bei mir einige Widerspenstigkeit, als höchstens durch Thränen, zu denen ich, vermöge einer weichen Gemüthsart, so geneigt war, daß ich auch bei zunehmenden Jahren, wenn man mich entweder tadelte, oder in den Schulen einem andern nachsetzte, oder wenn ich Haus und Vaterland verließ, die heftigsten Thränen vergoß. Ja ich erinnere mich, daß ich, schon als Lehrer der Jugend und beinahe bereits im männlichen Alter einmal in einen Strom von Thränen ausbrach, als ich von dem Rector unseres Collegiums nicht erlangte, was ich gewünscht hatte. Es ist daher zu verwundern, daß meine Augen nichts gelitten haben, die jetzt, durch die Güte Gottes, noch in meinem siebenzigsten Jahre so hell und scharfsichtig sind, daß ich mich nie eines Glases bediene. Doch sind zwei Stücke, in Ansehung deren ich wünschte, man möchte in meiner Kindheit sorgfältiger gewesen seyn. Erstens nämlich, daß am St. Niklastag unser unbesonnenes Hausgesind, ohne Wissen oder in Abwesenheit meiner Eltern oft den verlarvten Knecht des Heiligen (wie sie sagten) mit Ketten klirren, und an die Thür stoßen ließ, und dadurch mir und meinen eben so gutartigen Brüdern oft die entsetzlichste Angst verursachte. Zweitens, daß man das lebhafter Eindrücke empfängliche Gehirn des Knaben durch alberne Weibspersonen mit den abgeschmacktesten Mährchen von dem bösen Geist, von Hexen, von Erscheinungen der Todten anfüllen ließ. Wenn mir auch dieser Umstand für mein ganzes übriges Leben keinen andern Schaden brachte, so hatte doch reiferes [illegible], Vernunft und Philosophie nachher genug zu thun, der-[illegible] widrige Ausdrücke auszulöschen. In meinem achten Jahre

fing Ferd. Hofbauer, ein fleißiger Mann, der als Schreiber bei meinem Vater stand, an, mich aus dem Büchlein eines gewissen Stebeck, dessen man sich damals bediente, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu unterrichten, und hatte an mir einen so willigen Schüler, daß, wenn er mir etwa mehrere Beugungen der Nennwörter auf verschiedene Tage zu erlernen aufgab, ich nicht abließ, bis ich auf einmal das ganze Pensum erlernt hatte. Auch mein Vater spornte mich an, da er selbst ein reines Latein schrieb, und mir oft sowohl die Vortrefflichkeit dieser Sprache, als das Vergnügen, das man aus dem Lesen schöpfen könnte, anpries. Nach mancherlei Schicksalen kam jener mein erster Lehrer in der Folge nach Oesterreich, und ging, der Welt überdrüßig, in ein Camaldulenser Kloster auf dem Kalenberg, wo er bis in sein hohes Alter unter dem Namen P. Arsenius in heiliger Stille lebte, und endlich zufälliger Weise erfuhr, daß ich Lehrer der schönen Wissenschaften an dem Collegium Theresianum sei. Er kam daher mit Erlaubniß seines Vorstehers aus seiner Einsiedelei hinunter, um seinen ehemaligen Zögling zu sehen. Es war mir ein Vergnügen, diesen Mann, den sein langer, grauer Bart ehrwürdig machte, zu umarmen, und weil er gerade um die Zeit kam, wo ich Schule halten sollte, ihn unter meine Schüler zu führen, denn ich glaubte, es könnte des Beispiels wegen nützlich seyn, wenn ich dem vortrefflichen Greis für die auf meine Kindheit verwendete Sorgfalt in ihrer Gegenwart meine Dankbarkeit bezeugte, und sie erinnerte, daß es diesem Manne, der mich in den ersten Begriffen von Wissenschaft eingeweiht hätte, zu verdanken sei, wenn sie glaubten, aus meinem Unterricht einigen Nutzen zu ziehen. Und man ging wirklich sehr gerührt und nicht ohne Thränen auseinander."

„Außer den Anfangsgründen der lateinischen Sprache ließen mich meine Eltern auch in der Musik unterrichten. Die Saiten-Instrumente, zu denen ich keine Neigung hatte, gab ich bald wieder auf; an dem Klavier hingegen fand ich bis ins reifere Alter Vergnügen, und die Querflöte, die ich ohne Anweisung lernte, legte ich zuletzt weg. Es würde mir nicht an Talent zu dieser Kunst gefehlt haben, wenn mich nicht andere Musen mit mächtigen Reizen angezogen hätten. Doch lernte ich jeden Gesang ohne

alle Mühe, ja ich habe zuweilen nicht ganz unglückliche Versuche gemacht, verschiedene Lieder in Musik zu setzen."

„Im November des Jahres 1739 kam ich auf das Gymnasium zu Passau, welches acht Stunden von uns entfernt war: man miethete mir daselbst eine Wohnung, ein wenig oberhalb des Zusammenflusses des Inn und der Donau, in der anmuthigsten Lage, und mußte für den Tisch und eine sehr bequeme Wohnung in zehn Monaten sechszig Rheinische Gulden zahlen, ein Beweis, wie wohlfeil damals Alles war. Mein Vater brachte mich selbst zu dem Lehrer der untern Klasse, Joh. Baptist Hüttner, dessen Zuneigung ich bald im hohen Grade gewann, obschon er übrigens auf sehr strenge Zucht hielt und, wie es mir selbst jetzt noch vorkommt, sich des Stocks und der Ruthe gar zu gern bediente, was mich, als ich es selbst wider Willen einsah, Thränen kostete, weil man glauben konnte, er finde eine Art Vergnügen daran. Indessen wußte er auch die Bessern gut zu belohnen. Das Ehrenzeichen der Schuldictatur war ein vergoldeter Schlüssel, der an einem reichen Bande von der Brust des Dictators herabhing: so wie eine kostbar gebundene Matrikul, in welche die Namen der Dictatoren geschrieben wurden. Es gab auch eine Prodictatur und Bänke der Vorsteher und Senatoren, um welche entweder in den Uebungen des Styls oder in Auflösung von Fragen oder den auswendig gelernten Pensis ein hitziger Wettkampf war. Wer auch in allen diesen Stücken andern gleich kam, erhielt dennoch einen niedrigen Platz, wenn er die vorgeschriebenen Schulgeräthe, wenn er sein Schnupftuch, wenn er sein Betbüchlein oder den Rosenkranz nicht bei sich hatte. Daraus entstand nun viel Nacheiferung, viel Beflissenheit eines Jeden in Besorgung seiner Sachen. Es war nicht erlaubt, ohne Mantel auszugehen, damit die Zöglinge der Schulen von den Kindern der Handwerker unterschieden werden könnten, und der übergeworfene Mantel auch einem schlechteren Kleid Ehre machte. Wozu soll ich mir nicht jetzt noch ins Gedächtniß zurückrufen, welch ein Antrieb zur Vermehrung des Fleißes selbst in dem zu Ende laufenden Jahre für die besseren Köpfe, die im September mit großem Gepränge veranstaltete öffentliche Preisaustheilung war, wo die Namen der Sieger gedruckt und überall herum geboten wurden. Denn noch jetzt denke ich mit Vergnügen daran zurück, daß ich allezeit unter dieser Zahl

war, und wie wichtig dem Knaben das schien: ich kann daher nicht umhin, die Meinung derjenigen verwerflich zu finden, welche heut zu Tage beinahe alle dergleichen Antriebe für die Jugend aus den Schulen verbannt haben, und es nicht einsehen wollen, daß sie verkehrt handeln. Aber freilich, diese Dinge waren entweder von dem Jesuiten-Orden, den man stürzen wollte, eingeführt, oder standen sonst in gar zu genauem Zusammenhang mit demselben. Im Mai dieses Jahres wurde ich mit einem Tertian-Fieber befallen, und da der Arzt behauptete, daß ich von demselben schwerlich geheilt werden könnte, so lange ich an dem Wasser zwischen den oben benannten beiden Flüssen wohnte, wurde ich, auf Verlangen meiner Eltern, nach Hause gebracht, und ging im folgenden Monat mit Vergnügen und völlig hergestellt, wieder auf die Schule zurück."

Im November des Jahrs 1740 trat ich unter dem gleichen, mir so sehr günstigen Lehrer, in die zweite Classe, welche die Classe der Anfangsgründe genannt wurde. Von diesem Manne muß ich noch sagen, daß er die Gesellschaft, in der er Priester geworden war, und mehrere Jahre an verschiedenen Orten öffentliche Kanzelreden gehalten hatte, verließ, und die Besorgung der Pfarrei St. Andrä, oberhalb des Klosters Neuburg übernahm, wo er seine Tage beschloß, als ich schon Lehrer an dem Theresianum war. Seine Gunst erwarb mir auch das Wohlwollen einiger anderer Lehrer, seiner Amtsgenossen, und ich fing schon damals an, sowohl durch den Umgang mit ihnen, als weil mein Vater der Gesellschaft Jesu sehr oft rühmlich erwähnte, nach und nach die Glieder des Ordens lieb zu gewinnen. Doch mir ist wohl bewußt, daß ich vielleicht in keinem Jahr weniger Fleiß angewendet; denn theils lag jener mein Lehrer gegen den Sommer an einer langwierigen Krankheit darnieder, theils war mein Hausinformator nur in gewissen Stunden des Tages zugegen, und der Hauspatron, bei dem ich auf dem Neumarkt eine Wohnung bezogen hatte, bekümmerte sich, durch Amtsgeschäfte gehindert, wenig darum, was ich thäte. Ich lief also oft an die Ufer des Inn und der Donau, und fand besonders Vergnügen an den Pferden, welche Lastschiffe den Fluß hinaufzogen, wobei ich oft durch unvorsichtiges Besteigen von Nachen beinahe in Lebensgefahr gerieth, oder ich ging in das Freie hinaus, und beschäftigte mich mit de-

Ballspiel in Gesellschaft von Kameraden, bei deren Auswahl ich nicht die Vernunft, sondern einen bloßen kindischen Trieb zu Rathe zog."

Wir müssen hier des Raumes halber die Erinnerungen des Verfassers an die Truppendurchzüge während des österreichischen Erbfolgekrieges übergehen. — Die Kriegsbegebenheiten unterbrachen längere Zeit hindurch seinen Schulbesuch; die besorgten Eltern ließen ihn aus Passau im Winter 1740 bis 1741 nach Hause holen. „Bald sah man die Oesterreicher auch in unserer Gegend. Die ersten waren freiwillige Husaren von dem ungarischen Adel, die man Insurgenten nennt, und unsere Bauern verwunderten sich nicht wenig über diese Leute, bei denen, wie sie sagten, Stiefel und Strümpfe aus einem Stücke beständen. Als einer von diesen, der in unser Haus gekommen war, von ungefähr ein mit Büchern und andern Schulsachen belegtes Pult sah, und daraus schloß, es müßte ein Knabe da seyn, der sich auf die Wissenschaft lege, fragte er nach mir, und als man ihm sagte, ich sei in der Kirche, dem Gottesdienste beizuwohnen, wartete er meine Rückkunft ab, und setzte sich, nach einem freundlichen Empfang, mit meinen Büchern in der Hand nieder, um mich in lateinischer Sprache über meine Kenntnisse zu prüfen. Ich hatte nach damaliger Weise eine ziemliche Fertigkeit in dieser Sprache von Schulen mitgebracht, faßte mir also ein Herz, und beantwortete seine Fragen so, daß er ganz für mich eingenommen wurde, und mich nicht nur zum Fleiß ermunterte, sondern auch aus seinem Reitersack ein Gebetbüchlein, welches den Titel Officium Rakoczianum führt, nebst dem Thomas a Kempis hervorzog, und mich damit beschenkte, indem er meine Eltern beim Weggehen versicherte: Wenn ich fortführe, solchen Fleiß auf die Wissenschaft zu verwenden, so würde ich kein gemeiner Gelehrter werden. Schon seit dieser Zeit empfand ich eine besondere Zuneigung gegen die hungarische Nation."

Da die Unsicherheit der Straßen seine Rückkehr auf die Schule nach Passau unmöglich machte, begann der lernbegierige Knabe privatim seine Studien fortzusetzen.

„Ich hatte meinen Vater, ich hatte meinen ältern Bruder, die mir grammatikalische Knoten auflösen, und mir Ausarbeitungen die Feder an die Hand geben konnten; von Büchern be-

saß ich die Briefe des Cicero, den Corn. Nepos, den Q. Curtius, die Progymnasmata des Jac. Pontanus. Die Kirchengeschichte schöpfte ich aus dem Rohaumont. Die Mythologie aus Pomeji Pantheon und Hederichs Lexicon; überdieß liebte ich die Lektüre überhaupt so sehr, daß wenn man mich zuweilen des Nachmittags abrief, um Früchte oder etwas anderes dergleichen mit meinen Brüdern zu theilen, ich meinen Antheil zu dem Buch mitnahm. Auf die politischen Zeitungen war ich so begierig, daß ich an den bestimmten Tagen, an denen sie von Vilshofen gebracht wurden, den Boten an dem Fenster wie auf der Lauer erwartete. Wenn mir beim Durchlesen derselben irgend eine Schwierigkeit aufstieß, so nahm ich Hübner's Lexicon zur Hand, und ich erinnere mich noch heute daran, welch einen Vorrath von Kenntnissen aus der ganzen Geschichte, aus der Geographie, aus den Sitten und Gebräuchen der Völker, und endlich aus der ganzen Technik ich mir von früher Jugend an aus diesem Buche erworben habe. Weil aber die Alten behaupten, daß die Jugend auch ihre Spiele haben müsse, so bestand das meinige darin, daß ich eine Menge von Soldaten jeder Gattung zuerst auf Papier zeichnete, dann mit Hülfe meiner jüngeren Brüder mit der Scheere ausschnitt, sie illuminirte, und dann mittelst eines hölzernen Stiftes, den ich an ihren Füßen befestigte, auf einem ganz durchlöcherten Tisch nach den verschiedenen Regeln der Taktik aufstellte; welcher Anblick den Soldaten, die vermöge des Rechts der Sieger unser Haus durchliefen, nicht selten Freude machte."

Auch hatte der Kleine ungemessene Begierde, Soldaten zu sehen, wo sich irgend Gelegenheit dazu fand. „Daher sah ich mitten unter ihnen Vieles, und hörte noch Mehreres, was mir weit besser gewesen wäre, noch länger nicht zu wissen. Ich zähle also unter die vorzüglichen Beweise der göttlichen Güte, daß ich mich nie völlig verirrte, nie die Liebe zur Tugend und zu den Wissenschaften ablegte, sondern, wenn gleich zuweilen auf Abwege gelockt, doch immer bald wieder auf den rechten Weg zurückkehrte. Und gewiß eine über mich wachende Vorsehung war es, die mich warnte."

Um dieselbe Zeit wurde Michael von den Blattern ergriffen. Eilf Tage lang seines Augenlichtes beraubt, empfand er tiefgerührt die lebhafteste Freude, als er zuerst wieder den Ta

die Umstehenden erkannte. „So lernte ich damals die göttliche Wohlthat der Augen und des Gesichts ganz vorzüglich schätzen; und bei allmähliger Zurückkehr meiner Kräfte, da ich das Bett verlassen, wieder den ersten Schritt versuchen, darnach in der lieblichsten Frühlingsluft, unter dem Geruch blühender Bäume in dem Garten sitzen, die freundliche Natur auf's neue genießen durfte, da erkannte ich es, wenn je sonst, mit innigstem Dank gegen Gott meinen Erhalter, daß Gesundheit das Beste sei, was den Sterblichen verliehen werden könne. Nachdem ich mich den Sommer hindurch wieder erholt hatte, kehrte ich zu meinen unterbrochenen Studien zurück, und weil ich jetzt mit Leichtigkeit einen lateinischen Brief schrieb, und die Prosodie so ziemlich inne hatte, so fing mein Bruder an, mich zur Poesie anzuführen, indem er mich, wie ich mich wohl erinnere, aus Jacob Biedermanns Briefen *) einzelne aufgelöste Disticha vorlegte, die ich wieder in Ordnung bringen sollte."

Völlig wieder hergestellt, kehrte er im November des Jahres 1743 nach Passau zurück. „Der öffentliche Lehrer der Dichtkunst war Paul Edelmüller, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit, und einem musterhaften Charakter. Aber er hatte ein gewisses kaltes, finsteres Wesen, das ihm die Gemüther der jungen Leute eben nicht gewann, zu deren Fortschritten freilich Liebe gegen Lehrer sehr viel beiträgt. Einmal, als wir eine gewisse Fabel von dem Hasen in Verse bringen sollten, und ich den Vers gemacht hatte:

Campivagus trepidans ossa pavore lepus

verwarf er ihn, und behauptete, er würde besser so gegeben:

Ossa pavore tremens, campivagumque animal **).

Aber er überzeugte den naseweisen Jüngling so wenig, daß ich mir vielmehr von dieser Zeit an einen weniger günstigen Begriff von den dichterischen Talenten meines Lehrers machte. Doch kamen glücklicherweise zwei Umstände zusammen, welche den daher zu befürchtenden Nachtheil verhinderten: eine brennende Begierde nämlich mich unter meinen Kameraden auszuzeichnen, und der

---

*) **J. Bidermanni Epistolae Heroum.**

**) Der zitternd vor Angst die Felder durchirrende Hase. — Das vor Angst zitternde die Felder durchirrende Thier.

eigene Trieb, der mich zu den Wissenschaften hinzog. Ich setzte daher das häusliche Lesen der besten Autoren fort. Besonders des Virgils, von dem mir mein Vater namentlich sein Gedicht über die Bienen *) empfohlen hatte; und da ich von ohngefähr Fenelons Telemach in meiner Muttersprache fand, um die man sich damals auf den Schulen gar nicht bekümmerte, hatte ich darüber eine große Freude. Auch versuchte ich zuweilen, außer den Schulaufgaben, aus mir selbst etwas auf's Papier zu werfen. Vorzüglich erinnere ich mich einiger scherzhaften Briefe an die Meinigen, in welchen ich die deutsch-französischen Zwitter-Verse des Joh. Chr. Trömer, welche damals stark im Umlauf waren, nachzuahmen suchte. Aber ich war der französischen Sprache beinahe noch ganz unkundig, und erwarb mir erst lange nachher durch häufiges Lesen französischer Bücher, worunter Fenelon, Voltäre, Boilean die ersten waren, eine bessere Kenntniß derselben."

Sein rühmlicher Fleiß blieb nicht unbelohnt. „Ich erhielt vier, und zwar die ersten Prämien, sowohl in den Uebungen beider Gattungen des Styls, als in den Aufgaben der Dichtkunst und in dem öffentlichen Religionsunterricht: und, damit die Freude der Meinigen desto größer wäre, ersann ich eine unschuldige List, denn als ich bei der Rückreise zu ihnen meine Sachen zusammenpackte, vertheilte ich die Prämien in dem Koffer so, daß man sie, das geringere zuerst, zwischen den Kleidern finden mußte, das Wichtigste hingegen auf dem Boden versteckt lag. Sobald ich nach Hause kam, wurde gefragt, ob ich auch ein Prämium mitbrächte; sie sollten nur nachsehen, erwiderte ich, und schloß meinen Koffer auf. Meine Mutter übernahm die Mühe des Nachsuchens, und als sie mich nach Entdeckung des ersten Prämiums lächeln sah, fuhr sie fort zu suchen. Noch heute fühle ich mich von einer süßen Empfindung durchdrungen, wenn ich daran gedenke, wie groß zuletzt, bei der übertroffenen Erwartung, die Freude nicht nur zu Hause, sondern auch in unserer Nachbarschaft war, und mit wie viel Glückwünschen man mich überhäufte."

Im Anfange des Novembers 1744 sollte er wieder nach Passau gehen. Aber die kriegerischen Bewegungen am Inn bewogen seine Eltern, ihn zu Hause zu behalten. „Ich theilte also

---

*) Vom Landbau, viertes Buch.

diese Zeit der Ferien zwischen Lesen und Schreiben, um mit meinen Mitschülern in der Ferne gleichen Schritt zu halten. Die Reden des Cicero zogen mich, ich gestehe es, nicht so an, wie die Briefe des Seneka, oder auch Joh. Barclay Argenis und Ant. Wilh. Ertels Austriana, welche ich unter den Büchern meines Vaters fand. So sehr gefiel mir jene sentenciose, spitzfindige, geschraubte, um nicht zu sagen schwülstige, affectirte, hochtrabende Schreibart. Unter den Dichtern war mir freilich Horaz der erste, und es blieb keine von seinen vorzüglichen Versarten, in der ich nicht einige Versuche wagte, aber ich machte auch gerne einen Absprung zu Just. Santel, und bewunderte, weil es mir noch eben so sehr an fester Urtheilskraft als an geläutertem Geschmack fehlte, die Spielereien der Neuern, welche ich sinnreich nennen hörte, die Annagrammata, Chronosticha, Hieroglyphica, Retrograda, sobald ich aber etwas bewunderte, fühlte ich mich, wie ein Aeffchen, gedrungen, es nachzuahmen. Außer einem Heldengedicht über den damaligen Krieg belustigte ich mich daher sowohl mit lyrischen Gedichten, als mit Elegien und Epigrammen, und wenn ich mich an einige dieser Sachen erinnere, so kann ich nicht umhin, bei allen Fehlern des jugendlichen Alters, welche sie an sich tragen, mit Horaz zu sagen: Erat, quod tollere velles*). Unterdessen ging der Mai zu Ende, und meine Eltern beschlossen endlich, mich auf die Schule zurückzuschicken. Mein Vater brachte mich selbst dahin: als er mich dem Vorsteher des Gymnasiums, der erst an dasselbe gekommen war, vorstellte, so machte dieser einige Schwierigkeiten, unter dem Vorwande, weil nur noch drei Monate von dem Schulcurs übrig wären, so würde ich es in der Rhetorik nicht weit bringen; es sei also für mich vortheilhafter, diese kurze Zeit auf Wiederholungen der poetischen Lectionen zu verwenden. Dieses beleidigte meinen Ehrgeiz. Ich bat also: mir nichts desto weniger zu erlauben, daß ich zu dem Lehrer der Rhetorik hingehen und mich zu einem Versuch in dieser Wissenschaft anbieten dürfte. Es war Joh. Preuring, ein Mann von einem eben so gebildeten Verstand als einer schönen Gestalt. Meine alten Mitschüler hatten von meiner Zurückkunft gehört, und zwar einige, welche die ober-

*) Es gab Dinge darunter, die dir des Aufbewahrens nicht unwerth scheinen konnten.

sten Plätze inne hatten, eben nicht mit Vergnügen, weil sie fürchteten, von mir verdunkelt zu werden, und sie hatten es auch, wie es so gehet, im Vertrauen ihrem Lehrer geklagt. Dieser aber nahm den jungen Menschen nur desto freundlicher auf, und brachte es in Kurzem dahin, daß er meine ganze Liebe gewann, und daß ich aus seinem Unterricht den größten Nutzen zog. Desto schmerzlicher ist mir die Erinnerung, daß ein solcher Mann bald nachher, als ich in die Gesellschaft Jesu trat, sie verließ, und endlich als Mitglied des Chorherrnstiftes zu Csanad in einem hohen Alter starb. Indessen hatte er keine Ursache, die Gewährung meines Wunsches zu bereuen, denn ich empfing gegen Ende des Jahres ein doppeltes Prämium in beiden Gattungen der Schreibart, der rhetorischen nämlich und der poetischen, und zwar, wie es üblich war, unter einer feierlichen Musik von Trompeten und Pauken, in einer zahlreichen Versammlung. Solche Prämien wurden damals allgemein als eine sehr ehrenvolle Auszeichnung betrachtet. Ich mußte deßwegen während der Herbstferien, auf ihr Verlangen, die Freunde meiner Eltern besuchen, und wurde von ihnen mit Lobsprüchen und kleinen Geschenken überhäuft; das wirksamste Mittel, wie ich glaube, den Fleiß junger Leute anzuspornen."

Gegen Ende November 1745 kehrte Denis abermals nach Passau zurück, um das Studium der Philosophie zu beginnen. — Der Cursus derselben war auf zwei Jahre berechnet, wovon das erste der Logik und Dialectik, das andere der Physik und Metaphysik gewidmet war. Man nahm hier einzig den Aristoteles zum Führer, Gassendi und Descartes wurden selten erwähnt, Newton's Name nicht einmal gehört. Ueberhaupt war die Philosophie nicht die starke Seite seiner Lehrer. Später bedauerte Denis schmerzlich diese Lücke in seiner Bildung, doch rühmt er seinen damaligen Professor, der ihn vorzüglich lieb gewann, ihn beständig zum Fleiß ermahnte, und wie ein zärtlicher Vater über seine Lebensordnung und seine Sitten wachte. „Dieses war sehr zur rechten Zeit. Mit einem weichen Herzen, einer lebhaften Einbildungskraft und reizbaren Sinnen begabt, trat ich aus dem Knaben- in das Jünglingsalter hinüber. Das Bewußtseyn größerer Freiheit schmeichelte mir, weil ich nun, der kindischen Zucht entwachsen, als Student das Recht hatte außer der Schule Waf-

fen zu tragen, und von meinen Lehrern selbst, wie es üblich war, Herr genannt wurde. Uebrigens hatte ich Kameraden, deren Auswahl oft um desto weniger auf die Bessern fällt, je mehr man dabei bloß seinen Geschmack und seine Neigung zu Rathe zieht. Ich weiß, daß auf diesem schlüpferigen Pfade mein unsicherer Tritt zuweilen ausglitt, weiß, daß ich, gelockt und in die Netze verwickelt, nicht immer meine Leidenschaften im Zügel hielt, aber stets hielt mich die Besorgniß wieder zurück, jener Mann möchte etwas von mir hören, wodurch ich Gefahr liefe, seine Achtung zu verlieren. Wenn schwere Versuchungen drohten, so kam mir noch etwas Anderes zu Hülfe, auf der einen Seite nämlich eine gewisse angeborne Furchtsamkeit, die jeder Frechheit ganz unfähig war, und auf der andern eine Liebe zu den Wissenschaften, welche zuweilen machte, daß ich eine günstige Gelegenheit zur Sünde freiwillig fahren ließ, weil ich zu Hause ein neues Buch erwartete, auf dessen Lektüre ich äußerst begierig war. Auch die frommen Gemüthsbewegungen rechne ich hieher, durch welche der gütige Himmel den Jüngling oft an seine Pflicht erinnerte, und den nicht erst seit gestern entstandenen Vorsatz, mein Leben einst in irgend einer Ordens-Gesellschaft Gott zu weihen. Um nun dieses Vorhaben mit meiner Lebensweise in Uebereinstimmung zu bringen, besuchte ich nicht selten, ohne Wissen meiner Kameraden, die Kirchen, unter denen, wie ich mich erinnere, die von Mariahülf auf dem nahe liegenden Berge die vornehmste war. Unterdessen ließ ich meine Philosophie nicht liegen, und, obschon ich mich von Zeit zu Zeit heimlich zu den Musen zurückschlich und auch ein wenig italiänisch lernte, so wurde ich doch unter die fertigen Streiter gerechnet. Denn es war Sitte, wenn man aus der Nachmittagsschule kam, auf der Straße stehen zu bleiben und Disputationen anzuknüpfen, indem diejenigen, welche die Physik hörten, sich an jeden Schüler der Logik machten, um ihn über sein Wissen zu Rede zu stellen. Man warf zuerst mit Syllogismen um sich, bald aber, wenn einer merkte, daß er in die Enge trieb oder getrieben wurde, und die Gemüther sich erhitzten, entstand ein Geschrei, und man stritt mit solcher Hartnäckigkeit, daß im Winter die Nacht einbrach und der Rector der Schule zuweilen aus dem Collegium herauskommen mußte, um die Straße von den Schreiern zu säubern. Ich gebe gern zu, daß der Streit

oft so weit kam, daß keiner den andern mehr verstand. Und man erzählte zu meiner Zeit, daß ein Bauer, der in die Stadt gekommen war, seinen Sohn zu besuchen, unter einen Haufen solcher Disputirenden gerieth, und als er sah, daß sein Sohn Mehreren, die ihm zuschrieen, mit Mühe Widerpart hielt, ihm mit aufgehobenem Stock habe zu Hülfe kommen wollen. Doch wird mir Niemand die Ueberzeugung benehmen, daß durch diese Einrichtung der Verstand junger Leute in scharfsinnigen Schlüßen, in gedrängtem Raisonnement, und wenn sie sich etwa in die Enge getrieben sahen, in Erfindung schneller Ausfluchtsmittel nicht wenig geübt wurde; von der Fertigkeit in der lateinischen Sprache, welche sich dadurch Jeder nothwendig erwerben mußte, nicht einmal etwas zu sagen. Durch jene ungleichartige, schlaffe, schwankende Art gelehrte Streitigkeiten zu führen, welche nachher die Syllogistik aus unsern Schulen verbannt hat, kann Niemand weder gewonnen und überzeugt werden, noch leicht zur Wahrheit gelangen. Diese Fertigkeit, meine Sätze zu behaupten, brachte ich in den Herbstferien mit mir nach Hause, und disputirte gern mit benachbarten, gelehrten Mönchen und Andern, welche sich mit mir einlassen wollten."

Im nächsten Schuljahre fing er an, außer der trockenen Beschäftigung mit der Physik und Metaphysik, deutsche Gedichte zu machen. „Da ich durch Regensburger Buchhändler, welche nach Passau auf die Messe hinunterkamen, die deutschen Gedichte von Hoffmannswaldau, Triller, Brockes und Andern bekommen hatte, so fing ich sogleich an, sie nachzuahmen, ohne dabei auf Grammatik oder Rechtschreibung, die mich Niemand gelehrt hatte, im geringsten Rücksicht zu nehmen." — Gewandter war er dagegen im Lateinischen, weshalb ihm gestattet wurde, bei den Schuldisputationen die üblichen kleinen Anreden selbst zu verfertigen. „Aber ein anderes, weit wichtigeres Geschäft lag mir schon seit dem Anfang des Jahrs schwer auf dem Herzen. Mit dem Schluß der Philosophie nehmen die Wege eine verschiedene Richtung. Ich mußte wählen, welchen ich einschlagen wollte. Zwar war es schon längst fest bei mir beschlossen, mein ganzes Leben in irgend einem geistlichen Orden Gott zu weihen; aber in welchem? Das war es, was ich unter Anrufung göttlicher Leitung und mit Zurathehziehung kluger Männer noch einzig zu überlegen hatte. Die mei-

sten Ordensgesellschaften waren mir so ziemlich bekannt, und in meinen jüngern Jahren hatte mir die weiße Kleidung der Prämonstratenser, die ich zu St. Salvator öfters besuchte, sehr wohl gefallen: aber ich liebte die Wissenschaften, und sah, daß sie nirgends mehr geehrt wurden, als bei den Jesuiten: daß von ihren Stimmen die Schulkatheder ertönten, daß in allen Fächern der Wissenschaften, Arzneikunst und bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, einige vorzügliche Bücher aus ihrer Feder vorhanden seien. Dieses hatte ich von Jugend auf meinen Vater rühmen hören, dieses hatte ich durch eigene Erfahrung gefunden, da sie mir schon seit sechs Jahren gern den Zutritt in das Innere ihres Hauses gestatteten. Ich lernte sie als Leute kennen, denen die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Menschen am Herzen liege, ihren Fürsten sehr ergeben, im Handeln klug und vorsichtig, mit der Zeit geizend, von bescheidener Würde und rechtschaffen. Aber um mir nichts zu verhehlen, vorzüglich schön und ehrenvoll schien es mir, in Schulen zu herrschen und Schüler zu haben, die mir gleichsam das Wort aus dem Munde nahmen. Dieses beschleunigte meinen Entschluß, und es bleibt mir unvergessen, welche Freude die Eröffnung desselben den Meinigen machte. Mein Vater sagte: er freue sich, daß von seinem Sohne endlich wirklich ausgeführt würde, was er selbst einst im Sinn gehabt hätte. Ungesäumt also, weil die Osterferien schon nahe waren, entdeckte ich zuerst meinem gütigen Lehrer, wozu ich mich entschlossen hätte. Es war ihm eine erfreuliche Nachricht, und er schickte mich sogleich an den Rector des Collegiums, um meine Aufnahme bei ihm nachzusuchen. Dieser war Sigismund, Graf von Lichtenberg, ein Mann von den gefälligsten Sitten, welcher den jungen Menschen freundlich aufnahm und ihm gute Hoffnung machte. Er wollte an den Provincial schreiben, und wenn meine Aufnahme in die österreichische Provinz einige Schwierigkeit fände, weil ich ein Bayer wäre und der Krieg noch fortdauerte, so werde er schon für Empfehlungen an den Vorsteher von Oberdeutschland sorgen, daß mein Wunsch in dieser Provinz erfüllt würde. Ich sollte in vierzehn Tagen wieder kommen, die Entscheidung zu vernehmen. Beim Weggehen sagte er mir lächelnd daß ich ein Bayer wäre, stehe mir nicht im Wege, wenn nur alles Uebrige (er meinte Sitten und Kenntnisse) in Ordnung sei. Da ich so mei-

ner Hoffnung näher rückte, war ich von jetzt an fleißiger beim Gottesdienst, spannte alle meine Geisteskräfte an, und ließ mich selten, besonders des Abends, in den Zusammenkünften meiner Kameraden sehen, denn ich wußte, wie genau die Jesuiten das Betragen ihrer Candidaten beobachten, und wie leicht es geschehen könne, daß einer im Angesicht des Hafens Schiffbruch leide, wovon ich selbst durch das Beispiel einer meiner Mitbewerber belehrt wurde."

„Gegen Mitte des Augusts kamen Briefe aus Wien von dem Provincial Aug. Hingerle, worin er dem Rector berichtete, daß man mich in die Gesellschaft Jesu aufnehme, und daß ich nach dem ersten October zum Noviciat würde berufen werden. Meine Freude war anfangs, ich gestehe es, nicht ganz ungetrübt, weil ich jetzt zwar einerseits meinen höchsten Wunsch erfüllt sah, andererseits aber mich des Gedankens nicht entschlagen konnte, daß ich nun Alles, was mir bis auf diesen Tag in dem Leben lieb gewesen war, auf immer verlassen müßte. Aber diese Gemüthsstimmung hielt nicht lange an; sie machte einem reinen Vergnügen Platz, welches ich auch in einem Brief ergoß, worin ich den Eltern von meinem Glück Nachricht gab. Sie nahmen an der Freude ihres Sohnes Theil, alle Freunde und Bekannte vereinigten ihre frommen Wünsche, daß die Sache wohl gelingen möge; mein bester Lehrer, der mich gerade damals vorbereitete, Sätze aus der ganzen Philosophie öffentlich zu vertheidigen, bezeugte die lebhafteste Freude. Sobald jene Feierlichkeit vorüber war, eilte ich weg, den letzten Herbst mit den Meinigen zuzubringen. Nie kann ich ohne eine starke Gemüthsbewegung an das zurückdenken, was in jenem Zeitraum zwischen den gütigsten Eltern, die sich freuten, der Kirche Gottes einen Sohn erzogen zu haben, und zwischen dem die Eltern zärtlich liebenden, von Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten durchdrungenen Sohn gegenseitig vorfiel; damals versuchte ich, es in langen Elegien auszudrücken, zu denen ich die Augenblicke stahl, und worin ich von der Welt Abschied nahm. Denn der October rückte unerwartet schnell heran; und schon waren Briefe da, welche mich auf den neunten desselben Monats in das Collegium nach Passau, und in das [illegible]
Noviciat St. Anna in Wien beriefen. Meine [illegible]
nicht enthalten, mir, in Begleitung [illegible]

diese Nachricht selbst zu überbringen, da ich eben zufälliger Weise an einem benachbarten, kleinen Bache fischte. Ich verließ an dem besagten Tage das väterliche Haus unter vielen Thränen von beiden Seiten: meine Eltern begleiteten mich; zu Vilshofen bestieg ich mit dem Vater ein Schiff, indessen die Mutter mit einem jüngern Bruder an dem Ufer stehen blieb, und ihrem Michael, so lange sie das Schiff sehen konnte, mit dem Schnupftuch das letzte Lebewohl zuwinkte. In Passau durfte ich jetzt nicht mehr außerhalb des Collegiums logiren, und da am folgenden Tage das Fest des heiligen Franziscus Borgia einfiel, so stärkte ich mich in der Frühemesse durch den Genuß des heil. Sacramentes und betete zu Gott, daß er meine Reise beglücken möchte. Mein Vater, der von dem Rector des Collegiums mit mir zum Essen eingeladen wurde, gab den folgenden Tag dem in Thränen zerfließenden Sohne mit gewohnter, väterlicher Zärtlichkeit seinen Segen, und sah mich bei dem Ausgang des Collegiums, der an den Inn führt, vom Ufer abstossen. Man hatte die Sorge, mich nach Wien zu bringen, dem Baron Cajetan Rehbach aufgetragen, einem sehr gottesfürchtigen und gebildeten Mann, der von Passau über Wien nach Grätz reisete, wo er bestimmt war, die heilige Schrift zu erklären. Die Reise den Fluß hinab, die meinem Auge immer neue Gegenstände darbot, war glücklich. Gespräche hinderten die Sehnsucht nach den Zurückgelassenen; denn es waren noch zwei Jesuiten mit auf dem Schiffe. Wir kehrten zuerst in dem Linzer, hernach in dem Kremser Collegium ein, und wurden allenthalben von den Vätern mit vieler Liebe aufgenommen. Hierauf verließen wir das Wasser und reisten mit der gewöhnlichen Post nach St. Pölten, und nachdem wir daselbst übernachtet, erreichten wir den 17. October etwa um vier Uhr Nachmittags das Ziel meiner Wünsche, die Pforten von St. Anna, den Ort meines Wienerischen Noviciats. Und hier will ich den ersten Aufzug meines Lebens beschließen."

Ein Jesuit, der später der gesammten deutschen Dichterwelt imponirte, der Klopstock's inniger Freund und von allen aufstrebenden poetischen Talenten des deutschen, protestantischen Nordens mit unzweideutigen Beweisen der Anerkennung überschüttet wurde, ist eine so merkwürdige und seltene Erscheinung, daß wir einem [illegible] [illegible]fer zu begegnen glauben, wenn wir dem Bil-

bungswege des jungen Dichters nach seinem Eintritt in den Orden weiter nachgehen, und aus seiner Erziehung ein Bild des Lebens innerhalb der Gesellschaft Jesu schöpfen, wie sich dieß in den letzten Jahren vor der Aufhebung derselben in Deutschland, und insbesondere in der deutschen Ordensprovinz gestaltet hatte. Der einfache Bericht eines allgemein geachteten Mannes, der aus eigner Lebenserfahrung spricht, wird Jedem, dem es überhaupt um Wahrheit zu thun ist, ohne Zweifel eine glaubwürdigere Quelle seyn, als jene lächerlichen oder ekelhaften Schilderungen moderner Romanschreiber, welche das heutige Europa in der schmutzigen Fluth ihrer antichristlichen Controversnovellen zu ersäufen drohen.

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Das Christenthum bei den Germanen.

Mit Rücksicht auf die beiden Werke:

Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche Erziehung der Germanen. Aus dem Französischen des A. F. Ozanam. München 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von J. Ch. A. Seiters, katholischem Pfarrer in Göttingen. Mainz 1845.

Zu den angenehmsten wissenschaftlichen Beschäftigungen, welche man sich wählen kann, gehört unstreitig die Erforschung der Alterthümer des großen germanischen Volksstammes; die anmuthigen Sagen und Mährchen, die geheimnißvollen Runen, die einzelnen Sprachzweige der Vorzeit, die religiösen Begriffe unserer Vorfahren, die Weisthümer, die Sprüchwörter, die Symbole, kurz Alles, Alles bietet hier ein ganz außerordentliches Interesse dar. Ist schon die Erforschung der Rechts-

Alterthümer, vorzüglich an der Hand der so oft überraschend belehrenden Sprache, erfrischend für Geist und Gemüth, so zieht das Studium des altgermanischen Heidenthums, dessen Spuren in Grönland und Island, in Scandinavien und Spanien, im Frankenreiche und in Italien, ja in Rußland verfolgt werden können, ganz besonders an. Ja wahrhaft verführerisch kann man es nennen, so daß es in unsern Tagen wenigstens begreiflich erscheint, wie ganz tüchtige Forscher in diesen Fächern mit einem gewissen Unmuthe nicht blos gegen die mit ihrem Zahne zernagende Zeit erfüllt werden können, sondern gegen eine jede Kraft, ja sollte es auch die göttliche des Christenthums seyn, welche Monumente des Alterthums, die, wenn sie bestehen geblieben wären, vielleicht manchen interessanten Aufschluß gegeben hätten, zerstört hat.

Verklungen sind die alten Gesänge, manche, durch das schriftliche Wort zur Aufbewahrung für die Nachwelt bestimmt, vielleicht absichtlich verbrannt; zerstört und zertrümmert sind die Götterbilder, umgehauen die alten Eichen, und jede Stätte, den Vätern in ihrem frühern Glauben lieb, dem neuen Cultus durch priesterlichen Segensspruch vindicirt. Indessen trösten wir uns, in all seiner Anmuth und Naivität war das Heidenthum unserer Vorfahren dennoch gräßlich: überall Kampf und Krieg, Menschenopfer, überhaupt Nichtachtung der Persönlichkeit solcher Menschen, die nicht die Waffen zu führen vermochten, daher Verkauf von Weib und Kind.

Erst das Christenthum hat all diese Gräuel beseitigt, und dennoch hat die Kirche mit großer Weisheit Alles, was irgend geschont werden konnte, bewahrt, und nur da, wo es umumgänglich nothwendig war, damit das Christenthum Boden gewinnen konnte, die hindernden Wurzeln ausgerissen. Sie knüpfte überall bei den Vorstellungen unserer Vorfahren an, und wir dürfen, so viel Blut auch in den Kämpfen, welche der Einführung des Christenthums vorangingen, geflossen seyn mag, nicht außer Acht lassen, daß, so wie die Glaubensboten nicht mit den Waffen von Erz und Stahl, sondern mit denen

des Geistes stritten, ihnen, oft wenigstens, das Heidenthum mit gleichen Waffen entgegentrat. Es sind uns manche Nachrichten über Religionsgespräche zwischen christlichen und heidnischen Priestern aufbehalten, und unsere Sprache, selbst die kirchliche, bewahrt noch manche Ueberbleibsel ursprünglich heidnischer Vorstellungen, wie andererseits in dem Heidenthume selbst eine Menge von Wahrheiten in einer, wenn auch verdunkelten oder gar verzerrten Tradition sich erhalten hatten. Die erhabene Idee des Opfers, die Grundlehre aller Religion, in dem Christenthume durch den Gottmenschen erfüllt, geht durch das ganze germanische Heidenthum hindurch. Auch glaubten unsere Vorfahren an den dereinstigen Untergang nicht blos der Welt, sondern auch aller ihrer Götter; sie glaubten an ein läuterndes Feuer, und wenn in der kirchlichen Sprache in Deutschland der Ausdruck Fegfeuer gebraucht wird, so ist dieses Wort keineswegs eine wörtliche Uebersetzung des lateinischen purgatorium; eben so wenig als Hölle die Uebersetzung von infernum, Sünde von peccatum, Buße von poenitentia. Hier liegen noch andere Begriffe zum Grunde; Hel ist im germanischen Glauben diejenige Gottheit, zu welcher im Gegensatz zu den auf der Wahlstatt fallenden Kriegern, die zu Odin fahren, diejenigen fahren, welche auf dem Krankenbett sterben; es ist daher sprachlich Christi Höllenfahrt anders zu nehmen, als das lateinische descendit ad inferos.

Doch wir wollen diesen Gegenstand nicht zu weit verfolgen, sondern vielmehr auf die Erscheinung aufmerksam machen, daß unsere Zeit einen großen Gegensatz zur früheren darin bildet, daß die Glaubensboten bei ihrer Thätigkeit nur die Verbreitung des Christenthums im Auge hatten; wir deutschen Christen aber, die wir diesen zur größten Dankbarkeit verpflichtet sind, an allen jenen heidnischen Wesen mehr Freude und Vergnügen gefunden haben; so daß die wissenschaftliche Forschung sich viel lieber damit, als mit der Geschichte der Verbreitung des Christenthums, und der Erziehung und Veredlung unseres Stammes beschäftigte. Während mit der größten Sorgfalt,

was an sich gewiß sehr löblich ist, Alles zum Anbau der deutschen Archäologie in jedem ihrer einzelnen Zweige emsig durchforscht und durchsucht wird, ist die Geschichte des Christenthums in Deutschland über alle Maaßen vernachläßigt worden. Die Hauptsache hievon liegt darin, daß eine katholische Geschichtschreibung in Deutschland seit dem sechszehnten Jahrhundert beinahe völlig aufgehört hatte, und erst in neuerer Zeit wiederum von Neuem begann. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das gläubige Interesse an jener Zeit der Einführung des Christenthums, während dem Hader über die ersten Principien desselben, erkaltet ist; daß uns Deutschen es jetzt hat begegnen müssen, daß ein Fremder uns darin vorgekommen ist. Ozanam, bereits durch mehrere Schriften, insonderheit durch seine Philosophie des Dante in Deutschland bekannt, ja selbst von der protestantischen Presse (z. B. von den Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik) anerkannt, hat zuerst in der Zeitschrift: Le Correspondant, dann in einer eigenen Schrift sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Begründung des Christenthums in Deutschland seinen Landsleuten zu entwickeln. Da noch kein Deutscher das Gleiche für seine Heimath gethan, so mischt sich in das Gefühl des Dankes, welches wir dem Autor, und zugleich dem gewandten Uebersetzer jenes Werkes darzubringen schuldig sind, ein anderes: es thut weh, eingestehen zu müssen, daß wir in diesem Falle aus fremder Hand, durch deutsche Hand vermittelt, ein Geschenk annehmen müssen; wo es gerade eine der schönsten Aufgaben für die deutsche Literatur gewesen wäre, jenes Thema auf eine eben so anregende Weise, mit derselben Begeisterung und Liebe zur Sache, mit eben so viel Sinn und Geschmack, mit eben so tüchtigen Kenntnissen, vielleicht mit etwas noch tieferem Eindringen in die uns zu Gebote stehende Literatur auszuführen; unsere Vaterlandsliebe, von welcher in Deutschland, von Nord bis Süd, so viel geredet wird, hätte die Flamme der Begeisterung noch etwas mehr anfachen können. Indessen, wir wollen nicht rechten, und wollen hier auch nicht weiter die Nationalverschiedenheit in An-

schlag bringen, sondern uns vielmehr daran erinnern, daß für den Christen das wahre Vaterland die Kirche ist, und daß wir jede Gabe, welche auf dem Altare dieses Vaterlandes dargebracht wird, gehört der Opfernde auch einer andern Zunge an, mit Freuden willkommen zu heißen haben. Aber um so mehr wird diese Freude erhöht, als unmittelbar nach der Veröffentlichung des Ozanam'schen Werkes auch ein deutscher Mann eine Schrift vollendet hat, welche eben so kirchlich als national, eben so gründlich als schön geschrieben, eben so gelehrt als auferbaulich, eben so begeistert als würdig gehalten ist; wir meinen die oben angegebene Biographie des heiligen Bonifacius von Seiters.

Unserer Zeit war es aufbehalten, dem großen Apostel, dem vielfach von der Undankbarkeit der Nachwelt verunglimpften Heiligen, dem glorreichen Märtyrer die ihm gebührende Ehre widerfahren zu lassen. Noch gab es in unserm Vaterlande kaum großartige Kirchen, dem Andenken Dessen geweiht, dem wir die Anpflanzung und Erhaltung des Christenthums in so vielen Gegenden Deutschlands verdanken; nur jenseits des Canals versammelt sich die kleine Schaar von Katholiken deutscher Abkunft in einem engen Gotteshause, das des heiligen Bonifacius Namen trägt. Unserem Könige war es aufbehalten, dieses Nationalunrecht zu sühnen, und bereits im nächsten Jahre wird die herrliche Basilika, durch frommer Künstler Hand geschmückt, ihre Pforten öffnen, auf daß die Gläubigen zu der Fürbitte des großen Heiligen ihre Zuflucht nehmen. Er, welcher unsern Vätern das Heil verkündete, und sie von den Fesseln des Heidenthums befreite; er ist auch Derjenige in der Schaar der Heiligen, an welchen das katholische Deutschland der Gegenwart und Zukunft, in den schweren Kämpfen, die schon gestritten worden und noch bevorstehen, vorzugsweise gewiesen ist. Darum ist es eine Pflicht des Deutschen, das Leben dieses großen Heiligen und die wunderbaren Fügungen Gottes in diesem Leben kennen zu lernen, um dem Herrn für seine Liebe zu danken, und das auserwählte Werk-

zeug, dessen Diese sich bedient, zu verehren. Zur Erfüllung jener Pflicht bietet nun dieß neue Monument, welches der Autor der Biographie des heiligen Bonifacius ihm in dieser gesetzt hat, nicht nur ein leichtes, sondern auch ein, in vieler Rücksicht erquickendes Mittel dar. Haben wir bereits die Vorzüge dieses Werkes eben in wenigen Worten hervorgehoben, so fügen wir noch hinzu, daß der Verfasser, ein treuer Diener der Kirche, unter äußerst schwierigen Verhältnissen die Rechte derselben zu wahren hat; um so mehr müssen wir uns freuen, daß es ihm in seinen wenigen Musestunden möglich geworden ist, eine Arbeit zu liefern, welche in jeder Beziehung des erhabenen Standes, den sie darstellt, würdig ist.

Somit ist in dem Jahre 1845 ein bedeutender Fortschritt in unserer kirchlichen Literatur geschehen; und zwar in der Weise, daß das Werk von Seiters das von Ozanam gerade in dem Punkt erweitert und ergänzt, wo es für die Deutschen speciell darauf ankommen muß, eine gründlichere und genauere Kenntniß der Geschichte des Christenthums in unserm Vaterlande zu erlangen. Ozanam hat den weiteren Gesichtspunkt gefaßt, indem er die Schicksale der Einführung des Christenthums bei allen Germanen darzustellen im Auge hat; Seiters hingegen fixirt die Aufmerksamkeit auf den ausschließlich deutschen Boden. Es ist außerordentlich erfreulich, wie sich der französische Autor auf dem schwierigen Terrain zurechtgefunden, und wie schön er die Farben zu einem meisterhaften Bilde zusammengestellt hat, gerade dasjenige verschmähend, was sonst so oft von seinen Landsleuten gesucht wird: durch Auftragung greller Farben einen besondern Effect zu machen. Er hat dieß so sehr vermieden, daß eher auf der andern Seite hin und wieder zu weit gegangen seyn möchte; es ist uns wenigstens auffallend gewesen, daß er zwei große, wahrhaft dramatische Momente in der Geschichte nicht mehr geltend gemacht hat; wir meinen den Augenblick, in welchem die brausenden Wogen der Völkerwanderung an dem Zeichen des Kreuzes sich brachen, welches der Nachfolger Petri, des Felsens, auf welchem

die Kirche erbaut ist, der heilige Leo, dem Hunnenkönig Attila entgegentrug, und dieser plötzlich auf seiner siegreichen Bahn umkehrte; wir meinen jenen Augenblick, wo der dritte Leo Karl dem Großen die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, und damit der weltlichen Herrschaft ihre höchste Weihe für den Dienst Gottes ertheilte. Dagegen haben wir in dem ganzen Buche, dessen Lectüre vom Anfang an bis zum Ende den Leser fesselt, eine große Ruhe und Besonnenheit des Urtheils angetroffen; historisch genau wird Nichts als Gewißheit hingestellt, was nicht erwiesen wäre, und dabei dennoch die Sage und Legende mit einer ausnehmenden Zartheit behandelt. Wir können uns nicht darauf einlassen, mehrere Stellen aus diesem schönen Buche unsern Lesern mitzutheilen, wüßten auch wahrhaft nicht, wo wir damit anfangen sollten; nur das vermögen wir nicht uns zu versagen, einige Worte herauszuheben, in denen der Verfasser, nachdem er alle einzelnen germanischen Völker in die Kirche hineinbegleitet hat, auf das in sich Verkehrte hinweist, daß gerade die jüngsten germanischen Kinder der Kirche sich in der neueren Zeit zu deren Lehrmeister haben aufwerfen wollen. Er sagt nämlich Seite 227 wie folgt: „In jener verhängnißvollen Zeit der Reformation wurde der Welt das seltsame Schauspiel geboten, daß Sachsen, Preußen, Schweden, die kaum mündig gewordenen Kinder der christlichen Völkergesellschaft, jene, welche sie gestern erst in ihren Wäldern aufgesucht hatte, sich anmaßten, als die einzigen Erben der ursprünglichen Traditionen gelten zu wollen. Menschen, deren Geschlechtsregister keine drei Jahrhunderte zählten, deren Väter noch Bäume angebetet und Menschenfleisch gegessen hatten, übernahmen es, alte Völker zu schulmeistern, die seit fünfzehnhundert Jahren die ganze Bürde der Geschichte getragen, und überall, wo etwas Großes geschehen war, ihre Spur und ihre Gebeine zurückgelassen hatten. Sie kamen, nachdem man ohne sie die Barbaren civilisirt, ohne sie die Kreuzzüge unternommen, ohne sie die Denkmale gegründet, die Sprache geschaffen, die Universitäten gestiftet hatte; und statt sich zu den Füßen

ihrer älteren Brüder niederzusetzen, zu hören, sich zu unterrichten, und dann an dem großen Werke der europäischen Familie tüchtig und demüthig fortzuarbeiten, empörten sie sich gegen Rom, welches sie mit der ganzen übrigen Welt erzogen hatte. Damit bewiesen sie aber nur etwa nämlich, daß diese Erziehung nicht vollendet war, und daß die Kirche mehr Zeit gebraucht hätte, als man glaubte, um den Norden aufzuklären. So wurde es klar, daß die Bekehrung eines Volkes nicht mit der Taufe vollendet, sondern im Gegentheil mit ihr begonnen wird. Sie führt die Geister nur in die Zucht und Ordnung der Kirche ein, und lange müssen sie derselben unterworfen bleiben, bis sie im innersten Marke davon durchdrungen sind. — In dem Augenblick, wo das Morgenland sich öffnet, wo alle Institutionen des Abendlandes in ihren Grundfesten schwanken, wo die Geschicke der Welt eine neue Bahn einzuschlagen scheinen: da muß es klar werden, ob die geistig und sittlich fortbildende Tradition, die von Rom abstammt, im Besitze der Herrschaft bleiben soll; oder ob, wie ein deutschthümelnder Protestantismus von Berlin aus lehrt, so viele Umwälzungen nur deswegen stattgefunden haben, damit das menschliche Ich, von allen lateinischen Fesseln befreit, mit dem Geschlechte der Teutonen, dem freiesten und glorwürdigsten Ausdruck jenes Ichs, unbedingt walte und gebiete."

Die Uebersetzung der Ozanam'schen Arbeit ist als eine durchaus gelungene zu bezeichnen, so wie auch das Vorwort zu derselben eine sehr angenehme Zugabe ist, indem in ihr uns eine eben so ehrenwerthe Gesinnung, als auch eine ernste Würdigung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse entgegentritt. Sie trägt, bezeichnend genug, das Datum des Tages des heiligen Bonifacius.

In Betreff des deutschen Werkes von Seiters enthalten wir uns ebenfalls einzelner Mittheilungen, und bemerken nur noch, daß der Autor mit großem Geschicke nicht nur überall an geeigneter Stelle die Gesammtheit der Zustände, welche den heiligen Bonifacius umgaben oder seinem Wirken vorangingen,

geschildert, sondern auch belehrende Vergleiche mit der Gegenwart und Winke für dieselbe gibt. Sehr treffend erfaßt er die Bedeutung des Missionärs, und macht auf die Nothwendigkeit aufmerksam, wie dieser als Glied der Gesammtheit, und eben darum im innigsten Verbande mit dem Oberhaupte der Kirche wirken müsse.

XXIV.

Der Leipziger Handel.

In unsern Tagen, nachdem wir uns sattsam an den selbstgeschaffenen politischen Wirrsalen abgemüdet, haben unsere Steuermänner, um vor ihnen sich zu retten, religiöse zur Hülfe aufgeboten; die sind denn gekommen, und haben die Beschwörer im Kreise herumgedreht, daß sie selber im Kopfe wirr geworden, und sich nicht zu fassen wußten in der übergroßen Confusion, in der bald Alles darunter und darüber gegangen. Anfangs, als sich die Wirbel zu drehen begannen, wollte man durch die Unionsessenz einige Ordnung schaffen. Der Bischof Eylert und einige Andere gaben ihr Wort in der Vorrede der Agende: sie sei vollkommen übereinstimmend mit der evangelischen Wahrheit und den Bekenntnißschriften; das reine, durch das Papstthum nicht legirte Wort Christi für und für und in alle Ewigkeit. Um sie sollten sich nun Alle sammeln; und die Hände auf die Bundeslade gelegt, in Einen zusammenwachsen. Mit gelinder Röthigung wurde die Sache ausgeführt; die Halfte leckte, nach der Hunde Art, das Wasser, die Andern bückten sich, um es zu trinken; da kamen die Lecker und die Bücker aneinander, und die vorige Verwirrung war wieder zurückgekehrt. Auch mit der alten Kirche hatte man vorläufig durch die Mischehen angebunden; Jacob hatte geschickt Zweige von der Schwarzpappel in der Spirale geschält, also daß schwarz und weiß in den

Stäben gewechselt; die wurden nun in die Mischehen hineingelegt, daß die Schafe, sich an ihnen versehend, weiß- und schwarzgesprenkelte Nachkommenschaft gelammt; die nun nach Vorschrift in die Ställe des Pfiffigen eingetrieben wurde. Aber die Kirche fand Mittel, dem Versehen zu wehren. Also hatte auch die Union nicht zum Ziele geführt; hartnäckige Altlutheraner hatten als caput mortuum sich niedergeschlagen, und waren zum Theil über die atlantische See gewandert; der Pietism hatte wie ein Rahm oben sich aufgesetzt, und schwamm in wenigen Fettaugen auf der rationalistischen Brühe, in der Jeder in seiner hohlen Welle schlug. Die Unordnung war größer, dann sie zuvor gewesen. Da haben einige sublime Ingenien der nordischen Intelligenz endlich den rechten Punkt gefunden. Sie urtheilten: wäre das Gesetz nicht, so wäre auch keine Sünde; so auch: wäre die Ordnung nicht, so könnte auch keine Unordnung sichtbar werden. Wollt ihr also euch von dieser Unordnung befreien, so geht nur auf die Kirche los, die immer und überall auf Ordnung gedrungen, und dadurch euern Frieden gestört; er wird nicht eher wiederkehren, als bis ihr euch von ihr und ihren Pedanterien befreit. Die Radikalen, die man schon bei der Sympathie mit den schwarzweißgefleckten Stäben herangezogen, erboten sich: auch diesen entscheidenden Sturm auszuführen, wenn man ihnen die nöthige Sturmmannschaft anvertrauen wolle. Also wurden durch Hornsignale die Schwarzweißgesprenkelten zusammengerufen, die die Mutterschafe schon geworfen; Alle, denen der Glaube vor Länge der Zeit eingetrocknet, oder die ihn bei der Behörde à fond perdu gegeben; heimathlose Handwerksbursche, die auf Rechnung ihrer Gönner den Communism in's Kirchenlatein sich übersetzen lassen: sie wurden aus allen Winkeln und Kreuzgängen der Kirche zusammengekehrt; und nun die Thüren der geistlichen Correctionshäuser aufgethan, und die Schlachtopfer der kirchlichen Ordnung, die dort so lange eingemauert bei Wasser und Brod gesessen, sofort entlassen. Alle, die das Joch des Cölibates im Nacken wund gedrückt, wurden aus ihrem Karren ausgespannt; Komödian-

ten, die seit lange in die Rollen der Meßpfaffen und pfiffigen Mönche sich eingeübt: sie Alle wurden mit Gehalt in Ruhestand versetzt, und nun als Führer den Schaaren übergestellt, die ihre Lücken aus den Reihen der Protestanten, die in der Eile das Kreuz zu machen sich eingeübt, ergänzt. Alle wurden nun in die sonst noch nöthigen Evolutionen einexercirt: sich in Haufen zu setzen, die Haufen zu theilen, und wieder so geschickt zu mischen, das aus Wenig Vieles werde; und die handvoll Leute wie ein großes Heer erscheine, dessen Heerhaufen man sorgfältig in die Charte eintrug. Dieß fictive Heer in den Regimentslisten figurirend, nennt sich das deutsch-katholische; gleich jenen Lufterscheinungen über den schottischen Seen, sieht man seine Geschwader marschiren; Trommeln und Trompeten in Menge; man erkennt die Grenadiere an ihren Bärenmützen; die Offiziere an ihrer martialischen Amtsmiene, und sieht die Bajonette blitzen; die protestantische, aufgeklärte Welt steht verwundert, wo die Leute alle hergekommen, da man an den Katholischen keinen Abgang merke, und meint: man müsse abwarten, was daraus werden wolle, wenn die Romfahrer erst vor den Mauern der Stadt an der Tiber angelangt. Unterdessen erhebt sich ein frischer Wind, und die Vision zergeht in verdrießliches Regenwetter, was dann Straßen und Wege kothig macht. Die Kirchengeschichte bewahrt in ihrem historischen Cabinette eine reiche Ausstellung absonderlicher Curiositäten im Fache des Schisma und der Häresie: Acephalen aller Art; Wirbelsäulen ohne Capital; doppelleibige Ungeheuer; Wasserköpfe von jedem Caliber; Entenschnäbel mit Wolfsrachen zusammengegeben; Beine, die in die Quere stehen, und andere Druckfehler der Art in der heiligen Schrift der Natur. Aber jammervoller, miserabler, armseliger hat die verkommene Natur früherer Zeiten nichts herauspractizirt, als diese Dissidenterie, deren sie in unsern Tagen genesen; diesen Kielkropf, dem die protestantische Welt das Müslein kocht; den Staatspersonen über dem Taufbecken gehalten, und dem sie, der Kirche zum Trotz, einen katholischen Namen beigelegt, und wieder ihn verboten haben. Sie

haben ihn zwar mit ihren besten, abgelegten Kleidungsstücken aufgeputzt; sie haben sieben Ammen ihm gegeben, damit der Balg gedeihe; er aber säuft die Ammen aus, es will Nichts anschlagen an dem Vielfraß; und die Pflegeväter erleben nur Jammer an ihrem Liebling, den sie zum Antichrist erziehen möchten.

Während sie aber mit diesem ihrem Wechselbalge pädagogische Experimente übten, und ihm durch Pribil eine ordentliche protestantische Seele einzublasen sich abgemüht; ist die allgebährende Natur hinter ihrem Rücken kreisend worden, und hat ihnen unbewußt, unter dem Mantel ein anderes Kindlein an's Licht geboren, das sie, als sie sich einmal umgeschaut, in staunender Ueberraschung in seinen Windeln zappeln gesehen. Die Lichtfreunde haben ihnen dieß Stückchen angerichtet, und ganz gegen alle Verabredung ihnen diese Creatur in die Welt gesetzt. Die waren es nämlich müde geworden, immer verlarvt zu gehen; man konnte unter der verdammten Maskirung nicht freien Athem schöpfen; trotz aller Aufopferung mußte man, wie eben neulich in Naumburg, nur lose Reden über die verlogene Fratze hören; und so gibt sich denn zuletzt der Mensch, wie ihn die Natur geschaffen. Was einige kühnere Leute vorgemacht, wird bald nachgethan; denen, die zuerst genießt, wird ein Wohlbekomms! zugerufen, und die Glückswünscher niesen nun gleichfalls; und so lief das Niesen durch die Thäler und die Auen von Norddeutschland. Das war nun eine ganz andere Sache, als die der Neukatholiken. Hier sollte aus einer Hand voll Mehl, und einigen Tropfen Oels aus dem lechzenden Krüglein, ein Windkuchen gebacken werden, um alle Hungerleider auf Erden zu sättigen. Da aber dort die ungenirte Methode einmal sich entdeckt, und die Spitze des Eies glücklich eingeschlagen war, stand dasselbe von sich selber aufrecht. Eines Fingers dick Sauerteig war hinreichend, die ganze Masse zu durchsäuern. Als daher die Staatsmänner von ihrem Findling, den man ihnen vor die Thüre gelegt, und in dessen Anblick sie mit Zärtlichkeit sich versenkten, abermal aufgesehen,

und hinter sich geblickt, da sahen sie die ganze Landschaft im Schimmer des Lichtes stehen; schaarenweise tranken die Wonnetrunkenen den reinen, einfärbigen Strahl, der sie beschien. Warum sollten sie auch nicht? sie waren ja dazu, wie geboren so erzogen; man hatte unter eigenen Auspicien sie darauf eingeschult; wozu nun die Mummerei mit der Halskrause, zwischen Kopf und Herz angelegt, und die Doppelzunge oben darüber, die zum Ausdrucke der Gedanken immer unpassende Worte mühselig suchen soll. Die Menschen machen es daher lieber kurz, legen die Halskrause ab; Kopf und Herz fließen nun ohne Scheidewand zusammen, und der Mund redet, wie das Herz übergeht; und man kann ihm nicht länger den Vorwurf machen: er sei ein Sprachverderber, und gebe falsches Zeugniß. Die Staatsmänner aber dachten nicht, daß sie dem gleichgültig zusehen dürften. Wie die Henne aus dem Ei, und das Ei aus der Henne; so ist der Staat auf den Protestantism gebaut, und der Protestantism wieder auf den Staat; die Hände unter die Füße gelegt, tragen sie sich daher gegenseitig schwebend. Beide müssen darum auch gegenseitig sich manteniren, damit sie miteinander sich des allgemeinen Schwerpunktes in der Kirche erwehren. Also wird dem Sauerteige befohlen, daß er nicht säure; und die gährende Masse wird mit eisernen Reifen umschlagen, um die Gährung zurückzutreiben. Die aber geht innen unbekümmert ihren Gang, und nun fängt der Teig zu mousstren an; während die künstliche Hefe, mit der man die Katholischen angesetzt, ihre Schuldigkeit versagt, und die Masse unbehülflich sitzen bleibt. Das gährende Faß beginnt nun zu singen; die eingesperrten Geister suchen durch Austreibung des Spundes sich Luft zu schaffen. Sie protestiren darum wechselseitig in Strophe und Gegenstrophe sich einander an; der Sauergeist der Lichtgewalten, gegen das träge, pietistische Stärkemehl, das sich durchaus nicht will säuern lassen; und das Angefochtene sucht seine mehlichte Eigenschaft durch eine Art von Ascese zu sichern. Während diese hitzig streiten, kommen friedsame Geister auf den Zehen herangeschlichen,

und setzen sich mitten zwischen die Streitenden. Sie wollen es nicht halten mit den Sauertöpfen; aber auch nicht mit denen, welche starr an der Fassung des Christenthums hängen, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt haben, und nun diese Formel zu ihrem Papste machen. Die Letztern eifern, aber nicht mit Weisheit; sie wollen die Herrschaft in der Kirche, den Kirchenbann üben, und versuchen, mit der Zahl zu schlagen. So haben denn die Andern sich auch zusammengeschaart, um die Zahl durch die Zahl zu meistern, wo es dann leider zu den extremsten Gegenbekenntnissen gediehen, und den fremdartigsten Elementen Gelegenheit zur ärgerlichsten Einmischung geworden; worauf ein bedrohliches, tumultuarisches Wesen Platz gegriffen. Darum haben wir, die fünfzig Ruhegeister, es für unsere unabweisliche Pflicht gehalten, uns zur Lehrformel der freien Entwicklung von Christus zu Christus zu bekennen; welche alle willkührliche Ausschließung ausschließend, allen Theilen das Recht freier Entwicklung ungekränkt erhält, und also der Kirche dazu hilft, sich in neuer Kraft zu gestalten. — Ausgeschlossen sind jedoch von dieser Formel, wie sich von selbst versteht, erstens die alte Kirche, die als streitende von Christus ausgegangen, als triumphirende wieder zu ihm zu führen unternimmt; darum werden die Missionen, um Spaltung in sie zu bringen, fortgesetzt; die Spalter aber spalten sich in ihrem Geschäfte wieder untereinander, um ihr praktisch es vorzumachen, wie sie es nachthun soll. Ausgenommen sind weiter auch die Altlutheraner, denen wohl Kirchen gestattet sind, aber fortan keine Kirche; sie, die doch die Mutter all der zahlreichen Nachkommenschaft gewesen, die jetzt sie aus dem Hause gewiesen, und sich als die erste Stammkirche gerirt. Nun haben zu den fünfzig friedseligen Geistern noch friedseligere sich hinzugefunden, die das angefangene Werk, weil das Recht freier Entwicklung ungekränkt bleiben soll, auf demselben Grunde fortgesetzt. Darum haben sie gesagt: ihr Bischöfe, Hof- und Garnisonsprediger in Potsdam, und geistliche Räthe des Ministeriums, habt schon als feierlich verordnete Diener des Wor-

tes, nach eurer festen Ueberzeugung, die Agende, als völlig übereinstimmend mit dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche erklärt, wie er in den Bekenntnißbüchern, den beiden Testamenten und den drei Hauptsymbolen verzeichnet steht; und alle Prediger sind darauf vereidet worden: Christus denselben, gestern und heute und in alle Ewigkeit, zu predigen. Nun kommen aber dieselben würdigen Bischöfe und geistliche Räthe, und klagen auf eine Partei, die starr an der Fassung des Christenthumes halte, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt habe: die aber bedrohe die evangelische Kirche mit Unheil und Zersplitterung. Nun aber galt seither die angeklagte Partei, unter der Firma Hengstenberg, für eine Anhängerin der Agende, und wurde darum von ihren Gegnern auf's Bitterste angefeindet; sie hat sogar für sie, wiewohl allerdings nicht mit Weisheit, geeifert. Es muß also ein Anderes und Gefährlicheres hinter dieser Parteiung und ihrer päpstlichen Formel stecken, das die fünfzig treuen Diener des Evangeliums, ohne Menschenfurcht und ohne Ansehen der Person, uns aufdecken mögen! — Das Wort der treuen Diener wird den Ausschlag geben; wie es aber auch ausfallen mag, ist Hengstenberg preußischer Assistent des Jesuitenordens, oder treuer Bekenner der Agende aus Christus zu Christus; die Fünfzig haben die rechte Mitte nicht gefunden, die Bittsteller werden sie höher suchen. Die Lichtfreunde werden gleichen Widerspruch von ihrer Seite gegen den gefundenen Punkt erheben; und auch dort wird ein Höherer gesucht werden müssen, der mit dem Andern gegenüber sich wieder ausgleichen muß. So wird die Einheit gesucht, und immer größere Spaltung gefunden; wir nennen das Gewissensfreiheit, gewonnen durch die Ueberwindung der Gegensätze. Die überwindende Secte stellt sich über den Schultern der Ueberwundenen auf, Confusion klettert über Confusion hinaus, bis alles Material in den Spaltungen sich verbraucht, die Letzte dann sich kopfunter auf die Spitze stellt. Das ist also die alte, wohlbekannte Pyramide; so aber aufgebaut, sind es nur ordinäre, dialectische Künste; die römischen Seiltänzer haben sie schon mit großem

Geschick geübt, und jetzt weiß sie jedes Kind nachzumachen. Um es Diesen zuvorzuthun, haben wir die Methode nur anwenden wollen, um communistisch unsern Staatsbau nach diesem Plane auf breiter Unterlage über der Erde aufzuführen. Die reformirte Schweiz hat einen Musterbau, im Modelle bis nahe zum Strauße, uns zur Nachahmung aufgeführt; und wir haben uns fest vorgenommen, nicht hinter dem Ideale zurückzubleiben. Darüber hinaus aber sind uns weit kühnere Gedanken aufgestiegen, als jene Baumeister auf ihrer Hütte sich träumen lassen. In unserm Kirchenbau wollen wir gerade den entgegengesetzten Plan verfolgen. Ueber dem Zwerge nämlich, der die Füße himmelwärts kehrend auf der Spitze unserer Staatspyramide steht; soll ein Anderer, gerade aufgerichtet, auf den ihm zugekehrten Füßen, als seinem Postamente, ruhen. Mit den ausgestreckten beiden Händen soll dieser dann die Häupter des ersten Gegensatzes fassend tragen; und die Beiden dann gleichfalls die beiden Paar Beine, in die sie sich nothwendig spalten, wieder himmelwärts kehren. Drei Häupter neuer Gegensätze finden dann bequem wieder ihre Ruhestätten auf den vier Fußgestellen; dann fünfe auf dritter Stufe, und so weiter in's Unbegränzte. So wird also eine Doppelpyramide construirt; die Staatspyramide, unten in ordinärer Kunst balancirt; darüber in der sublimen, sphagiritischen Architektur die umgekehrte Kirchliche, die auf jener ruht. Und mit so subtiler Kunst muß sich an diesem Bau Alles gegenseitig in der Schwebe halten; daß er wie ein Naturwerk, ohne Schaden zu nehmen, in täglicher Bewegung sich umdrehen kann; so zwar, daß während allnächtlig in der Lage, wie wir sie beschrieben, der Staat unten der Ruhe pflegt, die Kirche aber oben unschädliche Herrschaft am Bette des Schlafenden übt; beim Erwachen in der Morgenfrühe hingegen der Staat sich nach oben kehrt; zur Höhe steigend, die Kirche unter sich nimmt, und nun der Mühsal des Regimentes sich unterzieht. Das ist Grund und Aufriß des deutschen doppelten Reichsgebäudes, wie das verordnete Bauamt mit Stimmenmehrheit ihn projectirt; ein

Plan, dem der Consens vieler tiefsinnigen und überfliegenden Geister weltlichen und geistlichen Standes nicht entgangen. Er hätte vielleicht auch höhere Billigung gefunden, wenn man am Unterbau nicht billigen Anstoß genommen, und wären nicht gegründete Besorgnisse aufgestiegen: Mephistopheles möge nach seiner Art, wenn der Riesenbau vollendet, die Baumeister und die Bauherren von der Zinne herniederschleudern, weil sie den eingegangenen Pact nicht ganz erfüllt.

Wir haben diesen kurzgefaßten Ueberblick unserer weitaussehenden Projecte hier mitgetheilt, um die Leser in das Panorama der Bauplätze einzuführen, auf denen sie sich zu realisiren streben. Auf Einem derselben an der sächsischen Pleiße in der Lindenstadt, hat insbesondere, während der Canicularferien, wo es auch anderwärts in den Köpfen zu spucken pflegt, eine ungewöhnliche Bewegung sich gezeigt; und der sogenannte Leipziger Handel hat sich zugetragen, damit der Thurm um ein Stockwerk gefördert werde. Die Aufgabe der Kunst war nämlich Folgende: An dem Tage, dessen Feier jetzt wieder nahte, war vor Jahren der Theil des Unterbaues, den die sächsische Landschaft zu stellen hatte, mit leichter Mühe, nach dem Abbruch der alten Feudalruine, bewerkstelligt worden. Entschlossene Menschen, mit der Jugend untermischt, waren vor diese hingezogen. Man hatte eine feste Burg ist unser Gott abgesungen; wobei mitten unter den Ripienstimmen einige Soloparthien sich durch ihre uneigennützige Hingabe bemerkbar machten. Die Straßenjugend hatte einige Backenstreiche mit den Vertheidigern vor der Mauer nicht zwar ausgetauscht; diese mußte vielmehr christlich, zur schon befriedigten linken Backe ihr auch noch die rechte entgegenhalten. Darauf, als der Gesang in einer neuen Strophe sich erhoben, wankte die Mauer in ihrem Grunde, und stürzte gleich der von Jericho; und der Veste blieb nichts übrig, als ehrenvolle Capitulation sich auszubitten. Ueber dem aufgeräumten Grunde sollte nun die Constitution dauerhaft und solid aufgemauert werden. Das Werk förderte sich mit deutscher Gründlichkeit; aber es stieß bald auf Hemmnisse und

Schwierigkeiten. Die alte Burg hatte auch das Kirchengebäude des ersten Reformators getragen; große Pfeiler und Mauern und Schwibbogen standen noch, und hinderten den Fortbau des modernen Werkes. Es war klar: wollte man die umgekehrte Pyramide auf der ersten equilibriren, das alte Gemäuer mußte erst gesprengt, und in die Lüfte geblasen werden. Die Minister aber hatten auf die Alterthümer sich versessen gezeigt, und wollten die Sprengarbeiten nicht gestatten. Sie hatten wieder ihren Rückhalt in einem Schreibfehler der alten Friedensverträge, die der katholischen Linie im protestantischen Lande die Herrschaft übergaben. Die Sache war schon bei jenem Sturme auf die Veste zu spät zur Sprache gekommen, und wurde darum nicht durchgesetzt; einige der corrigirenden Magister wurden auf die Festung gebracht, das Ganze aber mit dem Mantel der Liebe zugedeckt, und man hörte nicht weiter davon reden. Durch die Neukatholiken war später Gelegenheit gegeben, den Fehler in schicklicher Weise zu berichtigen; diese wurde aber schnöde abgewiesen; und die Minister beschränkten nun die Dissidenten, und die Erlasse vom 19. Juli ergingen zur Conservation der alten Ruine. Da kam der Geist des Herrn über den blühenden Nationalism des Landes, und er beschloß, gegen den Jesuitism zu Felde zu ziehen, im vollen Anzuge gegen das sächsische Lichtland Iran sich erhebend.

Dazu aber mußte nun vor Allem der deutsche Herr Bruder des angelsächsischen John Bull, der in eine andere normannische Familie hineingeheirathet, gewonnen werden, damit er willig dem Convenante sich beigeselle. Dieser deutsche Herr Bruder des Bullochsen über Meer, den die Natur ganz aus einem Stücke grob geschnitten, jeder Zoll ein ungeschlachter Grobian, ist nun ganz anderer Art, als dieser sein naher Blutsverwandter. Eigentlich ist die Firma des Letzten: Deutschmann und Gebrüder; denn es sind der hoffnungsvollen Söhne viele, die der alte Stammhalter des Hauses in die Welt gesetzt. Der Fragliche, mit dem wir es hier zu thun haben, ist durch ein Rautenkränzlein um die Kappe ausgezeichnet. Das Familienzeichen der ganzen Compagnie ist

trieben, zugleich aber alle politischen Romane und die dazu gehörige Poesie verschlungen; auf alle 1800 Blätter und Journale abonnirte sich der Unglückliche, der nun natürlich immer tiefsinniger wurde. Zuletzt hatte er den Cola Rienzi, Notar von Rom, sich zu seinem Helden erkohren; dessen guter Zustand sollte auch im Sachsenlande, und durch seine vielen Pressen bald in ganz Deutschland wiederkehren. Anfangs war es der Zustand in der Waldeinsamkeit, und er suchte mit den Andern in den Wäldern den Wurzelstock der Eiche, auf der die schönen Mädchen gewachsen. Das Mittelalter mochte er selbst als eine Uebergangszeit durchaus nicht leiden; von der Geburt Luthers datirte er seine christliche Zeitrechnung; von da an begann der gute Zustand. Er legte daher seinen Waffenrock nicht ferner ab; durchritt alle Jahrhunderte bis zur Revolution hin, und zählte dann die Jahre und die Tage weiter; bis er in oben erzählter Weise seine alte Bastille auch seinerseits gestürmt, und seine Constitutionsburg zu errichten angefangen. Nun wurden alle Einsassen auf sie entboten; Reden ohne Ende wurden ihnen, vom Papier ohne Ende, vorgelesen, und es wurde proclamirt: der gute Zustand sei nun eingetreten, und die Macht des Adels auf die Bürgerschaft übergegangen; Cola aber sollte fortan Gesetze geben, denen Alle gehorchten. Herolde wurden damit in alle Städte entsendet, Alle sollten den guten Zustand bei sich aufnehmen. Die fremden Potentaten, an die die gleiche Aufforderung ergangen, thaten ihr Möglichstes, um ihr zu genügen, und auch den guten Zustand in ihre miserabeln Zustände einzuführen.

Das ging nun gut; die Burgen wurden geschleift, die Landstraßen aber zur Sicherheit in Eisen gelegt. Den Tribunen allein wollte der preiswürdige Zustand immer noch nicht befriedigen; er suchte daher den möglichst Besten, daß er, als sein ärgster Feind, ihn nochmal überwinden möge. Er warf sich also in die Kirchengeschichte, und ließ nicht ab, nach dem Besten zu suchen; und als ihm der Geist das Gesuchte zugeführt, ließ er nun ihm und seinen sieben Gaben zu Ehren, sich mit sieben

Kronen krönen. Als Grundsatz wurde sofort, um die Gewissens- freiheit zu sichern, proclamirt: die Macht in der Kirche ist von der Priesterschaft auf die Bürgerschaft übergegangen; Cola, der Bevollmächtigte des heil. Geistes, der Tribunus augustus, und Befreier Deutschlands, auf welchen er die Hände gelegt, der ist geweiht. Aller Glaube ist gänzlich frei gegeben; über die Arti- kel des Credo wird nach Stimmenmehrheit entschieden; über die Sacramente, und welche von ihnen zuzulassen, balottirt; die Secten sind Majoritäten und Minoritäten in der freien Kirche, und sohin erwünscht. Es wurde nun an die praktische Aus- führung dieser Thesen Hand angelegt. Cola aber war, wie schon gesagt, auf der Kehrseite zwar ein etwas grobkörniger Geselle; auf der Vorderseite, im Profile, aber ein feiner, nur etwas zur Phantasie geneigter Rittersmann aus der Mancha; außer dem Anfalle aber sedat und stille und nachdenklich, und nicht leicht anders, als durch fixe Ideen ins Harnisch zu ja- gen. Der mit den sieben Gaben siebenmal gekrönte, geräumige Helm des Mambrin, der ihm das gedankenvolle Haupt um- faßte, war in seinen innern Räumen, wie ein ägyptischer Ofen stockweise in Nestern angelegt; und zu Tausenden waren die Eier dieser fixen Ideen dort aufgeschichtet, und warteten des Geistes, der sie bebrüten sollte. Der Heerd dieses Brutofens brannte vorn hinter der Stirne des edeln Ritters; schlugen des- sen Pulse ruhig, dann hieng der Geist die Flügel; wurde es aber jenem heiß um die Schläfe, und schwoll die Stirnader, dann regte sich der Schlafende; und es wurde nun bald unter der Helmsdecke lebendig, und das Gevögel pickte allmählig die Eierschale auf. Die Flüge, die der Ritter vorn ausgebrütet, hatte dann der Sancho hinten in Pflege zu nehmen, und sie aufzufüttern; und er that es gewissenhaft. Wunderbar geschaf- fen waren die Ausgekrochenen, und so absonderlich gethan, daß Gott selber sich über die Seltsamlichkeiten wunderte, die ihm zuvor bei all seinem Nachsinnen nicht eingefallen. Es kam nun darauf an, den Brutofen gehörig einzuheitzen, um das Geschäft in Gang zu bringen, und Gott und die Welt in's größte Er-

staunen zu versetzen. Dieß Geschäft hat die Großmeisterei sämmtlicher blühenden Orden, von der Centralloge, de l'etoile flamboyante aus, übernommen, und es glücklich durch die Presse ausgeführt. Als nämlich die Geschichte mit dem heiligen Rocke sich zugetragen, da war der Ritter aufgesessen, um zu sehen, was den Auflauf veranlaßt hatte. Anfangs hatte er die Sache mit ziemlich kaltem Blute aufgenommen; bald aber war er nachdenklich geworden; und man sah ihm an, daß ihm die alte Geschichte mit den Galeerensclaven, die er damal glücklich befreit, wieder eingefallen. Das war der günstige Augenblick; und mit einemmale hatte Saul von den Schaaren der Prophetenkinder sich umringt gesehen, die ihn Alle mit der Geschichte von dem ewigen Juden angesungen. Das schlug schnell ein, und man sah deutlich, wie die Pulse fliegend sich erhoben. Im Laufe seiner Studien über die allgemeine Weltgeschichte hatte er auf die Jesuiten einen tödtlichen Haß geworfen; Nicolai, Biester, Johann Heinrich Voß hatten seine zarteste Jugend schon belehrt, welchen unermeßlichen Schaden dieß Ungeziefer angerichtet. Er hatte darum sein Revier immer auf's sorgfältigste gegen sie gehütet; und erst kürzlich noch, als ein feiner Schalk ein Jesuitensiegel ausgekundschaftet, hatte er nicht geruht, bis die Sache sich als ein dummer Spaß erwiesen. Gegen einige Jesuitenknochen im Altare hatte er einen Feldzug abgehalten; und eben zur Stunde wieder fand er sich schwer beunruhigt, durch die authentische Nachricht über die Entdeckung eines Aufnahmediploms in die Todesangstbruderschaft, die sich in der Verlassenschaft eines kurz Verstorbenen vorgefunden; die Minister hatten in's Sterbhaus sich verfügen müssen, um dort die sorgfältigste Untersuchung über dieß angstvolle Ergebniß einzuleiten. Es ist begreiflich, die große Fabel und schöne Studie des ewigen Juden, von social-philosophischem Geist durchweht, der die geheimsten Schlupfwinkel im Labyrinth des Jesuitisms mit dem hellen Lichte der Oeffentlichkeit beleuchtet; seine erstaunlichen Triebfedern offenlegend, und in seinem energischen, und um es gerade herauszusagen, imposan-

ten Streben nach Einheit, den verkörperten Geist des Bösen im Orden nachweisend, mußte mit allen ihren Episoden, Zwischenfällen, Interessen und Thatsachen, und durch die Personen, mit denen sie bevölkert ist, und die alle mit Meisterhand gezeichnet sind, die erstaunlichste Wirkung auf diese Stimmung üben. Die Kunst feierte ihren höchsten Triumph, wie damals, als die Vögel die gemalten Beeren des Atheniensers naschten; der Geradsinn des Ritters ließ sich durch die Vollkommenheit der Perspective bestechen; er selber hielt sich für den Miterben der unermeßlichen Erbschaft des Marquis von Rennepont, die vom Jahre 1682 bis zum 13. Februar 1832, durch Zuschlagung von je fünf Procent Zinsen, nach Ablauf der 150 Jahre, auf 225,950,000 Franken, 13,775,000 Franken für Verwaltungskosten abzuziehen, angewachsen; seine sieben Kronen erinnerten ihn stets an seine sieben Miterben, die sieben Cardinaltugenden: den Prinzen Dyalma, den Hindu voll Edelmuth; das Fräulein Adrienne von Cardoville, den edeln, selbstständigen Geist, sinnlich, aber züchtig; Herren Hardy, den ausgezeichneten Kopf mit übermäßiger Erregbarkeit, darum der Sensitive genannt; Herren Abbé Gabriel, strahlend von Güte und Edelsinn; dann die beiden Töchter des Marschalls Simon, Tausendschönchen, mit den Knospen Rosa und Blanca; den Arbeiter Racktimbett, der zwischen Fleiß und Liederlichkeit in der Mitte schwankt, dessen Herz gut ist, dessen Kopf aber gar nichts taugt. Darum hatte der Ritter gleich anfangs schon auf's lebhafteste Partei genommen; er hatte gar wohl begriffen, er selber sei die Art von Schicksalsverhängniß im Drama; ein phantastisch, übernatürliches Wesen, das durch die Handlung geht, und als Aeltervater und Ausnahmsnatur überall in sie eingreift; und so hatte er nicht gesäumt, die Lanze einzulegen, um dem Rodin, in dem die ganze Geschicklichkeit und alle Laster des Ordens verkörpert sind, gelegentlich damit zu durchrennen, und das Listgewebe der Erbschleicher zu durchbohren; wie er denn auch bald dem Abbé von Agrigny glücklich seinen Plan verleidet, als die Schwester Herodias das Codizell entdeckt. Das also wirkte gut, und die Pulse gingen sichtbar höher;

doch war die nöthige Brutwärme damit immer noch nicht erreicht. Unsere Löschanstalten sind nicht eben musterhaft; kommt die Gefahr, dann haben wohl gerade eben die Schlüssel zu den Remisen sich verkrochen; die Leute sind zu Weine, oder die Eimer lechzen; wir helfen uns dann zuletzt wie in Hamburg, wir schießen mit Kanonen drein, um den Flammen weiteren Fraß zu verleiden. Aber in der andern Kunst, aus kleinen Flämmchen schnell einen großen Brand hervorzublasen, suchen wir unseres Gleichen, und lassen uns nicht träge finden. Als man die Bourbonen aus Frankreich vertreiben wollte, hat man die Bauernhöfe in der Normandie und anderwärts in Brand gesteckt. Die Feuerwerker hatten damal, wie wir belehrt worden, Kugeln, die sie unter Wasser bewahrten, und die an der Luft bei Brennbarem hinterlegt, sich selbst entzündeten. Das deutsche Phlegma weiß auch solche Feuerzeuge, bis die Stunde des Gebrauchs geschlagen, aufzusparen; und die gelegten Selbstzünder dann in ihrer Wirksamkeit loszulassen. Damit wurde dem Bären, um ihn tanzen zu machen, der Boden unter seinen Tatzen immer schärfer eingeheitzt. Die Mongolen wissen mit dem Dampfe von Hanfstengeln sich zu berauschen; aus feuchter Wolle und nassem Hechsel hat man auch hier das Aerostatengas bereitet, mit dem man den tapfern Streiter gegen den Jesuitism eingeräuchert, bis er ganz rauschig im Kopf geworden, und kirschbraun angeglüht. Es wurde so lange gedämpft, bis die rechte Temperatur getroffen war; und nun fing es auf einmal an, im Neste zu wimmeln, und die ganze Brut von Ungeheuerlichkeiten begann sich zu regen, und schickte sich an auszufliegen, daß es dem Brutherren ganz wirre vor den Augen wurde, und er zu deliriren begann. Die Träume und die Schäume, die von ihm ausgegangen, und die Wirklichkeiten und die Greiflichkeiten mischten sich seltsam durcheinander, und bildeten fratzenhafte Züge, die sich zu Carricaturen um ihn her gestalteten, und sich selber schwarz auf weiß zu Bildern daguerrotypisirten. In Ronge, Czerski und Blum schienen ihm Magister Philoteknos, Dr. Papillon und H. Spirit wiederzukehren; sie kamen

daher immer sich wiederholend vor; dazwischen heilige Röcke, Ochs und Esel zu Bischöfen geweiht, lange Züge dummen Volkes ihnen nachhutschend; dort der bayerische Bierwanst unter dem heiligen Stuhle eingeschlafen; hier dem Doppeladler in seiner Siefte von einem durchtriebenen Schelm die Flugfedern jämmerlich beschnitten. Die Wallfahrtsfahne weht auf dem Dom von Trier, wird aber von Ronge umgeblasen; dem dafür fünf schmucke Mädel sich selbst antragen, und eine Wiege zum Angedenken bringen. Kein Wunder, daß dem Phantasierenden die Wirklichkeit mit seinen Fieberträumen zusammenwuchs; da auch die ganze saftige Diät, in der man ihn gehalten, darauf hinzielte. Das neukatholische Morgenblatt erzählt uns darüber, Nr. 32, in einer Correspondenz von Ort und Stelle: „Gehörte noch vor wenigen Wochen der heilige Rock zu den Gegenständen von gutem Geschmacke, wenn er von der Fabrik von Jordan und Timäus in Chocolade ausgeführt war; so hat ihm doch seitdem die Büste des Priesters Ronge, ebenfalls in Chocolade von derselben Fabrik gearbeitet, den Rang abgelaufen. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß auch unsere Kunsthandlungen mit dem bei ihnen aushangenden Portrait Ronges gute Geschäfte machen. Cigarrenetuis, mit seinem Bildnisse versehen, finden ebenfalls ungewöhnlich starke Nachfrage; wie auch das, hier unter dem Titel: esprit de Saxe mit dem eau de Cologne glücklich rivalisirende Wasser einen großen Zuwachs von Käufern erhalten hat, seitdem außer der Abbildung Ronge's auch noch dessen Brief an den Bischof Arnoldi gratis beigefügt zu werden pflegt.“ Man begreift nun vollkommen, wie bei solcher Schwelgerei in übergeistigen Wässern und bei so fortgesetztem Naschen der unglückliche Patient immer tiefer in seine betrübten Visionen sich verstricken mußte. Jetzt liefen überdem noch bedenkliche Nachrichten von allen Seiten ein. Victoria war vom Inselreiche hinübergesegelt gekommen, um nachzusehen, wie sich das Werk des Dombaus in der letzten Zeit gefördert; und bei ihr hatten viele andere Potentaten sich eingefunden, um die Nachfeier des Wallfahrtsfestes zu begehen.

Alles aber war unter dem Vorwande geschehen, die Bildsäule Bethovens in Bonn aufzustellen; und die Töne, die aus den starken Männerchören von dort herüberschallten, machten den ohnehin schon kurz Aufgebundenen nur noch wilder. Gleichzeitig kam Nachricht, wie in Frankfurt der wiedergeborne Wenzel seinen allzuschweigsamen Beichtvätern die Zungen ausgeschnitten; an der Leine aber die Regierung mit dem Bischof den katholischen Katechism verabschiede; auch die mannhaften Thaten der Bürgerschaft von Halberstadt thaten das Ihrige, um den halb Desparaten anzufrischen, seinerseits nicht zurückzubleiben, damit ihm der Rang nicht abgelaufen werde. So nahte dann die Stunde stark heran, wo der Paroxism die Crise entscheiden sollte.

Der Prinz sollte, wie gewöhnlich, die Communalgarde mustern; was beritten war und noch bei Troste, stieg zu Pferde, die Andern marschirten zu Fuße mit; die bewaffnete, ehrsame Bürgerschaft stellte sich zur Musterung auf. Sie kannte den Dienst, wußte, was von Unmuth in ihr seyn mochte, zu beherrschen; das Gewehr wurde, wie Rechtens ist, präsentirt. Alles lief leidlich ab; nur als das Lebehoch durch unzeitiges Pausiren der Regimentsmusik versagte, gab der querköpfige Sancho nach hinten durch deutliche Zeichen seinen Beifall zu erkennen. Der Prinz sollte nun, wie herkömmlich, abgehen; wo es dann Jedem unbenommen blieb, das Seinige zu denken und ihm nachzureden. Aber er blieb, und das empfand der Manchaner von der Pleiße gar übel. Als daher die Nacht hereingebrochen, wo ohnehin alle Fieber exacerbiren, und die Mondseinflüsse auf die Kranken stärkeren Einfluß üben, da drängte das Uebel zur Entscheidung. Der Zapfenstreich hatte im Sturmschritt alle bösen Säfte zu den größeren Gefäßen hindirigirt; Alles sammelte sich um den Reitersmann her. Der aber hatte nun sein Maulthier umgekehrt, den Esel voran, auf dem der Sancho jetzt vorne ritt, während der Ritter mit herabgelassenem Visir auf der Rossesseite in trauernder Gestalt [illegible] Da hatte ein Schalk dem Rosse eine Kugel in [illegible] Esel aber

eine Distel unter den Schweif gehängt, und Beide waren nun miteinander wild geworden, und eines Laufes auf den Roßmarkt mit dem Reiter hingestürzt. Alles Gevögel aus dem Neste ist mitgeflogen; in den widerkehrenden Delirien, die jetzt im heftigsten Anfalle sich eingestellt, sind auch jene früheren Fratzen, noch verzerrter dann zuvor, zurückgekehrt. Eine dieser Carricaturen stellte die Peterskirche vor; sie war auf einen Karren geladen; Hans, der Fuhrknecht, sollte sie über die Gränze führen. Der aber hatte nach deutscher Fuhrmannsart keine Eile; die ungeduldige Begleitung aber hatte ihm zugerufen: sich zu sputen, sonst werde er seiner Ladung nachgesendet. Dieser unschuldige Zuruf war das Einzige gewesen, was der Polizei im ganzen Traume bedenklich geschienen; sie hatte ihn halb gestrichen, und nur der Hauch war sichtbar geblieben. Vor dem Hôtel de Pruße war jetzt diese Imagination zurückgekehrt, und der Imaginirende nahm das Hôtel für die Peterskirche; und ihm fielen die alten Gedanken beim Sturme der alten Staatsburg wieder ein. Er wollte nun auch den Fuhrmann zur Eile anspornen; mit Anstrengung aller seiner Kräfte brüllte er wieder das Lied: eine feste Burg ist unser Gott! und warf an der Peterskirche zuvor noch alle Fenster ein, damit das Licht überall freien Zutritt haben möge, und er die Mühewaltung sich erspare, welche die unklugen Lalenburger auf sich geladen, die in das Rathhaus ohne Fenster das Licht keuchend in Säcken hineingetragen. Damit war die Krankheit gelöst, der Gesang hatte die Crise bezeichnet; die gekochte Krankheitsmaterie aber war in der Form von Steinen ausgeworfen worden. Jetzt aber trat auch die verkannte Wirklichkeit in ihre Rechte. Die Hausgenossenschaft im Castelle des Hôtel de Pruße hat die Bluthunde der Adrastea losgekettet, von denen wir neuerlich geredet. Diese waren schon seit geraumer Zeit sehr unruhig geworden; von Berlin aus hatte der Wind eine Witterung ihnen zugeweht. Es schien sie zu bedünken, dahin gehe ihre Bestimmung; sie hatten mehr als einmal nach dieser Richtung hin geschnauft, wiederholt die Ohren nach dem von dort her erschallenden

Gesange eines Recitatives aus den Apostelbriefen hingerichtet. Aber man hatte dort aus Vorsicht Stimmgabeln ausgetheilt, um alle Orgeln gleichmäßig zu stimmen; und die Postillone hatten ihre Taschenuhren nach der Centraluhr gestellt, um die Melodien der Posthörner zu reguliren. Der Charivari war also in Zeiten gebändigt worden, und die Aufhorchenden hatten die Spur verloren. Als sie daher jetzt losgekettet waren, gingen sie auf die nächsten Sänger des Bergliedes los. Solche Bestien haben nun keine Unterscheidungskraft; sie springen in gerader Linie auf den nächsten besten Gegenstand an, der sich ihnen bietet, und reißen ihn nieder, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen. So denn auch hier in diesem tragischen Ende des komischen Vorspiels, betitelt: der Sturm auf das Castell des Jesuitengenerals Rodin. Das souveraine Volk aber versammelte sich unter dem Vorsitze des Herren Blum, und begehrte Satisfaction wegen des Friedensbruches, den der treulose Pater verschuldet.

(Fortsetzung folgt.)

XXV.

Kabinetsstücke.

Der selige Friedrich Karl von Moser hat unter obiger Aufschrift jedem Band seines (höchst reichhaltigen) „Patriotischen Archives für Deutschland“ eine Anzahl Charakterzüge merkwürdiger Personen, vereinzelte und dennoch bedeutsame Notizen, frappante Aeußerungen, inhaltsschwere Stellen aus fürstlichen Erlassen u. dgl. beigefügt. Wir entlehnen ihm diese Aufschrift, um unter derselben ähnliche Notizen zusammenzustellen, die zur Würdigung der gegenwärtigen Zustände nicht ganz werthlos seyn dürften.

Der Heidelberger Professor Ullmann hat ein Buch über die Vorläufer der Reformation geschrieben. Ein weit umfassenderes ließe sich schreiben über die Vorläufer von Ronge und Czerski. Es dürften nur die landesherrlichen Organisations-Edicte über die Stellung und Befugnisse der katholischen Kirche in verschiedenen deutschen Staaten; die Protokolle und Erlasse der katholischen Kirchenräthe und Kirchensectionen gesammelt; eine genaue Charakteristik ihrer Mitglieder, der durch sie an die Gymnasien, Universitäten und Seminarien berufenen Lehrer, der vorzugsweise durch sie begünstigten und hervorgehobenen Geistlichen zusammengestellt; das Wirken der Schullehrerseminarien in den letzten zwanzig Jahren wahrheitsgetreu geschildert werden: und weit mehr, als daß man sich über den Zulauf verwunderte, den jene Wortführer des Nihilismus unter

allerlei verwandtem Volk gewonnen haben, würde man sich wahrscheinlich verwundern müssen, daß dieser nicht weit größer, und daß aus dem so andauernd und fleißig ausgesäeten Wind der Sturm nicht weit heftiger erwachsen sei. Schon im Jahre 1804 schrieb der Verfasser des „Triumphes der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert“: wie lange noch der Katholicismus in Deutschland sich erhalten könne, „wo seine Hierarchie, um wenig zu sagen, gewaltig erschüttert ist; seine Bischöfe und Erzbischöfe, die solche große Entwürfe zur Vergrößerung ihres Ansehens zu Ems machten, sich gleichsam in Superintendenten verwandelt sehen, nnd zum Theil vielleicht, als zu kostspielig, ganz eingehen werden; wo die religiösen Körperschaften, die zur Aushülfe in der Seelsorge, zum Unterrichte in der Jugend und in mancher andern Hinsicht so unentbehrlich waren, aufhören; wo der Katholicismus, statt daß er vormals in diesen und jenen Ländern und Gebieten die herrschende Religion war, nun durch Uebergang dieser Länder an protestantische Regenten nur die geduldete geworden; wo die Katholiken, um das Zutrauen ihrer neuen Mitbürger zu gewinnen, und sonst auf mannigfaltige Weise, wofern anders durch religiösen Druck die Bande an die Religion nicht fester zusammengezogen werden, sich immer mehr dekatholisiren werden, und in dem deutschen Fürstenrathe die Zahl der Katholischen beträchtlich kleiner ist, als diejenige der Protestantischen, — das Alles bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung.“ — Gottlob! Spiritus Domini spirat, ubi vult; die Prämissen, welche der Verfasser hier aufstellt, haben sich immer mehr entwickelt, und sind systematisch immer weiter getrieben worden, die Folgerungen dagegen sind nur theilweise eingetroffen, und die Clausel: „wofern anders durch religiösen Druck die Bande an die Religion nicht fester zusammengezogen werden“, hat eine Wirksamkeit gewonnen, welche damals nur sich wünschen, nicht aber ahnen ließ. Es mag seyn, daß durch die neuesten Erscheinungen auf katholisch-kirchlichem Boden die Ziffer der Katholiken in den Statistiken um etwas verringert wird, daß

da so viel Spreu und Schaum, wie der Koth vom Rade, abgefallen ist, das Gewicht sich vermehrt.

In einem deutschen Ländchen, in welchem die antikatholische Bewegung, der neuerdings unversehens und aller klüglichen Berechnung zum Trotze lästiger werdenden Kirche gegenüber, hoher Ministerial-Protection sich zu erfreuen hat, beginnt die köstliche Bundesgenossenschaft des büreaukratischen Entfinsterungsgewerbes in das Entgegengesetzte umzuschlagen. Gesellschaftlicher Abhub, an dem nicht viel gelegen ist, wendet allerdings dem trüben Lichte des Cometenschweifes jubilirend die Blicke zu, aber gleichzeitig ist in vielen Andern das durch eine lange Reihe von Jahren zurückgedrängte kirchliche und katholische Bewußtseyn aus seinem Schlummer unerwartet wieder erwacht. Jüngere Geistliche, durchdrungen von der hohen Bedeutung ihrer Mission, kraft deren sie zur Ueberlegung gelangt sind, zu Anderem, als zu Schreibern im Dienste des Oberamts, oder zu Surrogaten einer nicht Allem genügenden Polizei berufen zu seyn, scheuen sich nicht, dem Volk seinen kathoschen Glauben wieder darzulegen, den allgemach beseitigten Begriff der Kirche ihm wieder beizubringen. Greise, welche durch lange Jahre den Gottesdienst als etwas Ueberflüssiges zu betrachten gewohnt waren, finden sich wieder bei demselben ein; ein geheiligtes Feuer wallt wieder in ihren Adern; die außer Brauch gekommenen, oder vielleicht gar in übermüthiger Seichtheit verspotteten Wallfahrten werden wieder zum Bedürfniß; Frauen, welche sonst Bedenken getragen hatten, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen, scheuen eine Strecke von vielen Stunden nicht, um an einer Gnadenstätte sich einzufinden, und die Kapelle der schmerzhaften Mutter zu ** im Königreich Bayern hat im verflossenen Juli mehr Wallfahrter aus einem Nachbarlande gesehen, als vielleicht während eines vollen Jahrzehends zuvor.

Die Einwohnerschaft der vormaligen bischöflichen Stadt Constanz hat sich jüngst in Betreff des Rufes, in den politische Hetzer und kirchliche Schreier dieselbe gebracht hatten, vollkommen rehabilitirt. Wie oftmals das Volk besser ist, als seine Regenten, so scheint das Constanzer Volk besser zu seyn, als seine Geistlichen. Von diesen wird etwas Merkwürdiges berichtet. An dem geistigen Bau der Kirche, wie derselbe den Gläubigen durch den Cultus in lebendiger Anschauung zu innerer Theilnahme sich vermittelt, ist dort seit Anfang dieses Jahrhunderts unter Aufsicht eines obenanstehenden Werkführers weggezimmert worden, was Zeug hielt. Was subjektiver Ansicht nicht zusagte, wurde als brandiger Auswuchs in die Späne gehauen. So wars dem überall gebräuchlichen Gottesdienst in Beichthören, Predigen und Hochamthalten an den Carnevalstagen ergangen; wäre es ja inhuman gewesen, die brausende Carnevalsluft durch Aufstellung eines Contrastes auch nur von ferne zu hemmen oder zu stören. Anderer, als der seit bald einem halben Jahrhundert gepflanzten und gepflegten Gesinnung glaubte ein Geistlicher, der jedoch keine Seelsorge wahrzunehmen hat, die Herstellung des altkatholischen Brauchs dürfte doch jetzt noch Theilnahme finden; wie groß immerhin der Haufe seyn möchte, der der Ausgelassenheit sich hingäbe, Einzelnen dürfte die Gelegenheit, sich zu sammeln, selbst jetzt noch erwünscht seyn. Er berieth sich darüber mit benachbarten Geistlichen, die sein Vorhaben billigten, Mitwirken anerboten, aber zweckmäßig fanden, daß vorerst dem Ordinariat, dem Oberkirchenrath und dem Oberstudienrath Anzeige gemacht würde. Keine der drei Stellen erhob Einsprache, jede ließ dem Unternehmen ungehindert den Fortgang. Der Erfolg übertraf jede Erwartung; viele Personen kamen zur Beichte, zahlreiche Zuhörer fanden zu den Predigten sich ein, mit Andacht wohnten Viele den Hochämtern bei.

Da wurden ob solcher unzeitigen Restauration eines abgethanenen Ueberflusses die drei Decane der Stadt, eitel im Lichte der Zeit wandelnde Männer, stutzig. Sie schri

sammen, um über derlei mittelalterliche Reactionen, um ihre Entrüstung über so engherziges Bemühen, das Volk von den Pfaden ihres Fortschrittes auf die ehemaligen Bahnen der finstern Blindgläubigkeit und des Uebermaaßes gottesdienstlicher Bezeugungen zurückzutreiben, gegenseitig ihre Bekümmerniß sich mitzutheilen. Sie beschlossen, beschwerend an jene drei Stellen sich zu wenden; was ja in dem Verlauf der Zeiten Jahr um Jahr abgelaufen, ohne daß am Ende eines jeden derselben die geringste nachtheilige Spur jener Beseitigung sich bemerklich gemacht hatte, warum nun, da bisher so friedlich Jahre und Menschen einander Platz gemacht, und ihnen, der Stadt wohlbestallten Seelsorgern, nie die Spur des Bedürfnisses nach Herstellung einer weislich beseitigten Gewohnheit zu Kunde gekommen, durch unzeitiges Vermehren des Positiven den gebildeten und beachtenswerthen Negativen in so finsterer Anwandlung Aergerniß geben? Die beiden weltlichen Behörden nahmen die geführte Beschwerde beifällig auf, trugen des erleuchteten Eifers des Seelsorgers gebührende Rechnung, und ließen, mit ihrem frühern Gutheißen im Widerspruch, an denjenigen, welcher jene gottesdienstliche Uebung wieder eingeführt, eine ernste Verwarnung, daß er im kommenden Jahr dergleichen nicht wieder sich beigehen lasse.

In dem Hause eines angesehenen katholischen Staatsmannes war noch vor nicht gar langer Zeit ein junger Geistlicher als Erzieher angestellt. Er erwies sich tadellos in seinem Betragen, und seinen Gesinnungen nach gehörte er eben so wenig zu denjenigen, welche in Auflehnung gegen die Kirche, ihre Lehren, Satzungen und Gebräuche den wohlfeilen Ruf eines hellen Kopfes sich erwerben zu können wähnen. Doch fiel es der Dame des Hauses unangenehm auf, daß der Hauslehrer bisweilen mit der Familie frühstückte, und hierauf die heilige Messe las. Nachdem sie dieses einige Male schweigend hatte hingehen lassen, fand sie sich doch in dem Gewissen verpflichtet, ihr Befremden hierüber auszudrücken. Da äußerte der

junge Geistliche ganz unbefangen seine Verwunderung, daß er hierin sich sollte verfehlt haben, und erklärte: er habe gar nicht gewußt, daß es unerläßlich sei, nüchtern die heilige Messe zu lesen, ihm sei solches nie gesagt worden. — Er mag in dem Seminarium zu einer Zeit sich befunden haben, zu welcher die Staatskirchendirection meinte, welches Recht sie dem Ordinarius einräume, wenn sie ihm gestatte, das Seminarium besuchen zu dürfen, was vermuthlich nicht einmal einem durchreisenden Fremden wäre verweigert worden. Jetzt möchten doch dergleichen leichtfertige Vergeßlichkeiten einer strengen Kirchenvorschrift nicht mehr vorkommen.

Es mag nicht viel über ein Jahrzehend verlaufen seyn, seit ein paar Seminaristen, die bald die Weihen erhalten sollten, auf einer Wanderung nach der Schenke eines Dorfes einem minderjährigen Mädchen begegneten, welches sie mit sich nahmen, dort, wenn nicht andern Unfug mit ihm trieben, dasselbe betrunken machten, so daß es auf dem Heimwege in einen Straßengraben fiel und liegen blieb. Als es nach eingebrochener Nacht nach Hause zurückkehrte, und alles Nachfragen und Suchen vergeblich war, boten die geängstigten Eltern die Nachbarsleute auf, daß sie mit ihnen ihr Kind suchten; allein, da alles vergeblich war, mußten sie in tiefster Bekümmerniß die lange Nacht zubringen. Am folgenden Morgen endlich langte das Kind im jämmerlichen Zustande zu Hause an, und erzählte seine Begegnisse. Es wurde Nachforschung gehalten und herausgebracht, wer die Veranlasser des schädlichen Frevels wären. Der Ordinarius erklärte darauf, daß er diesen Burschen die heiligen Weihen nicht ertheilen werde. Diese wendeten sich an die Staatsgewalt, welche frivol oder kirchenfeindlich genug war, dem Ordinarius zu erklären: die Beiden hätten sich einmal für den geistlichen Stand vorbereitet, und befänden sich in einem Alter, in welchem es ihnen schwer fallen würde, eine andere Laufbahn zu betreten; daher habe er ihnen

entweder ohne Weigerung die Weihen zu ertheilen, oder aber, wenn dieß nicht geschehe, für deren Unterhalt zu sorgen. Der Ordinarius war schwach genug — zwar unter Seufzen — das Erstere zu thun, statt das Letztere vorzuziehen und es öffentlich bekannt zu machen, wobei er der Mitwirkung aller Gutgesinnten sich hätte versichert halten dürfen. Mag man bei solcher Lähmung der Bischöfe und bei solcher Niedertretung ihrer Rechte (wovon dieses nur eines der grellsten Beispiele ist) sich noch darüber verwundern, daß die beharrlich ausgestreute und sorgfältig begossene Saat endlich solche Früchte trägt, welche zuletzt selbst den Säemännern und Wärtern Verlegenheit bereiten könnte?

Durch nichts ist die innere Negation des Protestantismus und die äußere Knechtschaft desselben unter der Staatsgewalt, die totale Abwesenheit eines einigenden Lebensprincipes in demselben und des Bewußtseyns eines rechtlichen Bestehens so zur Evidenz gekommen, wie durch das Aufkommen der theistisch-radikal-communistischen Secte, welche in lächerlicher Anmaßung die Benennung deutschkatholische Kirche sich beilegen möchte. Von der Kirche, mit der sie innerlich niemals in Gemeinschaft standen, haben die Theilnehmer an dieser Secte äußerlich sich getrennt; hierin aber ausschließlich — da sie ja bekanntlich über nichts Weiteres sich verständigen können, liegt ihre Einigung. Dieser zufolge möchten sie sich wenigstens nach außen als einen Verein darstellen und etwelchen Gottesdienst ausüben. Aber auch selbst, wo man zu so Vielem gegen die Kirche sich berechtigt glaubt, wagt man es doch nicht, zu befehlen, daß ein Dach die Glieder der Kirche und den Auswurf der Kirche schirmen müsse. Da müssen nun manchen Orts die protestantischen Kirchen aushelfen. Raum ist ja genug vorhanden, warum denselben nicht benützen? und es einzurichten, daß die Einen den Andern nicht in den Weg treten, ist das Allerleichteste. Aber liegt nicht in solcher Anordnung die schweigende Anerkennung, daß in dem Wesen außerhalb der Kirche ein gemein-

sames höchstes Moment sich finden lasse? Sind (was einiger Orte geschehen seyn soll) den Kindern, welche die Mutter mißhandelt, die Pforten der protestantischen Kirchen mit Freuden aufgethan worden, so scheint damit der Beweis geführt, daß für Einige vollkommen genügende Qualification zu inniger Brüderschaft in jenen Mißhandlungen liege, und Cultus, Dogma und selbst das apostolische Symbolum Nebendinge seien, mit denen es ein Jeder nehmen möge nach Belieben, dafern er nur in jener Hauptsache sich als correct bewähre. Würde wohl ihr Altmeister Luther auch zu so schofler Verträglichkeit sich herabgelassen haben? Er, der die Sacramentirer (Zwinglianer) für Kinder des leibhaften Teufels erklärte. Sie haben wahrlich gut gethan, ihn aus einem Lehrer und Kirchenstifter in ein bloßes Symbol des Widerspruchs und der Verneinung zu verwandeln!

Oder sie haben die Ministerialerlasse, kraft deren sie des einen Orts den aus der katholischen Kirche geschiedenen Bodensatz in ihre Bethäuser aufnehmen, des andern Orts gar noch solche kirchliche Handlungen unter ihnen verrichten müssen, welche auf die bürgerlichen Verhältnisse Einfluß üben, ungerne gesehen, aber dennoch vollzogen, was höchsten Orts beliebt worden, weil mit der Uebergabe der Landeskirchen an die Territorialgewalt aus jenen selbst die leiseste Lebensregung, als einer aus eigener Befugniß bestehenden, von dannen gewichen ist. Diese protestantischen Vereine konnten in ihren Summitäten den General-Superintendenten und Oberconsistorialräthen jener Gewalt nur erwidern, was Bileams Eselin ihrem Reiter: „Bin ich nicht deine Eselin, darauf du geritten hast zu deiner Zeit, bis auf diesen Tag?“ Würden die weltlichen Gewalten, die jedoch bei solchen Maaßnahmen in ihrem guten, weil aller anfangs durch einen kirchlichen contract social ihnen übertragenen Recht standen, gegen irgend eine Gilde so gehandelt haben? Gesetzt diejenige der Schneider hätte unter ihren Gliedern eine Anzahl Renitenten gehabt, welche stürmend aus der Herberge ausgeschieden, zugleich aber von dem an seiner Ordnu

Handwerk wären ausgeschlossen worden: würde wohl ein Polizeichef es gewagt haben, die Rothgießer anzuweisen, hinfort ihre Herberge mit jenen vorurtheilsfreien Deutsch-Schneidern zu theilen? Haben die Staatsgewalten es geahnt, oder ist es ihnen gar nicht zu Sinn gekommen, welch ein schneidender Hohn aus diesen Verfügungen herausgrinse: daß nämlich die protestantischen Kirchen Oerter seien, in welche füglich Alles sich hineinweisen lasse, was nirgends sonst könne unter Dach gebracht werden. Die wahren protestantischen Vormänner aber werden rufen: sehet da einen neuen, leuchtenden Beweis unserer Toleranz; Alles, was Gott fürchtet und auch nicht fürchtet, was recht thut und auch nicht recht thut, ist uns angenehm, denn für Gottesfurcht und Rechtschau kann es keinen überzeugerndern Beweis geben, als Auflehnung gegen die katholische Kirche *)!

Wem fallen da nicht Tertullians Worte bei, die man in seiner Schrift de praescriptione haereticorum C. 12 findet: „Das Werk der Häretiker besteht nicht im Aufbau, sondern in Zerstörung der Wahrheit. Sie untergraben das Unsrige, um das Ihrige darauf zu bauen. Nimm ihnen das Gesetz Mosis, nimm ihnen die Propheten, nimm ihnen Gott, den Schöpfer, sie führen darüber keine Klage. Leichter fällt es ihnen, ein errichtetes Gebäude niederzureissen, als ein in Trümmern liegendes wieder aufzubauen. Nur zu jenem Werk finden sie sich bereitwillig, wohlgeneigt und willfährig ein. Sonst erzeigen sie ihren Vorstehern keine Ehrerbietung; darum finden sich bei den Häretikern so viel als keine Spaltungen, weil diese, wenn sie auch noch so sehr vorkommen, als etwas Alltägliches gar nicht auffallen. Ihre Einheit besteht in der Spaltung, d. h. darin sind

*) Die Unparteilichkeit fordert indessen die Anerkennung, daß die Würtembergische Regierung eine solche Aufnahme in die dortigen Kirchen für unzuläßig und rechtswidrig erklärt, und der Dichter und Pfarrer Gustav Schwab dort der einzige Geistliche war, welcher dem sectirerischen Unglauben seine Kirche geöffnet wissen wollte.

Anmerk. d. Red.

sie eins, daß sie Alle unter sich uneins sind. Man dürfte mich einen Laven schelten, wenn sie nicht in ihren Glaubensregeln unter einander verschieden wären; denn ein Jeder verändert an demjenigen, was er empfangen hat, nach eigenem Gutdünken, gleichwie auch derjenige nach eigenem Dafürhalten dasjenige gestaltet, was er übergab. In ihrem Fortschritt bleibt der Sache ihre eigene Natur immerwährend in Erinnerung, die Weise ihres Ursprungs steht ihr unablässig vor Augen. Was dem Ersten erlaubt war: nach Willkühr den Glauben zu neuern, das bleibt auch den Nachfolgenden erlaubt."

In einem Bericht, den die oberste Kirchenbehörde in Schweden vor einigen Jahren über nothwendige Verbesserungen im öffentlichen Unterricht erstattet hat, heißt es unter andern: „Das Consistorium glaubt, daß der Unterricht der arbeitenden Classen wesentlich religiös seyn sollte. Halbe Bildung macht den Bauer zum Zeitungsleser, zum Bauern-Advokaten u. dgl., das Schlimmste, was ein Bauer werden kann. Bei den Reichstagen, die, wenn sie auch keinen politischen, so doch einen großen pädagogischen Mißgriff bilden, wirft von Anfang an diese Halbbildung den Bauern in die Reihe der Zänker, Rechthaber und Mißvergnügten. Es ist traurig, zu sehen, wie dieser Wechselunterricht den Reichstag und den schwedischen Bauer verändert hat, der in den bessern Tagen, in den Tagen seines Ruhmes, es als seine Bestimmung und Ehre ansah, Gott und den König zu lieben und zu ehren. Das Abendblatt ist jetzt seine Bibel und Politisiren seine liebste Beschäftigung. Für sein eigenes Fach hat er jede Lust verloren, und geht er zu demselben zurück, so geschieht es, um über dessen drückende Last zu declamiren. Von den Rechten des Menschen, von constitutionellen Fragen, von dem gehörigen Gleichgewicht der Staatsmächte hat er allerhand eitles Geschwätz aus den Zeitungen und von den Zeitungsschreibern gesammelt, und diese sind seine, durch ihn ernährten Patrone."

... ist so ansteckend, wie die demokratische; die

zu Hausegebliebenen lauschen mit Wohlgefallen den liberalen Declamationen der Hochaufgeklärten. So wird nach und nach derjenige Stand demoralisirt, welcher den Kern des Landes bilden sollte. Die ganze arbeitende Classe zu solchen constitutionellen, reichsständischen Strohmännern zu erziehen und zu bilden durch neue, erweiterte Volksschulen, scheint die Meinung mit den sonderbaren Ansprüchen an diese zu seyn, welche die Gründer des jungen Schwedens überall machen.] Das Consistorium bedauert jede Gesellschaft, deren Mitglieder von Jugend auf in solchem Geiste erzogen werden, und die Mittel haben, ihn zu behaupten."

Ein vormaliger katholischer Geistlicher, welcher aber der lästigen Pflicht, die heilige Messe zu lesen, längst sich enthoben hatte, meinte in dem Auftauchen der neuen Secte das Morgenroth eines so heiß von ihm ersehnten Tages begrüßen zu können, und in ihr den bisher vermißten Scheffel gefunden zu haben, auf welchen er sein so ungebührlich verkanntes Licht endlich stellen könne. Das nun schlug, trotz auffallender Schritte und unternommener Reisen, fehl, und die geschäftigen Bemühungen hatten eher noch das Entgegengesetzte zur Folge. Nachdem dann der neue Apostel seinen warmen Eifer für die endlich aufgefundene Wahrheit dadurch bethätigt, daß er mit einer durch ihn ebenfalls zur Erkenntniß gebrachten Köchin Arm in Arm durch die Straßen seines Wohnortes gelustwandelt, brachte ihm sein Geist die Formen der ehevorigen Dienstverrichtung unerwartet wieder in Erinnerung; gelüstete ihn daher nach einer Tasse Caffee, nach einem Butterbrod, nach einem Glas Wasser, so sang er im Jubel seiner Emancipation, das Verlangen der Köchin, jetzt in der Epistel-, dann in der Evangelien-, dann in der Präfationsweise; das eine Mal wie das Dominus vobis cum, das andere Mal wie das Pax Domini, das dritte Mal wie das Ite missa est zu. Als Ebenderselbige dem Ordinarius seine Formalen zurückstellen sollte, und es so weit kam, daß ein Commissarius in seine Wohnung mußte ge-

sendet werden, um sie zurückzuverlangen, verweigerte er auch diesem die Herausgabe. Welchen Werth sollen sie aber für denjenigen noch haben, der so solenn von der Kirche sich losgesagt hatte? Waltet Hoffnung vor, sie doch noch gebrauchen, d. h. mißbrauchen zu können? Oder knüpfte sich an die Weigerung der Gedanke, am Ende ließen sie sich noch als Hinterthüre gebrauchen?

Mehr als je dürfte Christus mit Bekümmerniß erfüllt werden über das arme Volk, wenn er in unsern Tagen Prediger sieht, welche die hohe Mission Jesu, daß er heute und gestern und in Ewigkeit derselbe sei, an ungeistliches und loses Geschwätze vertauschen; die durch Schönrednerei, Ohrenkitzel und hiedurch erworbene Damengunst auf Kanzeln sich schwingen, von denen nur Christus, der Weltheiland, mit seiner Dahingebung und den hieran geknüpften Anforderungen verkündet werden sollte. Entstünde die Frage, wer als christlicher Prediger seiner hohen Bestimmung entschiedener Hohn spräche: derjenige, der den nackten Unglauben verkündigte, oder derjenige, der in einem Allerweltsglauben unter duftigen Phrasen herumpatschte? so müßte unstreitig die Wagschaale zum Nachtheil des Letztern sich neigen. Das Erste kann doch noch entschiedenen Widerspruch hervorrufen, das Andere lullt in den verderblichen Schlaf ein, woran man sein weibliches Behagen finden mag. Wie aber, wenn derjenige, welcher seiner wahren Bestimmung nach berufen ist, das lebendige, kräftige, gleich einem zweischneidigen Schwert Seele und Geist durchdringende Wort Gottes zu verkünden, mit sorgfältig gelocktem und gescheiteltem Haar, mit einer vor dem Spiegel angelernten Mimik, in gekünstelter Redeweise auftritt, und sich als höchste Aufgabe setzt, unter Blumen nach Bildern zu haschen, und so den höchsten Preis davon trägt: der Lieblingsredner der eleganten und sogenannten gebildeten Welt zu werden! Ist sich dann zu verwundern, daß für solche das Christenthum zum Riechfläschchen einschrumpft, mit dem man in müßigen Minuten

spielt? Ob dergleichen Sonntags-Zeitvertreiber auch je an einen Augustinus, Chrysostomus und Gregor den Großen gedacht oder gar sich vergegenwärtigt haben mögen, wie diese die hohe Aufgabe, welche im Grund noch heutzutage dieselbe ist, genommen hatten.

XXVI.

Literatur.

I.

Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta 1845.

Obgenanntes Werk des berühmten Reisenden ist, wie zu erwarten stand, allenthalben mit Beifall aufgenommen worden, und zum größten Theile mit Recht. Man findet in demselben seine gewohnte Frische und Klarheit des Ausdruckes wieder: man lernt durch ihn den Zusammenhang und die Einheit der Naturerscheinungen besser begreifen, und wird dadurch auf einen, noch allzu wenig erstrebten, übersichtlichen Standpunkt gestellt; man bekömmt besonders an jenen Einzelnheiten des Magnetismus und der Klimatologie Interesse, an deren Erforschung sich der Verfasser selbst eifrig betheiligte; man findet aber auch an dem Buche nicht nur eine jedem Gebildeten verständliche und sehr belehrende Erscheinung, sondern auch ein treffliches Kunstwerk, welches in fortlaufender Beziehung auf das Element der Wärme durchgehends denselben Grundton festhält, und in den Uebergängen nicht die geringste Härte verspüren läßt; kurz, der „Kosmos" ist nach Form und Inhalt eine höchst unterhaltende Lektüre, welche die Aufmerksamkeit des Lesers bis ans Ende in Spannung erhält, wenn man anders nicht lauter neue Entdeckungen und Erfahrungen verlangt. Und doch kann uns, wir gestehen es, das schöne Werk keineswegs ganz befriedigen, denn gerade da oft, wo wir mit Bestimmtheit erwarten durften, ein Resultat ausgesprochen zu finden, wird uns dieses vorenthalten, und besonders die Partie der geologischen Betrachtungen, um derentwillen wir in

[illegible] Blättern über das Werk [illegible] hat uns diesen Moment [illegible] fühlen lassen. Wir wollen der Wissenschaft als solcher [illegible], [illegible] ihrer Sphäre [illegible], [illegible] [illegible] wege geführt hat, und die die Wissenschaft, wenn sie nur [illegible] Zwecken dient, doch nur zur Wahrheit führen kann: wir wollen ihr nicht weniger ein Bekenntniß [illegible], das ihren [illegible] [illegible]; wir wollen ihr Recht nicht schmälern, und eben so wenig sie zu [illegible] [illegible] Entscheidungen zwingen: aber so viel [illegible] wir [illegible] [illegible] allen noch übrigen Zweifeln, die Forschung [illegible] daß man in einem noch populär sein sollenden Werke, wenn auch nur in wenig Worten, des Zeugnisses, daß die lange widerspenstige, weil noch halbverlorene Wissenschaft der neptunischen Schöpfungsgeschichte jeden [illegible] mit neuem Gewissen gedenken könnte. Oder hat sich Herr von Humboldt vielleicht die Jammertöne von hierarchischen und geistfeindlichen Tendenzen mit neueren und ähnlichen früheren Vorgängen [illegible] in der Hallischen Literaturzeitung über des berühmten Wagner's „Urgeschichte der Erde“ [illegible] falls, zu Gemüthe geführt? Freilich bei der meisten jener Forscher, die nicht viel höher als bei de la Beche und Beaumont schweben. Immer ihm hat [illegible] offene Hinneigen nach der Werner'schen Theorie [illegible] Eintrag thun, und wir wollen nicht entscheiden, ob nicht die [illegible] Veröffentlichung eines anerkennenden Briefes, den er an einen Anhänger der letztern geschrieben hat, viel böses Blut erregen wird. Nicht aus [illegible] der Ursache, sondern der Sache selbst wegen, müssen wir es auch sehr beklagen, daß Humboldt die Abhandlung von Buch „über die Theorien der Erde“ und andere damit zusammenhängende Schriften gänzlich ignorirt hat; auch er also hat sich über neptunische Vorurtheile und Antipathien dabei nicht erschwingen können! Was nützt hingegen von Granit und Metamorphismus der Gebirgsarten zu sprechen — Begriffe, die in ihrer bisherigen Fassung allzu vage sind? Damit wäre höchstens eine Scheinberuhigung für den Forscher gegeben, die ihn von rationellerem Verfolgen abhalten könnte. Im Uebrigen unterscheidet Humboldt zwischen vulkanischem und plutonischem Proceß gut genug, und in einzelnen Stellen kann er sich doch nicht der in der chemischen Theorie liegenden Thatsachen erwehren, wenn er gleich jene, wie gesagt, übersehen zu haben scheint. Ehrenberg's Entdeckung der Infusorien in den Mineralien erwähnt er mehrmals, ohne ihre tiefe geologische Bedeutung erfaßt zu haben, die freilich auch dem Entdecker selbst nicht klar geworden ist. Was nun noch seine Meinung über die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts betrifft, so wäre dieselbe in einer vielgelesenen Zeitung zu hart angelassen; es befremdet indeß jedenfalls, aus Wilhelm von Humboldt's Munde, wie von seinem Bruder citirt wird, die Sagen über die Abstammung von einem Menschenpaare für

menschliche Erfindung erklären zu hören. Hat die Wissenschaft keinen Beweis dafür gefunden, so mag sie sich eben bescheiden, zu schweigen; und wahrlich nichts gibt ein Recht, den Worten der deutlichen Offenbarung gegenüber, auf mindest gleichberechtigte Möglichkeit hinzudeuten, daß es statt eines einzigen Menschenpaares alsogleich ein Urvolk auf Erden gegeben habe, vielleicht gar aus der generatio aequivoca entstanden, wofür zuletzt noch der Kirchenvater Augustinus Zeuge seyn sollte. Den Verdiensten, welche Wilhelm von Humboldt sich in Erweisung der Einheitlichkeit der Sprachen erworben hat, wollen wir übrigens mit unserer Aeußerung keineswegs zu nahe treten. Daß A. v. Humboldt in seiner ganzen Weltbeschreibung gar nie des schaffenden und erhaltenden Gottes sich erinnert, wollen wir nicht weiter urgiren; ist man's ja leider von früher gewohnt, ihn nur von einer allgütigen Natur ꝛc. ꝛc. reden zu hören, woraus wir freilich noch keinen sichern Schluß auf seine innere Anschauung ziehen wollen. Aber die Berliner literarische Zeitung möchten wir denn doch fragen, was sie veranlaßt hat, gegenüber den eben erwähnten Thatsachen, dem Verfasser des Kosmos gleichsam für seine religiöse Gesinnung zu danken. Weiß sie für ihre Partei keine besseren Stützen, dann ist sie wahrlich übel berathen. Und was auch berechtigt sie, als ob Humboldt sich in dem Werke, wo kaum mit einem Worte darauf hingedeutet ist, umständlich geäußert hätte, auf die Nachtheile philosophischer Speculation in den Naturwissenschaften loszuschelten, und gelegentlich an Hegel, dessen sich ihre Halbheit doch nicht erwehren kann, ihren Muth zu kühlen?

Daß Hegel vor Zeiten die vermeintliche Lücke zwischen Mars und Jupiter als mit der Planetenharmonie übereinstimmend erklärte, war ja gerade auf damalige Erfahrung und nicht auf die Speculation, welche in der That das Wahrhaftige voraussah, basirt. Cuique suum denken wir, und da bemerken wir, daß die Hegel'sche Philosophie der Erde wieder ihre besondere Bedeutung, wenn auch mit Mißverständnissen, vindicirt hat, gegenüber den Deisten, die es unter Anderm nicht begreifen können, wie Gott sich so insbesondere um die armselige Erde kümmern könne, und die nun doch auch durch strengere astronomische Forschungen dem gerechten Spotte überliefert werden. Beliebe die literarische Zeitung übrigens noch unsere schlüßliche, zielsetzliche Meinung zu vernehmen: Nur die katholische Anschauung in der Festigkeit ihres Dogmas vermag die Wissenschaft vor steten Schwankungen zu bewahren, und ihr die nöthige Selbstständigkeit, die ächte Freiheit zu gewähren. Noch ist in der Wissenschaft eine große Aufgabe zu vollenden, immer größer wird indeß die Kluft, welche die Kräfte der Negation aufreißen, und sie droht auch alle übrigen Elemente des Staatslebens in sich zu verschlingen, wie die Literarische Zeitung selbst ja zuweilen beklagt hat. Materielle Waffen sind im Kampfe dagegen durchaus

unzureichend, nur die geistigen können uns den endlichen Sieg erkämpfen; aber leider sind sie nur zu selten geworden. Nichts scheint uns nöthiger, als daß man sich mit ihnen versehe, statt dessen gibt man in kleinlicher Eifersüchtelei die höchsten Interessen preis, und die vorhandenen Kräfte einer positiven Richtung erschöpfen sich zusehends ohne Rückhalt und Hülfe. Lasse uns demnach die Literarische Zeitung, ohne uns, wie sie und ihre Consorten gewohnt sind, zu verdächtigen, offen aussprechen: daß die gesammte Wissenschaft einmal wieder katholisch, und dadurch ihrer selbst bewußt werden müsse, und daß, um die Zukunft von Thron, Vaterland und Altar zu bewahren, menschlicher Ansicht nach das Unerläßlichste, das Nöthigste ist, eine Schaar von ihr gewidmeten Kräften zu bilden und zu ermuthigen, so lange es noch Zeit ist, was vielleicht nicht gar lange mehr der Fall seyn möchte. Wollen uns die Leser diese treugemeinte Abschweifung verzeihen, und indem wir zu Humboldt zurückkehren, unsere Versicherung genehmigen, daß wir das Erscheinen des zweiten Bandes des Kosmos mit Begierde erwarten, weil wir schon an dem ersten ein Werk gefunden haben, das kein gebildeter und an innerer Erkenntniß gefestigter Mensch ohne Nutzen aus der Hand legt, und weil wir auch in demselben für die durch Ritter zur Wissenschaft gewordene Erdkunde einigen Fortschritt nicht verkennen.

II.

Patrum Apostolicorum S. Clementis Rom. S. Barnabae, S. Ignatii et S. Polycarpi epistolae. Accedunt S. Ignatii et S. Polycarpi martyria. Textum ad optimarum editionum fidem recensuit Fr. X. Reithmayr, SS. Theologiae Doctor et Professor P. O. in universitate Monacensi. Monachii (Libr. Lentneriana) 1844. 8. XXXII. 368.

Wie schmerzlich bei der lebhaft erwachten Liebe zur christlichen Vorzeit und deren literarischen Denkmalen der Mangel an allen zugänglichen Ausgaben der Väter und Kirchenschriftsteller empfunden wird, wissen Lehrende und Lernende aus täglicher Erfahrung. Dasselbe bedauert mancher noch tieferen Studien befreundete Priester auf dem Lande und in den Provincialstädten. Durch den Raub und die Vernichtung der Klosterbibliotheken, wie durch den Verkauf der Doubletten in das Ausland, selbst noch aus Central-Bibliotheken, ist es endlich dahin gekommen, daß in Gegenden, wo sonst, je im Umkreis weniger Stunden, eine ansehnliche Klosterbibliothek angetroffen wurde, auf mehrere Meilen ringsum kein patristisches Werk zu

erlangen ist; wozu noch der Umstand tritt, daß der Privatankauf noch allenfalls übriger Reste, eben durch die Concurrenz ausländischer Commissionäre, kaum mehr für den sehr Wohlhabenden zu erschwingen ist. Ueber diesen Verlust mögen sich diejenigen allerdings leichter trösten, welche auch als katholische Schriftsteller die Patristik nur gleich einem Herbarium ansehen, das die gegebenen, beweiskräftigen Stellen längst classificirt, und in dogmatischen und exegetischen Handbüchern aufgespeichert enthält. Nicht also urtheilt aber der gründlicher gebildete Theologe und Gelehrte, der hinter dem Materiale den Geist, die Methode, kurz das eigentliche Leben der christlichen Literatur aus den Urquellen zu erkennen und sich anzueignen wünscht. Diesem Begehren zu entsprechen, wurden neue Editionen der Kirchenväter in Paris bei Didot, in Oxford, London, zum Theil auch in Leipzig und Berlin veranstaltet. — Mit ausnehmender Liebe aber wandte von jeher der christliche Sinn den wenigen, jedoch um so gehaltvolleren Schriften der apostolischen Väter sich zu. In ihnen wehte ja noch so unmittelbar der Geist der apostolischen Salbung; das mächtige und klare Schauen und Empfinden des Glaubensinhaltes trägt sich aus diesen Schriften, selbst ohne das Medium einer wissenschaftlichen Form, auf das Gemüth des Lesers über. Darum ist deren Lectüre Nahrung der Starken, wie Milch der Kleinen; ein beseligender Genuß, der freilich in der Citation einzelner Stellen kaum zu kosten seyn dürfte. Daher wurde auch in den letzten Jahren der christlichen Literatur dieser ältesten Zeiten wieder ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Jacobson in Oxford und Dr. Hefele in Tübingen edirten die Schriften der apostolischen Väter in wiederholten Ausgaben mit kritischen und erläuternden Noten. Zwischen die erste (1839) und zweite (1842) Ausgabe der apostolischen Väter durch Prof. Hefele, fällt nun der Beginn des Druckes der von Prof. Reithmayr veranstalteten, für den Handgebrauch, zunächst für Vorlesungen, bestimmten Textes-Edition, welche erst gegen das Ende des vorigen Jahres zur Vollendung kam. Herr Prof. R. hat derselben die Oxforder Ausgabe von 1842 zu Grunde gelegt, durch Vergleichung der übrigen Varianten aber den Text möglichst zu sichern sich bestrebt. Die wichtigsten Lesarten sind neben den recipirten am Rande aufgeführt. Erfolgreich scheint Prof. R. für den so corrupten Text des Briefes Barnabä dadurch gewirkt zu haben, daß er die älteste, lateinische Uebersetzung des Corveyer Codex zur Sichtung des interpolirten, griechischen Textes benützte; ein Verfahren, das viele von keinem der früheren Herausgeber überwundene Schwierigkeiten glücklich löst. — Die Prolegomena enthalten gedrängte, aber vollständige biographische und literarische Notizen über die in die Ausgabe aufgenommenen Autoren; so wie dieselbe auch von einem reichhaltigen, dogmatischen Index begleitet ist. — In typographischer Beziehung gehört diese Edi-

tiren mit doppelten, sich gegenüberstehenden Lesl
Zeichnungen, der namentlich in Deutschland nur wen
den. Die Correctheit des Druckes ist, bis auf v
der feinen Lettern erzeugte Irrungen, tadellos.

Möge erreicht werden, was der Heraus
in's Auge gefaßt hatte, vorzüglich den Candidaten
dem Priester überhaupt, die Möglichkeit zu erleich
nach den heil. Schriften unmittelbar an dem Qu
zu erfrischen, und hiedurch mit Liebe und neuer
und seine Kirche sich zu erfüllen, für welche jene
bend und sterbend vollendetes Zeugniß für alle Z

III.

Christlich-metaphysische Betrachtungen v
branche. Aus dem Französischen. M

Verschiedene Gründe scheinen obgewaltet zu
netes Werk, wie Malebranche's Betrachtungen,
den Hintergrund zu stellen. Sehen wir nur auf d
und daß Viele kaum nur ihn kennen, kann als
waren schon drei Worte desselben hinreichend, un
ser davon zurückzuschrecken — die Worte: christlich
lebranche; denn alle drei erinnern an Gegenstände
unangenehm ist, weil sie mit der Gemüthsverfass
findet, durchaus unverträglich ist. Das Christlic



heit des Gemüthes steht es so, daß es damit vielleicht nie so gestanden hat; was kann größerer Verachtung preisgegeben seyn, als es heutzutage das Gemüth ist, wenn es dem Göttlichen zu leben sich bestimmt hat? Das Denken, die Wissenschaft, den Begriff, diese zu feiern und zu erheben, erlaubt schon die Zeit; außerdem aber hat nur noch Industrie, äußerer Thatenglanz und merkantilischer Gewinn Werth in den Augen der Meisten; geschieht noch etwas für die Pflege des Gemüthes, so besteht solches allein im Dienst der Leidenschaften, welche seine Ruhe ihm nehmen; im Uebrigen sucht man es, so viel es angeht, zu beseitigen, und nimmt hiefür alle mögliche Hülfe, die das gerade Gegentheil der Sammlung ist. Wie kann bei dieser Lage der Dinge die Betrachtung noch etwas Anziehendes haben? Hört man endlich den Namen Malebranche, so ist es genug, von seinem Leben zu wissen, daß er ein Mönch war, der seinem stillen Berufe mit Liebe nachkam, und von seiner Philosophie, daß er lehrte, man müsse alle Dinge in Gott schauen, um jedem, dessen Gesinnung die erwähnte ist, allen Geschmack an ihm von vorn herein zu verleiden. Dieß zusammengenommen scheucht die eine Hälfte der Leser von dem Buche zurück; die andere, der die Sache des Christenthums und der Religiosität am Herzen liegt, könnte sich mit dem Gesagten wohl noch versöhnen, und leicht möchte bei ihr alles dieses dem Buche sogar zur Empfehlung dienen. Aber da steht in dem Titel neben „christlich" auch noch das fatale Wort: „metaphysisch", und man weiß von Malebranche, daß er selbst ein berühmter „Philosoph" war; dieß sind zwei Dinge, die vielen Frommen unserer Tage gar schwer auf's Herz fallen. Was haben wir, sagen sie uns, mit Physik und Metaphysik, was mit Philosophie zu thun? Liegen diese doch ganz außerhalb des Gebietes der Religion und des religiösen Lebens, und sind sie ihnen sogar, wie die Erfahrung beweist, sehr gefährlich und nachtheilig, abgesehen davon, daß nur den Sinn solcher dunkeln Worte und Reden zu verstehen beinahe unmöglich ist! Und so glauben denn auch diese, was sie nicht kennen und verstehen, sogar aus Frömmigkeit ohne Weiteres verurtheilen und von sich abweisen zu dürfen, ihre Gedankenträgheit mit dem Mantel einfacher Rechtgläubigkeit klüglich verdeckend. Denn daß Rechtglauben und Rechtwissen in keinem Widerspruche mit einander stehen, dieses aufrichtig anzunehmen, leidet schon ihr Mißtrauen nicht, womit sie alles über ihrer Sphäre Hinausliegende betrachten. Wenn aber nun irgend eine Erscheinung unserer Zeit traurig genannt zu werden verdient, so ist es diese, daß die Wissenschaft, und insbesondere die Philosophie unfromm und widerchristlich, die Frömmigkeit dagegen unwissenschaftlich und unphilosophisch ist; läßt es daher irgend ein Werk sich angelegen seyn, diesem Grundmangel auf beiden Seiten entgegenzuarbeiten, so geht es ihm, wie allem göttlich Guten auf Erden, daß es, von zwei Feinden umlagert, zwi

schen ihnen gleichsam in einer Enge sich befindet,
Platz bleibt, um nur existiren zu können. Das i
vorliegenden Werke von Malebranche der Fall ge
übrigens durch seinen Inhalt, seine Form und sei
pfiehlt. Um aber eine Uebersicht dessen zu gew
bietet, bemerken wir zuvörderst, daß es eine Un
werdenen und nun verklärten Gottessohnes mit
mit dem denkenden, das Wahre und Gute ern
Menschen ist; was darin der Verfasser zu geben
wir nicht kürzer, passender und schöner ausdrück
des Verfassers selbst, der sich in seinem Anfang
darüber vernehmen läßt: „O ewige Weisheit!
mein Licht, und die Körper, die mich umgeben,
ten; die Intelligenzen selbst enthalten nicht in ih
die sie weise macht; und können daher auch diese
nicht mittheilen. Du allein bist das Licht der G
allein bist die allgemeine Vernunft der Geister.
heit des Vaters, die ewige, unveränderliche, nothw
Geschöpfe, und, wenn gleich auf ganz verschied
Schöpfer weise macht. O mein wahrhafter und
Dich mir; laß mich sehen das Licht in Deinem
aber an Dich, ich will nur Dich zu Rathe ziehe
Wort des Vaters, Wort, das ewig gesprochen ist
sich sprechen wird: Rede, und rede laut genug,
machen trotz des verworrenen Lärms, den meine
schaften unaufhörlich in meinem Geiste erregen. —
Dich, in mir nur zu reden zu Deiner Ehre, und



einigung mit Gott in Christus, überall das Eine Princip des Verfassers durchführend, daß alle Dinge in Gott zu schauen seien, unbeschadet ihres Unterschiedes von Gott. Das Ganze zerfällt in zwanzig Betrachtungen, in denen der Fortschritt des Gedankens folgender ist:

1) Wir können das, was uns zu wissen vor allem Noth thut, nicht aus der materiellen Welt, nicht aus uns selbst, nicht aus der Geisterwelt, sondern allein in Gott erkennen, der es uns durch seine innere Offenbarung, d. h. die Evidenz der Wahrheit selbst, und seine äußere, in Schrift, Tradition und Kirche niedergelegte Offenbarung mittheilt. Alles Forschen nach Wahrheit ist eine Frage des Menschengeistes an Gottes Wort, d. i. den Logos, die allgemeine Vernunft aller Geister. (1. bis 3. Betr.)
2) Das Einzige, was dem Menschen zu erkennen nothwendig ist, ist Gott: erkennt man ihn, so erkennt man auch die Welt nach ihrer Wahrheit, weil, die Sünde ausgenommen, alles in der Welt Geschehende zu seiner ersten und eigentlichen Ursache Gott hat. Denn wirken auch in der Welt secundäre Ursachen und können sich demgemäß die freien Geister selbst gegen Gott bestimmen, so finden sich, davon abgesehen und im Ganzen genommen, letztere nur als gelegentliche Ursachen zur Thätigkeit Gottes hinzu, indem sich Gott ihrer bedient, um seinen Willen auszuführen. Weil nun aber Gott durchgängig nach einfachen und allgemeinen Gesetzen wirkt, so ist es möglich, ihn und seine Wirksamkeit in der Welt, so wie die daraus folgenden Pflichten des Menschen, so weit dieses nothwendig ist, vermittelst jener zwiefachen Offenbarung Gottes zu erkennen. 4. bis 5. Betr.)
3) Gott offenbart sich nun als Weisheit und Liebe in Natur und Gnade, in Gesetz und Evangelium, und zwar dergestalt, daß die Natur überall als der Gnade dienend zu betrachten ist, und eben so das Gesetz im Evangelium seinen Abschluß und seine Vollendung, die Welt in Christus ihr Endziel und ihre höchste Bestimmung hat. Die tiefste Grundlage aber aller Verhältnisse der Welt und des Menschen zu Gott ist die Schöpfung, und diese theilt sich ein in eine Schöpfung der materiellen Welt und eine Schöpfung der Geister. Die Vereinigung von Seele und Leib macht das Wesen des Menschen aus, und theilweise lassen sich schon hieraus seine Pflichten erkennen, ganz erfüllt aber können diese nur werden durch die Gnade. (7. bis 12. Betr.)
4) Die Gnade ist theils eine Gnade des Lichtes, theils eine Gnade der Empfindung, welche beide zusammen die Liebe hervorbringen und erhalten. Wie Christus als Gott die erste Ursache aller Gnade, so

ist er als Mensch die gelegentliche Ursache derselben, und dieses zeigt sich in seinen drei Eigenschaften als **Mittler** zwischen Gott und den Menschen, als **Baumeister** des ewigen Tempels und als **Haupt** der Kirche. Zu ihm muß daher der Mensch sich wenden in gläubigem Gebet, um die Gnade zu erlangen, und er selbst ist bereit, dem Menschen die Gnade zu geben, vermöge seiner Liebe und seines Verlangens nach dem Menschen, das theils ein actuelles, in vorübergehenden Acten sich erweisendes, theils ein habituelles, stets sich gleichbleibendes, fortdauerndes ist. Hiervon hängt die Wirksamkeit der Sacramente ab, unter denen das Sacrament der Buße und der Eucharistie die für uns wichtigsten sind. Außerdem aber muß der Mensch in fortwährender Buße sich reinigen, und ein Leben der Demuth, der Einsamkeit und Wachsamkeit führen, wenn er zur vollen Vereinigung mit der göttlichen Gnade irgendwie gelangen will. (13. bis 20. Betr.)

Uebersehen wir nun hiernach das ganze Werk, so erkennen wir, daß es sich bei dem Verfasser desselben durchaus nur um die innere Harmonie des Wissens und Thuns, des Erkennens und Lebens handelt. Nur aus dem rechten Leben geht ihm zu Folge das rechte Wissen hervor, und das rechte Wissen soll sich im rechten Leben bewähren; ein Wissen aber, das nicht das rechte Leben zum Endziel hat, und ein Leben, das es nicht zum rechten Wissen bringen will, erscheinen ihm beide gleich mangelhaft, irrig und verkehrt. Und so tritt denn überall dasselbe Dilemma hervor, welches dem Buche seinen eigenthümlichen Werth gibt, und ihm zugleich den Weg in die Welt versperrt; es ist dieß derselbe Doppelsatz, der auch dem Evangelium so viele Gegner erweckt, wenn gleich es seine tröstliche Wahrheit ist: **Thut** meine Lehre, so werdet ihr **einsehen**, daß sie wahr ist — es ist dieß dasselbe Princip, von dem alle christliche Philosophie und alle Mystik des Christenthums ausgeht, dasselbe Princip, was ein Augustinus, ein Bonaventura, Thomas von Kempen und Franz von Sales befolgte. An sie schließt Malebranche sich an, und obgleich er damit sowohl die irrige Philosophie seiner Zeit, als die bloß äußerlich bleibende Rechtgläubigkeit gegen sich aufbrachte, so sehr er rechtgläubig im ganzen Sinne des Wortes und ein tiefsinniger, christlicher Weiser war: so ist doch eben damit auch seine hohe Geltung für alle Zeit wohl gesichert und unerschütterlich begründet. Auf einzelnes Tadelnswerthe seiner Ausführungen gehen wir für jetzt nicht ein; eben so wollen wir hier auf die Schönheiten einzelner Stellen des Buches, besonders in der Abhandlung über die Eucharistie, nicht näher aufmerksam machen. Nur von der Uebersetzung bemerken wir noch, daß sie im Ganzen fließend und leicht, und, wie uns eine genaue Vergleichung mit dem Original gezeigt hat, sehr wortgetreu und

fleißig gearbeitet ist. Hin und wieder möchten wir sogar etwas weniger Worttreue wünschen, obwohl man kaum sagen kann, daß hierdurch der deutschen Sprache irgendwo geradezu Gewalt angethan sei. Unser Wunsch aber ist, daß das treffliche Werk, welches im Französischen mehrere Auflagen erlebte und jetzt beinahe vergessen ist, auch in diesem neuen Gewande wieder recht viele Leser finden möge.

XXVII.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder.

(Annette Freiin v. Droste-Hülshoff 1797–1848)

I.

Die Physiognomie des Landes Paderborn, Münster, die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westphalen.

Wenn wir von Westphalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinander liegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in Allem, was die Physiognomie des Landes bildet, oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Clima, Naturform, Erwerbsquellen, und, als Folge dessen, in Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Theile unsers Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Gränzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionscultus, und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was, in seiner festen Form und gänzlicher Beschränkung auf die nächsten Zustände, immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen

Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren, und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum Contraste steigern, und, bei der noch großentheils erhaltenen Volksthümlichkeit, dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg und Fläche scheinen auch hier, wie überall, die schärferen Gränzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, haidigen Münsterlande, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bisthum Paderborn, bis in die, dem Hochgebirge nahe stehenden Bergkegel des Sauerlandes (Herzogthum Westphalen) sich der Natur nachzumetamorphosiren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Uebergang vom friedlichen Haidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten, Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dieses beiläufig bei Seite, und fassen die Landschaft in's Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, in sofern die Einwirkung derselben (durch Cultur ꝛc.) auf deren äußere Form dieses erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen, und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westphalen zugezählte, noch ächt rheinische Herzogthum Cleve, den Gränzen jenes Landes. Das allmählige Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen, träumerischen Atmosphäre, so wie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Gränzstrichen des Bisthums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht

ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche, und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambüler Beschaulichkeit seine Socken strickt, und sich so wenig um uns kümmert, als sein gleichfalls somnambüler Hund und seine Haidschnucken. — Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad, und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen, und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge, „oculo torvo sinistroque" zu betrachten. — Aus den einzelnen Wachholderbüschen dringt das klagende, mövenartige Geschrill der jungen Kibitze, die wie Tauchervögel im Schilf in ihrem stachligen Asyle umschlüpfen, und bald hier bald drüben ihre Federbüschel hervorstrecken. — Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet, und fächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer frühern Schöpfung hier überall verstreut liegen, — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit, und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkührlich entfalten. — Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor, — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmuthig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase, in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umstäubenden Sandmeer liegt. — In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blu-

menflor angetroffen werden, und der aus-
genden Einwandernde wird fast betäubt
zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung i
boden finden. — Die wüsten Steppen h
mit einer Haidenblumendecke farbig über
zusammengezogen, aus denen jeder Schri
gelber und milchweißer Schmetterlinge auf
jeder dieser Weldegründe enthält einen
Schwertlilien umkränzt, an denen Tausend
bunte Stäbchen hängen, während die der
die Mitte des Weihers schmurren, wo si
gelben Nymphäen, wie goldene Schmuck
Schalen niederfallen, und dort auf die B
von denen sie sich nähren. — Das Ga
aber zahlreiche Waldungen. — Alles Laub
ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit,
Marine mit Masten versieht — in jedem
jedem Aste ein lustiger Vogel, und über
Grüns und ein Blätterduft, wie dieses a
einem Frühlingsregen der Fall ist. — Unt
schen die Wohnungen hervor, die lang ge
derragendem Dache, im Schatten Mittags
mit halbgeschlossenem Auge nach den Kinde

und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachlosen Hauses durchwandelt. Wirklich geben auch vorzüglich die Wiesen einen äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwerer ostfriesischer Race, übersättigt wiederkaut, und den Vorübergehenden so träge und hochmüthig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain, und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig seyn, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht umwucherte Blüthendecke und der aromatische Duft des Münzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen, und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinseyn mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunde Weges höchstens eines, und die zerstreuten Pachthöfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott" oder „Haar" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grellanschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir, wie ein liegender Balken durch das Gestripp des Erdwalls zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer seyn. — Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinern malerischen Haiden werden getheilt; die Cultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnellern Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getraidseen den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Be-

wohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deßhalb das Vorhandene noch zuletzt in seiner Eigenthümlichkeit auf, ehe die schlüpferige Decke, die allmählig Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz- und Gränzstadt, in das Bisthum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählig zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Gränze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend, wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Uebergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersten oder die Großartigkeit des letzteren, — unabsehbare Getraidfelder, sich über Thal und Höhe ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinigter Grund, der, wo man nur den Spaden einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmuth Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. — Selbst der klassische Teutoburger Wald, das einzige zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet, und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hülfe der rothen (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unsern Tritten knistert, so wie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie von „Stein, Gras und Grein“ träumen können. — Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punk-

ten, wo das Zusammentreffen vieler kleinen Schönheiten wirklich reizende Partien hervorbringt, an hübschen grünen Thalschluchten, z. B. von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmuthig, und sogar ein wenig schwindelnd, durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben, und gegenüber ein Steinbruch, der für's Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervor langen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; — ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das Bisthum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westphalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Uebervölkerung und Leichtsinn der Einwohner zu gleichen Theilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Gränze — gleichviel ob zur Rechten oder zur Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Theil Westphalens, rechts das geistliche Fürstenthum Corvey, links die Grafschaft Mark; Ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das Andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. — Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählig wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen, und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Oede steigern. Daß die viel besprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert, und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit

ausmacht, ist schon öfters gesagt worden; desto reizender ist der Stromborb in seinem Knospen, Erblühen und Reifen das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Gränze: so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald; so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannigfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattirt von Laub- und Nadelholz, scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus lustigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachligen Sargrücken, und scheint nur den Cathagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus rothen Augenhölen anstarrt, seiner Beachtung werth zu halten. — Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten, klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Mövenschrei, während hoch über uns von der Felsterasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht, und geht, nach einer reichen Aussicht, die Weser entlang, und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Gränzstädtchen Carlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher theils sanften, theils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. — Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüße kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbei gleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühlrädern vorüber, und hören schon weither das Pochen der Ge-

werke, denn wir sind in einem Fabriklande. — Auch ist die Gegend anfangs, von der Nähe des Münsterlandes angehaucht, noch milder, die Thäler träumerischer, und tritt dagegen, wo sie sich dem eigentlichen Sauerlande nähert, schon kühner auf als die der Weser. — Das „Felsenmeer" unweit Menden z. B. — ein Thal, wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen — und die Bergschlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfsteinhöhle Blusenstein dürfen ungezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantischen ansprechen, sonderlich das Letzte, und eben diese starr gegen einander rückenden Felswände, an denen sich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der schwarze Höllenschlund, unten im Kessel das Getöse und Geschäum der Mühle, zu der man nur vermittelst Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — sollen dem weiland vielgelesenen Spies den Rahmen zu einem seiner schlimmsten Schauerromane (ich glaube die Teufelsmühle im Höllenthal) geliefert haben. — Doch sind dieses Ausnahmen, die Landschaften durchgängig sanft, und würden, ohne die industrielle Regsamkeit ihrer Bewohner, entschieden träumerisch seyn. — Sobald wir die Fläche überschritten, verliert sich indessen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichsam verirrten Partien, die uns jetzt durch ihre Seltenheit so überraschend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan, durch tagelange Wanderungen, fast übersättigt werden. — Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — „dieses ist mir ein saures Land geworden", soll Karl der Große gesagt haben — und wirklich, wenn wir uns durch die, mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unersteiglichkeit wir mit schwindelndem Auge messen, und aus denen sich kolossale Balkone strecken, breit und fest genug, eine wilde Berghorde zu tragen, so zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieses Worts, mag es nun gesagt seyn oder nicht. — Das Gebirge ist was-

senreich, und in den Thalschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhandnehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen, und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. — Ueberall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Theil nicht ergründet sind, und an die sich Sagen von Wegelagern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. — Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach — sonderlich wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich eines mindestens poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhue in den Spalten lebendig wird, und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die hohen Oefen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen, und Baum und Gestein umher mit rothem Brandscheine überzittern. — In diesem Style nimmt die Landschaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend, auf denen man schon verirrte Ziegen hat tagelang umherschwanken sehen, bis die Zackenform der Berge allmählig kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs fast gänzlich eingeht, und endlich bei „Winterberge" die Gegend nur noch das Bild trostloser Oede beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Hafersaat mehr gilbt als grünt.

XXVIII.

Andeutungen über den Einfluß des Protestantismus und Freimaurerthums auf den Gang des siebenjährigen Krieges.

Der erste Jahrgang dieser Blätter enthält eine Darstellung der Handlungsweise König Friedrichs II. in Bezug auf seine katholischen Unterthanen und die katholische Kirche überhaupt. Es wird darin ausführlich und klar entwickelt (wie früher dieß auch schon Stark in seinem „Triumph der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts“ angedeutet), in welcher Weise dieser mit großen Geistesgaben ausgerüstete Monarch dazu gekommen, alle positive Religion für Pfaffentrug zu halten, und namentlich die erhabene Bedeutung des Christenthums so wenig zu erfassen, daß er von allen durch höhere Offenbarung uns zu Theil gewordenen Wahrheiten desselben nur zu dem Ende Kenntniß nahm, um sie mit der Lauge seiner gottlosen Spöttereien zu überschütten. Während derselbe aber bei jeder Gelegenheit kund gab, daß die protestantischen Glaubenslehren jener Zeit ihm eben so gleichgültig waren, als das katholische Dogma, können wir doch nicht übersehen, daß zuweilen Fälle eintraten, in welchen die Politik ihn veranlaßte, die Sympathien des Protestantismus *) in Anspruch zu

*) Welcher in Deutschland damals erst begann, sich mehr und mehr jener rationalistischen Richtung hinzugeben, die ihn heutzutage seiner Selbstauflösung entgegenführt.

nehmen, so wie er es überhaupt nie versäumte, die Hegemonie Preußens über den sogenannten „evangelischen Körper" des heiligen römischen Reiches geltend zu machen. Am deutlichsten tritt dieß bei dem Beginne des siebenjährigen Krieges hervor.

England war schon von dem spanischen Erbfolgekriege — eigentlich schon von der Königin Elisabeth — her gewöhnt, den Protestantismus als Hebel politischer Zwecke zu gebrauchen. Als nun im Januar 1756 das neue Bündniß mit Preußen eintrat, und anderntheils bald darauf die Einigung zwischen den zwei katholischen Hauptmächten, Oesterreich und Frankreich, erfolgte, wurden von englischer Seite die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf gesetzt, um das protestantische Deutschland aufzuregen. Die britischen Minister suchten den Krieg, den sie gegen Frankreich begonnen, als einen Religionskrieg darzustellen, und bemühten sich, eine allgemeine protestantische Liga zu Stande zu bringen *). „Daß in Uebereinstimmung mit Eng-

*) Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rouillé schrieb den 15. Julius an den Gesandten Valori in Berlin: „Outre ce projet nous apprenons que les rois d'Angleterre et de Prusse font répandre sous main dans toutes les cours de l'empire et dans celles du Nord que le grand objet du roi et de l'impératrice-reine, dans l'union qu'ils ont formée par leur nouveau traité, a été de détruire l'équilibre entre les puissances catholiques et protestantes, et d'élever la religion catholique sur les débris de la protestante; qu'il vaut mieux prévenir le mal que d'attendre qu'il soit arrivé pour s'en défendre; que sous ce prétexte leurs majestés britannique et prussienne se sont déjà assuré dès maintenant de Brunswick, d'Eisenach, et d'autres puissances, et qu'elles n'oublient rien pour renouveler dans l'empire les guerres sanglantes de religion, qui ont déchiré l'Europe et, en particulier, l'Allemagne avant la paix de Westphalie." Und den 6. August an denselben: „Tous les avis que nous recevons nous confirment la continuation des préparatifs de guerre du roi de Prusse ainsi que des manoeuvres de ce prince et du roi d'Angleterre, pour

land" — sagt Stuhr in seinem interessanten Werke über den siebenjährigen Krieg — „Preußens Politik auf den Zweck hinging, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines engen Bündnisses zwischen den protestantischen Mächten geltend zu machen, um sich der Unterdrückung zu widersetzen, welche die bedeutendsten katholischen Mächte gegen die evangelische Religion im Sinne hätten, — darüber kann kein Zweifel seyn" *).

In Wien und Paris war man indessen weit entfernt, Gleiches mit Gleichem vergelten und das neue Bündniß zur größeren Ausbreitung des katholischen Glaubens benützen zu wollen. Nur nebenher ist einmal in einem österreichischen Conferenzprotocoll vom „Besten der Religion" die Rede **). Die Namen: Kaunitz, Stainville (Choiseul) und Bernis, welche als die Repräsentanten des österreichisch-französischen Bündnisses erscheinen, sind uns hinreichende Bürgen, daß auf dieser Seite von einem wahren Interesse für die katholische Kirche keine Rede seyn konnte. Die drei genannten Staatsmänner waren von dem französischen Philosophismus jener Epoche in hohem Grade angesteckt; — Kaunitz war später ein treuer Helfershelfer Josephs II. bei dessen kirchenfeindlichen Maaßregeln; — Choiseul vertrieb die Jesuiten aus Frankreich, weil er in ihnen die festeste Stütze der Kirche sah; — und der Cardinal Bernis war nicht nur der allgemeinen Unsittlichkeit der vornehmen Welt jener Zeit verfallen, sondern auch ein Freund Voltaires, dieses Hauptapostels der Ungläubigkeit. Eben so wenig finden sich aber auch Spuren, daß diese Leute jemals

---

engager les puissances protestantes dans une guerre, sous le faux prétexte que leur religion est menacée par le traité de Versailles." Mémoires du marquis de *Valori*, T. I. p. 102. 133.

*) Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Von P. F. Stuhr, Bd. I. S. 61.

**) Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. S. 27.

daran gedacht hätten, die Religion für i
ten zu benützen. Im Gegentheil fürchtete
ner protestantischen Liga, und wiederholte
daß man die Protestanten als solche sch
sie nicht noch mehr aufzuregen. Auch Lu
les zu vermeiden, was zu einem Religion
„Sie wissen", schrieb Stainville den 29.
an den Kriegsminister Paulmy, „daß der
dabei unterstützt von dem König von Eng
det, um den Krieg zu einem Religionskrie
er sich bemüht, die Protestanten zu überr
(von Frankreich) und die Kaiserin die kat
den Trümmern der protestantischen zu erhe
ist es von der größten Wichtigkeit, daß di
pen nicht die geringste Gelegenheit geben
hauptung bei den Protestanten Glauben zu
nur zu sehr geneigt, derselben sich hinzug

Während sohin auf katholischer Seite
ran gedacht werden konnte, religiöse Syn
zu setzen, als bei den leitenden Staats
mehr ein katholisches Bewußtseyn vorhan
Friedrich II. dagegen recht gut erkannt, w
einer Aufregung der verschiedenen protestan

dern auch in Würtemberg und in andern deutschen Ländern ward seit dem Ausbruche des Krieges für ihn und den Erfolg seiner Sache in den protestantischen Kirchen gebetet, obgleich Kaiser und Reich gegen ihn als Friedensbrecher ein Executionsheer aufgeboten hatten.

Nach dem Siege von Prag gerieth ganz Oberdeutschland in Schrecken vor den preußischen Waffen. In Bayern, das dem Kriegsschauplatze zunächst lag, hielt man es für gerathen, den Ausgang abzuwarten, und vorderhand die für den Dienst der Kaiserin = Königin versprochenen Truppen zurückzuhalten. Es geschahen selbst Versuche, den Churfürsten zu Neutralitäts-verhandlungen mit dem Könige zu verleiten. Obgleich Hof und Land gut katholisch waren, gaben sich doch besonders im Mittelstande, namentlich unter den Beamten, freimaurerische Sympathien kund, welche zwei Jahrzehnte später in der bekannten Illuminatengeschichte noch ausgebildeter hervortraten*).

Wenden wir von da den Blick auf Würtemberg, so zeigt sich hier offene Theilnahme des Protestantismus zu Gunsten Friedrichs. Der Herzog, welcher für seine Person katholisch war, hatte der Kaiserin sechstausend Mann Hülfstruppen ver-

---

*) Ein Vorfall in dem oberpfälzischen Städtchen Nabburg, wo eine kleine Abtheilung eines preußischen Streifcorps Excesse beging, und von den Bürgern entwaffnet wurde, gab Veranlassung, einen Stabsoffizier in das Hauptquartier Friedrichs II. zu senden. Ob derselbe zugleich Aufträge wegen Neutralitäts-Unterhandlungen hatte, könnte sich nur aus der Kenntniß seiner schriftlichen und mündlichen Instructionen ergeben. Der König nahm jedenfalls die Sache von dieser Seite auf, und sprach mit dem Abgeordneten viel von dem Ehrgeize des österreichischen Hauses. Besonders merkwürdig erscheint dabei die Heftigkeit, mit welcher er, der den Krieg begonnen hatte, Versicherungen seiner Friedensliebe gab. Man wird an ähnliche Aeußerungen Napoleons erinnert. „Je ne demande qu'à laisser tout le monde en repos," — sagte er unter andern — „je ne veux point être empereur; mes successeurs visent aussi peu que moi à cette dignité; la liberté de l'Empire fait toute mon ambition."

sprochen, wofür er französische Subsidien e
hatte mit den größten Schwierigkeiten zu l
Verpflichtung zu erfüllen. In Wien und
die Verhältnisse recht gut. „Man fürchtet
„daß der Herzog von Würtemberg bei seinen
und Generalen auf schwer zu überwindende
werde, und lebte dabei der Ueberzeugung, d
seinem nächsten Gefolge von Personen umg
längerer Zeit schon von dem Könige von
wären. Auch er hatte nach der Schlacht
gemacht, als ob er sich zurückziehen wollte.
gart auf die Beine gebrachten und ausg
bergischen Truppen im Monat Juni angez
daß sie ausrücken sollten, um gegen den K
zu dienen, weigerten sie sich dessen nicht nur
auch einen starken Aufruhr, bei welchem sie
zins sich bemächtigten und es in Brand steck
ren die Urheber dieses Aufstandes Bürger
wesen, die den Soldaten Wein in Ueberfluß,
Pulver und Blei gegeben hatten. Die Bü
mehrere im Staate hochstehende Personen und
tigeren Mitglieder der Landstände aufgereizt
testantischen Prediger im Lande hatten es g



Betriebe hätten jedoch nur von geringer Wirksamkeit seyn können, wenn das, worauf ihr Zweck hingerichtet seyn konnte, nicht einen günstigen Boden in der Gesinnung der Würtemberger gefunden hätte. Alle Protestanten in Würtemberg sowohl, als alle würtembergischen Offiziere waren leidenschaftlich begeistert für Friedrich II., und sie wollten ihn nicht geopfert wissen. Als wieder von Neuem zur Reorganisirung des fast aufgelösten würtembergischen Truppencorps geschritten ward, liefen von verschiedenen Seiten Berichte darüber ein, daß, wenn dem Herzoge von Würtemberg nicht wirksame Hülfe von Seite der Franzosen gewährt werde, ein zweiter Aufstand oder Abzug seiner Truppen zu besorgen stände; man fürchtete selbst die Person des Fürsten der Gefahr preisgestellt zu sehen, da es an Verschworenen nicht fehlen sollte."

Auch nachdem die Drohungen der Franzosen endlich den Abmarsch der sechstausend Mann bewirkt, dauerte die meuterische Stimmung dieser Truppen fort. Am 14. August erregten sie im Lager bei Geislingen einen neuen Aufruhr. Von einer späteren Meuterei — nach ihrer Ankunft zu Linz — gibt ein Schreiben des bayerischen Gesandten zu Wien, Grafen Königsfeld, folgende Nachricht: „Ihro Durchlaucht der Herr Herzog von Würtemberg haben Ihre Haustruppen in Linz verlassen, und sich unaufhaltlich allhier vorbeipassirend zur kaiserlichen Armee verfügt; wodurch nicht viel Gutes geschafft worden, indem diese schwierigen Gemüther den Tag nach Ihro Durchlaucht Abreise gewaltig zu desertiren und neuerdings zu revoltiren — unter dem Geschrei, es lebe König Friedrich — angefangen, auch einigen ihrer Offiziere, so sie in Ordnung zu bringen gesucht, sehr übel begegnet sind. Auf solche Art wird es für diejenigen Truppen gefährlich seyn, welche zu diesen bösgesinnten stossen werden."

---

ration concertée entre le roi de Prusse et les états de Wurtemberg. L'émissaire est arrêté à Gunzbourg; on a trouvé, sur lui des papiers d'importance."

Die Besorgnisse des Gesandten zeigten sich später durch die Schlacht von Leuthen vollkommen gerechtfertigt. Das Betragen der würtembergischen Truppen in dieser Schlacht war von der Art, daß es ihnen den Vorwurf des Verrathes von Seite der Oesterreicher zuzog. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Friedrich durch die Einverständnisse, die er unter diesen Truppen hatte, bewogen ward, seinen Angriff auf jenen Flügel zu richten, auf welchem dieselben standen, und daß dieser Umstand die Kühnheit vermehrte, mit welcher er ein Heer von dreifach überlegener Stärke angriff. Eben so erzählt Stuhr nach einem französischen Berichte über die Schlacht von Leuthen, daß in Oesterreich die ganze Schuld der Niederlage auf die Würtemberger geworfen wurde. „Man behauptete, daß, wenn sie und ihre Offiziere höhern und niedern Ranges ihre Pflicht gethan hätten, der Sieg alsdann vollkommen zu Gunsten der Oesterreicher sich erklärt haben würde. Sie sollten, ohne einen einzigen Schuß gegen die Preußen gethan zu haben, davon gegangen seyn, sich auf die Bayern geworfen, und so diese in den Rückzug verwickelt haben *). Andere erzählten sogar, daß jene auf diese geschossen hätten. Man wollte von einem würtembergischen General wissen, daß er bei dieser Gelegenheit seine Zuneigung für den König von Preußen bewiesen habe. In Wien dachte man ernstlich daran, eine kriegsrechtliche Untersuchung gegen die würtembergischen Truppen wegen ihres angeblich verrätherischen Betragens einzuleiten" **). In gleicher Weise berichtet Königsfeld den 21. December aus Wien, „daß der Verlust der Bataille hauptsächlich den Würtembergern zur Last falle", weßhalb auch eine neue Verwendungsart mit ihnen im Vorschlage sei. „Wollte Gott", setzt er bei, „es wäre eher dieser Bedacht genommen worden; allein Ihro Majestät

*) Die bayerischen Hülfstruppen hatten erst kurz zuvor, namentlich bei der Belagerung von Schweidnitz und in der Schlacht von Breslau sich rühmlichst ausgezeichnet.

**) Forschungen und Erläuterungen rc. Bd. I, S. 321.

die Kaiserin haben den von des Herrn Herzogs von Würtemberg so heftig gemachten Versicherungen über das Wohlverhalten seiner Truppen getraut, und aus Gutherzigkeit diese en corps gelassen, welche complaisance theuer zu stehen kömmt; — wären diese Truppen unter die kaiserlich-königlichen regimenterweise vertheilt worden, so hätten sie keine so beträchtliche désordre verursachen können" *).

Auch im folgenden Jahre, in welchem der Herzog von Würtemberg trotz des Widerstrebens seiner Landstände sich mit sechstausend Mann dem rechten Flügel des französischen Heeres bei Hanau anschloß, zeigten seine Truppen denselben üblen Willen. Abermals wurde die Religion vorgeschoben, um sie zur Desertion zu verleiten. Gedruckte Zettel folgenden Inhalts wurden in großer Anzahl unter ihnen verbreitet: „Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß die Deserteurs von den französischen, deutschen und schweizer- auch churpfälzischen Regimentern, welche protestantischer Religion seien, wenn sie sich zur Annehmung der Dienste bei der churhannöverschen Armee einfinden, fünf Reichsthaler zum Handgeld erhalten, und eben das Tractament als die übrigen Truppen genießen sollen". In Folge dessen hatte denn auch besonders unter den würtembergischen Truppen die Desertion in sehr bedenklicher Weise überhand genommen.

Die ganze protestantische Bevölkerung Oberdeutschlands war in ihrer Gesinnung beharrlich dem König von Preußen zugethan, während die Katholiken nur theilweise dem Hause Oesterreich anhingen. Die angeerbte Abneigung gegen die Franzosen,

---

*) Auf ähnliche Art spricht sich Stainville in einem zu Ende Decembers 1757 geschriebenen Memoire aus: „Les troupes de Wurtemberg, par leur mauvaise manoeuvre, depuis le commencement de la campagne et nommément à la dernière bataille, ont donné lieu à un soupçon très-grave de trahison et de collusion avec l'ennemi, qui ne permet pas qu'on les emploie en ligne."

welche allerdings ihren guten Grund hatte, trug ebenfalls bei, die Sache Friedrichs populär zu machen. Ueberdieß entwickelte dieser König stets große Thätigkeit, die allgemeine Stimmung zu seinen Gunsten zu erhalten. Der preußische Reichstagsgesandte Freiherr von Plotho und die Markgräfin von Bayreuth — Friedrichs Schwester — waren seine Hauptagenten im südlichen Deutschland. Ersterer hatte mehr als zwanzig geheime Geschäftsträger im Reiche: in Augsburg vier, in Ulm zwei, in Frankfurt, in Nürnberg, vor Allem in München und in Stuttgart. Durch die Markgräfin wurden die zwei Erlanger Zeitungen, welche damals sehr verbreitet waren, im preußischen Interesse festgehalten.

Die Franzosen machten sich auch neuerdings durch ihre Bedrückungen und ihre schlechte Mannszucht verhaßt. Durch den Sieg von Roßbach ward Friedrich der gefeierte Held von ganz Deutschland. Katholiken stimmten gleich den Protestanten in den Spott gegen die Reichsarmee ein, welche so schmählichen Antheil an der Niederlage genommen. In Sachsen aber verkündeten die protestantischen Prediger von der Kanzel, wie dieser Sieg ein offenbares Zeichen sei, daß Gott die protestantische Sache beschütze.

Während eben dieser Schlacht von Roßbach blieb der General Saint-Germain mit einer beträchtlichen Abtheilung französischer Truppen ganz ruhig in geringer Entfernung vom Schlachtfelde stehen, statt seinen angegriffenen Kriegsgefährten zu Hülfe zu eilen. „Dieses Benehmen“ — sagt Stuhr — „wird Denen um so zweideutiger erscheinen, die sich erinnern, daß Friedrich II. ihm von Erfurt aus Grüße hatte senden lassen.“ Wirklich finden sich Spuren, daß der König sowohl seine freimaurerischen Verbindungen als die näheren Verhältnisse, in denen er mit den Philosophen und Encyclopädisten in Frankreich stand, dazu benützte, Einverständnisse mit französischen Generalen und Offizieren anzuknüpfen. Den geheimen Briefwechsel mit denselben ließ er, wie aus manchen Anzeichen

erhellt, vornehmlich durch seinen Vorleser, den Abbé de Prades, führen. Dieser, ein Mitarbeiter an der berüchtigten Encyclopädie, hatte sich offen als Gegner der christlichen Religion erklärt, und deßhalb Frankreich verlassen müssen; d'Alembert hatte ihn dann dem Könige Friedrich empfohlen, der alle Anhänger des Philosophismus und Unglaubens mit offenen Armen aufnahm. So wie er sich aber von dem preußischen Monarchen zu dem verrätherischen Briefwechsel mit seinen Landsleuten gebrauchen ließ, so verrieth er auch Jenen wieder, indem er den Franzosen Nachrichten von dem preußischen Heere mittheilte. Friedrich ließ ihn daher gegen Ende des Jahres 1757 auf die Festung Magdeburg bringen, und gab ihm später eine kleine Pfründe zu Glogau, wo er im Jahre 1782 starb, nachdem er, seine philosophischen Irrthümer bereuend, zur Kirche zurückgekehrt war.

Es würde nicht schwer seyn diese Andeutungen weiter fortzuführen, und zu zeigen, wie Friedrich II. auch während der folgenden Feldzüge des siebenjährigen Krieges die Sympathien des Protestantismus und der Maurerei zu seinen Gunsten auszubeuten wußte. Doch mag das hier Beigebrachte einstweilen genügen, um einen künftigen Geschichtschreiber jenes Krieges auf eine Reihe bisher wenig beachteter Verhältnisse aufmerksam zu machen, welche von großem Einflusse auf den Gang der Ereignisse waren, und für manche Erfolge, die man so gern als wundervolle Ergebnisse einer höheren Geisteskraft geltend machen wollte, eine einfachere und prosaischere Erklärungsweise bieten.

XXIX.

Rheinländisches.

Victorias rheinische Lustfahrt. — Die Musiker und die englischen Regenwolken. — Die Hirschjagd in Gotha, sentimentales Lamento in London. — Frankfurter Miserabilien. — Der Schweizer Vulkan. — Die Diplomatie. — Oesterreich und Sardinien.

Königin Victoria ist von ihrer deutschen Lustfahrt in ihr meerumflossenes Nebelreich heimgekehrt; der nasse August scheint die rosenfarbenen Erwartungen, welche man beiderseits von diesem hohen Zusammentreffen gehegt, in Wasser verwandelt zu haben; erst den andern Tag, als die Königin dem romantischen Stolzenfels den Rücken gekehrt, hellte sich das Wetter auf, und legte der Rhein, der bis dahin allen Festlichkeiten düster und mürrisch zugeschaut, sein sonniges Feiergewand an. Den Menschen scheint es nicht anders ergangen zu seyn, und es werden nun mit verdrießlicher Miene die Summen nachgezählt, die man für das nasse Feuerwerk verpufft.

Jedenfalls hat der Ruf englischer Liebenswürdigkeit durch diesen Besuch nicht sonderlich gewonnen. Die englischen Zeitungen hatten uns die Ankunft ihrer Königin mit einem vornehmen Stolze angekündigt, als seien wir ein Volk von Kammerdienern und Lohnlakaien, die in den unbeschreiblichsten Enthusiasm über so herablassende Huld gerathen würden, und sich auf's höchste geehrt fühlen müßten, wenn die mächtigste Monarchin der Erde geruhen würde, ihre unterthänigsten Huldi-

gungen und Bücklinge mit gnädigem Lächeln entgegen zu nehmen. Sie malten mit den brillantesten Farben das überschwängliche Entzücken, welches die deutschen Fürsten und Völker, Dichter und Prosaisten, hinreißen würde bei dem bloßen Gedanken, daß diese Sonne aller Fürsten der Erde teutonischem Blute entsprossen sei.

Allein die düstern, trüben ossianischen Nebel scheinen die brittische Sonne auf dem Continent begleitet zu haben, und es war dem Rheine, der nun auch seine Nebelkappe aufsetzte, nicht vergönnt, sie in ihrem lachenden Glanze zu sehen; Niemanden wurde in dieser naßkalten Witterung warm um's Herz; ja, die Engländer behaupteten nachher noch, ihr dicker, schwerer Porter verdiene eher den Ruf eines Göttertrankes, als das geistfeurige Blut des edelsten Rheinweines im dunkelgrünen Römerpokal. Wohl bekomms Dir, Hinz, mein guter, ehrlicher Junge! würde der selige Fallstaff, der auch von diesem Geschmack war, dazu sagen.

Bekanntlich sind die Engländer, was gesellschaftliche Convenienzen betrifft, von einer gewissen, abgemessenen, puritanischen Strenge und Steifheit, die von ihrer Ungenirtheit und Freisinnigkeit in ihrem politischen Leben sehr absticht, ja demselben vielleicht als Gegengewicht dienen soll. Diesem Princtpe gemäß haben sie ihr Königthum, je mehr sie es seiner wirklichen Macht entkleidet, und den Willen des Monarchen dem Parlamente, und durch dieses seinem Ministerrathe unterthänig gemacht, zur Entschädigung mit dem äußern Glanze und Pomp einer ehrfurchtsvollen, strengen Etikette umgeben; so erscheint die Monarchin fast als das angebetete Symbol der unverletzlichen brittischen Majestät, und die ersten Lords der vereinigten Königreiche beugen das Knie, wenn sie vor ihr erscheinen.

An solche Form eines ceremoniösen Vasallenthums gewöhnt, trat Victoria am Rhein in einen Fürstenkreis, wo die Formen der Hofetikette milder und bürgerlicher, aber der Wille des Monarchen fast unumschränkt waltet. Die Ungleichartig-

keit dieser Stellung mußte, abgesehen von den prosaischen Fatalitäten der Handelsconjuncturen und den begehrten Schutzzöllen, gar manche Disharmonien hervorrufen; die Macht der Musik vermochte nicht, diese zu lösen; vergeblich boten die Garcia und Jenny Lind, Demoiselle Tuczek und Herr Pischek; Mantius, Möser, Staudigl, Batta, Vieuxtemps und Liszt alle ihre instrumentale und vocale Kunst auf; obschon die See- und Wassergeister sonst ihres musikalischen Sinnes wegen berühmt sind: so hörte doch dießmal die Königin der Meere das Concert in Brühl nur halb, und kehrte dem in Coblenz gar den Rücken, ehe es nur begonnen hatte.

Hiezu kam nun noch der Victoria-Toast des Königs in Brühl, der das französische Nationalgefühl höchst unangenehm afficirte, so daß die Pariser Presse mit dem ganzen Geschütz ihrer groben und feinen Malice auf die Festlichkeiten am Rhein loswetterte. Sie erklärten es für barbarischen Kosakengeschmack, die zarten Ohren einer jungen, lebensfrohen Fürstin zum Empfange mit einem Riesenzapfenstreiche zu betäuben, und wo sie sich zeige, mit tausend Feuerschlünden anzudonnern. Es mußte ihnen dieß doppelt unpassend erscheinen, da ohnehin deutscher Kanonendonner aus rheinischen Festungen französischen Ohren höchst widrig klingt. Mit dem gleichen Wohlwollen wurden die übrigen musikalischen Festlichkeiten beurtheilt. Und hiebei hatte die Kritik leichtes Spiel, da Poesie und Phantasie bei diesen fürstlichen Vergnügungen, mit Ausnahme der Dombeleuchtung in Cöln, eben in keine sonderlichen Unkosten waren gesetzt worden. Ja, das Feuerwerk von Stolzenfels bot sogar einen Anblick dar, der nicht bloß für das Zartgefühl der Königin des hochkirchlichen Englands etwas Verletzendes haben mußte, sondern auch minder puritanischen Seelen eben nicht sehr schicklich erschien. Man ließ nämlich, neben den übrigen benachbarten Burgruinen, auch die Ruinen der alt ehrwürdigen Johanniskirche, in welcher einst der heil. Bernhard gepredigt, in bengalischem Feuer erscheinen, und zu diesem Kirchenbrande mußten von hier und von den benachbarten Kirchen alle Glocken zur

Steigerung des tragischen Effectes läuten. Dieser Mißbrauch geweihter Glocken zu einer Maskenfeier der Zerstörung an heiliger Stätte war sogar in dem Programm des Feuerwerks den hohen Zuschauern von den Festordnern schon im Voraus angekündigt, und doch waren unter den Tausenden, die dem Schauspiele beiwohnten, noch gar Viele, welche die alte Kirche mit ihrem nun eingestürzten Thurm, deren Ruine so recht in das hellste Licht gestellt wurde, vor wenigen Jahren noch ganz gesehen hatten *).

Bei dem Abschied mag beiderseits die gleiche Gemüthsstimmung geherrscht haben; die englischen Herrschaften zogen stromaufwärts, den sächsischen Herzogthümern zu, und die Deutschen waren überall so zuvorkommend, ihnen mit selbstvergessender Artigkeit das Rule Britannia aufzuspielen und vorzusingen; kein Wunder, wenn die Angesungenen demgemäß von der Höhe ihres Herrscherthrones nur Blicke stolzer Herablassung den Unterthänigen zuwarfen.

Vielleicht hätten wir mehr Hochachtung eingeärndtet, wenn eine von den weißgekleideten Jungfrauen mit den Rosabändern und den Blumenguirlanden vorgetreten wäre, und der weltherrschenden Britannia eines der Sonette von Wackernagel vorgesungen hätte, etwa das folgende:

Gewahr' ich, Deutschland, wie an deinen Küsten
Sich Englands stolze Segel blähn und bauschen,
Damit du mögest Spinngeweb' ertauschen
Und Holz dafür zu neuen Kielen rüsten;

Gewahr' ich dich, an deren Mutterbrüsten
Dieß Volk zuerst vernahm des Meeres Rauschen,

*) Mit größerem Vergnügen können wir als eine Sühnung unsern Lesern melden, daß der König, der hierin gewiß das Gefühl so manchen wehmüthigen Zuschauers theilte, nach dem Feuerwerk einen Kostenüberschlag verlangte zum Behufe der Herstellung dieser ehrwürdigen Kirche des Rheinlandes, die außerdem auch noch eine der schönsten, pittoresken Zierden für die Landschaft Stolzenfels gegenüber bildet.

Wie du den Wellen magst geruhig lauschen,
Und dich ergreift kein Sehnen, kein Gelüsten:

So mahnst du mich der guten treuen Henne,
Die sorglich ausgebrütet Enteneier,
Und nun die Jungen plätschern sieht im Bade.

Was hilft ihr, daß sie auf und nieder renne?
Die Küchlein schwimmen frei und immer freier,
Und spotten noch der Mutter am Gestade.

Gewiß hätte der englische Geist, worauf er selbst so stolz ist, diesen mißmuthigen Ausdruck nationalen Selbstgefühles auch bei Andern geehrt, wenn die rücksichtsvolle Höflichkeit, welche man seinen Gästen schuldig ist, es auch würde verboten haben, ihnen ein anderes Sonett desselben Dichters vorzudeclamiren, das also lautet:

Es gibt so Freund' und Vettern, die man gerne,
Gar gerne hat, nur dreißig Schritt vom Leibe;
Mit denen man wohl auch zum Zeitvertreibe
Briefwechseln mag: da sind sie eben ferne.

Solch guter Freund ist auch, aus Einem Kerne
Mit uns gewachsen, dort am Rand der Scheibe
Der Englischmann; nur daß er ferne bleibe,
Sonst wohl ein Volk, von dem das deutsche lerne.

Von dem es lerne dieß auch unter andern,
Wozu man Holz und Hanf und Eisen brauche,
Zum Beispiel auch zu einem schmucken Schiffe;

Wie weit man könn' auf solchem Dinge wandern;
Und o wie schön sichs auf- und niedertauche
Dem goldnen Vlies entgegen durch die Riffe!

Statt dessen wurden die Berichterstatter der Londoner Zeitungen von der Gastfreundschaft des Herzogs von Koburg auf entzückende Weise überrascht; er ließ ihnen ein eigenes Haus einräumen, Equipagen, Opernlogen, Dienerschaft, glänzenden Mittagtisch, und Herz was verlangst du, zur Verfügung stellen. Aber über Deutschland waltete dießmal offenbar ein schwerer, mißgünstiger Unglücksstern! es war leider Alles vergebens; es sollte uns mit all unsern demüthigen Bücklingen, all unserm

obligaten Entzücken und Posaunenjubel doch nicht gelingen, das verheißene Lächeln süßer Huld auf das Antlitz der Gnädigen herabzulocken: das Gothaer Treibjagen verdarb Alles vollends.

Unglückliches Deutschland! du hast dir so viele Mühe gegeben, die Vereine gegen Thierquälerei in deinen Gauen zu verbreiten, und nun mußt du dir Lectionen von englischen Zeitungsschreibern, die du so überhöflich bewirthet, lesen lassen, wenn sie dich wie eine herzlose Barbarin perhorresciren. Wer beschreibt uns den Hallo, das Jammergeschrei, welches die empfindsamen Seelen der englischen Fuchsjäger und Boxer über die in den Wäldern von Gotha verübten Unmenschlichkeiten erhoben! Nach den Berichten der Times war dieß Hirschtödten very shocking; der Correspondent sah große Thränen in den Augen ihrer Majestät; mit Mühe hatte sie sich auf ihrem Stuhl erhalten und die königliche Frau sich noch nicht erholt; ganz England stimmte in diesen Indignationsruf ein, und verlangte auch für die Thiere Fair play, das heißt ehrlich Spiel.

Nun kann Niemand so sehr, als wir, jene aristokratischen Thierschlächtereien einer gefühl- und geschmacklosen Waidmannslust verabscheuen; aber nichts desto weniger hat es uns gar sehr befremdet, daß es gerade die Engländer waren, welche die „seufzende Creatur“ in dieser Beziehung gegen uns vertraten. Nach ihren Redensarten sollte man glauben, sie seien die zartfühlendsten Seelen der Welt, die noch nie ein Wässerlein getrübt, geschweige denn ein Fischlein mit tückischer Angel gefangen, oder gar Blut vergossen hätten. Man sollte meinen, die Landsleute Fallstafs hätten allen Seckt und Porter, Beefsteack und Plumpudding abgeschworen; sie lebten, von weißen Lämmern mit Rosabändern umgeben, ein idyllisches Leben, wie die indische Sakontala, und nährten sich, in sentimentaler Träumerei und seliger Verschwommenheit, von Mondschein und Blumenduft, von Morgenroth und Abendthau, unter Zitherklang und Minnesang; da fallen sie in Ohnmacht beim Anblick eines sterbenden Hirsches, und drücken alle Creaturen an ihr liebereiches Herz! Es ist daher auch wohl nur eine boshafte Ironie des

Schicksals, wenn gerade in diesen Tagen die junge, brittische Jägerkönigin, Mistreß Georgiana Charlotte Theobald, auf einem „Steeple chace“ den Hals brach, oder wenn 10,000 fahsionable Englishman jauchzend zusehen, wie ein Boxer dem andern ein Aug im Kopf ausschlägt.

Ist aber diese ihre Rührung in der That so leicht erregbar; haben sie so viele Thränen für fremde Leiden, selbst für die Hirsche von Gotha in Bereitschaft; sind sie so große Freunde von Fair play, so möchten wir sie doch in aller Einfalt und Bescheidenheit an andere, würdigere Gegenstände aus ihrer nähern Umgebung für ihre Thränen erinnern. Wir wollen nicht von den Fuchsjagden über Stock und Stein, von den Hahnenkämpfen und Pferderennen der englischen Lords reden, wobei die Rücksicht auf die „seufzende Creatur“ gewiß nicht viel mehr in Betracht kommt, als bei den Gothaer Hirschjagden. Allein sie dürfen nur einen Blick in die englische Geschichte werfen; diese bietet ihnen so viele blutige Seiten barbarischer Grausamkeit und Roheit dar, die mehr als very shocking sind, und welche die Thränen eines ganzen Lebens nicht abbüßen würden. Haben sie nicht Jahrhunderte hindurch in Irland, mit gesetzlicher Tyrannei bewaffnet, eine Treibjagd gegen ein unglückliches Volk, vor den Augen aller Welt, aufgeführt, unendlich grausamer, herzloser und roher, als die Gothaer Thierjagd. Sahen sie dort die unglücklichen Thiere, von ihren Verfolgern aufgeschreckt, in athemloser Verzweiflung dem tödtlichen Blei sich entgegenstürzen: so durften sie nur zur Beruhigung ihres Mitgefühls an die Tausende von armen Pächtern denken, die, obdachlos von Haus und Hof getrieben, mit ihren hungernden Familien umherirrten, weil sie bei den Wahlen ihre Stimme nicht zur Aufrechthaltung einer grausamen Tyrannei geben wollten; sie durften sich nur der Schiffsladungen armer Irländerinnen erinnern, die sie, um sich ihrer zu entledigen, nach Amerika überschifften, und dort ihrem Verderben preisgaben. Jammerte sie das schmerzliche Zucken der sterbenden Thiere in Deutschland: nun dann dürfen sie nur auf das Seuf-

zen und Stöhnen von so vielen Tausenden ihrer eigenen Kinder hören, die in den Kerkern der englischen Fabriken, von dem Vampyr der Habgier bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen, an Leib und Seele dahinschmachten und zu Grunde gehen. Ein solches Schauspiel ist in der That very shocking und der Thränen einer Königin würdig. Finden sie aber, daß der Herzog von Gotha kein Fair play mit seinen Hirschen spielt: nun dann, so können sie ihm das beste Beispiel eines solchen in Indien geben, wo mit ihrem fair play, Jahr um Jahr, ein Volksstamm nach dem andern seine Freiheit an diese Vertreter politischer Freiheit verliert, und zu Tode gehetzt, wie ein Gothaer Hirsch zu ihren Füßen niederstürzt, und wo ihr erfinderischer Geist sogar den Götzendienst zu einer ergiebigen Finanzquelle gemacht hat. Dieß wird hinreichen, die Times und ihren Venator justus etwas bescheidener zu stimmen; denn wollten wir dieß englische Sündenregister fortsetzen: wo würden wir ein Ende und eine gefühlvolle Seele Thränen genug zur Beweinung aller Opfer des brittischen Nimrods finden, der sich in Gotha so gefühlvoll gezeigt hat!

Nach diesen verschiedenen continentalen Abentheuern kehrte die junge Königin in ihr Inselreich zurück; allein vorher machte sie noch einen Absprung nach Eu, wo sie ihrem väterlichen Freunde, Louis Philipp, wie es scheint, dießmal in rosenfarbener Laune und mit ihrem goldgestickten Kaschmirkleid in die Arme eilte, um von den ausgestandenen musikalischen Genüssen und Jagdplaisirs auszuruhen. Hatte sie so Alles gethan, damit Deutschland sich nicht zu viel auf die ihm gewordene Ehre einbilde, und die entente cordiale der französischen und englischen Nation keine Beinträchtigung erleide, so fingen nun ihrerseits die englischen Journale an, mißlaunig über die allzugroße Familiarität ihrer jungen Gebieterin gegen den alten Franzosenkönig zu murren und eifersüchtig zu knurren. Die deutschen Journale dagegen begannen nicht minder ihre Betrachtungen über das Vorgefallene anzustellen; ja in Cöln machte man das königliche Geschenk an den Dom zum Gegen-

stand eines ziemlich derben Carnevalsscherzes. Uns will es indessen bedünken, es wäre der cölnischen und der deutschen Ehre angemessener gewesen, wenn man sich von einer Fremden durchaus nichts erwartet hätte, im Vertrauen, daß die eigenen Kräfte zu dem heiligen Baue ausreichen müßten; streckte man aber die Hand nach einer Gabe aus, so hatte man sich selbst des Rechtes begeben, dem geschenkten Gaul in's Maul zu sehen. Andererseits aber wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß das Geschenk selbst so ziemlich in einem umgekehrten Verhältnisse zu den pomphaften Tiraden stand, womit die englischen Blätter die Ankunft der reichsten Königin der Erde dem armen bürgerlichen Deutschland und seiner idyllischen Genügsamkeit angekündigt hatten. Gewiß aber ist: hätte man die Kosten der rheinischen Feste zum Dombau verwendet, derselbe würde merklich dadurch gewonnen haben, oder hätte man sie, was noch besser gewesen wäre, zur Linderung des schauderhaften Elendes und der Hungersnoth in Masuren und den östlichen Provinzen als Almosen hingegeben, man würde mehr Dank und Erkenntlichkeit geärndtet haben; denn wären alle Lords der vereinigten Königreiche von dieser Lustfahrt seelenvergnügt heimgekehrt, entzückt über unsere Gastfreundschaft: sie würden in allen Fragen der Politik doch nur egoistisch das englische Interesse berücksichtigt und uns ausgelacht haben, wenn wir etwas Anderes von ihrer Dankbarkeit erwartet hätten. Die Königin nun gar, sie würde auch bei dem besten Willen, uns dankbar zu seyn, sich außer Stand befinden, ihre Absichten zu verwirklichen. Wir stimmen daher, gewiß mit der größeren Majorität aller Rheinländer, vollkommen den Betrachtungen der Aachener Zeitung bei, wenn dieselbe sich über Eu also vernehmen läßt:

„Shakespeare würde sagen: England besucht Frankreich. Soll der Besuch in Eu ein Paroli seyn, das Stolzenfels geboten wird, oder ist es eine Genugthuung, welche Ludwig Philipp geboten werden, oder ist der Wunsch hier, es mit Niemanden zu verderben? Es wird Niemand daran denken, dieß enträthseln zu wollen. Nur diejenigen Politiker, welche von dem Aufenthalt am Rhein Uebertriebenes hofften und fürchteten, werden sich getäuscht sehen. Sie werden erkennen lernen, daß heut zu Tage die Politik in andern Dingen liegt, als in freundschaftlichen Unterredungen, und daß,

wer sie durchaus auf Personen reduciren will, sehr zu kurz kommt. Wir gestehen, wir freuen uns in jeder Beziehung jenes Besuches in Eu. Wir freuen uns darüber, wenn darin ein Zeichen läge, daß England nicht hoffen darf, Deutschland als Spielball und Vasall seines Commerce's zu brauchen; wir freuen uns darüber, wenn daraus geschlossen werden kann, daß England die Freundschaft Frankreichs nicht leicht verscherzen möchte. Wir möchten diese beiden Mächte eng verbunden wissen, da die eine dadurch die andere im friedlichsten Schach hält, und somit beide den allgemeinen Frieden sichern. Wir wünschen, daß England Deutschlands Unabhängigkeit begreifen lerne, und daß wir uns so benehmen, daß England dieß lernen müsse. England und Frankreich sind uns nie gefährlich, nur Frankreich und Rußland sind es, aber dann ist uns ohnehin Englands Hülfe sicher. Deutschland kann nichts Besseres thun, als sich von allen Seiten frei zu machen von jedem Einflusse, der seine geistige und materielle Entwicklung aufhalten wollte. Wenn es das nur erst überall einsehen und darnach auch handeln wollte!"

Mittlerweile schießt das Unkraut, welches der Schmähbriefschreiber von Laurahütte ausgesäet, zum Frommen der deutschen Eintracht und zur Vermehrung unserer inneren Stärke dem Ausland gegenüber, lustig auf; der eine Theil unsers Volkes fanatisirt sich immer mehr gegen den andern; ist es ja selbst in Frankfurt schon so weit gekommen, daß ein katholischer Priester sich nicht leicht auf der Straße am Abend sehen lassen darf, ohne daß ihm von frechen, alten und jungen, Buben zugerufen wird: „fall um", oder „fall ab"; leistet er keine Folge, so kann es ihm auch geschehen, daß man ihn, im Namen der neuen Toleranz von Laurahütte, mit Unrath bewirft; und doch ist Frankfurt der Sitz des Bundestages, und die Unterthanen der hier vertretenen deutschen Volksstämme gehören der Majorität nach der katholischen Kirche an! aber selbst der Senat der kleinsten aller deutschen Staaten ist immer noch mächtig genug, um mit den Priestern der rechtlich anerkannten katholischen Kirche nach den Gelüsten seiner Willkühr zu verfahren; kein Wunder also, wenn, Dank den Predigten des Pfarrers Zimmer und den toleranten Bemühungen des Pfarrers Friederich, die Gassenbuben auf den Straßen sich das ihnen von oben gegebene Beispiel zu Nutze machen. Wohin dieser Unfug, wenn ihm nicht endlich mit Energie gesteuert wird, füh-

ren muß, kann nach den Leipziger Vorgängen auch der Blödeste einsehen. Möchte uns doch die Schweiz zum warnenden Beispiel dienen, und nicht nur zum Beispiel, nein! von der Weise, wie die Mächtigen, in deren Händen dermalen noch die Loose des Friedens und die Wahrung der Gerechtigkeit liegen, sich gegen die Schweiz verhalten werden, davon hängt es nicht wenig ab, ob Deutschland nicht auf's Neue allen Gräueln eines andern dreißigjährigen Krieges und den Barbareien, wie sie der Bauernkrieg über unser unglückliches Vaterland gebracht, entgegen gehen wird.

Der Rechtszustand in der Schweiz gilt nur noch zum Scheine, in Wahrheit herrscht dort in den meisten Cantonen die Anarchie der entfesselten Leidenschaften, die bereit ist, so bald der günstige Augenblick gekommen, jedes Recht mit Füßen zu treten. Stürzt der Rechtszustand in Bern, so bricht der Religionskrieg mit all seiner Wuth los; dieß wissen die Radikalen sehr wohl, gegen Bern sind daher auch ganz vorzüglich ihre Anstrengungen gerichtet; erst kürzlich wurde ein Hauptsturm dagegen unternommen; es hielt sich noch einmal; aber welche Garantie haben wir, daß es nicht das nächstemal, unterminirt, wie es ist, dem alten Drachen erliegen wird. In St. Gallen war es im verflossenen Jahre den Conservativen nur mit der größten Anstrengung möglich, bei den letzten Wahlen den Canton im Gleichgewicht und den Radikalism im Schach zu halten, mit 75 gegen 75 Stimmen; nur dadurch fiel die gesuchte zwölfte Stimme für einen Tagsatzungsbeschluß weg, der unter der Firma der Jesuitenhetze den katholischen Cantonen Krieg und Vernichtung hätte bringen sollen. Wie lange aber wird auch dieser Canton noch in der gefährlichen Schwebe erhalten werden können! So hängt hier Alles an einem Haar, ob nicht mit Nächstem die sämmtlichen Cantone, wie Waadt, Aargau, Baselland, Thurgau u. s. w., deren Regierungen schon mehr oder minder unter der Leitung radikaler Klubbs stehen, nicht mit zusammengewürfelten Freischaaren, sondern mit ihren regulären Truppen gegen Luzern und die Urcantone losstürzen werden. Diese aber, die drohende Gefahr wohl einse-

hend, und das Geheul des rachelustigen, kampfbegierigen Radikalism immer in den Ohren, sehen sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, sich fortwährend zu waffnen; sie sind unter sich einig; die katholische Bevölkerung betet und wallfahrtet; allenthalben gibt sich eine tiefe und herzergreifende Begeisterung kund, was allerdings zu der Hoffnung berechtigt: Gott werde sie in ihrem guten Kampfe für den alten Glauben, das alte Recht und die alte Schweizerfreiheit, nicht der Macht der Gottlosen überantworten, sondern sich dieses braven Volkes noch fernerhin annehmen.

Allein, das Traurigste dabei ist, daß die Diplomatie der großen Mächte, wie es scheint getheilt in sich, unentschlossen diesem furchtbaren Spiele zusieht, was in der Schweiz frevelhafter Weise mit der Ruhe und gesetzlichen Ordnung von ganz Europa, zur Gefährde aller Staaten, gespielt wird, gleichsam als beabsichtige sie ein neues, unheilvolles fait accompli in ihre Register einzutragen, uneingedenk ihrer Pflicht, dem völkerrechtswidrigen Verbrechen zuvorzukommen. Sorglos läßt man den schrecklichen Vulkan zum Ausbruch kommen, der die verwandten und allseitig zerstreuten Feuerbrände in den Nachbarstaaten nur bald genug zu hohen Flammen des Religions- und Bürgerkrieges entzünden muß. Man läßt die Urstände und Luzern in ihrem vieljährigen Kampfe für Ordnung und Recht, angefeindet und verlästert von allen Organen des offenen und versteckten Radikalism, allein und hülflos. Als Vorkämpfer aber und die natürliche Schutzwehr des Systemes des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung, abgesehen von allen jesuitischen Sympathien und Antipathien, — was hier nur Nebensache ist, die von der heuchlerischen Revolution zur Hauptsache gemacht wird — wären sie wohl größerer Beachtung und wirksameren Schutzes werth. Verleiht ihnen daher Gott nicht durch ein Wunder zum drittenmal den Sieg, so ist menschlicherweise ihr Untergang im Kampfe gegen die Uebermacht eine furchtbare Wahrscheinlichkeit; dann aber gehen alle Conservativen, katholische und protestantische, in den übrigen paritätischen Cantonen auch zu Grunde.

Man darf nur auf das radikale Wuthgeschrei in den Schenken und an den öffentlichen Orten hören, um die Opfer zu erfahren, die fallen würden. Eine radikale Schweiz aber wird eine ganz andere Dornenkrone der Diplomatie auf das Haupt drücken, sie würde eine Geisel der Hölle für alle Nachbarländer werden. Mit bloßen Besprechungen, wie am Rheine, mit Noten und Wünschen ist da nicht geholfen; der Radikalism lacht darüber, und strebt seinem Ziel unermüdet entgegen. Nicht minder ist es ein thörichter Wahn, wenn manche sich zur Beschönigung ihrer unentschlossenen Thatlosigkeit damit beruhigen, aus diesem Schweizer Chaos werde nach und nach, in natürlicher Entwicklung, ein geordneter Rechtszustand im Ganzen und Einzelnen hervorgehen.

Nein! es müssen die Grundsätze des Bundesrechtes und der alte Religions- und Landesfrieden als Dictamina den radikalen Cantonen von den Mächten verkündet, und diesen durch bestimmte Maaßnahmen Rückhalt und Wirksamkeit gegeben werden; nur so wird die Schweiz vor dem Unheil bewahrt, eine radikale Räuber- und Mörderhöhle zu werden, und Europa vor dem ansteckenden Feuerbrande. Die neuere Geschichte bezeugt es; nie hat sich die so vielfach von Parteien zerrissene Schweiz selber helfen können; immer ist ihr der Friede von außen her vermittelt worden; so 1712, 1798, 1803 und 1815; denn die Zeiten alten Glaubens, wo die Eidgenossen noch auf die Stimme eines frommen Bruder Klaus von der Flue in ihrer Parteiwuth hörten, sind längst vorüber; nur die katholischen Cantone wallfahrten noch zu seinem Grabe, um das Gewitter, was so drohend über ihrem Vaterlande hängt, zu beschwören, und sich Vertrauen für den Kampf des Märtyrthumes zu erflehen.

Anerkennung des Bundesrechtes und der Cantonalsouverainität, und Anerkennung der Rechte und Selbstständigkeit der Confessionen, somit auch der katholischen, sind die eben so einfachen als gerechten Bedingungen zur Wiederherstellung des Friedens. Da aber hievon auch der Friede des übrigen Eu-

ropas abhängt, so ist es für die Mächte gewiß eine gebieterische Pflicht, deren Erfüllung nicht einmal mit großen Schwierigkeiten verknüpft scheint, diese Grundsätze zu proclamiren und mit der feierlichen Erklärung zu bekräftigen, daß ein neuer, bundesbrüchiger Angriff auf Luzern und die Urstände unvermeidlich die militärische Besetzung der Schweiz zur Folge haben würde. Dieß allein fürchten die Radikalen; dieß allein ist im Stande, sie von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten; dieß allein nur kann ihrer wachsenden Herrschaft in den Cantonen Einhalt thun und ihr ein Ende machen.

Vielleicht ist eine Einstimmigkeit aller Mächte für gemeinsame Maaßnahmen von Seite der katholischen Staaten, die als nächste Nachbarn auch am nächsten dabei betheiligt sind, von Oesterreich und Sardinien nämlich, nicht zu erzielen, aus bekannten Gründen; allein würden auch nur diese beiden an den Gränzen von Tessin und Wallis offen und ohne Rückhalt ihre Maßregeln nehmen, für den eventuellen Fall eines neuen Friedensbruches von Seiten der radikalen Cantone gegen Luzern und die Urcantone, um sie mit ihrer revolutionären Tyrannei zu knechten, auch dieß würde Zweifels ohne hinreichen, den mordgierigen Tieger im Schach zu halten. Sieht man aber ferner zu, wer kann die weiteren Folgen berechnen? Färbt sich, was Gott und alle guten Geister des Rechtes, des Friedens, und der wahren Freiheit verhindern wollen, der Rhein in der Schweiz mit Blut, wer steht uns dafür, daß sich nicht seine Ufer bis zum Meer hin davon röthen werden. Mögen unsere Fürsten nicht vergessen, daß es für die armen Urcantone, die Martyrer des bedrohten Rechtes, fast eine Unmöglichkeit ist, sich immer in dem erschöpfenden Kriegszustande zu halten, und daß es hier eines entscheidenden Entschlusses mit unerbittlicher Nothwendigkeit bedarf.

Nachschrift.

Während ich die obigen Zeilen schrieb, läuft durch die Blätter die Kunde von einer über die ganze Schweiz verzweig-

ten Atheistenverbindung und ihrer Entdeckung nach dem Constitutionel Neuchâtelois. Verbindet man die Ausgeburten dieses neuen Drachennestes mit den bekannten Züricher Actenstücken über die Communistenverbindungen in der Schweiz, so wie mit den officiellen Erklärungen der Regierung von Bern über das Treiben des dortigen Brutalradikalism: geschieht alsdann der Schweiz ein Unrecht, wenn man sie mit einem Aussätzigen vergleicht, an dessen Leib zur Gefährde seiner Nachbarn jeden Tag ein neues, stinkendes Geschwür aufbricht. Hat sich in diesem Lande nicht die revolutionäre Verruchtheit bis zur Raserei und gänzlichen Bestialität gesteigert? Gehören nicht die neu gemachten Entdeckungen auch zu den Proceßacten über Leu's Ermordung, und gibt es noch ein Verbrechen, dessen diese bestialische Raserei nicht fähig wäre? und dennoch hat man sich die größte Mühe gegeben, gegenüber solcher pestilentiösen Corruption es glaublich zu machen,' Leu sei ein Selbstmörder gewesen, und gar Viele würden triumphiren, wenn dieß Verbrechen dem frommen Manne zur Last fallen würde.

Laut den Berichten des Constitutionel Neuchâtelois war der Zweck dieser von den Gerichten entdeckten Verbindung: durch Atheismus zum Umsturz aller moralischen Principien, so wie selbst durch Königsmord zur gewaltsamen Umgestaltung der ganzen religiösen, socialen und politischen Organisation Deutschlands zu gelangen; hiedurch beabsichtigte dieses „junge Deutschland“, was im Schutze der schweizerischen, radikalen Anarchie ungehindert seine Netze spann, die Verjüngung Deutschlands durch eine Feuer- und Bluttaufe. In La Chaux-de-Fonds wurden die zehn Chefs des großen Clubbs verhaftet, und wenige Tage nachher auch Julius Standau, Lehrer der deutschen Sprache am dortigen Gymnasium. Denn merkwürdigerweise stehen an der Spitze dieser neuen Propaganda wieder vorzüglich Deutsche; ein neuer Beleg, welche Drachenmutter unsere Erziehung ist; aber die Schweiz zeigt sich immer als das sicherste Asyl, ihre Eier auszubrüten.

Die Resultate der nun geführten Untersuchung sind folgende:

„Seit 1838 besteht in der Schweiz eine geheime Propaganda, das „„junge Deutschland."" Mitglieder dieser Propaganda befinden sich in einer beträchtlichen Anzahl von Schweizerstädten. Die ersten Chefs sind die Herren Standau und Döleke, beide Lehrer der deutschen Sprache, Wilhelm Marr, Redakteur des Journals der Propaganda, und Hoffmann, Apotheker. Herr Dr. Fein, deutscher Flüchtling und auch unter den Freischaaren vor Luzern gefangen, scheint mit der Gesellschaft ebenfalls in Relation zu stehen. — Der zweite Artikel der Statuten dieser Gesellschaft lautet: „„Die Gesellschaft ist ihrer Natur nach eine geheime, und ihrem Wesen nach eine politische Propaganda."" — Jedes Mitglied verpflichtet sich, bis nach zurückgelegtem vierzigsten Altersjahr in der Gesellschaft zu bleiben, alle seine Kräfte zur Erreichung des gesteckten Zieles zu weihen, und vor keinem Opfer zurück zu schrecken. Jedes Mitglied verpflichtet sich, keinerlei Documente aufzubewahren, wodurch die Propaganda oder deren Mitglieder compromittirt werden könnten. In der Schweiz befindet sich ein „„Central-Bureau"", welches den Auftrag hat, das Ganze der Operation zu leiten, und jedes Mitglied, das nach Deutschland zurückkehrt, verpflichtet sich, diesem Bureau regelmäßige Berichte über das Resultat seines Wirkens in der Heimath zukommen zu lassen. Aehnliche Bureaux müssen sobald thunlich in jeder Provinz Deutschlands organisirt werden. Die Aufnahme eines Mitgliedes in die Gesellschaft geschieht auf eine feierliche mysteriöse Weise. Mitten in der Nacht sollen dem Betreffenden in einer einsamen Gasse die Augen verbunden werden, wonach er auf langen Umwegen in einen unterirdischen Saal geführt wird, wo das Comité der deutschen Propaganda Sitzung hält. Hier hat er, immer mit verbundenen Augen, sein religiöses und politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, und wird er als ein aufrichtiger Atheist und Revolutionär befunden, so erfolgt die Aufnahme in die Gesellschaft. Zuvor aber muß er sich erklären, welcher Strafe er sich freiwillig zu unterwerfen gedenkt, insofern er seinen Verpflichtungen gegen die Propaganda nicht gehörig nachkommen sollte. Da die Geheimnisse einer Propaganda nur einer kleinen Anzahl von Personen anvertraut werden können, so ist die Zahl der Gesellschaftsmitglieder relativ klein. Inzwischen war die Propaganda auf Errichtung einer Armee bedacht, durch gehörige Bearbeitung der deutschen Arbeiter, deren es immer 20—25,000 in der Schweiz gibt, — durch ihre unglaubliche Thätigkeit ist es der Gesellschaft möglich geworden, nach und nach 28 politische Clubbs zu organisiren, nämlich in Genf, Carouge, Nyon, Rolle, Aubonne, Morges, Lausanne, Aigle, Vivis, Yverdun, Moudon, Payerne, Chaux-de-Fonds, Fleurier, Bern, Biel, St. Imer, Pruntrut, Burgdorf, Chur, Zug, Zürich, Winterthur, Basel, Luzern, Freiburg, und in Frankreich zu Marseille und Straßburg. (Die Clubbs zu Freiburg und Luzern sind erst neu-

lich durch höheren Befehl aufgehoben worden.) Durch die Thätigkeit der Propagandisten haben sich diese Clubbs in eine Bundesgenossenschaft zusammengethan, welche ganz nach dem Bilde der schweizerischen Eidgenossenschaft organisirt ist. Dieser sogenannte „„Lemanbund"" wird von einem „„Vororte"" geleitet, der alle sechs Monate wechselt. Der jetzige Vorort ist Lausanne. Alle sechs Monate findet eine Versammlung von Abgeordneten aller Clubbs Statt. Bei dieser Zusammenkunft erstattet der „„Vorort"" Bericht über seine Führung der allgemeinen Angelegenheiten, und der neue Vorort wird sodann bezeichnet. Man erschrickt über die unglaubliche Thätigkeit und die wahrhaft teuflischen Mittel, deren sich die Propagandisten zu Herbeiziehung der Arbeiter bedienen. So schreibt einer derselben aus Zürich an's Centralbureau: „„Ihr könnt Euch die Lage unseres Clubbs nicht genau vorstellen. Vor Allem sind wir wegen der Regierung zu großer Vorsicht genöthigt, und ferner kömmt der größte Theil der hier anlangenden Arbeiter direkt aus Deutschland, und demnach von den königl. Verordnungen und andern „Hundsföttereien" gegen die Clubbs sehr schüchtern. Die meisten fragen mich gleich beim Eintritt in einen Clubb, „ob es doch kein politischer sei?"" So sind wir genöthigt, ihnen das ABC ganz unvermerkt beizubringen, und hierzu gehört namentlich, ihnen begreiflich zu machen, „„daß die Religion nur ein Misthaufen ist."" (!!) Unser Clubb kann somit nur als Vorbereitung angesehen werden für die Clubbs der französischen Schweiz, und dorthin schicke ich auch Alle, die Zürich verlassen wollen. Ein anderer Beweis von der Thätigkeit der Propaganda ist folgender: Mehrere Spenglergesellen von Morsee waren noch nicht Mitglieder des dortigen Clubbs. Unverzüglich schrieb einer der Propagandisten an's Centralbureau: „„Schickt mir sogleich N. N. hieher oder in Ermangelung seiner einen andern Spengler, auf den man zählen kann, und der fein genug ist, die Spenglergesellen hiesiger Stadt in den Verein zu bringen."" Die Clubbs standen unter einander stets in Correspondenz. In jedem derselben war ein hierzu beauftragter Actuar. Auch der „„Vorort"" erließ Kreisschreiben an die Clubbs, um ihnen Weisungen zu ertheilen, oder ihren Eifer aufzufrischen. Die ganze Correspondenz des Vorortes und der Clubbs unter einander ist fast rein politisch und zeigt, wie sehr Alles von revolutionärem Geist durchdrungen war. Jeder Clubb hatte ein Comité, das die in den Versammlungen zu discutirenden Fragen vorzubereiten hatte. Die Propaganda übermachte ihre Weisungen und Instruktionen in dieses „„Discussion-Comité."" Die Gegenstände der Besprechung waren immer politische, sociale und religiöse Fragen. Mehrere Clubbs waren nach und nach zu großer Blüthe gelangt, und hatten auch über beträchtliche Geldmittel zu verfügen. Sie hatten Journale, Bibliotheken, Piano's 2c.; es fanden sich dort alle möglichen Ressourcen, und Alles diente nur, um die

Arbeiter anzulocken. Die Clubbs von Genf, Lausanne, Bern, Zürich, Chaux-de-Fonds waren sehr mächtig. Der von Chaux-de-Fonds z. B. zählte vom Juli bis Dezember 1844 207 Mitglieder, und während der fünf ersten Monate von 1845 204 Mitglieder, wobei nicht zu übersehen ist, daß es in Chaux-de-Fonds neben dem „„jungen Deutschland"" einen sehr zahlreichen Communistenclubb gab, so daß man gewiß mit Zuversicht behaupten darf, daß es in der Schweiz der Atheisten und Communisten zu Tausenden gibt."

„Im Allgemeinen wußten die Clubbs, vielleicht mit Ausnahme desjenigen von Lausanne, gar nichts von der Existenz der Propaganda, aber in jedem derselben gab es wenigstens einen oder zwei Propagandisten, welche die Aufgabe hatten, das Feuer zu schüren, den Gang des Clubbs zu leiten und in demselben den Geist des Atheismus und der Umwälzung zu entwickeln. Leider gelang es ihnen nur allzu gut. Einer derselben freut sich in einem Briefe seines Erfolges. „„Meine Clubbisten,"" heißt es darin, „„machen rasende Fortschritte! Sie renomiren schon gar hübsch mit ihrem Atheismus!"" Auch Döleke rühmt sich im Journal der Gesellschaft gar sehr des Fortschrittes, den der Clubb von La Chaux-de-Fonds unter seiner Leitung auf der Bahn des Atheismus gemacht habe, und daß seine Lehren bei den Arbeitern tiefen Eingang gefunden, beweis't schon der Umstand, daß das verabscheuungswürdige Journal von Marr nach und nach 500 Abonnenten zählte. Dieses Journal, das aufgepflanzte Banner des „„jungen Deutschlands,"" trägt das Prinzip des Atheismus an der Spitze. „„Gott und Unsterblichkeit sind Altweibergeschwätz!"" so heißt es in jenem Journal, das ist das gewöhnliche Thema desselben, und ganz besonders in drei großen Artikeln, betitelt „„Atheismus,"" von Döleke geschrieben. Diesem Blatte zufolge waren Voltaire und die Encyclopädisten nur Kinder und standen keineswegs auf der Höhe des Atheismus. „„Junge Deutsche,"" so heißt es an einer Stelle, „laßt euch nicht durch das Phantom einer Vorsehung an der Nase herumführen Vergeßt nicht, daß ihr dem leiblichen Menschen und nicht seiner Seele euere Kräfte zu weihen schuldig seid!"" Dies ist das religiöse System des „„jungen Deutschlands."" Mehr als ein Dritttheil des Journals ist mit solchen Doctrinen angefüllt. Aus folgender Stelle kann man auf dessen System der Moral schließen: „„O, könnte ich doch große Laster, blutige, kolossale Verbrechen sehen, nur um nicht länger mehr diese langweilige Tugend, diese alltägige Moral sehen zu müssen!"" Ihre politischen und socialen Principien sind aus folgendem zur Genüge ersichtlich: „Wir wollen den Fortschritt mit Gewalt. Deutschland bedarf einer politischen, religiösen und socialen Umwälzung, und wenn hierbei Religion und Politik in Rauch aufgehen, geht der sociale Mensch nur desto reiner daraus hervor. Die deutschen Liberalen sind heillos langweilige Burschen;

Tschech, ruhmwürdigen Angedenkens, hat es versucht, in diese Monotonie etwelche Abwechselung zu bringen, aber leider sind seine Bemühungen ohne Erfolg geblieben. Tschech's Handlung war ein Act der Rache; die Rache aber ein Act der natürlichen Gerechtigkeit." Als Drohung wird dem Könige zugerufen: „„Nimm dich in Acht, Majestät!"" Diese wenigen Auszüge mögen hinreichen, um den Lesern eine Idee von diesem Blatte zu geben und wie es mit diesen Clubbs des „„jungen Deutschlands"" beschaffen gewesen seyn muß, da dasselbe 500 Abonnirte unter ihnen hatte. Niemand wird sich mehr über Königsmörder wundern, wenn man eine solche Propaganda kennt, welche die Arbeiter erst zu Atheisten macht, dann die revolutionären Leidenschaften in ihnen aufregt und Tschech, den Königsmörder, als einen Helden darstellt. Außer Standau wurden vier Individuen der Propaganda in Chaux-de-Fonds verhaftet und aus der Eidgenossenschaft verbannt. Der Clubb selbst wurde aufgehoben, und die Regierung hat den Herren Lardy, Maire von Ponts, und Favre, Cantonal-Polizeidirektor, für die Entdeckung der Communisten und des „„jungen Deutschlands"" den ihnen gebührenden Dank bezeugt."

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung von Augsburg, der übrigens seines Zeichens zu dem beliebten Jüste Milieu gehört, das sich in Fragen des Rechtes, nach Weise des Rheinischen Beobachters, auf dem bequemen Schaukelbett zwischen Radikalismus und sogenanntem Romanismus wiegt, und der darum in der innigeren Verbindung der katholischen, schmählich preisgegebenen Stände zur Selbstvertheidigung alsogleich antiprotestantischen Fanatismus wittert, dieser jedenfalls sehr unverdächtige Berichterstatter, fügt den obigen Resultaten der gerichtlichen Untersuchung noch folgende, beachtungswerthe Bemerkungen bei: „Aus den Geständnissen und übrigen Beweisen geht hervor, daß die Propagandisten, die sich selber die „„junge Schweiz"" nannten, die Eidgenossenschaft so zu sagen provinzenweise eingetheilt hatten, und besten Willens waren, sie mehr und mehr zu einem Hexenkessel einer europäischen, gegen Staat und Kirche sich richtenden Revolution auszubilden. Der Neuenburgische Untersuchungsrichter setzt die Entstehung dieser jungen Schweiz in das Jahr 1838. Hätte er den Faden weiter verfolgen können, so würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß diese „„junge Schweiz"" und die im Jahre 1836 aus Biel, ihrem damaligen Hauptsitz, verdrängte, eine und

dieselbe Verbindung ist. Sie flüchtete sich von da mit ihren Mitteln und ihren Archiven nach der Waadt und dem Unterwallis, in welchen Gegenden sie Hauptsecundantin zweier Revolutionen wurde, deren eine mißlang, während die andere nach Wunsch ausfiel. Die Neuenburgischen Behörden ließen die ihnen kund gewordenen Anführer aufgreifen, und übergaben sie, in der Absicht, daß sie nach ihrer Heimath transportirt werden sollten, der Polizei des Nachbarcantons. Diese lieferte die Arrestanten nach Baselland, und hier ließ man sie, wie vorauszusehen war, entwischen."

Hiernach waren es die Panegyriker des Königsmörders Tschech, die auch ihre Hand bei jener beispiellosen Revolution in der Waadt im Spiel hatten, welche der Rheinische Beobachter, der seine Unterstützung aus öffentlichen Geldern erhält, durch seinen Schweizer Correspondenten auf die schamloseste Weise dem rheinischen Volke anpreisen ließ, — und das gemäß seinem Standpunkt zwischen Radikalism und Romanism, oder mit andern Worten, zwischen der Revolution und der verhaßten katholischen Kirche. Wir hoffen inzwischen, die Gewalthaber, in deren Händen die Loose Deutschlands dermalen noch liegen, werden diese Verblendung confessioneller Bornirtheit nicht theilen, und der Schweiz gegenüber eine Stellung einnehmen, wie sie nicht nur das Heil der Schweiz und Deutschlands, sondern ihre eigene Selbsterhaltung gebieterisch verlangt.

XXX.

Der ewige Jude in Sachsen und das Concil in Schwaben.

Der ewige Jude scheint in Sachsen sein langgesuchtes Vaterland gefunden zu haben, und die sächsischen Buchhändler geben sich alle Mühe, ihn an die Stelle des Evangeliums zu setzen. Da gibt das Verlags-Comptoir in Grimma einen: „Königlich Sächsischen concessionirten Ameisen-Kalender auf das Jahr 1846 nebst deutschem Destelli-Kalender" heraus. Die Ameisen werden aber dem Grimma'schen Verlagscomptoir über Verläumdung den Proceß machen, denn bisher hatten

sie einen ehrlichen Namen und trugen Alles mit ehrlichem Fleiße zusammen; das Verlagscomptoir aber stiehlt das Leder zu seinen Schuhen und verhunzt es noch obenein, damit es unkenntlich werde, wie es dieß mit den Holzschnitten aus „den fliegenden Blättern“ gethan. Es könnte daher mit besserem Rechte sein Sammelsurium den Elstern-Kalender nennen; denn man sagt: fleißig, wie eine Ameise, und diebisch, wie eine Elster. Am Schluße dieses Kalenders wird dem guten deutschen Michel in Sachsen, nach Juden-Manier, als „interessant — und Viel fürs Geld und billig ohne Beispiel, zur schönsten und wohlfeilsten Unterhaltung für die Winterabende die neueste, sorgfältigste, gelungenste und dabei zugleich allerwohlfeilste Uebersetzung, welche in Deutschland von dem wunderbar ergreifenden, ganz Europa allarmirenden, zehnbändigen Roman des ewigen Juden erschienen ist,“ angeboten und angepriesen. Und da heißt es ferner am Schluße: „Subscribentensammler erhalten statt Rabatt auf je 6 Exemplare ein siebentes Freiexemplar; bei Abnahme von 30 Exemplaren 6 Freiexemplare. Wer's bis zu Hunderten bringt 20 Freiexemplare, und außerdem, wenn er sich's selbst abholt, **auch noch eine Portion Braten, ein Töpfchen Grimma'sches Lagerbier und einen neuen Ameisen- (resp. Elstern-) Kalender.** O du glückseliges Land! dessen Kinder den ewigen Juden mit dem Braten herunterfressen; wo eine hungerige Buchhandlung so liberal und aufopfernd um die Stillung des Hungers ihrer Subscribentensammler bedacht ist!

Während dieß in Sachsen vorgeht, hat das Concil in Stuttgart dem aufgeklärten Theile der Schwaben nicht minder die Nase mit Bratengeruch gekitzelt. Da haben sie beschlossen: jede Gemeinde soll es mit ihrer kirchlichen Verfassung und Ordnung halten, wie sie wolle, und die Frauen sollen auch in kirchlichen Dingen mitreden dürfen; zwei Beschlüsse, wodurch sie nicht nur die infernale Majestät, sondern auch ihre Großmama sich verbindlich gemacht; denn wollte der Teufel nach seinem Gusto sich eine Hauskapelle einrichten, so könnte er ohne Gefahr die Beschlüsse dieses Concils dabei zu Grunde legen; er wird sich gewiß keinen Glaubenszwang anthun dürfen, oder einer höhern Autorität unterwerfen; wollte aber seine Großmama auch ihrerseits dabei ihren Capricen folgen, so wäre dieß ebenfalls dem neuen Glauben gemäß, auch sie hätte ja ihre Stimme. Armer, altersschwacher deutscher Michel! welche Bären läßt du dir anbinden; merkst du es noch immer nicht, daß sie dich zum Gespött der Kinder auf den Straßen und zum Gelächter aller Nationen machen, die sich noch einen Funken Menschenverstand und einen Instinkt der Selbsterhaltung bewahrt haben.

XXXI.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder *).

II.

Handelsgeist im Sauerland. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Rauflust. — Eine Gerichtsscene.

Wir haben im Vorhergehenden den Charakter der Eingebornen bereits flüchtig angedeutet, und gesagt, daß dem gewöhnlichen Einflusse der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am, verhältnißmäßig in einem zahmen Lande aufgenährten, Paderbörner der Stempel des Bergbewohners, sowohl moralisch als körperlich, weit entschiedener hervortritt, als an dem, durch seine Umgebungen weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. —

*) Da wir mit den Zuständen der untern Klassen im Sauerlande und Paderborn gänzlich unbekannt sind, so müssen wir die Richtigkeit der folgenden Schilderungen der berichterstattenden Feder anheim geben; sehr erwünscht aber wäre es uns, wenn auch andere, des Landes kundige Beobachter uns auch erfreulichere Seiten des dortigen Volkslebens mittheilen könnten. Diese Worte richten sich vorzüglich an die ehrenwerthe Geistlichkeit des Landes, die im Kampfe mit den Uebelständen gewiß auch am ersten Gelegenheit hat, die Tugenden in der Hütte des Armen kennen zu lernen. Sind übrigens die Farben des Gemäldes düster, so müssen wir doch gestehen, daß es eine große Ungerechtigkeit wäre, den einzelnen Volksstamm

Der Grund liegt nahe; in den Handelsverhältnissen des Letzteren, die seine Heimath den Fremden öffnen, und ihn selbst der Fremde zutreiben, wo unter kaufmännischer Cultur die Sitten, durch auswärtige Heirathen das Blut seines Stammes sich täglich mehr verdünnen, und wir müssen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von so vielen Quellen verwässert, doch noch durchgängig einen scharfen, festen Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodensee. — Der Sauerländer ist ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, sind sehr angenehm, und bei vorherrschend lichtbraunem oder blonden Haare haben doch seine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der schwarzen. — Seine Physiognomie ist kühn und offen, sein Anstand ungezwungen, so daß man geneigt ist, ihn für ein argloseres Naturkind zu halten, als irgend einen seiner Mitwestphalen; dennoch ist nicht leicht ein Sauerländer ohne einen starken Zusatz von Schlauheit, Verschlossenheit und praktischer Verstandesschärfe, und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheutesten Münsterländer fast immer praktisch im Vortheil stehen. — Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten, und scheint eher zum Handel und guten Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. — Seine Neigungen sind hef-

---

darum härter zu beurtheilen, und ihn zum Sündenbock unserer Zeit zu machen; denn sie passen nur zu sehr auf die untern Klassen in gar manchen Provinzen unseres Vaterlandes, die von ihrer Vortrefflichkeit voll sind; es spricht sich darin eine Verwilderung aus, deren schauderhafte Verbrechen wir täglich in den öffentlichen Blättern des Nordens und des Südens, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, auf eine erschreckende Weise vernehmen, und die in Verbindung mit dem Communismus uns noch eine unheilschwangere Zukunft heraufzubeschwören droht, wenn die Religion in neuer Belebung uns nicht zum Stern des Heiles wird.

Anmerkung der Redaction.

tig aber wechselnd, und so wenig er sie Jemands Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich, aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Speculant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreifer, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westphalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren frommer Wallfahrter, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik scheint. — Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlen Verstande, obwohl im Allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferungen fähig; und selbst der Geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen unbedeutend sind, begreift sich wohl; so wie aus dem Gesagten hervorgeht, daß nicht hier der Hort der Träume und Mährchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und unheimliche Höhle mit Berggeistern, und den Gespenstern Ermordeter, oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minderbeherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert, oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. — Kurz, der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft

und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter heraus zu fühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Athemzug; seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten; seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern rascheren Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es eben seine Heimath und in dessen Luft ihm am wohlsten ist. — Seine Festlichkeiten sind, nach den Umständen des Gastgebers, den städtischen möglichst nachgebildet; seine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, — staubende Chausseen mit Frachtwagen und Einspännern bedeckt, — Wirthshäuser mit Kellnern und gedruckten Speisezetteln, — einzelne Dörfer im tiefsten Gebirge sind noch strohdachig und verfallen genug, die meisten jedoch, nett wie alle Fabrikorte, erhalten allein durch die schwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beschwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Climas entgegensetzen muß, einen schwachen Anstrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerschmiede vor ihren Höllenfeuern, und die an den Stollen, mit Lederschurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Bergknappen geben der Landschaft hier und dort eine passende Staffage.

Anders ist's im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst ziemlich nüchterne Umgebung bringt, und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten, und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderböner nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. — Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben das Schicksal der Südländerinnen, eine frühe, üppige Blüthe und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. — Nirgends gibt es

so rauchige Dörfer, so dachlückige Hüttchen, als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Heerdstelle, das Ehebett, und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fensterlöchern ist. — Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Pallast zu kurz war, um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende weit in die Straße recken. — Selbst der Roheste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er sein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft, und sich dem Einflusse von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Proceß einfädeln, der ihn völlig aussaugt, fast immer zur Auspfändung, und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Noth treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfniß gestillt ist, — jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich zurücklegen, der Sauerländer in irgend ein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe uud Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und taglöhnern. — So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande, und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armuth, und gehen einem elen-

den Alter am Bettelstabe entgegen. — In ihrer Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu seyn, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumuthet. — Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten vom eigenen Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte, — jene gegen den Gutsherrn zum Beispiel, dem er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein ächtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle, und übrigens Abbruch thun müsse, wo es immer könne. — Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja „unser Hergott das Holz von selbst wachsen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt." — Mit diesem Spruche in Munde glaubt der Frierende sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftabak zu blenden, und wie er kann, mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbesitzer sind deßhalb zu einem erschöpfenden Aufwande an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouilliren, und doch die massivsten Forstfrevel, z. B. das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerthen Geistlichkeit, und selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corsen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas sehr Gewöhnliches, beim Mondscheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen, und der nächste Morgen brachte dann gewiß — je nachdem sie mit den Förstern zusammen getroffen, oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geschichte eines blutigen Kampfs, oder eines grandiosen Waldfrevels. — Die Ueberwachung der preußischen Regierung hat allerdings dieser Oeffentlichkeit ein Ziel gesetzt, jedoch ohne bedeutende Resul-

tate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßen, und es ist leider eine Thatsache, daß die Holzbedürftigen, sogar Beamte, von Leuten, denen doch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren Bedarf so ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. — Daß auch dieser letztere Erwerbszweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Gränze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich machen, läßt sich wohl voraussetzen, und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von Fünfen oder Sechsen, hastig und ohne Gruß, an uns vorüber der Wesergegend zustapfen, und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln, schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt sich bei seinem Dienstherren krank melden. — Ihre Ehen meist aus Leidenschaft, und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vortheile, geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich", dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe, wie ein gutes Gewebe, zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der untern Volksklassen nach den drei Hauptfarben Westphalens wagen, so würden wir sagen: Der Sauerländer freit, wie ein Kaufmann, nämlich nach Geld oder Geschicklichkeit, und führt auch seine Ehe so, — kühl und auf ge-

meinschaftlichen Erwerb gerichtet. — Der W
wie ein Herrnhuther, gutem Rufe und dem !
tern gemäß, und liebt und trägt seine Ehe, w
Hand gefallenes Loos, in friedlicher Pflichten
Paderbörner Wildling aber, hat Erziehung
an ihm gethan, wirbt wie ein derbes Naturki
gestüm seines heftigen Blutes. Mit seinen un
ner Frau muß es daher auch oft zu heftigen
men. Er geht unter die Soldaten, oder er
verkommen, wenn seine Neigung unerwidert
wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen
feuer, bis sie sich zurechtgefunden; Fluch- u
haben, wie bei den Matrosen, einen großen T
tung verloren, und lassen eine rohe Art aufop
neben sich bestehen. Ueber das Verderbniß der
wird sehr geklagt; jedes noch so flüchtige Be
den zwei Geschlechtern müsse streng überwacht w
die ihr Haus rein von Scandal, und ihre n
boten in dienstfähigem Zustande zu erhalten
die Unteraufseher, Leute von gesetzten Jahren
genug, schienen taub und blind, sobald nich
sondern nur der Glaube an eine ernstliche
sei — „die Beiden freien sich" — und damit



abgeneigt ist, als daß er
nach Ceremoniell schmeckt,
...ten z. B. fällt wenig Be-
Schlüssel- und Brod-Ueber-
... wo es, außer einer alten
Schlüssels bedürfte, — nachher
...anz und Flasche nach, bis sich
...uh" stellt, einem beliebten Natio-
...verwirbeln und Verschlingen, was
...nden beginnt, und dem „Reisen-
...nderkunde" den Zeitpunkt angibt, wo
... möchte, sich zu entfernen, da fortan
... bis zu einer Höhe steigt, deren Cul-
... voraus zu berechnen ist. — Ist die
...ggebraut", eine Braut in Kranz und
... so tritt sie gewiß stolz, wie eine Für-
...ses glorreiche Familienereigniß wird noch der
...kommen, die sich dessen wohl zu rühmen wissen,
... mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren
... — Lieber als eine Hochzeit ist dem Paderbör-
... Fastnacht, an derem ersten Tage (Sonntag, esto
...ursche dahersteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel,
...rten Hahn aus Brodteig, den er seiner Liebsten ver-
... auch der Edelfrau, nämlich, wenn es ihm an Geld
...mmenden nassen Tage fehlt. — Am Montag ist der
...tollsten Gange, selbst Bettler, die nichts Anderes
...en ihr geflicktes Betttuch über den Kopf, und bin-
...urchlöcherten Papierbogen vors Gesicht, und diese
... sie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzen-
... und langen Nasenschnäbeln die Mauern entlang
...en noch grausigeren Eindruck, wie die eigentlichen
...die in scheußlichen Verkleidungen mit Geheul und
...tergäulen durch die Felder galloppiren, alle hun-
...nen Sandreuter zurücklassend, der ihnen wüst
...als ein hinkendes Ungethüm ins Dorf zurück...

Sehr beliebt ist auch das Schützenfest, zum Theil der Ironie wegen, da an diesem Tage der „Wildschütz“ vor dem Auge der sein Gewerb ignorirenden Herrschaft mit seinem sichern Blicke und seiner festen Hand paradiren darf, und oft der schlimmste Schelm, dem die Förster schon wochenlang nachstellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenschärpe als seiner Königin überreicht, und mit ihr die Ceremonie des ersten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächsten Tage das Frauenschießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigsten suchen sollte, und die sich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübsche, von dem Edelhofe aus, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und bestraußt, Jede mit dem Gewehr ihres Mannes über die Schultern. — Voran die Frau des Schützenkönigs mit den Abzeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite, wie weiland Maria Theresia auf den Kremnitzer Dukaten; ihr zunächst die Fähnderichin mit der weißen Schützenfahne; — auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandirt — rechts — links — kurz alle militärischen Evolutionen; dann wird die Fahne geschwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo Jede — Manche mit der zierlichsten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, und unter klingendem Spiele der Schenke zu marschiren, wo es heute keinen König gibt, sondern nur eine Königin und ihren Hof, die Alles anordnen, und von denen sich die Männer heute Alles gefallen lassen. — Einen gleich starken Gegensatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erndtefestes. — Dieses wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Style gefeiert. — Der voranschreitenden Musik folgt der Erndtewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd thront, über sich auf einer Stange den funkelnden Erndtekranz, — dann folgen sämmtliche Dienstleute, paarweise, mit gefalteten Händen, die Männer baarhaupt, so ziehen sie langsam über das Feld dem Edelhofe zu,

das Te Deum nach der schönen, alten Melodie des katholischen Ritus absingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verse von den Blasinstrumenten abgelöst, was sich überaus feierlich macht, und gerade bei diesen Menschen, und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. — Im Hofe angelangt, steigt die Großmagd ab, und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinsten Jünkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorigjährigen gehenkt, und die Lustbarkeit beginnt. — Obwohl sich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, sind die Paderbörner doch überaus gesangliebend; überall — in den Spinnstuben — auf dem Felde — hört man sie quinkeliren und pfeifen, — sie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, — das letzte ist ein schlimmes Spottlied, was sie, nach dem Takte des Raufens, jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zusingen. — Sonderlich junge Herren, die sich, dem Verhältnisse nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifizieren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbei zu kommen, und sich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er ist ihr zu dick, er hat kein Geschick, — oder: „er ist ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den kuank, der Vogel der sang, das Jahr ist lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!“ — Ueberhaupt rühmen sie sich gern, wo es ihnen Anlaß zum Streit verspricht, ihrer Herrschaft, als ob sie aus Gold wäre; stehen auch in ernsteren Fällen, aus demselben Grunde, bisweilen zu ihr gleich dem Besten, und es ist hier, wie bei der Pariser Polizei, nichts Ungewöhnliches, die schlimmsten „Wildschützen“ nach einigen Jahren als Forstgehilfen wieder zu finden, denen es alsdann ein Herzensgaudium ist, sich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten Listen neue entgegen zu setzen; und noch vor Kurzem packten ein Dutzend solcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfschulmeister, der sie früher in der Taktik des „Holzsuchens“ unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten

einzuüben, etwa achtzig baarfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe, zuerst mit dem Blutaussaugen anfangen, mit ihren krummen Messern kunstfertig in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädagog, von einer breiten Buche herab, das Commando führte. — Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieser äußert sich, neben der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben, vorzugsweise in sympathetischen Mitteln und dem sogenannten Besprechen, einem Akt, der Manches zu denken gibt, und dessen wirklich seltsame Erfolge sich durch bloßes Hinwegläugnen keineswegs beseitigen lassen. Wir selbst müssen gestehen, Zeugen unerwarteter Resultate gewesen zu seyn. — Auf die Felder, die der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen umschritten, und die Scholle eines verpfändeten Ackers darauf geworfen hat, wagt sich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es ist überraschend, diese Strecken mit schweren, niederhangenden Aehren zwischen weiten Flächen leeren Strohes zu sehen. Ferner, ein prächtiger Schimmel, arabischer Race, und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge gespornt, gestürzt, und hatte sich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebissen. — Da das Schlagen des wüthenden Thieres es in den ersten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brahd hinzugetreten, und ein sehr geschickter Arzt erklärte das schöne Pferd für rettungslos verloren. — Jetzt ward zur „Waffensalbe“ geschritten, — keinem Arzneimittel, wie man wahrscheinlich glauben wird, sondern einem geheimnißvollen, mir unbekannt gebliebenen Gebrauch, zu dessen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Besprecher nur ein von dem Blut des Thieres beflecktes Tuch gesandt wurde. — Man kann sich denken, welches Vertrauen ich in dieses Mittel setzte! — Am nächsten Tage wurde das Thier jedoch so ruhig, daß ich dieses als ein Zeichen seiner nahenden Auflösung ansah, — am folgenden richtete es sich auf, zerbiß und verschluckte, obwohl etwas mühsam, einige Brodscheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen sahen wir, zu unserm Erstaunen, daß es sich über das in der

Raufe befindliche Futter hergemacht, und einen Theil desselben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutsames Auswählen der weicheren Halme, und ein leises Zucken um Lippen und Nüstern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen mußten, völlig geschlossenen Wundstelle andeuteten; und seitdem habe ich den schönen Araber manchesmal, frisch und feurig, wie zuvor, mit seinem Reiter durchs Feld stolziren sehen. — Dergleichen und Aehnliches fällt täglich vor, und hiebei ist die Annäherung des Besprechers oder seines Mittels an den zu besprechenden Gegenstand immer so gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt sie gänzlich fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Essenzen hier keine Statt haben kann, so wie die vielbesprochene Macht der Phantasie bei Thieren, Kräutern und selbst Gestein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menschlichen Glaubens, die magnetische Gewalt eines festen Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhand genommen, daß der Besitzer, obwohl Protestant, in seinem Ueberdrusse endlich zum Besprecher schickte. — Dieser fand sich alsbald ein, umschritt die Gemüsefelder, leise vor sich hinmurmelnd, wobei er mit seinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun stand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an dessen schadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die sich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkstückchen rc. zu stören. — Nachdem dieser sie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, sagte er endlich: „wenn ihr nicht Ruhe haltet, so treibe ich euch die Raupen auf das Dach", und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächste Hecke, schnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, stellte sie horizontal an die Stallmauer und entfernte sich. — Alsbald verließen sämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten, grünen Colonnen über die Sand-

wege, an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt, und standen im Hofe, mit Ungeziefer besäet, und nach dem Dache deutend, was wie mit einer grünen, wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das eben Erzählte übrigens keineswegs als etwas Besonderes, da die oben berührte Erklärung, durch auf den Geruch wirkende Essenzen, hier am ersten Statt finden dürfte, sondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Thun und Treiben eines phantasiereichen und eben besprochenen Volkes. — Ehe wir von diesem zu andern übergehen, erlauben wir uns noch zum Schluße die Mittheilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr Statt finden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. — Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu, und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte, und in dieser Wechselwirkung das Uebel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher (Meyer) eines Dorfes, allzu grober Betrügereien und Diebstähle halber, seines Amts entsetzt werden. — Er hatte sich Manchen verpflichtet, Manchen bedrückt, und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. — Schon seit mehreren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlassung des Unwohlseyns, seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, in Verein mit dem eigentlichen Justitiar, die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber, und namentlich „das Schreibervolk“ aus tiefster Seele verachtet. Ihre Besorgniß ward nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm baarfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammen-

drängte, und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir protestiren! wir wollen den Meyer behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen, und haben uns geschickt, wir revoltiren!“ — Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da, worauf der Schwarm sich allmählig, unter Geschrei und Fluchen, verlor. — Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte, und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmel, was immer zunahm, — dann drängten sich ein paar starkknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in Kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. — Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme hinauszugehen; — sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er ganz wohl sah, an der Thüre auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten, und kurze, schwere Knittel sichtbar werden ließen, was von der andern Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. — Dennoch las er das Urtheil mit ziemlicher Fassung ab, und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zupfend, hastig der Thüre zu. — Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein, und ließen ihre Knittel spielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Justiz mußte froh seyn, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählich nach außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der Betheiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaschen zu können. — Sie waren eben aufmarschirt, als die Sturmglocke erschallte. — Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Thurm, wo sie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und auf Umwege in's Hundeloch spedirt wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster, und

und ihnen zeigen mußte, was sie zu beobachten und zu thun hätten, bis sie allen übrigen Novizen beigesellt wurden. — Dieser führte mich in ein geräumiges Zimmer des obern Stockwerks, wo sich an dem gleichen Abend alle neu angekommenen Novizen versammeln sollten. Es waren ihrer neun und dreißig, die Blüthe der Jugend, viele von Adel, alle nicht von gemeinen Geistesgaben, Oesterreicher, Ungarn, Croaten, Dalmatier, Steiermärker, Kärnthner, Krainer, Friauler, und alle nicht bloß durch gleiches Alter, sondern durch die gleiche Lebensart, die sie ergreifen wollten, als Söhne einer Mutter, als künftige Brüder in Jesu Christo mit einander verbunden. — Fünfe änderten ihren Entschluß. Von den übrigen sind, da ich dieses schreibe, noch eilf am Leben, die andern aber Alle in verschiedenem Alter in's Grab vorangegangen. Fröhlich mischte ich mich unter diese Gefährten, und fühlte mich besonders von den Ungarn angezogen, deren lateinische Aussprache mir so wohl gefiel, daß ich unverzüglich beschloß, sie zu befolgen, da sie den wahren Ausdruck einzelner Buchstaben, besonders der Doppellauter, weit genauer bezeichnete, als die Aussprache der Deutschen. Nachdem wir drei Tage hindurch als Gäste gut bewirthet, und von einer auserlesenen Anzahl zweijähriger Novizen besucht worden, damit sie uns durch ihren Umgang die verschiedenen Gebräuche, und wie wir uns im Noviziat zu betragen hätten, unvermerkt beibrächten: so wurden uns während der folgenden drei Tage von dem Aufseher der Novizen, nach auferlegtem Stillschweigen, die ewigen Wahrheiten nach den Grundsätzen des heil. Ignatius zu weiterm Nachdenken vorgetragen, wobei das Lesen geistlicher Schriften mit Betrachtungen abwechselte, damit wir nach einer solchen Vorbereitung zu einem heiligern Leben, und nach Reinigung unsers Gewissens, durch ein aufrichtiges Bekenntniß der bisher verübten Vergehungen, wirklich in die Zahl der Novizen aufgenommen würden. Den ganzen siebenten Tag über hörte der Aufseher diese Beichten an, während man unterdessen den Uebrigen, die dieses Geschäft schon verrichtet hatten, die Haare abschnitt. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung gab ich das meinige her, auf welches ich immer sehr viel Sorgfalt verwendet hatte. Aber dieses war gleichsam der letzte Rückblick auf das Vergangene; denn von jetzt an hingen meine Wünsche nur an der Zukunft. Als wir daher an dem gleichen Abend in das gemeinschaft-

liche Schlafzimmer, welches man Dormitorium nannte, zurückkehrten, sahe ich mit Freude auf eines jeden Bette das Ordenskleid liegen, welches wir bei Anbruch des Tages unter Empfindungen eines reinen Vergnügens anzogen. Darauf traten wir vor den Hochaltar, wohnten dem von unserm Vorsteher gehaltenen Gottesdienst bei, und empfingen dann aus seinen Händen die heilige Hostie. Von da führte er uns endlich in die Gesellschaft der zweijährigen Novizen, deren ebenfalls neun und zwanzig waren, und die uns mit wechselseitigen Umarmungen empfingen. Wir waren also zusammen acht und sechszig an der Zahl, und rechnet man die Novizen beider Jahre von verschiedenen Handwerken hinzu, die zur Besorgung des Hauswesens erwählt waren, und die man weltliche Gehülfen (Laienbrüder) nannte, so beläuft sich die ganze Anzahl auf drei und neunzig. Alle hatten eine große, gemeinschaftliche Wohnung, die an das Zimmer des Aufsehers stieß, damit man sich ohne Verzug an ihn wenden könnte. Voran stand ein Altar, auf beiden Seiten der Länge nach Pulte, an welchen die Novizen einander den Rücken zugekehrt saßen, und zwar so, daß die vom ersten und zweiten Jahr vermischt waren. Jeder hatte die gleichen schlechten hölzernen, aber sehr reinlichen Hausgeräthe; wenige und nur geistliche Bücher, ascetischen Inhalts, seinen Rosenkranz und was sonst beim Gebet dient, und Schreibmaterialien. Alle auswärtigen Verbindungen waren so ganz abgeschnitten, daß ich den zu Aachen mit den Franzosen abgeschlossenen Frieden nicht eher erfuhr, als durch eine öffentliche Aufforderung des Predigers an das Volk, Gott dafür zu danken. Die Eintheilung des Tages war sehr geschickt allem Ueberdruß vorzubeugen. Nächst den Betrachtungen über göttliche Dinge und dem Hersagen frommer Gebete, wurde die Zeit damit zugebracht, den Aufseher anzuhören, wenn er entweder von den Pflichten der Tugend sprach, oder die Regeln des Ordens erklärte; in geistlichen Büchern zu lesen, diese oder jene geringere Dienste im Hause, im Speisesaale, in der Küche zu verrichten; sich in irgend einer kleinen Handarbeit zu üben; die Sprachen, obwohl jetzt nur obenhin, zu studiren, und endlich nach dem Essen, bei welchem der Tisch reichlich besetzt war, sich durch verschiedene Gespräche mit einander zu unterhalten. Wenn etwas ein wenig hart scheinen konnte, so war es das Gesetz, selbst in den Wintermonaten an

und ihnen zeigen mußte, was sie zu beobachten und zu thun hätten, bis sie allen übrigen Novizen beigesellt wurden. — Dieser führte mich in ein geräumiges Zimmer des obern Stockwerks, wo sich an dem gleichen Abend alle neu angekommenen Novizen versammeln sollten. Es waren ihrer neun und dreißig, die Blüthe der Jugend, viele von Adel, alle nicht von gemeinen Geistesgaben, Oesterreicher, Ungarn, Croaten, Dalmatier, Steiermärker, Kärnthner, Krainer, Friauler, und alle nicht bloß durch gleiches Alter, sondern durch die gleiche Lebensart, die sie ergreifen wollten, als Söhne einer Mutter, als künftige Brüder in Jesu Christo mit einander verbunden. — Fünfe änderten ihren Entschluß. Von den übrigen sind, da ich dieses schreibe, noch eilf am Leben, die andern aber Alle in verschiedenem Alter in's Grab vorangegangen. Fröhlich mischte ich mich unter diese Gefährten, und fühlte mich besonders von den Ungarn angezogen, deren lateinische Aussprache mir so wohl gefiel, daß ich unverzüglich beschloß, sie zu befolgen, da sie den wahren Ausdruck einzelner Buchstaben, besonders der Doppellauter, weit genauer bezeichnete, als die Aussprache der Deutschen. Nachdem wir drei Tage hindurch als Gäste gut bewirthet, und von einer auserlesenen Anzahl zweijähriger Novizen besucht worden, damit sie uns durch ihren Umgang die verschiedenen Gebräuche, und wie wir uns im Noviziat zu betragen hätten, unvermerkt beibrächten: so wurden uns während der folgenden drei Tage von dem Aufseher der Novizen, nach auferlegtem Stillschweigen, die ewigen Wahrheiten nach den Grundsätzen des heil. Ignatius zu weiterm Nachdenken vorgetragen, wobei das Lesen geistlicher Schriften mit Betrachtungen abwechselte, damit wir nach einer solchen Vorbereitung zu einem heiligern Leben, und nach Reinigung unsers Gewissens durch ein aufrichtiges Bekenntniß der bisher verübten Vergehungen, wirklich in die Zahl der Novizen aufgenommen würden. Den ganzen [illegible] Tag über hörte der Aufseher diese Beichten an, während man unterdessen den Uebrigen, die dieses Geschäft schon verrichtet hatten, die Haare abschnitt. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung gab ich das meinige her, auf welches ich immer sehr viel Sorgfalt verwendet hatte. Aber dieses war gleichsam der letzte Rückblick auf das Vergangene: denn von jetzt an hingen meine Wünsche nur an der Zukunft. Als wir daher an dem gleichen Abend in das gemeinschaft-

liche Schlafzimmer, welches man Dormitorium nannte, zurückkehrten, sahe ich mit Freude auf eines jeden Bette das Ordenskleid liegen, welches wir bei Anbruch des Tages unter Empfindungen eines reinen Vergnügens anzogen. Darauf traten wir vor den Hochaltar, wohnten dem von unserm Vorsteher gehaltenen Gottesdienst bei, und empfingen dann aus seinen Händen die heilige Hostie. Von da führte er uns endlich in die Gesellschaft der zweijährigen Novizen, deren ebenfalls neun und zwanzig waren, und die uns mit wechselseitigen Umarmungen empfingen. Wir waren also zusammen acht und sechszig an der Zahl, und rechnet man die Novizen beider Jahre von verschiedenen Handwerken hinzu, die zur Besorgung des Hauswesens erwählt waren, und die man weltliche Gehülfen (Laienbrüder) nannte, so beläuft sich die ganze Anzahl auf drei und neunzig. Alle hatten eine große, gemeinschaftliche Wohnung, die an das Zimmer des Aufsehers stieß, damit man sich ohne Verzug an ihn wenden könnte. Voran stand ein Altar, auf beiden Seiten der Länge nach Pulte, an welchen die Novizen einander den Rücken zugekehrt saßen, und zwar so, daß die vom ersten und zweiten Jahr vermischt waren. Jeder hatte die gleichen schlechten hölzernen, aber sehr reinlichen Hausgeräthe; wenige und nur geistliche Bücher, ascetischen Inhalts, seinen Rosenkranz und was sonst beim Gebet dient, und Schreibmaterialien. Alle auswärtigen Verbindungen waren so ganz abgeschnitten, daß ich den zu Aachen mit den Franzosen abgeschlossenen Frieden nicht eher erfuhr, als durch eine öffentliche Aufforderung des Predigers an das Volk, Gott dafür zu danken. Die Eintheilung des Tages war sehr geschickt allem Ueberdruß vorzubeugen. Nächst den Betrachtungen über göttliche Dinge und dem Hersagen frommer Gebete, wurde die Zeit damit zugebracht, den Aufseher anzuhören, wenn er entweder von den Pflichten der Tugend sprach, oder die Regeln des Ordens erklärte; in geistlichen Büchern zu lesen, diese oder jene geringere Dienste im Hause, im Speisesaale, in der Küche zu verrichten; sich in irgend einer kleinen Handarbeit zu üben; die Sprachen, obwohl jetzt nur obenhin, zu studiren, und endlich nach dem Essen, bei welchem der Tisch reichlich besetzt war, sich durch verschiedene Gespräche mit einander zu unterhalten. Wenn etwas ein wenig hart scheinen konnte, so war es das Gesetz, selbst in den Wintermonaten an

einem sehr kalten Ort um ein Uhr des Morg
gleich zu verlassen; aber auch dieses achtete
nicht. Zu allem dem wurden wir durch den
chens berufen, ohne daß übrigens dabei ein Wo
An bestimmten Tagen wurden die zweijährig
Kirchen und Schulen der Vorstadt geschickt,
richtungen der Gesellschaft kleine Kinder in
christlicher Lehre zu unterrichten, und ihnen e
vize zugegeben, damit er die Art des Unterrich
sich nehme, mit den jüngern das Vorgetrag
Das erstemal erhielt ich diesen Auftrag für d
renbergischen Hauses, wo man in die Wieden
mal wöchentlich mußten wir der Gesundheit
drei, einen Spaziergang machen; man ging
hinaus, welches man das Kärntner Thor hei
außerhalb des Thores, und wenn man die
hinter sich hatte, das Stillschweigen brechen.
daß ich, der ich vorher nie in Wien gewesen
Spaziergang, als wir durch die Stadt zogen
chen und Häuser mit einiger Neugierde betrach
unser Novizenaufseher bei seinen Unterredung
wohnheit, wen er wollte, hervortreten und
dann forderte er die Uebrigen auf, es unverh
sie etwa an diesem theuersten Bruder etwas
einer Zurechtweisung bedürfte. Den Tag nach

Mann, drei Stunden täglich, vor dem Altar stehend, und mit größter Anstrengung des Geistes vorlas, während wir in stummer Bewunderung zuhorchten; und die zweijährigen Novizen sahen es als eine Wohlthat an, wenn einigen von ihnen der Zutritt auch nur acht Tage lang gestattet wurde, welches zu erlangen sie miteinander wetteiferten. Nachdem wir durch diese heiligen Uebungen gestärkt worden, so übernahm es ein anderer Lehrer, uns auf den Weg der Tugend weiter zu bringen. Adam Leutner, ein Mann vielleicht weniger streng in seiner Frömmigkeit, aber von dem redlichsten Herzen, dem es einzig um Beförderung der Ehre Gottes zu thun war; er war seinen Zöglingen statt des zärtlichsten Vaters, und schärfte uns nichts nachdrücklicher ein, als alle unsere Handlungen der Allgegenwart Gottes gemäß einzurichten."

„Nachdem wir seiner Führung anvertraut worden, mußten wir uns nach den Osterferien einer neuen Probe unterziehen. Theils nämlich um uns den Beifall der Gesellschaft zu unserm Vorhaben zu erwerben, theils um die Lebensweise in andern Häusern der Unsrigen kennen zu lernen, wurden wir, je drei und drei, zu Fuß mit einem Wanderbündel beladen, nach allen Seiten hin in die Collegien der Unsrigen geschickt; unterwegs mußten wir in Klöstern, bei Geistlichen oder in andern ehrbaren Häusern um Herberge anhalten, und um ein Almosen bitten, nicht mit Ungestüm, oder in der Hoffnung und Absicht, solches wirklich zu erhalten, sondern nur, um uns in der Demuth zu üben. Diese Wanderungen waren auf die Zeit eines Monats beschränkt. Eine davon hieß die Marianische, deren Ziel nicht irgend ein Collegium war, sondern die zwölf Oerter in Niederösterreich und Steyermark, welche der heil. Jungfrau geweiht, und durch den Zusammenfluß des Volkes berühmt sind; zu diesen mußten die Novizen von St. Anna im Namen des ganzen Hauses wallfahren. Zu meiner Freude traf mich dieses Loos zugleich mit Leop. Biwald und Ignat. Zahn; wir alle drei, ein Bayer, ein Wiener und ein Sclavonier, waren in diesen Gegenden völlig fremd. Um an die besagten Oerter zu kommen, mußten wir oft auf mancherlei Art von der Straße abweichen, nichts desto weniger verirrten wir uns selten. Wir wurden überall liebreich aufgenommen, man gab uns öfters Kutschen von einer Station zur andern; doch fanden wir Niemand, der die Väter Franziskaner an Zuneigung gegen uns

übertraf. An einem einzigen Ort, wo wir um Almosen baten, gab uns ein Mann, der nicht wußte, was eigentlich unsere Absicht wäre, die höhnische Antwort: die so reichen Jesuiten müßten eher Geld bringen als fordern. Doch erinnere ich mich auch eines gewissen Novizenmeisters, der, als wir um Nachtherberge in seinem Kloster anhielten, uns lächerlicher Weise sagte: auch meine Novizen würden gern herumspazieren, aber vielleicht würde mir keiner von ihnen zurückkommen. Wir hingegen kehrten alle glücklich und mit Freude zurück, ich mit meinen Begleitern war der letzte, weil unsere Reise die längste war, obschon wir nicht länger als drei Tage in den Klöstern der heil. Jungfrau, und eben so lange in Leoben bei den Unsrigen ausgeruht hatten. Der übrige Theil des Jahres wurde auf die oben beschriebene Weise zugebracht."

Im zweiten Jahre des Noviziates wurde Denis Angelus der Neueintretenden und später Manuductor aller Novizen, wozu noch das Geschäft kam, in der Hauptkirche der Leopoldstadt kleinen Kindern den Katechismus zu erklären. „Aber um endlich auf das zu kommen, worauf es während dieser zwei Jahre vorzüglich ankam, so ließ ich nichts unversucht, um mich ganz so zu bilden, wie es die vortreffliche Einrichtung des gewählten Ordens erforderte. Und wollte Gott, der Eifer, aus welchem ich es that, hätte sich in den folgenden Zeiten um nichts vermindert! jener Eifer, Gott immer vor den Augen des Geistes zu haben, vergängliche Dinge nach ihrem wahren Werth zu schätzen, nicht für sich, sondern für die Wohlfahrt Anderer zu leben, dem Nächsten überhaupt durch Wort und Beispiel zu nützen: daher den sündlichen Hang der Seele nach Weichlichkeit, Wohlleben, Ueppigkeit, Zornmüthigkeit zu unterdrücken, den stolzen Sinn zu zähmen, auf die Erduldung jeder Art von Widerwärtigkeiten gefaßt zu seyn, seine eigene Meinung der Meinung Anderer zu unterwerfen, den Obern bereitwilligsten Gehorsam zu leisten, Einsamkeit und Stillschweigen zu lieben; mit größter Bescheidenheit von seinen eigenen Sachen zu denken und zu sprechen, die ungeschliffenen Sitten Anderer mit Geduld zu ertragen, keinen Menschen zu beneiden, keinen zu verläumden, mit so Wenigem als möglich zufrieden zu seyn, und was andere dergleichen Lehrsätze der christlichen Philosophie sind. Denn darauf waren vor Gott die Gedanken meines Herzens gerichtet, dazu

stärkte ich mich durch öftere Betrachtungen und, um diese Betrachtungen recht fruchtbar zu machen, durch das Lesen geistlicher Schriften; denn nichts von profanem Inhalt kam über die Schwelle des Noviziatsaals."

Selbst in der Lectüre der ascetischen Schriften waren die Novizen im Anfang beschränkt, doch gab es gegen Ende des zweiten Jahres kaum einen Schriftsteller dieses Faches von einigem Rufe, mit dem er sich nicht bekannt gemacht hätte. „Ja auch die Feder sparte ich nicht; denn ich schrieb Aphorismen nieder, die ich in drei Theile absonderte, von den vornehmsten Tugenden, von den Tageswerken und von verschiedenen Gegenständen, doch wurde der dritte Theil nicht vollendet: dieses Büchlein band ich selbst ein, weil ich diese Kunst, so wie andere, während meines Noviziats erlernen mußte."

Neben diesen und andern Arbeiten unterließ er selbst das Versemachen nicht ganz, und schied nach vollendetem Noviziat mit der Ueberzeugung aus dem Hause zu St. Anna, daß dieses ein dem Himmel wohlgefälliger Schauplatz und eine wahre Uebungsschule der Tugenden sei. An demselben Tage, an welchem er vor zwei Jahren das Ordenskleid angezogen hatte, legte er zugleich mit seinen Gefährten heitern Muthes das Gelübde ab, und ging am folgenden Tage, nachdem er von allen seinen Freunden Abschied genommen und seinem treuen Lehrer Dank gesagt hatte, sogleich zu Fuß auf seinen neuen Posten in das akademische Collegium.

Es war bei den Jesuiten Sitte, Jünglinge, die aus dem Noviziat kamen, nicht sogleich unter die ältern Bewohner ihrer Häuser zu mischen. Sie lebten unter dem Namen Juniores noch zwei Jahre lang abgesondert, beinahe wie die Novizen, jedoch mit Studien beschäftigt. — Eigener Fleiß und ein tüchtiger Lehrer der hebräischen Sprache brachte unsern Denis während dieser Periode in Zeit von sechs Monaten so weit, daß er die hebräische Bibel eben so fertig wie die lateinische las, die Buchstaben leicht und schön schrieb, ja sogar Einiges in dieser Sprache niederzuschreiben wagte. Später legte er sich auf das Syrische und Arabische; ein älterer Ordensbruder, der bereits im vierten Jahre Theologie hörte, und sich dem orientalischen Sprachstudium vorzugsweise gewidmet hatte, half ihm in freien Stunden nach, und aus Dankbarkeit feierte Denis dessen Namenstag, welches auch der seinige war,

durch hebräische Verse. Im Arabischen brachte er es dagegen, durch andere Geschäfte und durch die Kürze der Zeit verhindert, nicht weiter als bis zur Kenntniß der Buchstaben.

Nachdem er die niedern Weihen empfangen, ward ihm der Auftrag, sich für das Schulfach vorzubereiten, dem er sich vom nächsten Jahre an widmen sollte. Jetzt las er pädagogische Schriften, und nahm die lateinischen Classiker wieder vor, denen er während des Noviziats hatte entsagen müssen. Zugleich suchte er sich in den verschiedenen Versmaaßen Uebung zu verschaffen. Auf jeden Abschnitt der lauretanischen Litanei machte er Verse in verschiedenen Sylbenmaaßen, die ihm jedoch in reiferem Alter zu kleinlich und verkünstelt vorkamen. Auch arbeitete er nach dem Muster der Tragödien Seneca's, um es von seinen Schülern aufführen zu lassen, ein Schauspiel aus, Gaston betitelt, welches noch unter seinen gedruckten lateinischen Gedichten vorhanden ist. Unter solchen Beschäftigungen überraschte ihn im August ein Befehl des Provincials, der die Eifersucht seiner ältern Commilitonen erregte. Er sollte im nächsten Schuljahre zu Grätz in Steiermark die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren. Dorthin begab er sich im October des Jahres 1750, nachdem er zuvor noch die zehntägigen Herbstferien sehr angenehm auf der Herrschaft Mauer zugebracht, und die jährlichen Exercitien des heil. Ignatius verrichtet hatte.

Die Schilderung, die er von seinem Eintritte in die neue Laufbahn entwirft, gibt uns wieder ein anschauliches Bild von dem Leben innerhalb des Ordens. Ein wahrhaft demüthiges, kindliches Gemüth, wie Denis, konnte sich in diesen Verhältnissen nur glücklich fühlen.

„Als Unbekannter unter lauter Unbekannten trat ich in das Collegium zu Grätz, welches hundert und acht und fünfzig Bewohner zählte, und machte zuerst dem Rector einen Besuch. Dieser war Willibald Krieger, mein Landsmann, der sich durch die größte Klugheit, durch ein ehrwürdiges Ansehen, durch seine geleisteten Dienste auszeichnete, und überhaupt jedem obrigkeitlichen Amte gewachsen war: unter allen Jesuiten sahe ich nie einen würdigern Mann, als ihn. Von da ging ich zu dem Vorsteher der Schulen für die Humaniora, Joseph Lendelmayer, einem sehr frommen Mann, von gebildetem Geist und einer nicht gemeinen

Gelehrsamkeit, dessen Wohlwollen ich mir also auch ohne Mühe erwarb. Es gab zuweilen Lehrer der untern Classen von aufbrausender Gemüthsart, die sich beklagten, als ob ihnen, ich weiß nicht was, von ihrem Ansehen entzogen würde, wenn der Vorsteher unvermuthet in die Schulstube trat, wenn er über die Angelegenheiten der Knaben irgend Etwas entschied, wenn er Schüler tadelte, oder sich sonst auf eine andere Weise in die Schulsachen mischte. Ich hingegen glaubte allen Denen Dank schuldig zu seyn, welche gewissermaßen meine Last theilen wollten, und hatte mir schon zum voraus vorgenommen, mein eigenes Ansehen durch das des Vorstehers zu unterstützen, ihm jede Art von Achtung zu beweisen, mich mit ihm über die nöthige Schulzucht zu berathen, und ihn selbst zu Schulbesuchen einzuladen. Daher legte er auch immer bei den Obern ein rühmliches Zeugniß von mir ab, und sahe es sehr ungerne, als ich ihm nach Verfluß von zwei Jahren entrissen wurde. Nachdem ich hierauf meine fünf zukünftigen Collegen besucht hatte, fing ich an, auf den Anfang meiner Lehrstunden bedacht zu seyn. Aber es fiel in diese ersten Tage noch ein anderes Geschäft. Es war nämlich üblich, daß die Lehrer der untern Classen vor dem Fest St. Nicolas, welchen man für den Schutzpatron der Schiffleute hält, während der Vesper ein aus Pappendeckel verfertigtes Schiffchen an die Thür eines jeden Ordensgeistlichen hingen, damit er es dort fände, wenn er von dem Gottesdienste zurückkäme. Anstatt des Segels hatte jedes Schiffchen Verse, die den einzelnen Personen und ihrem Amt angemessen waren, und worin das Schiffchen ihrer Freigebigkeit empfohlen wurde. Jene nahmen, wenn sie, wie gesagt, aus der Kirche kamen, das Schiffchen mit auf ihr Zimmer, durchlasen dort die Verse, und beluden es dann, wenn sie wollten, mit irgend einem Geschenk, es mochte nun in Geld, in irgend einer Kleinigkeit, oder in etwas zum Frühstück bestehen, und so setzten sie es wieder vor die Thür, damit diejenigen, welche es am vorigen Tage hingehängt hätten, es am frühen Morgen wegnehmen könnten. Alles so Gesammelte theilten die gedachten Collegen brüderlich unter sich. Jetzt mußte gerade der zuletzt Angekommene seinen Kopf zu diesen Verschen leihen. Und ich erinnere mich, daß es mir dabei in verschiedenen Sylbenmaßen nicht übel gelang, und daß ich, obwohl noch unbekannt, doch so sehr den Beifall

mehrerer ansehnlicher Männer erhielt, daß mich der Rector selbst, dem ich eine Alcäische Ode zugeeignet hatte, außer dem, was er für Alle gab, noch mit einem besondern Geschenk beehrte. Unter andern Geschenken waren auch einige römische Classiker in jenen niedlichen holländischen Duodez-Ausgaben, die ein gewisser alter Geistlicher in das Schiffchen gelegt hatte; ich betrachtete diese als Schatz, und um sie ganz zu bekommen, ließ ich meinen Collegen gern den Kaffee und die Chokolade-Täfelchen. Aber genug von dem! Ich komme jetzt auf die Geschäfte des Lehrers. Es wurden mir zwei und neunzig Knaben von Stadt und Land übergeben, die vermittelst des Unterrichts in den Wissenschaften der Verehrung Gottes, zur Tugend und zu den Pflichten des bürgerlichen Lebens geleitet werden sollten. Fürwahr ein vielfaches und mühsames Geschäft, das ich aber mit Anstrengung aller Kräfte meines Geistes übernahm; denn was könnte wohl jenes feurige, noch so nahe an die Knabenjahre gränzende Jünglingsalter überdrüßig machen, besonders wenn es von den Rücksichten auf die Ewigkeit und von dem Eifer für die Ehre Gottes beseelt wird, zu denen mich stets zu bekennen mein fester Vorsatz war. Nie ging ich unvorbereitet in die Schule, und ließ es nicht leicht darauf ankommen, aus dem Stegreif zu sprechen, sondern legte etwas Geschriebenes zum Grunde, ich mochte entweder die Hauptlehren des Glaubens verhandeln, oder zu einem des Christen würdigen Wandel ermahnen. Damit die noch unerfahrne Jugend zugleich mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache so viel Sachkenntnisse als möglich auffassen könnte, so bediente ich mich Mich. Verenfelders Apparatus Eruditionis, ich nahm die Schulpensa, die das Jahr hindurch lateinisch ausgearbeitet werden mußten von der sichtbaren Welt her, und durchging die Elemente, Metalle, Steine, Pflanzen, Insekten, Amphibien, bei denen ich, durch die Herbstferien unterbrochen, stille stand. Ein strenger Verehrer der Gerechtigkeit, nahm ich nicht die mindeste Rücksicht auf Geburt, oder Verbindlichkeit, oder Gunst, wenn es zum Nachtheil eines Andern gereichte. Deßwegen, wenn bei den öffentlichen Disputationen nach Gewohnheit diejenigen bekannt gemacht wurden, welche sich rühmlich ausgezeichnet hatten, hörte man oft zuerst die Namen der elternlosen und armen Knaben nennen; ich weiß noch, daß dieses Bestreben nach Unparteilichkeit selbst von einem vornehmen

Mann, dessen Söhnlein nur unter denen vom zweiten Range saß, an mir gelobt wurde. Daß ich bei Bestrafung von Nachläßigkeiten in der Schule und in dem Gebrauch des Stocks zuweilen das Maaß überschritt, und nicht immer mit kaltem Blute züchtigte, noch genug Rücksicht nahm, ob aus Langsamkeit des Kopfes, oder aus Saumseligkeit und Trägheit gefehlt wurde, schmerzt mich bei der Rückerinnerung, und ich erstaune, daß ich einst so geneigt zu dem war, was ich jetzt auf keine Weise mehr über mich erlangen könnte. Am Ende des Frühlings führten die Schüler meinen Gaston, nicht ohne Beifall, öffentlich auf. Ich hatte am Ende einen musikalischen Chor beigefügt, in welchem vier singende Knaben in der Tracht des Adels, der Jugend, der Schönheit und Unschuld einen mit Trauergewand auf der Bahre liegenden Jüngling beklagten, und zwar, was damals ziemlich ungewöhnlich war, in der Muttersprache; denn da ich in diesem Jahre den Dichter Opitz bekommen hatte, so fand ich es von Tag zu Tage ungereimter, ein ganz artiges lateinisches Gedicht schreiben zu können, und in der vaterländischen Sprache kaum ein Distichon hervorzubringen, ohne gegen die Regeln der Grammatik und der Prosodie zu verstoßen."

Im nächsten Schuljahre wurde er als Lehrer an die dritte Grammatikalklasse versetzt, wo er neunundsiebzig Schüler zu unterrichten hatte. Auch hier dachte er wieder an ein lateinisches Schauspiel, welches von seinen Schülern aufgeführt werden könnte. Schon im Anfange des Februar übergab er dasselbe dem Vorsteher des Gymnasiums, obschon es erst nach Ostern aufgeführt werden sollte, für welchen Fleiß ihn die Vorgesetzten höchlich belobten. Ueberhaupt erinnert er sich mit wahrem Vergnügen, daß er Zeit seines Lebens dem Vorsatze treu geblieben sei, jede Arbeit, die ihm oblag, immer mehrere Tage oder Stunden, ehe er sie brauchte, fertig und bereit zu haben. „Jenes Drama war Alexander jenseits des Tanais, und ist mit meinen lateinischen Gedichten bekannt gemacht worden. Um bei der theatralischen Vorstellung auch dem Auge der Zuschauer Beschäftigung zu geben, mußte Alexander Neuangeworbene in den Waffen üben lassen, und so brachte ich sowohl leicht als schwer Bewaffnete auf die Bühne, welche die verschiedenen Schlachtordnungen, die Phalanx, das Sturmdach und manches Andere, was zu der alten Taktik ge-

hörte, unter dem Schall der Trompeten vorstellten: wobei einige Offiziere, die von ungefähr zugegen waren, die Lebendigkeit der Knaben bewunderten. Diese Einrichtung, wodurch Jünglinge gewöhnt wurden, ohne Furcht öffentlich zu sprechen, wodurch Sprache, Stellung, Geberde, das ganze Aeußere gebildet, die lateinische Sprache geläufiger wurde, mit einem Worte, diese Pflanzschule der Redner beschuldigten Leute, die dem Jesuitenwesen feind und nach Neuerungen begierig waren, als ob die der Schule bestimmte Zeit, mit Auswendiglernen der Rollen und mit Vorbereitungen zur Aufführung verschwendet würde, und brachten es endlich dahin, daß solche Schuldramen gänzlich untersagt wurden: obwohl ich, und alle, denen das Wohl der Jugend am Herzen lag, nur die Zeit der Ferien und die Stunden nach der Schule anwandten, um die Schauspiele zu üben."

Schon im Sommer erhielt er die Erinnerung, sich auf eine Lehrstelle in der Rhetorik vorzubereiten, und am Ende des Schuljahres ward er zu diesem Behufe nach Klagenfurt in Kärnthen geschickt, wo er in gewohnter Weise kleinere dramatische Stücke ausarbeitete, welche zum Theil noch gedruckt vorhanden sind. Auch gab er der Bürgerschaft in den Herbstferien ein Lustspiel in der Muttersprache zum Besten, worin er die Menächmi des Plautus nachahmte, weil sich unter seinen Schülern zwei einander völlig ähnliche Jünglinge befanden, und zwischen ein brachte er dabei scherzhafte musikalische Chöre an.

"Um für die Muttersprache nicht minder zu nützen, schrieb ich, vielleicht zuerst in diesen Provinzen, meinen Schülern zu lieb Muster zu allerlei Arten von Briefen und Versen von allen Sylbenmaßen, welche bei uns gebraucht werden, obschon es mir damals noch ganz an Büchern fehlte, denen ich folgen konnte. Als Vorsteher der Marianischen Bruderschaft, welche aus den untern Classen jeden Sonntag zusammenkam, bemühte ich mich durch zu gewissen Zeiten gehaltene Ermahnungen den jungen Gemüthern Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einzuprägen."

Neben diesen Geschäften seines Schulamtes brachte er viele freie Stunden in einem Zimmer der Bibliothek zu, worin, gesondert von den übrigen protestantische Schriften standen. Hier wurde er mit der Geschichte der Religionsstreitigkeiten bekannt, und sah zuerst die Werke Luthers. Dieser Lectüre verdankte er einen

nicht zu verachtenden Vorrath von Kenntnissen, die dem künftigen Zuhörer der Theologie nützlich seyn konnten.

„Uebrigens waren unter meinen Schülern sehr viele, die vortreffliche Fortschritte machten, die meisten zeigten sich lenkbar und gehorsam; einigen wenigen Heuchlern zog ich die Larve ab; bei einem, den ich vorzüglich hätte lieben können, fand ich mich gänzlich betrogen, und wurde deßwegen von einigen seiner Gönner gar zu großer Strenge beschuldigt, im folgenden Jahre aber durch sein heimliches Entweichen von der Schule gerechtfertigt. Nachdem ich mich indessen nach Gewohnheit durch ein zehntägiges Landleben auf dem Gute Eberndorf auf eine angenehme Art erholt hatte, ging ich im Monat October nach Obersteyermark, weil ich das Untere auf der Herreise gesehen hatte, nach Grätz zurück, um dort auf Befehl der Obern meinen vierjährigen Cursus der Theologie anzufangen."

Dort mußte er, neben seinen Studien, noch das erste Jahr hindurch in dem sogenannten erzherzoglichen Stifte (einem Pensionat) die Aufsicht über die Schüler übernehmen. Von diesem lästigen Amte ward er im nächsten Jahre frei, und kehrte in das Collegium zu seinen Mitschülern zurück. Sein dortiges Leben schildert er in folgender Weise: „Ich habe bereits gesagt, daß unsere jungen Leute, wenn sie von dem Lehramt der Classen für die schönen Wissenschaften in das Collegium zurückkamen, unter einer strengern Disciplin standen. Je zwei und zwei hatten ein gemeinschaftliches und zwar nicht heitzbares Zimmer, welches von den Bewohnern selbst gekehrt werden mußte. Doch wurde im Winter der Tag in einem sehr großen geheitzten Zimmer, das Museum genannt, zugebracht, wo sie, durch Zellen von einander getrennt, ohne Störung ihren Geschäften obliegen konnten. Ueber die Stunde des Aufstehens und Niederlegens hatte der Vicar des Rectors, welcher Minister hieß, die Aufsicht. Eben derselbe besuchte nach Gutdünken die Zellen, oder im Sommer die Schlafzimmer, in Stunden, die der Andacht oder dem Studium gewidmet waren, und bestimmte die Begleiter derer, welche ausgehen wollten. Die Studirenden mußten den Brüdern beim Mittag- und Nachtessen wechselweise aufwarten. Sie mußten alle Jahre acht Tage lang die ascetischen Exercitien des St. Ignatius verrichten, mußten halbjährlich, nach vorangegangener dreitägiger Einsamkeit,

über Ordensgelübde dem Rector des Hauses vor dem Altar erneuern, und noch mehr dergleichen Dinge, welche ziemlich den Anschein eines [illegible] Noviziats hatten. Hinwieder, in allem dem war gewiß nichts, was [illegible] machen, was den Sinnen schmeicheln, was Müßiggang und den Hang zu einem bequemen Leben begünstigen konnte. Aber in der Ueberzeugung, daß es dem Manne nützlich sei, wenn er von Jugend auf das Joch trug, und durch gegenseitiges Beispiel ermuntert, unterzogen wir uns allem dem mit desto größerer Bereitwilligkeit, weil wir, frei von allen andern Sorgen, nur Gott, den Wissenschaften und der Ausübung brüderlicher Liebe gegen einander leben konnten. Und oft habe ich Männer unter uns in spätern Jahren jenen Schul-Curs als die glücklichsten Tage ihres Lebens preisen hören. Auch dieser Art des Zusammenlebens fehlte es nicht an Annehmlichkeiten. Denn welche ruhigen Gefühle, welche Fröhlichkeit, welche Anmuth des Umgangs durfte man nicht in einem unverdorbenen Kreise vorzüglicher Köpfe erwarten, die sich schon der Reife des männlichen Alters näherten? Die angenehmen Unterhaltungen zu Hause, die munteren Spiele auf dem Lande, die in den Oster- und Herbstferien unter uns angeordneten theatralischen Belustigungen brachten in die Strenge des Studiums eine angenehme Abwechslung."

So ergeben Denis seinem Orden war, so wenig war er blind für manche Mängel, mit denen die damalige Methode des theologischen Unterrichts behaftet war. Die scholastische Theologie, wie sie zu jener Zeit getrieben wurde, konnte ihm keinen Geschmack einflößen.

„Unter den Professoren schien mir Franz Xav. [illegible] den Katheder ganz vorzüglich zu zieren, und ich kannte ihn sehr genau. Er war schon in das sechste Jahr Professor der Theologie, und da wir durch [illegible] lernen, so hatte er aus allen heiligen Quellen einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt. Denn in der That, wer nur wenig tiefer in das Innere der Wissenschaft hineindringt, sieht leicht, daß in jener Sammlung derselben nur von einer vieljährigen Uebung eines Reifes und Scharfsinns zu erwarten sei. Deßwegen glaube ich jetzt meinem Alter ein Urtheil, welches ein Jüngling, wie ich damals war, vielleicht nicht ohne Verwegenheit und Anmaßung hätte fällen dürfen: daß nämlich unsere österreichische Provinz für ihren wissenschaftlichen Ruhm mehr bei-

ser gesorgt haben würde, wenn sie nach dem Beispiele anderer Provinzen die Lehrer in den Stand gesetzt hätte, sich in jedem Lehramte zu vervollkommnen, statt sie gleichsam von Catheder zu Catheder zu reißen. Ich wünschte Sachen zu hören, nicht Worte, und (denn wozu sollte ich es mir verhelen?) ich konnte mich überhaupt nicht mit jenen spitzfindigen, scholastischen Fragen, und den Meinungen so verschiedener Systeme aussöhnen, für die man oft, wie für Herd und Altar kämpfen, und um derentwillen man oft göttliche Dinge nur gar zu menschlich, um nicht zu sagen unmenschlich, behandeln sieht; mochte es mir nun an der dazu erforderlichen Geschicklichkeit fehlen, oder mochte ich schon zu kühl zu solchen Zänkereien gewesen seyn, oder mir endlich der Gedanke zu oft vorschweben: es hieße seine Zeit nicht am besten anwenden, sich mit Dingen zu beschäftigen, von denen man nie eine sichere Kenntniß erlangen kann, und von denen man sich für das übrige Leben wenig oder beinahe gar keinen Nutzen versprechen darf. Auch die Ehre, am Ende des Cursus Theses öffentlich zu vertheidigen, war nicht vermögend, mir andere Gesinnungen beizubringen. Deßwegen wendete ich meinen Fleiß auf andere Beschäftigungen; doch so, daß meine Lehrer keine Ursache hatten, sich über mich zu beklagen. Der Bibliothekar hatte einen von den Zuhörern der Theologie zum Gehülfen, aus dessen Zimmer der Eingang in die Bibliothek selbst offen stand. Nachdem ich mir die Freundschaft desselben erworben hatte, genoß ich, so oft es andere Geschäfte erlaubten, den freien Zutritt, und ich erinnere mich mit Vergnügen, wie sorgfältig ich diese Gelegenheit benützte, mich mit den wichtigsten theologischen Werken bekannt zu machen und sie zu durchblättern. Hier lernte ich zuerst die verschiedenen Ausgaben der Polyglotten, die vornehmsten Ausleger derselben, die Werke der Kirchenväter, vorzüglich die von der Congregation zu St. Maur herausgegebenen, die Sammlung der Concilien, die Bullarien der Päpste, Bellarmins Streitschriften, den Petavius, Sirmond, die Kirchengeschichtschreiber, die Acta Sanctorum kennen und gebrauchen, indem ich das Studium derselben auch auf die folgenden zwei Jahre ausdehnte, wie ich sogleich erzählen werde."

Im dritten Jahre seines theologischen Studiums mußte er Sonntags, nach der Gewohnheit seines Ordens, arme, elternlose Kinder im Katechismus unterrichten. „Weil wir im Herbst die

größeren Weihen der Kirche empfangen sollten, so mußten wir jetzt unsere Privatstudien, wie ich oben gesagt habe, auf die Moral-Theologie, oder, nach dem Ausdruck der Schule, auf die Casuistik, die sich auf den Beichtstuhl bezieht, verwenden, und vor beeidigten Richtern von unserer erworbenen Kenntniß Rechenschaft ablegen. Doch hinderten mich diese Beschäftigungen nicht, meinen Vorsatz in Rücksicht auf die Bibliothek durchzusetzen, indem ich jeden Augenblick benutzte. Ich las nicht bloß, sondern machte mir auch Excerptenbücher, in welchen ich Einleitungen zur kritischen Schriftforschung, Urtheile über ächte und unterschobene Werke verschiedener Väter, ihre Meinungen über diese oder jene Lehrsätze, Feste und Tugenden, die wichtigsten Beweisgründe der verschiedenen Artikel der orthodoxen Lehre, die Kenntniß der mancherlei Streitigkeiten, entweder mit Sectirern, oder unter katholischen Lehrern selbst, die Aussprüche verschiedener Asceten und Homileten, Auszüge aus den Schriften berühmter Theologen beider Parteien zusammentrug. Eben dahinein brachte ich auch Tabellen, die ich mir über die ganze Kirchengeschichte entworfen hatte, ein chronologisches Verzeichniß der Synoden und verschiedenen Namensregister von denen, welche über Religionssachen im entgegengesetzten Sinn geschrieben haben. Die Erfahrung der folgenden Jahre hat mich belehrt, daß diese Methode gar nicht zu verachten war: denn solche Kenntnisse sind von öfterem und mannigfaltigem, jene scholastischen Hypothesen aber fast von gar keinem Nutzen."

„Im Herbstmonat, nachdem ich mit meinen Mitschülern die zur Erlangung der höhern kirchlichen Weihen erforderliche Prüfung bestanden hatte, erhielten wir während der Herbstferien selbst von Graf Leopold Firmian, damaligem Bischof von Seckau, auf unserm Gute Herbersdorf die Weihe der Subdiaconen, das Diaconat aber auf seinem in der Nähe gelegenen Schloß unweit Lib-nitz. Die Priesterweihe verschob er bis zu seiner und unserer Zurückkunft. Nachdem wir zu Grätz auch diese empfangen hatten, feierten wir an verschiedenen Orten und Tagen die erste Messe. Mich traf die Reihe am ersten Sonntage des Octobers unter dem lebhaftesten Gefühl frommer Freude, die feierlichen Verrichtungen vor dem Hochaltar zu übernehmen: nach eingeführter Sitte hatte ich dabei zu meinem Assistenten Greg. Laimir, damaligen Professor

der Physik, einem Mann, der mir bis in's Grab sehr ergeben blieb."

Bald nach seiner Priesterweihe ward er auf die Stürme aufmerksam, die seinen Orden in mehreren europäischen Ländern, und bald auch in Oesterreich trafen. Merkwürdig ist die vorurtheilsfreie Art, wie er sich über diese Verhältnisse äußert: „Schon seit mehreren Jahren zog sich über unsern Orden ein heftiges Gewitter zusammen, die Zahl der gegen ihn Uebelgesinnten nahm zu. Eine in Frankreich aufgestandene Schaar von Sophisten und die Anhänger der jansenistischen Partei wendeten Alles an, um die Jesuiten den Fürsten zuerst verdächtig zu machen. Mit welchem Erfolg, ist bekannt; denn ich schreibe nicht die Iliade unserer Unfälle. Die Wissenschaften und die Methode des Studirens mußten in Wien den ersten Vorwand geben, uns anzugreifen, und vielleicht waren einige unserer Senioren, welche damals am Steuerruder saßen, dabei nicht ganz ohne Schuld, weil sie gar zu hartnäckig an uralten Uebungen hingen, und immer Ausflüchte suchten, wenn ihnen auch von gelehrten Männern, unter welchen Gerh. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der vorzüglichste war, die erforderliche Verbesserung des Zustandes der Wissenschaften, und die Nothwendigkeit, sie andern berühmten Akademien gemäß einzurichten, noch so deutlich zu verstehen gegeben wurde. Und unstreitig gab es im Laufe der Zeit Dinge, welche eine Umschaffung und Vervollkommnung bedurften. Deßwegen wurden sie durch Befehle zu dem gezwungen, wozu sie nicht freiwillig die Hand bieten wollten, und der Muth ihrer Gegner nahm immer zu, die, wie dort bei dem Dichter, dem Pferdeschwanz ein Haar nach dem andern auszogen. Und doch ist es zu verwundern, mit welcher Bereitwilligkeit, mit welchem Eifer unsere jüngern Leute jede Verbesserung in den Schulen ergriffen, wie sogar nach wenigen Jahren sich unter ihnen Köpfe zeigten, die in der Physik, in der Mathematik, in der ganzen Naturkunde, in der schönen vaterländischen Literatur Auswärtigen nichts nachgaben, und die österreichische Provinz würde bald durch die vortrefflichsten Männer in Flor gekommen seyn, wenn nicht der fatale Schlag die edeln Hoffnungen im Keim erstickt hätte."

Im Juli des Jahres 1757 wurde er mit einem ältern Priester seines Ordens nach Geyrach in Untersteyermark geschickt, wo sein Begleiter ökonomische Geschäfte zu verrichten hatte. „Nie kann ich ohne eine dankbare Empfindung daran zurückdenken, wie wohlthätig mir der Umgang dieses würdigen Greises war, mit dem ich beinahe einen ganzen Monat völlig allein zubringen konnte. Das ehemalige geräumige Kloster, welches wir bewohnten, lag zwischen Bergen versteckt, in einem engen, von einem Bache gewässerten Thal. Keine Häuser waren in der Nähe. Außer der Familie des Verwalters und des Schaffners sah man selten Jemand. Mein Führer war einen großen Theil des Tages über beschäftigt, mit dem Verwalter Rechnungen zu durchgehen, und sich mit ihm zu berathen, während ich unterdessen die liebliche Einöde besah, auf die Berge kletterte, die Wälder durchstrich, die Beschäftigungen und Triebe der Thiere heimlich beobachtete, durch die Töne meiner Flöte das Echo hervorrief, in dem Bach, der besonders reich an Krebsen war, fischte, mich badete. O hätte ich damals schon den Linné gekannt! Ob die Nymphen des Orts, oder die Musen, welche mich heimlich von Gräz hieher begleiteten, mich hier zum Singen begeisterten, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß der Entschluß, die vornehmsten Ereignisse des damaligen Kriegs in einem deutschen Gedicht zu besingen, hier in dieser Muße erzeugt, und nicht nur erzeugt wurde, sondern auch in so weit zur Reife gedieh, daß ich schon mehrere Gesänge mit mir nach Gräz zurückbrachte, welche, in der Folge fortgesetzt, zu einem kleinen Buch angewachsen sind. Sie hatten den Beifall der Freunde, denen ich sie zeigte, ich denke mehr wegen Neuheit der Sache, denn noch Niemand hatte bei uns etwas Aehnliches versucht, als wegen einiges Verdienstes, denn sie waren weit unter Gellert, den ich mir zum Muster genommen hatte, viele Gedanken gemein, viele Scherze frostig und die Sprache nicht rein genug. Doch sind sie, wie ich an seinem Ort melden werde, im Druck erschienen."

Nach Gräz zurückgekehrt mußten Alle, welche mit ihm zugleich die Theologie absolvirt hatten, nach Judenburg in Obersteyermark reisen, und dort eine Zeitlang in völlig klösterlicher Einsamkeit leben, aus der sie dann erst, ganz an Gehorsam gewöhnt, zum öffentlichen Leben in den verschiedenen Aemtern des Ordens

hervorgehen sollten. „Ich verließ also auf immer das liebe Grätz, das ich sechs Jahre hindurch ohne je eine Ahndung der Obern erfahren, ohne je mit Willen einen meiner Collegen beleidigt zu haben, bewohnt hatte, und reisete mit meinen Gefährten in das Gebirge.“

„Die Gesellschaft hatte einen doppelten Endzweck dabei, daß sie die Ihrigen am Schluße der Theologie auf ein Jahr hieher schickte: zuerst, daß sie ganz in sich selbst zurückkehren, und sich wieder in die Zeit ihres ersten Noviziats versetzen möchten; deßwegen wurden sie, außer den geistlichen Uebungen, wie damals, mit den niedrigen Diensten des Hauses beschäftigt; sie mußten die Zimmer kehren, den Speisenden theils vorlesen, theils aufwarten, die Schüsseln und Küchengeräthe waschen; und ich sah einst bei diesen unsern Verrichtungen einen von den Hausknechten, einen redlichen Mann, Thränen vergießen, daß Männer von einem solchen Alter, und, wie er sagte, Priester, gelehrte und geschickte Verkündiger des göttlichen Wortes, sich zu solchen niedrigen Geschäften herabließen. Der andere Zweck war, daß sie sich vorläufig in den Geschäften übten, welche der Zweck des Ordens erforderte: die Unwissenden in den Lehren des Glaubens zu unterrichten, zu predigen, Beichte zu hören, die Geheimnisse der Kirche zu administriren, den Kranken in ihren letzten Stunden beizustehen, zu welchem allen uns, in der ganzen Nachbarschaft rings umher, ein weites Feld offen stund, indem die Seelsorger der Gemeinden unsere Hülfe entweder von selbst begehrten, oder wenigstens gerne annahmen, und nie kann ich ohne Betrübniß daran denken, daß jene unterrichtsbegierigen Landleute, unter denen noch die Einfalt des goldenen Zeitalters herrschte, jetzt aller dieser Beförderungsmittel ihres Heils beraubt leben. Dieses war unsere dritte und letzte Prüfungszeit. Die Schuljahre wurden für die zweite gehalten, denn auch noch während derselben stand es bei der Gesellschaft, Jeden aus ihrer Mitte zu entfernen, und so konnte er auch, wenn er wollte, seine Entlassung nehmen. Ueber diejenigen, welche diese Prüfung ausstehen sollten, war unter dem Namen Director irgend ein, unsers Ordens und der Kunst die Gemüther zu lenken sehr kundiger Ascete gesetzt, und einen solchen fanden wir an Joh. Bapt. Putz.“

„Um nun endlich auf mich selbst zu kommen, so hatte ich

auf einen schon zu Grätz erhaltenen Wink mich auf eine Predigt gefaßt gemacht, die ich am Feste aller Seelen halten sollte, und auch wirklich in der Stadt Wölz nicht ohne Rührung der zahlreichen Versammlung vortrug. Nach meiner Zurückkunft fing ich mit meinen Collegen die großen ascetischen Exercitien unsers heil. Stifters an, welche einen ganzen Monat wegnahmen; die Themata zu unsern Betrachtungen wurden uns von dem Director angegeben. Den ganzen Monat hindurch durften wir uns nie, als an dem letzten Tag jeder Woche, durch gegenseitige Gespräche unterhalten; die übrige Zeit widmeten wir in der Stille allein Gott und geistlichen Beschäftigungen, wobei wir des Nachts, in jener bergigen Gegend, von dem rauhen Winter nicht wenig zu leiden hatten. Am Feste des heil. Franz Xaver traten wir unter gegenseitigen Glückwünschen aus unserer Einsamkeit hervor, und wurden mit einer köstlichen Mahlzeit bewirthet. Dann aber fingen unsere Pfarrgeschäfte, außer der Besorgung unserer eigenen Kirche, zu welcher die Menge der Landleute vor Tag durch Schnee und Eis herbeiströmte, an, sich weit herum zu erstrecken. Mir war aufgetragen, in der drei Viertelstunden entfernten Kirche der heiligen Jungfrau zu Buch jeden Sonntag Nachmittag den ersten Religionsunterricht zu ertheilen. Ich mußte durch zwei andere Dörfer gehen, und noch schwebt mir der fromme Eifer der Bewohner derselben vor Augen, die ohne Unterschied des Geschlechtes oder Alters vor den Thüren auf mich warteten, bis ich vorüberkäme, um den übrigen Theil des Weges hindurch meiner Gespräche zu genießen, welches sie mit desto größerer Unbefangenheit thaten, je mehr ich mir Mühe gab, mich dabei nach ihrer Sprache auszudrücken. Durch diese Aufmerksamkeit brachte ich es in Kurzem dahin, daß ich das Zutrauen der Beichtenden in hohem Grade gewann, und sie mich wie einen Eingebornen betrachteten. Im Sommer kamen öfters ganze Schaaren von Wallfahrern zu der besagten heil. Jungfrau, denen es höchst erwünscht war, durch irgend eine gelegenheitliche Ermahnungsrede erbaut zu werden. Deßwegen war ich nicht selten auch in der Frühstunde zugegen, und erinnere mich, daß ich einmal nach bereits vollendeter Rede die Kanzel aufs neue bestieg, um den dringenden Bitten eines später angekommenen Haufens Genüge zu leisten. Es waren in dem Dorfe zwei Familien von etwas wohlhabendern Landleuten

als die übrigen, unter denen, so oft entweder Schnee oder sonst schlechte Witterung einfiel, ein Wettstreit entstand, auf wessen Schlitten, oder in wessen Kutsche ich nach Hause geführt werden sollte. Zuweilen besuchte ich ihre und andere Höfe und Hütten, führte gelegentlich geistliche Gespräche mit ihnen, und wenn sie mit einer unverstellten Herzlichkeit und der gutmüthigsten Miene von der Welt aufstellten, was sich nur immer in ihren Vorraths-kammern fand, so weigerte ich mich nicht, davon zu kosten, denn dadurch machte ich ihnen die größte Freude. Vor dem Palmsonntag wurde ich mit Joh. Nep. Tschupick, der nachher als kaiserlicher Hofprediger berühmt wurde, nach Neumark an den Gränzen von Kärnthen geschickt, um während dieser heiligen Zeit den benachbarten Bezirk durch fromme Reden zu erbauen, und denen, die ihr Gewissen nach der Ordnung des Osterfestes erleichtern wollten, unser Ohr zu leihen. Ein sehr fruchtbares und ermunterndes, aber auch sehr mühevolles Geschäft. Täglich hielt einer von uns des Morgens früh, der andere in der Vesper eine öffentliche Ermahnung an das Volk. Ich erklärte die sieben Worte des sterbenden Erlösers am Kreuz in eben so viel geistlichen Reden. Auch am Osterfeste predigte ich." — — — „Nach vollendeter Osterfeier führten uns die Bewohner, zum Beweis ihrer Dankbarkeit, auf ihre Kosten, zuerst nach Freisach, dann in das berühmte Kloster St. Lamprecht, und an beiden Orten wurden wir mit der freundlichsten Gefälligkeit aufgenommen. Zu Hause erklärte uns der Director an gewissen Tagen entweder auserlesene Kapitel aus der Sammlung der Ordensregeln, oder er löste Fragen auf, die sich auf Gewissensfälle bezogen, oder übte uns in dem, was erforderlich war, alle geistlichen Geschäfte und Ceremonien gehörig und mit Anstand zu verrichten. Die übrige Zeit widmeten wir dem Gebet, dem Lesen, der Vorbereitung auf unsere öffentlichen Geschäfte, und angenehmen Spaziergängen in dieser, an mannigfaltigen Abwechselungen reichen und durch eine gesunde Luft, die den besten Appetit erregte, sich empfehlenden Gegend, welche ich oft allein mit der Dohle, deren ich in meinen Lesefrüchten erwähnt habe, besuchte; mehrentheils aber spazierten wir alle zusammen, wobei wir mehr als einmal durch plötzlich ausbrechende Ungewitter, die sich hinter den hohen Bergen uns unbemerkt näherten, nach Hause gejagt wurden."

Gegen Ende des Sommers wurde er von dem Provinzial für das folgende Jahr als Lehrer der Rhetorik nach Preßburg bestimmt. Mit Thränen nahmen die frommen Landleute von ihm Abschied. Er trennte sich von seinen Mitbrüdern, neben denen er fünf Jahre lang in demselben Collegium gelebt hatte, ohne daß sie je im Leben wieder alle zusammen gekommen wären, und reiste allein nach Wien. Hier meldete er sich beim Provinzial, der ihn gütig aufnahm, und ihm befahl, ein wenig in Wien zu bleiben. „Nach drei Tagen berief er mich wieder zu sich, und hieß mich die Reise nach Preßburg fortsetzen, „als ob ich dort die Rhetorik lehren müßte.“ Der Erfolg gab mir über den Sinn der Worte Aufschluß. Denn kaum waren die drei sogenannten Fasttage vorüber, und da sich schon einige meiner Schüler bei mir gemeldet hatten, so kamen unvermuthet Briefe von Wien, welche den Befehl für mich enthielten, statt des Schulcatecheters die Kanzel zu besteigen, und an Festtagen um sechs Uhr Morgens eine Frühpredigt zu halten. So auf die Probe gestellt zu werden, mußte für das Mitglied einer Gesellschaft bei der bereitwilliger Gehorsam immer eins der ersten Erfordernisse ausmachte, nicht unerwünscht seyn. Daher richtete ich sogleich meinen ganzen Fleiß und alle meine Gedanken auf diesen neuen Beruf.“ Dieser umfaßte die Seelsorge in ihrer weitesten Ausdehnung. „Hier gab es Kranke zu trösten, sie mit den heil. Sacramenten zu versehen, ihnen in der letzten Stunde beizustehen, zuweilen in Gegenwart von Leuten, die sich nicht zur katholischen Religion bekannten, aber doch, wie ich mich erinnere, andächtig zuhörten. Mehr als einmal glaubte ich schon angesteckt zu seyn, aber der oberste Beherrscher unsrer Tage hatte es anders geordnet. Einmal wurde ich mit der heil. Wegzehrung ziemlich weit hin zu einem Sterbenden berufen, und fand zwar keinen Sterbenden, aber eine ganze Familie von Hunger und Elend auf das Aeußerste gebracht, die bei meiner Ankunft auf die Knie fiel, um ein Almosen bat, und auf meine Klage, daß man mich auf eine unanständige Art getäuscht habe, antwortete, sie habe kein anderes Mittel gewußt, sich in ihrem Unglück zu helfen. Zuweilen konnte ich, durch fromme Freigebigkeit unterstützt, selten Armen hülfreiche Hand bieten; besonders zeichnete sich die Menschenfreundlichkeit einiger adelichen Matronen aus, die für alles sorgten, was entweder zum Schmuck der kleinen Kirche, oder zur Un-

terhaltung der Armen in dem meiner Besorgung anvertrauten Lazareth gehörte. Oft hatte ich über das Gelegenheit, Streitigkeiten beizulegen, Fehlbaren Verzeihung auszuwirken, unanständigen Umgang zu unterbrechen, die in Gefahr stehende Sittsamkeit unschuldiger Mädchen zu beschützen, welches alles ich mir jetzt gern ins Gedächtniß zurückrufe, und damals mit aller Sorgfalt zu thun beflissen war. Um meine Predigten nützlich zu machen, gab ich mir nicht wenig Mühe, sowohl den Inhalt als den Styl meinen Zuhörern, welche meistens aus der niedrigen Classe bestanden, anzupassen; nur in einigen, wo ich die Ehre hatte, auf auswärtige Kanzeln berufen zu werden, nahm ich einen etwas höhern Schwung."

Allein da Stimme und Beruf ihn nicht zum Prediger eigneten, versetzten seine Obern ihn für das folgende Jahr als Lehrer an das Theresianum nach Wien, wohin er im October 1759, dreißig Jahre alt, zurückkehrte, und wo, wie der Erfolg zeigte, alle seine Wanderungen ihr Ende erreichen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Literatur.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heil. römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolf und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Von J. E. Kopp.

Oder:

Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp. Erster Band. König Rudolf und seine Zeit 2c. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung 1845.

Den Inhalt eines Bandes von 926 Seiten, welcher nur die allgemeinen Zustände einer achtzehnjährigen Regierung bespricht, selbst in möglich-

ster Gedrängtheit mitzutheilen, würde auch den Raum übersteigen, über den eigentliche Literaturzeitungen zu gebieten vermögen, geschweige denn dieser Blätter, welche sich die Besprechung literarischer Werke nur zur gelegentlichen Aufgabe stellen. Hr. Kopp gehört bekanntlich zu den umsichtigsten und besonnensten deutschen Forschern, und schon seine Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde haben klar bewiesen, wie ernst es ihm um eine urkundliche Restauration der Geschichte zu thun ist. Die vage Allgemeinheit, welche besonders vom Norden Deutschlands her der Geschichte ihre Objectivität zu rauben drohte, hat an ihm einen gewaltigen Gegner bekommen, der sie nicht sowohl mit Doctrinen und Ansichten, als in der Art bekämpft, daß er die schwierige Aufgabe zu lösen sucht, aus der Geschichte Alles zu verbannen, was nicht urkundlich erwiesen ist, und keinen Schritt vorwärts zu machen, der sich nicht streng beweisen läßt. Mag es seyn, daß dadurch die Geschichte an schillerndem Effecte verliert, sie gewinnt an Wahrheit und Treue, und wir können endlich hoffen, es werde mit ihr dahin kommen, wohin es längst hätte kommen sollen, daß über Geschichte nur derjenige das Wort führt, und ein Urtheil fällt, der auch ein solches hat, das heißt die Geschichte studirt, und nicht wer sie willkührlich construirt hat. Das vorliegende Werk erfüllt strenge alle Anforderungen an den Geschichtforscher und Geschichtschreiber, und beruht eben so fest auf eigenen Forschungen, als auf dem herrlichen Grunde, den Böhmer durch seine trefflichen Regesten und Fontes gelegt hat. Jetzt erst tritt K. Rudolf als wahre, historische Persönlichkeit auf. Wir fassen ihn von allen Seiten; über jede Handlung muß er Rede stehen. Die Urkunden zeugen über ihn; es ist nicht eine Seite, welche er unsern Blicken entziehen könnte, in die nicht das prüfende Auge des Lesers zu dringen vermöchte. Ueberall ist es aber ein leuchtender Grundsatz, der aus allen seinen Handlungen spricht, derselbe, der die Fürsten beseelte, die ihn erwählten, und der seine eigene Verwaltung leitete: Eintracht mit der Kirche und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes im Reiche (S. 24). Auf diese unerschütterliche Basis hin entfaltet der Verfasser ein schönes, wahres und großartiges Bild seines Helden, das sich unwiderstehlich des Lesers bemächtigt. „In derselben unerschütterlichen Gesinnung, mit welcher Rudolf die Gegenden am Mittelrheine, die Lande Schwaben, Bayern und Franken in nie getrübter Ruhe erhielt, oder gegen Wiederausbruch ernstlicher Störungen schützte, die bewegten Zustände Thüringens und der übrigen sächsischen Lande dem Gesetze des Landfriedens unterwarf, das Königreich Böhmen vornehmlich durch die enge Verbindung seines Beherrschers mit dem Reichsoberhaupte im Innern kräftigte und nach Außen, und zu größerer Sicherung der österreichischen Lande, eingedenk des Nothrufs eines früheren Königs von Ungarn, beim Tode Ladislaus, dieses Königreich in

den Umfang des Kaiserthums zu ziehen suchte, hielt König Rudolf auch über dem Rheinstrome, wie gegen Frevler an der Hoheit des römischen Reiches überhaupt, so namentlich auf Frankreich, zu Hut und Abwehr, Blick und Waffen unverwandt gerichtet. Von den Niederungen Hollands, durch Lothringens Herzogthümer, reichte waltend und wachend des Königs Hand durch Hochburgund, dessen mit andern Uebelgesinnten zum Widerstande verschworener Graf von Bisanz zur Anerkennung der Reichsgewalt gezwungen ward, ohne daß König Philipp ihm Hülfe zu bringen getraute; und wie Rudolf, gegen Versuche zu Entfremdung vom Reiche, oder zu Schwächung der Glieder desselben, auf Bürger der niedern Lande die königliche Ungnade legte, eben so entschlossen und nachdrucksam vereinigte er, wider die Aufrührer und Ungehorsamen des Reiches Arelat, Fürsten und Herren zu engem Bündnisse in den obern Landen." Allein nicht bloß auf Rudolf von Habsburg erstreckt sich der Plan des vorliegenden Werkes. Eine Reihe bereits ausgearbeiteter Bände soll in Bälde dem ersten folgen. Ein zweiter wird die besonderen Verhältnisse der obern Lande in der Periode des ersten (1273 bis 1291) besprechen; ein dritter die Zeiten der Könige Adolf und Albrecht (1292 bis 1308); ein vierter Heinrich den Luxemburger, und den Streit Ludwig des Bayern und Friedrichs von Oesterreich bis zur Schlacht von Ampfing (1308 bis 1322); endlich ein fünfter den Römerzug Ludwigs und die Lage des Reiches unter ihm bis zum Frieden Oesterreichs mit Lucern und den drei Waldstätten (1322 bis 1336). Somit haben wir es also mit einer der dankenswerthesten Bereicherungen der deutschen Geschichte zu thun, und laden deßhalb alle Freunde alter, glorreicher Zeiten ein, aus diesem gründlichen Werke gleichwie aus einem Schacht voll herrlichen Metalles die alterthümliche Hoheit der deutschen Nation, den Grund ihrer Größe wie ihres Verfalles, ihrer Zwistigkeiten und ihrer Einigung an der Hand des trefflichen Führers kennen zu lernen.

XXXIV.

Die Sectenfreiheit und das Preußische Landrecht.

Band XVI, Seite 368 dieser Blätter, wo von den Beschwerden der rheinischen Katholiken gegen das Ministerium Eichhorn und seine Organe die Rede ist, wird unter Andern die Behauptung aufgestellt, der Minister habe in confessioneller Befangenheit dem Unwesen der Sectirer gegenüber, bei seinem ersten Beginne, eine solche Stellung eingenommen, als ob gar keine Gesetze existirten, und dieß zwar in demselben Augenblick, wo er den Regungen des katholischen Lebens gegenüber keineswegs sich als theilnahmslosen Zuschauer verhielt. Man konnte zu jener Zeit von den Vertretern dieser passiven Haltung zu Gunsten der Dissidenten bei jeder Gelegenheit die Worte hören: Preußen ist ein protestantischer Staat, er ist auf Gewissensfreiheit und freie Religionsübung gegründet; wir könnten, wenn wir auch wollten, die Bildung neuer Secten nicht hindern; die Gesetze verbieten es uns; religiöse Freiheit ist ja die Basis unseres Staatslebens. So äußerte man sich, während man es dennoch mit diesen Grundsätzen religiöser Freiheit, für welche man eine so große Pietät an den Tag legte, ganz verträglich fand, den Katholiken die Concessionirung eines Journals zu verweigern; die reisenden Sectirer dagegen konnten, wie wandernde Schauspieler, von Stadt zu Stadt ziehen, und, Gastrollen gebend, von den Dächern herab den Abfall vom alten Glauben predigen; sie mußte man gewähren lassen, das Landrecht untersagte ja dem Ministerium eine Intervention. — Wäre es aber in derselben Zeit einem Jesuiten eingefallen, eine ähnliche Rundreise zu halten, und nach der Weise Ronges vom

ersten besten Balkon herunter an die versammelte Volksmasse in aufregender Weise seine Schmähworte mit dem Motto: „Wittenberg wird und muß fallen", zu richten; ich glaube, der unterste Polizeibeamte der preußischen Monarchie würde Mittel gefunden haben, unbeschadet der religiösen Freiheit und der Bestimmungen des Landrechtes, den unberufenen Prediger von dem Balkon heruntersteigen zu machen, und ihn für den durch seine Schmähreden entstandenen Tumult im Gefängniß oder auf einer Festung zur Rechenschaft zu ziehen.

Einen noch schlagerndern Beweis aber, wie die Ausübung dieser Polizeigewalt mit den Bestimmungen eben dieses Landrechts fertig wurde, als man eine andere Auslegung den Regierungszwecken in ähnlichen Dingen für genehmer hielt, gibt das Verfahren vor zehn Jahren gegen die Altlutheraner, die, gleich den Katholiken, ihrer vom Staat gleichfalls anerkannten Confession treu bleiben, und der auf ihre Kosten von der Regierung begünstigten Union nicht beitreten wollten. Die Augsburger Postzeitung hat die damals erlassenen Verfügungen wieder in das kurze Gedächtniß der Zeitgenossen zurückgerufen; wir theilen daher den Artikel als ein historisches Actenstück zur vollständigen Beurtheilung der gegenwärtigen und damaligen Stellung der Regierung mit. Er lautet:

„In der preußischen Ministerialverfügung vom 17. Mai d. J., unterzeichnet „„Eichhorn, v. Arnim"", betreffend die Rongeaner, heißt es: „„Nach den Grundsätzen über Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche — noch ehe sie durch die Vorschriften des allgemeinen Landrechts Th. 2 Tit. 11 §. 2 und folg. förmlich als Gesetz sanctionirt worden — unter Preußens Herrschern längst praktische Geltung erlangt hatten, kann nicht die Rede davon seyn, die katholischen Dissidenten in ihren Bestrebungen zu hemmen, und an der Ausübung ihres Gottesdienstes zu hindern."" Es ist wohl von einigem Interesse, hiermit die folgenden beiden Cabinetsordres zu vergleichen, welche dieselben Vorschriften des allgemeinen Landrechts erläutern, auf welche die Ministerialverfügung sich bezieht, und seiner Zeit gegen die lutherischen Prediger und Gemeindeglieder, die doch von nichts abgefallen waren, die man aber, als sie die Union nicht annehmen wollten, nicht Dissidenten, sondern Sectirer nannte, mit solcher Strenge zur Anwendung gebracht wurden, daß man die ersteren, wenn sie geistliche

Handlungen vollzogen, ins Gefängniß sperrte, und den Letztern, wenn sich mehrere Familien zum gemeinschaftlichen Lesen einer Predigt vereinigten, ihre Habe auf dem Wege der Auspfändung hinwegnahm. Die erwähnten Ordres lauten: „„Allerhöchste Declaration über die Anwendbarkeit der §§. 76 bis 79 Tit. 10. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts auf die Anmaßung geistlicher Amtshandlungen. Zur Erledigung der erhobenen Zweifel über die Anwendbarkeit der §§. 76 und 79 Tit. 10. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts auf die Anmaßung geistlicher Amtshandlungen bestimme ich hiemit, daß die §. 79 l. c. angedrohte Geldbuße bis zu fünfzig Thaler, oder Gefängnißstrafe bis zu sechs Wochen eintreten soll, wenn Personen, welche die Ordination zu einem geistlichen Amte nicht erhalten haben, sich geistliche Amtshandlungen anmaßen, insbesondere das heilige Abendmahl austheilen, die Confirmation, eine Trauung oder Taufhandlung vornehmen, mit alleiniger Ausnahme des Falles einer Nothtaufe nach der gesetzlichen Bestimmung. Sollte über die Nothtaufe an einem Orte weder durch Observanz, noch durch die Provincial-Kirchenordnung etwas aufgestellt seyn, so hat das Provincial-Consistorium mit Genehmigung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten das Erforderliche anzuordnen, und durch die Amtsblätter bekannt zu machen. Ich beauftrage Sie, vorstehende Bestimmungen durch die Gesetzsammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berlin den 9. März 1834. Friedrich Wilhelm. An den Staatsminister Freiherrn v. Altenstein.““ — „„Die außerordentlichen Zusammenkünfte zu Religionsübungen betreffend. Zur Beseitigung der Zweifel, welche aus den §§. 7 und 10 Tit. 11. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts über die Gränze erlaubter, außerkirchlicher Zusammenkünfte zu Religionsübungen und die Ahndung ihrer Uebertretung hergeleitet werden sind, erkläre Ich, daß zu dem häuslichen Gottesdienste nur den Mitgliedern der Familie des Hausvaters und der bei ihm wohnenden, seiner Hauszucht unterworfenen Personen der Zutritt gestattet, jede diese Gränze überschreitende Zusammenkunft zu außerkirchlichen Religionsübungen aber, welche ohne obrigkeitliche, bei dem Consistorio der Provinz nachzusuchende Genehmigung erfolgt, verboten ist, und von den Regierungen in Gemäßheit der ihnen durch den §. 11 der Dienstinstruction vom 23. October 1817 beigelegten Befugniß, wo sie es nach vorgängiger Berathung mit dem Consistorio der Provinz für erforderlich halten, sowohl die Strafe der Theilnahme an solchen unerlaubten Zusammenkünften, als auch der Uebertretung der bei Ertheilung der Erlaubniß von dem Consistorium der Provinz vorgeschriebenen Bedingungen festgesetzt und bekannt gemacht werden sollen. Diese Meine Bestimmung ist durch die Amtsblätter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berlin, den 9. März 1834. Friedrich Wilhelm. An den Staatsminister Frhrn. v. Altenstein.““

XXXV.

Die kirchenrechtlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich.

(Schluß.)

Das Buch der Allignols erregte, wie schon erwähnt, nach der Natur seines Inhaltes ungemeines Interesse. Solche Theilnahme an einer Lebensfrage des Klerus, durch ein Erzeugniß der Literatur hervorgerufen, erschien höheren Ortes bedenklich, und ohne Zögern wurde zu ernsten Maßnahmen geschritten. Augenblicklich wurden die Brüder Allignols von ihren Succursalen durch ihren Ordinarius abberufen und suspendirt; nicht blos in der Diöcese Viviers, auch in den meisten übrigen Bisthümern warnten die Bischöfe und Generalvikare in Erlaffen und Anreden bei geistlichen Exercitien vor dem in Rede stehenden Buche; und Censuren strengster Art wurden auf dessen Lektüre und Verbreitung gesetzt. Ob diese Mittel, wenn auch rechtlich begründet, doch die geeigneten waren, die einmal aufgeregte Meinung zum Besten zu wenden, läßt sich sehr bezweifeln. Da die gesammte Frage weder einem Dogma, noch einer allgemeinen Institution der Kirche zugekehrt war; sondern nur eine Particularität, die ihrem Ursprung und Wesen nach mehr politischer als kirchlicher Natur zu seyn schien, in Angriff nahm, so lag keineswegs ein unmittelbarer Grund zur Ausübung des Strafrechtes vor. Was aber jene als einen Streit des ältern, guten Rechtes gegen ein neues Unrecht betrachtet hatten, beurtheilte das Episcopat als ein revolutionäres Erheben des untern Klerus gegen seine von Gott gesetzte Autorität; und hielt sich darum für verpflichtet, mit den zu Gebote stehenden Mitteln der geistlichen Gewalt hemmend einzuschreiten. Solches Verfahren drückte aber der Sache ein ganz eigenthümliches, bedeutsames Gepräge vor den Augen des großen Publikums auf. Es war nicht mehr die canonistische Frage nach der Rechtmäßigkeit der gegenwärtigen Disciplin, welche vor der Oeffentlichkeit den

Streit charakterisirte; sondern der Kampf des Liberalismus mit dem Absolutismus. Die Desservants erschienen als die Unterdrückten und Gemißhandelten, als die Heloten, die einzigen Bürger Frankreichs, welche rechtlos vor ihren Behörden stünden; die Bischöfe hingegen als Tyrannen, welche durch ein System von Verläumdung und Espionage mit unumschränkter Gewalt über den Klerus herrschten. Mit Enthusiasmus traten daher die radicalen Zeitungen der Hauptstadt, wie der Provinzen, zur Partei der Schwächeren; predigten Haß gegen die Prälaten, und suchten den glimmenden Brand zur lodernden Flamme zu schüren; — und so war der kirchlich-theologische Standpunkt beider Seits verloren, und die unselige Gefahr eines Partei-Bruches nahe gelegt. Wir wollen die Handlungsweise der Prälaten nicht richten, aber sie mußte dazu beitragen, der Sache jenes social gehäßige Gepräge zu verleihen; wenn z. B. in der einzigen Diöcese F. wegen Theilnahme am Inamovibilitäts-Streite über vierzig Priester ihrer Pfründe entsetzt, dem Mangel und der Hülflosigkeit preisgegeben wurden!

Der jüngere Allignol, Pfarrer von Le Teil, reiste indeß am 12. Oktober 1840, mit Erlaubniß seines Ordinarius, nach Rom, um das betreffende Buch dem Urtheile des heiligen Stuhles vorzulegen. Während seiner Abwesenheit wurde der ältere Bruder durch ein Handschreiben seines Bischofes in die Succursale zurückgerufen.*) Rom enthielt sich damals, wie bis heute, nach fünf vollen Jahren, jeder doktrinellen Entscheidung, die auch nicht gegeben werden konnte, weil es keiner bedarf. Doktrinell ist die gegenwärtige Disciplin unmöglich zu rechtfertigen; aber es konnte auch kein bestimmtes Mandat erlassen werden, so lange die Frage von dieser Seite angeregt war; so lange sie diese politisch-sociale Färbung an sich trug. Man muß den Strom, der seine Bahn brausend überfluthet hat, ruhig verlaufen lassen, bis er eingefriedigt der Regelung zugänglich wird. Nach der Rückkehr von Rom veröffentlichten die Brüder im **Ami de la Religion** (21. März 1841) eine Erklärung: in der sie sich über die Reinheit ihrer Absicht, ihre vollkommene Unterwürfigkeit unter die Urtheile der Kirche aussprachen, und bereits einige Punkte, die sie in ihrem Werke irrig

*) Als der in Rom anwesende Allignol den heiligen Vater persönlich von diesem schnellen Wechsel der Procedur in Kenntniß setzte, soll dieser unwillig ausgerufen haben: Incredibile! Incredibile! ist es möglich, einen Priester seiner Pfründe zu berauben, ohne Urtheil, ohne Grund, ohne anzugeben, warum?" Dieses incredibile des Papstes wurde in den Journalen vielfach ausgebeutet; obschon gewiß ist, daß die Aeußerung des heiligen Vaters in dieser Form vollkommen unwahr berichtet wurde. S. unt. das Schreiben Lambruschinis.

dargestellt, widerriefen. Gleichwohl scheinen die Brüder auf die Art ihrer Aufnahme in Rom und die erlangte Dispense, auch unter dem obschweben- den, bischöflichen Interdikte in einer Privatcapelle die heil. Messe celebriren zu dürfen, zu viele Bedeutung auch für die Sache, welche sie verfochten, gelegt zu haben; denn es traf dieselben ein erneutes Interdikt ihres Ordinarius. Viele Bischöfe thaten in selber Weise mit deren Freunden und Vertheidigern, und bemühten sich, die wahre Stimmung des heiligen Stuhles in dieser Angelegenheit zu erforschen. Durch eine Collectiv-Eingabe mehrerer Prälaten sah sich endlich im Jahre 1844 der Kardinal-Staatssekretär Lambruschini genöthigt, in Betreff des Verhaltens des heil. Vaters gegen den jüngern Allignol die Auskunft zu geben: „was dieser Priester über bestimmte Aeußerungen des Papstes gesagt, sei in dieser Form vollkommen falsch berichtet; die ertheilte Dispense aber sei eine Gnade, welche Rom genügend disponirten Bittstellern öfter zugestehe, ohne den Grund der ergangenen Censur damit zu beurtheilen.“ *) Es wurde in- und außerhalb Frankreichs von Gutdenkenden schmerzlich empfunden, daß der oberste Hirte in der Art veranlaßt worden war, seine Worte und Gesinnungen einer Indiscretion gegenüber zu verificiren. Indeß leuchtet ein, wie auch dieß Document Lambruschini's für Gutheißung oder Verneinen der Sache selbst nicht das mindeste Gewicht hat. Auf literarischem Wege dem Angriffe zu begegnen, versuchte zuerst Abbé Richaudeau, Seminar-Direktor in Blois.**) Wir können uns nicht auf ein kritisches Referat über dieß allerdings durch Geist und Gelehrsamkeit sehr achtungswürdige Buch einlassen; nur über das Princip seiner Beweisführung müssen wir, um des Allgemeinen willen, eine Bemerkung uns erlauben.

Abbé Richaudeau geht von dem Grundsatze aus: es müsse in der Kirche zwischen Constitution und Disciplin unterschieden werden. Erstere sei göttlichen Ursprunges und unveränderlich; letztere, als Mittel zum Zweck, ändere sich nach Zeit und Ort. Nicht die Constitution der Kirche, nur die Disciplin sei in Frankreich seit 1801 geändert worden; mithin falle der Hauptgrund jener Reclamation nach Unveränderlichkeit der kirchlichen Zustände von selbst hinweg. Darf sich der Theologe und die Kirche mit diesen Distinctionen nun zufrieden geben? Wir glauben, durchaus nicht. Hätten die Allignols eine Modification der Disciplin angegriffen, welche durch die leitenden, rechtmäßigen Organe der Kirche selbst her-

---

*) Der Privatbrief Lambruschini's, allerdings als Erklärung im Namen des heil. Vaters, steht im Univers. 1844. 24. December. N. 874.

**) De l'ancienne et de la nouvelle discipline de l'Eglise en France ou l'on repond aux assertions du livre d. M. M. Allignol. Avignon. 1842.

vorgerufen worden wäre, wie beispielshalber die rheinischen Erzbischöfe im XVIII. Jahrhunderte gegen die Einführung der Nuntien und deren Jurisdiktion, die vom heil. Stuhle ausging, als Neuerung und Eingriffe in alte Rechte zu Felde zogen; dann beschlössen die Sätze des Herrn Richaudeau einen giltigen Sinn. Kann aber Herr Richaudeau auch folgende These zugeben, die so ganz klar in der seinigen involvirt liegt: „die Constitution der Kirche ist göttlich und unveränderlich, die Disciplin aber veränderlich, und unbedingt veränderlich durch jeden, dem die Gunst des Schicksales Macht und Waffen dazu in die Hand gibt?“ Wir tragen Bedenken, ob das Herr Richaudeau gemeint haben könnte; denn das ist in der That das Princip, welches regelmäßig im Munde derer gefunden wird, welche Reformen in der Kirche durch sectische Verwegenheit oder die eiserne Hand der Politik herbeiführen wollen. Die arianischen Könige des fünften Jahrhunderts, die theologischen Imperatoren von Byzanz, Heinrich VIII., Peter der Große, der aufgeklärte Joseph II., die ganze Reihe bepurpurter und unbepurpurter Kirchenfeinde aller Zeit, bis auf die heutigen Schneidemühler herab, werden nicht einen Augenblick anstehen, den Grundsatz des Abbe Richaudeau in diesem Sinne zu unterschreiben. Und, weiter zu fragen, wer zieht denn im einzelnen Falle die sichere Grenzlinie zwischen dem, was der Constitution der Kirche und dem, was der Disciplin angehört? Das Schwert der Cäsaren wirklich nicht, und eben so wenig die Schreibfeder des einzelnen Gelehrten; nur die Kirche, die als lebendiger Leib auch das klare Bewußtseyn der Bedingungen ihres Lebens in sich trägt, vermag darüber mit Unfehlbarkeit zu entscheiden. Cyprian's Briefe würden Herrn Richaudeau manchen Wink zur Läuterung seiner Principien geliehen haben. Indeß wären alle diese immer gefährlichen Vordersätze, die umfassenden Arbeiten und Beweise vielfach entbehrlich gewesen, wenn deren Resultat kein anderes seyn konnte, als auszusprechen: die Kirche Frankreichs sei eben im Zustande trauriger Nothwendigkeit, von dem sie sich den Augenblick nicht losmachen könne (une necessité, qui ne depend pas d'elle). Das Erstere kann und wird Herrn Richaudeau Niemand bestreiten; das Letztere, warum nicht abgeholfen werden könne, hat er im ganzen Buche nicht mit einer Sylbe beantwortet; und gerade diese Frage ist es, worauf jetzt und in Zukunft Alles ankommen wird. Wir werden sie am Schlusse unsers Referates beleuchten.*)

---

*) Das Werk des Herrn A. Richaudeau hat 1845 die zweite Auflage erlebt. Uns steht sie nicht zu Gebote.

An Richaudeau schloß sich in einer kürzer gefaßten Schrift M. Boyer, Director des berühmten Collegiums von S. Sulpice in Paris, an. Die Haupttendenz dieser Brochüre, die etwas zu stark im Tone der Denuntiation spricht, bezweckt: die Ungelegenheit der ganzen Streitfrage in diesem Augenblicke darzuthun. Die Inamovibilität der Pfarrer sei eine heilsame, sehr wünschenswerthe Institution; aber ihre Wiederherstellung müsse verschoben werden, bis Frankreich für eine solche Reform reif geworden.*) Der deutsche Leser wird sein Befremden kaum bergen können, wenn er bemerkt, daß Freund und Feind stets in Einem Resultate sich begegnen; um so mehr überrascht, als er nach deutschen Blättern nur Revolution und Presbyterianismus hinter der Opposition erblicken gelernt hat. Ein unwillkührliches Verwundern aber ruft es hervor, die Wiederherstellung eines Rechtsverhältnisses, das der gesammten katholischen Kirche eigenthümlich, in Frankreich erst seit ein paar Jahrzehnten gewaltsam verdrängt wurde, als „Reform" bezeichnet zu hören, zu welcher das kirchliche Frankreich erst „reif" werden müsse. Wir Deutsche hatten alle Ursache, die Kirche Frankreichs um ihre Mannhaftigkeit, Tugend und Reinheit zu beneiden; jetzt erfahren wir, daß derselbe Klerus, dem jener Ruhm gebührt, im Zustande der Kindheit zu unreif sei, um eine Institution zu ertragen, welche eben die Kirche geschaffen hat, um alle Verhältnisse in ihrer Stärke und Unversehrtheit sicher und reiflich zu befestigen. Und wann wird für diese „Reform" Frankreich „reif" werden? Etwa dann, wenn ein gallicanischer Czar das Machtschwert der Tyrannei wieder ergreift, das dem im Dome der Invaliden schlafenden Gewalthaber unter den Schlägen des Gerichtes Gottes entsank?

Beweisführungen oben bezeichneter Art mußten begreiflich mehr verletzen als belehren und überzeugen; zumal da nebenher die Censuren über die Anhänger der Inamovibilität sich allseitig häuften. Einen muthigen Vertheidiger gewannen die Desservants an dem greisen General-Vicar Dieulin von Nancy. Nie vielleicht ist über eine so delicate Rechtsfrage mit mehr Würde, Klarheit und musterhafterem Style geschrieben worden, als in Dieulin's kleiner Broschüre. Eine einzige Stelle aus dem Vorworte verbreitet zureichendes Licht über den wahren Gehalt des ganzen Streites. „Feind, sagt Dieulin, durch meine Ueberzeugung wie durch meinen Glauben, dem Presbyterianismus, dessen Einbruch in die Kirche

*) L'inamovibilité des pasteurs a bon être une institution utile et désiderable en theorie, *elle doit être ajournée à d'autres temps à ceux où notre France ecclésiastique sera mûre pour cette reforme.* (M. Boyer coup d'oeil sur le livre de M. M. Allignol. Paris, 1841. p. 65.)

ich für das namenloseste Unheil halten würde; und aus tiefster Seele dem Episcopate ergeben, dessen göttliche Rechte jedem Priester theuer und heilig seyn müssen, wünschte ich nie als Fürsprecher einer civilrechtlichen Unabsetzbarkeit des Pfarrclerus zu erscheinen: als ob es mir vortheilhafter dünkte, diesen der väterlichen Obhut der Bischöfe zu entziehen; denen nothwendig die erhabenste und kräftigste Auctorität über alle Glieder des Klerus eigen seyn muß. Aber den Desservants größere Bürgschaft zur Sicherheit und Freiheit zu geben, ohne das bischöfliche Ansehen, von welchem sie stets abhängig seyn sollen, anzutasten; dieß ist das schwierige Problem, dessen Lösung ich in diesem Werkchen versucht habe.*) Hierauf faßt Dieulin seine Untersuchungen in folgende Punkte zusammen: Der gegenwärtige Stand der Dinge sei eine Neuerung, die an sich irregular und anticanonisch, der Kirche durch eine incompetente Gewalt aufgedrungen worden; dem Klerus gewähre die Amovibilität durchaus keine persönliche Garantie, da sie ihn der Discretion eines Einzigen, ohne alles eigene materielle wie formelle Recht lasse; daraus flöße Mißachtung der Geistlichkeit, allgemeine Entmuthigung und Abnahme der Zuneigung zwischen den Seelsorgern und den Parochianern; ebenso trenne dieß System die Eintracht zwischen dem Bischofe und dem Priester, öffne jeder Verläumbung, jedem Verdachte die Pforte. Darum sei es falsch, als erleichtere die willkührliche Amovibilität die Regierung der Kirche, im Gegentheile gereiche dieselbe der Kirche zum Verderben, während sie den Feinden des Christenthums nütze; die Erfahrung selbst aber habe dieß System längst als ein unheilvolles gerichtet.

Dieulin's Darstellung der Verhältnisse, mit der Ruhe des erfahrungsreifen Mannes abgefaßt, machte um so tieferen Eindruck, je weniger auf ihn der Vorwurf parteilicher Befangenheit fallen konnte. Allein da das Episcopat eine wirkliche Lösung der Streitfrage sich nicht aneignen konnte oder wollte, so übrigte ihm freilich auch hier kein anderes Mittel, als auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren; nämlich durch Machtspruch die ganze Angelegenheit niederzuhalten. Mithin ward auch Dieulin's Buch, welches allerdings anonym erschienen war, unverschont in die Kategorie der Allignol's gestellt, und dessen Lektüre verpönt.

Die Presse des Tages, selbst die politische, beschäftigte sich indeß eifrigst, den Zwist zwischen Klerus und Episcopat zu nähren. Es vermehrte das Interesse auf ganz ungemeine Art, als im Momente der höchsten Spannung, der Kampf um die Unterrichtsfreiheit sich eröffnete, und die Bischöfe selbst, dem Staate gegenüber zur Wehre wie zum Angriffe auf

*) De l'inamovibilité des Curés selon le veritable esprit de l'Eglise par un ancien Vicaire-Général. Paris 1841 (préface).

litterarischem und parlamentarischem Wege gerüstet erschienen. Das Monopol der Universität beruht bekanntlich auf dem nämlichen Systeme der innern Politik, welches auch die organischen Artikel in's Daseyn gerufen hatte. Eine und dieselbe Idee, ein und derselbe Zweck wohnt der napoleonischen Organisation der Kirche und der des gelehrten Unterrichtes inne. Nach dieser Idee sollten alle historischen Standesrechte, alle einzelnen Institute verschwinden, und somit die gesammte administrative und intellectuale Macht im Staate in die Hand weniger Beamten vereinigt werden; welche selbst wieder vom Willen des Staates, näher von der Willkühr des Chefs desselben, sich unbedingt abhängig gestellt wissen mußten.

Vermöge solcher Concentration hört im letzten Grunde das Einzelne auf, irgendwie Selbstzweck zu seyn; das Ganze wie das Besondere dient nur mehr dem einzigen Gebieter zum Werkzeug des Ruhmes und der Despotie.*) In welcher Art der Kampf für die Freiheit des Unterrichtes zum offenen Ausbruche kam, ist, nach den äußeren Thatsachen wenigstens, durch die Organe der Oeffentlichkeit sattsam berichtet; nicht so allgemein bekannt aber ist das Verhalten des Klerus selbst in Mitte dieser umfassenden Bewegungen. Im Beginne des Streites nämlich war es den Geistlichen auf's Nachdrücklichste von Seiten der Ordinarien untersagt worden, durch Petitionen, Journalartikel oder anderweitige Polemik, sich in den Kampf zu mischen; einige Monate später aber erging durch Circulare die entgegengesetzte Weisung, jeder einzelne Seelsorger und Priester möge sich auf eine der Würde und dem Berufe entsprechende Weise für die Vertheidigung der religiösen Freiheit im Einklange mit dem Episcopate möglichst interessiren. Ein solcher Wechsel des Verfahrens von Seite der Hierarchie blieb der scharfsichtigen Oppositionspresse nicht verborgen. Wenn von da an die Prälaten für ihre gute Sache sich auf die ungetheilte Harmonie beriefen, welche in Gesinnung und Wirken für die obschwebende Frage durch alle Rangordnungen des Klerus herrsche, so wurde ihnen mit Ironie geantwortet: „Eine Berufung der Art sei eben so unstatthaft, als kindisch. Wie könne ein Priester anderer Meinung zu seyn sich erkühnen, als sein Bischof, von dessen Willkühr eben seine ganze Existenz abhänge? Zuvor möchten die Bischöfe dem Klerus die frühere, sichere und unabhängige Stellung gewähren, und dann erst dürften sie sich der Anhänglichkeit desselben mit Recht rühmen. Wie die Sache jetzt stehe, sei es besser, gar nicht von einer solchen zu reden. Denn gerade diese Schmiegsamkeit des Klerus sei das Verdammungsurtheil einer Regierungsform, die allerdings die Bischöfe nicht

*) Napoleon's eigene Ideen hierüber, vorgetragen bei Thibaudeau, memoire sur le consulat. chap. 10—13. Vergl. hist. pol. Bl. Bd. XV. 7. S. 455.

eingeführt; welche sie aber gar wohlgefällig zu genießen verstünden.*)" Wie hier das Journal des Debats im Namen der Minister, so griff die Gazette de France, von einem entgegengesetzten Parteistandpunkte aus, die höhere Hierarchie mit der nämlichen Bitterkeit an. Ein wunderliches Schauspiel, bemerkte das legitimistische Journal, böte in diesem Augenblicke das französische Episcopat dem unbefangenen Beobachter dar. Mit aller Anstrengung der Intelligenz, mit den imposantesten Declamationen erhüben sich wie ein Mann die sämmtlichen Prälaten der Kirche, um ein napoleonisches Institut anzugreifen und zu vernichten, weil dessen Prinzip die Freiheit des Einzelnen beschränke, und zur despotischen Concentration der Gewalten führe. Das Universitäts-Monopol, behaupteten sie, müsse aufgegeben werden, weil die Charte von 1830 eine ganz andere Gestaltung der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, eine vollständige Autonomie der Kirche auf ihrem Gebiete gewährleistet habe. Als ob nun nicht auch die organischen Artikel, welche den gesammten Klerus völlig recht- und wehrlos in die Gewalt der vom Staate ernannten Bischöfe gäben, ganz einzig und allein ein Institut der „Despotie" Napoleon's wären? Bekannt sei doch, daß Napoleon durch beide Organisationen das Nämliche intendirt und zum Theil erreicht habe. Warum greife nun das Episcopat das Eine Institut an, die Verfassung der Universität, und nicht auch das andere, an Princip und Zweck diesem völlig gleiche, die organischen Artikel? Warum verfahre man im Gegentheile so hart gegen die Desservants, welche vom nämlichen Principe, wie die Bischöfe, ausgehend, gleich diesen auf die Charte von 1830 sich beriefen, und ihre alten Rechte zurück verlangten? Offenbar, weil man hier die unbedingte Gewalt, welche gleichwohl Buonaparte begründete, die Autocratie der Bischöfe viel zu angenehm und zu süß finde, um nicht darüber zu vergessen, daß sie in kirchlichen Dingen vom nämlichen Datum und aus demselben Geiste sich herschreibe, wie das verhaßte und unbequeme Monopol der Universität. Sarcasmen der Art trugen zu viel positive Wahrheit in sich, um geradezu verächtlich zu erscheinen. Aus dem Beispiele Mfg. Sibours, des würdigen Bischofes von Digne, und selbst aus Andeutungen in den Pastoralschreiben des Bischofes von Chartres, läßt sich mit Klarheit schließen, daß der weitere Erfolg des Unterrichtsstreites diese letzten Consequenzen, das Aufgeben der organischen Artikel gegen die Charte von 1830, sicher ja nothwendig herbeiführen werde. (hist. pol. Bl. B. XV. 7. S. 461.)

---

*) Cette adhésion est la condemnation d'un régime que Vous (les evêques) n'avez pas établi sans doute, mais dont Vous jouissez doucement. (Jour. des Deb. 25. Mai 1844.)

Unter den Katholiken Frankreichs war in der sogenannten kirchlich-absolutistischen Partei diese Ueberzeugung lange gereift und wirksam geworden. Nach Art. 5. der Charte des Julius 1830 wurde, wie wir im ersten Abschnitte unserer Darstellung gezeigt haben, die römisch-katholische Kirche als Staatskirche nicht ferner anerkannt; hingegen ihr und allen andern Culten und Religionen gleiche Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet, über welche der Staat nur ein ebenso gleichmäßiges Schutz-Recht auf sich nimmt *) Auf dem Principe solcher Freiheit und Gleichheit aller Religionen vor dem Staate, welches, so unnatürlich es vor dem Geiste des Christenthumes auch erscheinen muß, doch der atheistischen Politik des neunzehnten Jahrhunderts das einzige naturgemäße ist, waren seit 1830 auch Belgiens kirchliche Zustände begründet worden und zur herrlichen Blüthe herangediehen. Dem ehrwürdigen Erzbischofe von Mecheln, Fürsten von Méau, gebührt der unvergängliche Ruhm, durch die energische Zuschrift an den belgischen Congreß vom 12. Dezember 1830 der Kirche seines Vaterlandes eine vollkommen unabhängige Verfassung, die freie, canonische Wahl der Bischöfe, die Selbstständigkeit der Domcapitel, den ungehinderten Verkehr mit dem apostolischen Stuhle und die Freiheit des Unterrichtes, erworben zu haben **). Belgiens kirchliche Verfassung erschien der streng katholischen Partei als das Urbild, welchem die vom Staate emancipirte französische zugestaltet werden sollte; und in der That — wie durfte an der Rechtmäßigkeit dieser Forderung gezweifelt werden, wenn die princi-

---

*) Chacun professe sa religion avec une égale liberté et obtient pour son culte la même protection. (Art. 5. Charte 1830.)

**) Es sei erlaubt, eine auch in weiterer Beziehung wichtige Stelle aus diesem Documente anzuführen: „en Vous exposant Messieurs! les besoins et les droits des Catholiques, je n'entend demander pour eux aucun privilège: *une parfaite liberté avec tous ses consequences:* tel est l'unique objet de leurs voeux. Mais la condition essentielle et vitale, sans laquelle la liberté du culte catholique ne serait qu'illusoire, c'est qu'il soit parfaitement *libre et indépendant* dans son régime et particulièrement *dans la nomination* et installation de ses ministres, ainsi que *dans sa correspondence avec le Saint Siège.* Rien n'est plus juste, car il est absurde de dire q'une société quelconque est libre, si elle ne peut se régir à son gré, ni choisir et établir ceux qui doivent la diriger; et quel plus dure esclavage peut on imposer à un culte que de le contraindre à n'avoir pour chefs que des personnes agréables à ceux, qui *peuvent même être ses plus cruels ennemis?* C'est evidemment fournir à ceux-ci un moyen sûr de l'affaiblir et de le detruire, en écartant les capacités, ou en privant les fidèles des pasteurs pendant un long éspace de temps, comme l'expérience ne l'a que trop prouvé."

piellen Rechtsnormen zwischen Kirche und Staat in beiden Ländern die gleichen waren; ja die September-Revolution 1830 in den Niederlanden gerade die Julius-Charte der französischen Nation sich angeeignet hatte.

Marquis de Regnon in Nantes stellte sich an die Spitze der Katholiken; welche folgerichtig die verfassungsmäßige Freiheit der Kirche anstrebten, und begründete zur Errichtung dieses Zieles das nicht unwichtige Journal „*La liberté comme en Belgique.*" Das Manifest dieser Zeitschrift drängt sich in den nachfolgenden Sätzen zusammen: der christkatholische Staat Frankreich, welcher die Conventionen und Concordate mit Rom geschlossen hat, hat in Folge der Julius-Revolution aufgehört zu existiren. Durch dieses Verschwinden des einen pactirenden Theiles ist die Verpflichtung des Vertrages auch für den zweiten, für die Kirche erloschen. An die Stelle aller früheren Convacte ist die Charte getreten, der einzige, feierlich beschworne Vertrag der Franzosen mit der neuen, durch das souveräne Volk erhobnen Dynastie. Die Katholiken haben daher nicht ferner an das Concordat, sondern nur an die Charte sich zu halten, und gerade vermöge dieser müssen sie die Herausgabe der von der neuen Dynastie usurpirten Rechte: Freiheit der Wahlen der Bischöfe, unabhängige canonische Organisation der Kirche, die Abschaffung des Cultministeriums, die unmittelbare Verwaltung des Kirchengutes, Freiheit des Unterrichtes, kurz die volle Autonomie der Kirche in ihrem Gebiete, gleich Belgiens Katholiken, nunmehr standhaft begehren. Nach den Septembertagen hatten die Bischöfe des jungen Königreiches Belgiens den heiligen Stuhl in Kenntniß gesetzt, daß das Concordat von 1802 durch die neue Constituton gebrochen, und die Freiheit der Verfassung der Kirche zurückgegeben sei, so daß diese vollkommen vom Staate getrennt bestehe; und Rom unterhandelte seiner Seits in der That unmittelbar mit den belgischen Bischöfen, und setzte die Form für Besetzung erledigter Bisthümer ohne Rücksicht auf das de facto annullirte Concordat fest. So war dort der Moment glücklich ergriffen und benützt worden, während man Frankreichs Prälaten den Vorwurf machen durfte, von der politischen Bewegung überflügelt, im Jahre 1830 weit hinter ihrer Aufgabe, die Kette der organischen Artikel im günstigen Augenblicke durch Annahme der Charte zu brechen, zurückgeblieben zu seyn.

Marquis de Regnon hatte dieses Thema in einer anziehenden Schrift, *l'Appel à l'episcopat*, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit abgehandelt; (1843) begreiflicher Weise aber vermochte, da der glückliche Moment vorüber, sein Bemühen die Grenze der theoretischen Ueberzeugung nicht zu überschreiten*). Es nützt für unseren nächsten Zweck wenig, den politischen

*) Les evêques, sagt der Marquis unter andern, n'ont pas pris la Charte au serieux, pas même la disposition qui proclamait la liberté absolue de

Werth dieser Richtung Regnon's näher zu besprechen; das Mitgetheilte genügt uns zu zeigen, wie nothwendig die unzufriednen Desservants gerade in ihr eine vorzügliche Bundesgenossin erhalten mußten. Beide forderten ja von dem Staate die Herausgabe nicht des einen oder des andern Rechtes, sondern aller zumal; beide versetzten das Episcopat in Anklagestand, weil es Institutionen mit Hilfe des Staates aufrecht erhielte, welche nicht blos dem canonischen Rechte widersprächen, sondern selbst die verfassungsmäßige Freiheit des Priesters, als französischen Bürgers beeinträchtigten.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Sache der Desservants, hiedurch so tief in eine politisch-reactionäre Richtung hineingezogen, für den gesammten Klerus in höchst gefährliche Chancen hätte umschlagen können. Allerdings dulden freie Verfassungen wie die französische, und noch mehr die englische, eine in andern Staaten kaum zu begreifende, ungehemmte Bewegung der Geister; sie gestatten jedem Bürger seine Ueberzeugung frei auszusprechen, und ertragen bis auf einen gewissen Grad mit sicherer Ruhe selbst die Coterien der Parteiung; die Kirche jedoch als solche hat von jeher mit aller Strenge die ihr speciell Angehörigen von dem verwirrenden Treiben der Politik zurückgehalten, das so schnell und so durchgreifend das Gemüth dem Wesen des geistlichen Berufes entfremdet; und ebenso blickt der Staat seiner Seits auf die Theilnahme des Klerus an öffentlichen Angelegenheiten mit doppeltem Ernste, und nicht selten auch mit doppeltem Verdachte. Auf solche Veranlassung hin war das Einschreiten der Bischöfe mit gebieterischer Nothwendigkeit herausgefordert; und Censuren und Interdicte, welche vom Anfange herein vielleicht nicht ungegründet als Maßnahme zuherber Strenge erschienen, gewannen jetzt eine vollkommen rechtmäßige Bewährung. Hiezu trat noch die verkehrte Weise, welche die Desservants von nun an zu ihrer Vertheidigung wählten. Durch die Einmengung der Politik in ihre anfänglich canonistischen Fragen, hatte der kirchliche Ton und Geist sich verloren; in der von jetzt an begonnenen publicistischen

---

la religion catholique renfermée dans le principe de la liberté des cultes. Ils n'ont pas éssayé de secouer la vieille chaine qui les liait au pouvoir *précédent*, pour voir si elle ne tombait pas d'elle même, lorsque l'anneau qui l'unissait au pouvoir tombé, était lui-même brisé. Ils sont restés immobiles, stupefaits par la vaine peur de l'anarchie; et ils sont laissés le nouveau pouvoir ramasser le bout tombé de leur chaine, pour le renouer à son propre char, et les attacher eux mêmes aux chances de son déspotisme. (Appel à l'episc. p. 103.) Es sind Worte voll Ernst und Wahrheit; aber es gehörten schmerzliche Erfahrungen dazu, um sie ganz zu würdigen.

Verhandlung in Tagblättern entschwand auch die letzte Färbung der wissenschaftlichen Form. Die Tagespresse ist eben wegen der Vagheit, in der sie sich bewegen muß, um allgemeiner verständlich zu seyn, und in Folge der Eile, mit welcher sie Tag für Tag und Morgen um Morgen auf den Lebens-Markt in steter Wiederkehr Gedanken und Thatsachen hineinschleudert, ein bedenklicher Boden für die Verhandlung kirchlicher Dinge; und gestehen wir es uns, dem normalen Verhältnisse nach ein dem Dienste der heiligsten und höchsten Angelegenheiten nicht ganz würdiges Organ. Ganz unglücklich aber muß das Ergebniß sich gestalten, wenn ein Kampf, der die Herzensmitte der Hierarchie bewegt, mit solchen profanen Mitteln auf offnem Markte ausgestritten werden soll. Unabgeschreckt durch diese Betrachtungen gründeten die Desservants für ihre Sache ein eigenes Journal, welches bis zur jüngsten Zeit unter der Leitung eines pseudonymen Dieudonné in Remiremont, Departement der Vogesen, erschien*). Hätten die Männer, deren priesterliche Ehrenhaftigkeit und wohlmeinende Absicht wir durch unser eben ausgesprochenes Urtheil nicht antasten wollten, an der Stelle des zu kleinlich besondern Zweckes ihre Kräfte dahin verwendet, um in Frankreich eine Zeitschrift für kirchenrechtliche Studien überhaupt zu begründen, etwa in der Weise, wie in neuester Zeit die Benedictiner-Congregation von Solesme den **Auxiliaire Catholique** zu gleichem Zwecke wenigstens theilweise bestimmt hat; so würden sie zwar das Ziel ihres Strebens etwas weiter hinausgerückt, aber in der That desto besser es gesichert haben; Statt der Aechtung, welche sie getroffen, hätten sie sich die Aufmerksamkeit der katholischen, gelehrten Welt, und jene Schonung erworben, welche der Wissenschaft auch von den Gegnern ihrer Ueberzeugung gebührt.

Die uns vorliegenden Blätter dreier Jahrgänge des Recueil enthalten fast ausschließlich sehr eintönig durchgeführte Abhandlungen über das uns bekannte Thema der Inamovibilität. Nur selten unterbricht diese Monotonie ein polemischer Artikel; meistens mehr mit beißendem Witze als triftiger Gelehrsamkeit gegen die Saint-Sulpicianer, deren Organ, der **Ami de la Religion**, und ähnlich bischöflich gesinnte Gegner gerichtet. Der Gesammt-Eindruck aller derartigen Tractate gibt keineswegs, wir bedauern es sagen zu müssen, ein günstiges Zeugniß für den gesunden Stand des kirchenrechtlichen Wissens in der Mehrheit des französischen Klerus, aus Ursachen,

---

*) Recueil de pièces et de documents sur l'inamovibilité des desservants sous d'autres points de discipline et de droit canonique et sur les études clericales par une société ecclesiastique et des jurisconsultes. — Remiremont (Dubois.) 1842. Bis 1844 drei Bände jeder zu 24 Bogen. Die späteren Theile führen auch den Titel: Libre du Clergé.

welche wir noch eigens aufzuhellen uns vorgesetzt haben, und deren wichtigster Theil keineswegs dem secondären Klerus zur Last fällt.

An Bedeutsamkeit wurde einige Jahre nachher das Recueil von Remiremont durch ein neues Journal überboten, als dessen Chef der Ehrendomherr von Sens, Abbé Clavel de Saint-Genlez auftrat. Unter dem Titel: „Le Bien Social“ *) sollte diese Zeitschrift zunächst die große französische Klerus-Frage der Inamovibilität und kirchlichen Justiz abhandeln; nebenbei aber auch die Rechtsgelehrsamkeit im Allgemeinen, die zugehörigen Ereignisse des Tages, die Bibliographie, die kirchliche Kunst, selbst den Ackerbau und die Oeconomie, berücksichtigen. Alle Vorwürfe, welche dem Recuell gemacht werden konnten, gelten dem *Bien Social* in ungleich-erhöhtem Maßstabe, und werden durch ihm allein eigenthümliche verdoppelt. Seine Ansprüche auf Einfluß und Wirkung sind übermüthig und bombastisch, selbst die Sprache der Würde des Priesters nicht selten unangemessen**). Zu diesen Gebrechen kommt noch eine Anekdoten-Krämerei, aus einzelnen vielleicht übelberichteten Thatsachen zusammengefügt, welche in der Regel ein sehr bitterer Commentar begleitet. Die jüngste Verurtheilung des genannten Journales in Folge eines Hirtenbriefes des Erzbischofes von Paris, hat die Oeffentlichkeit im weiteren Kreise unterrichtet, bis zu welchen sinnlosen und verwegenen Behauptungen den Redacteur en chef und seine zahlreichen Mitarbeiter, der Mangel eines gründlichen Studiums des canonischen Rechtes, das Uebermaß des Partei-Eifers und die fliegende Eile der Tagespresse verleitet haben. Es lohnt sich nicht der Mühe, die im Univers (Juni 1845) und nach demselben in mehreren deutschen Zeitungen bekannt gemachten ein und zwanzig Sätze hier critisch zu referiren, welche der Erzbischof von Paris einer officiellen Verdammung gewürdigt hat. Die im nämlichen Hirtenbriefe besprochenen und beantworteten Klagepunkte (questions) sind in dem historisch-canonischen Theile dieser Untersuchung mit zu berücksichtigen; wir können aber im Vorhinein versichern, daß die Tragweite der die einzelnen Sätze betreffenden Censur nicht mächtig genug ist, um die Herzensmitte, das eigentliche Wesen der Klerusfrage selbst, dadurch zu verwunden.

Die unmittelbaren Urheber der Controverse, die beiden Allignol's,

---

*) Zuerst ausgegeben 6. Jänner 1844.

*) Einige Sätze reichen hin zur Beurtheilung des ganzen Charakters: „*Le Bien Social* marche à la tête du mouvement intellectuel de nôtre âge vers la conquête des éternels principes de justice, d'ordre et de liberté. . . Le Bien Social porte sur son drapeau deux magnifiques devises: *Bonheur du peuple* par l'organisation du travail et *émancipation du clergé* sécondaire (!!) (Bien Social. 1844. N. 10.)

hatten unterdeß trotz der ihnen widerfahrnen, harten Behandlung, der ersten Versicherung: mit ganzer, ungetheilter Seele der Mutterkirche des Erdkreises, der Kirche Rom's zugethan zu seyn, und ihrem Urtheile sich rückhaltslos zu unterwerfen, sich vollkommen treu bewährt. Die lüsterne Gierde der französischen und genfer Calvinisten nach dem Ausbruche eines Schisma, blieb immer hoffnungslos hingehalten; und die unverständige Bezeichnung „presbyterianische Secte“ wird hiedurch auf's Tröstlichste widerlegt. Durch den Widerruf einiger falschen Thesen, welchen die Allignol's erwähnter Massen im März 1845 zu den Füßen ihres Bischofes niederlegten, gewannen sie sich im Gegentheile die lobende Anerkennung des heiligen Stuhles, der ihr Verhalten in dieser Sache als ein musterhaftes bezeichnete*).

Wie tief beschämt dieß würdige Benehmen der Allignol's den reformsüchtigen Geist mancher deutschen Priester, deren erste Instanz der rationalistische Pöbel, deren letzte der Polizei-Staat ist!

Abbé Clavel de Saint Geniez folgte dem Beispiele der Allignol's; seine Unterwerfung unter das Urtheil seines Erzbischofes ist so aufrichtig und bestimmt, als es nur gewünscht werden konnte; wenn aber Abbé Clavel demungeachtet sich vorbehält, in einem umfassenden Werke die jetzige Disciplin einer critischen Untersuchung zu unterwerfen, und dieß ihm ungehindert zugestanden wird; so gibt dieß auf's Neue einen starken Beweis, wie wenig die Sache der Desservants mit presbyterianischen Grundsätzen zusammenhänge oder nothwendig zu solchen führen müsse. A. Clavel besitzt einen in Frankreich und Paris nicht unberühmten Namen; er ist neben seinem geistlichen Stande und Wirken auch Arzt, Naturforscher und Historiker. Wir wünschen herzlich, es möge diese vielgetheilte Gelehrsamkeit den würdigen Abbé nicht hindern, eine der schwierigsten, canonischen Fragen mit jener Sachkenntniß, Ruhe und geistigen Tiefe zu behandeln, welche das Wesentliche vom Unwesentlichen trennend, es fortan unmöglich machen dürfte, um einiger irriger Behauptungen willen, das Ganze im schiefen Lichte erblicken und verwerflich erscheinen zu lassen. —

Ungeachtet dringender Veranlassung hatte während des fünfjährigen

---

*) Schreiben des heiligen Vaters an die Allignol's d. d. 21. Mai 1845.: Ex illis (sc. litteris A.) novimus dilecti filii, omnimodam, uti par est, obedientiam episcopo vestro palam publiceque professos, humili et ingenuo animo *errores* rejecisse, *qui in vestrum de statu clericor. opus irrepserant* atque ita clare aperteque declarasse nihil vobis potius esse quam in catholicae ecclesiae doctrina gloriari atque episcopalem autoritatem omnino vereri. Nos quidem de hac vestra agendi ratione catholicis presbyteris plane digna summopere in Domino gaudemus etc. (Aus der Gazette de France.)

Streites der heilige Stuhl keine das Innere der Controverse selbst berührende Entscheidung gegeben, insofern und so lange es nur die theoretisch-wissenschaftliche Verhandlung galt. Seine weisen Gründe hiezu, bedürfen nach dem Oben dargelegten keiner weitern Auseinandersetzung. Ganz anders aber mußte es sich gestalten, sobald die Streitfrage vor einem definitiven Austrage durch ein competentes Forum, selbstentscheidend und thätig, in's practische Leben einzugreifen Miene machte. Eine erste Erscheinung der Art bot sich in Belgien dar, wo trotz der schon erwähnten Religions-Freiheit von Seite des Staates, die Bischöfe dennoch auf dem Amovibilitäts-Systeme des napoleonischen Regimes vielfach beharren. Einige Desservants hatten gegen die arbiträre Versetzung durch ihren Bischof sich geradezu aufgelehnt, und behauptet: das illegale Verhältniß der bischöflichen Curie zum secundären Klerus berechtige, in diesen Fällen den sonst schuldigen canonischen Gehorsam aufzukünden. Der betreffende Diöcesan-Bischof Msg. Cornelius von Lüttich sah sich durch diese Renitenz veranlaßt, dem heiligen Stuhle nach der unter solchen Bedingungen solennen Form des theologischen Zweifels, die Entscheidung zu deferiren: „ob unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Zeitumstände, in Gegenden, in welchen, wie in Belgien, eine zureichende Umwandlung der Civil-Gesetze unmöglich war, die nach dem Concordate von 1801 eingeführte Disciplin, gemäß welcher die Bischöfe den Vorstehern von Succursal-Kirchen, die Jurisdiction für die Seelsorge auch auf Ruf und Widerruf übertragen, gelte, und bis zu einer andern Anordnung von Seite des apostolischen Stuhles, im Gewissen verbinde; und ob jene, wenn sie zurückgerufen und anderswohin gesendet würden, zum Gehorsame verpflichtet seien“ *). Die Antwort erfolgte durch den Präfekten der Congregation des Concils von Trient, Cardinal Polidori unter dem ersten Mai 1845: „es solle in dem Regime der Succursalkirchen keine Veränderung statt finden, bis es vom heil. Stuhle anders verordnet worden“ (ut in regimine ecclesiarum succursalium, de quibus agitur, nulla immutatio fiat, donec aliter a Sancta Apostolica Sede statutum fuerit.) **).

---

*) An attentis praesentium rerum circumstantiis, in regionibus, in quibus, ut in Belgio, sufficiens legum civilium fieri non potuit immutatio, valeat et in conscientia obliget usque ad aliam S. Sedis dispositionem, disciplina inducta *post* concordatum anni 1801, ex qua episcopi rectoribus ecclesiarum, quas vocant succursales, jurisdictionem, pro cura animarum conferre solent ad nutum revocabilem et illi, si revocentur vel alio mittantur, teneantur obedire.

**) Die Acten im Auxiliaire catholique von Solesme 1845. N. II. p. 62. fin de la controverse sur l'inamovibilité etc.

Das dem Bischofe von Lüttich speciell zugekommene Breve wurde durch den Cardinal-Staatssecretär Lambruschini zugleich dem Bischofe von Viviers insinuirt, als officieller Ausdruck der Gesinnung und Intention des heil. Vaters über die so lange obschwebende Frage.

Es erhebt sich nun vor Allem die Frage, ob durch die vorliegende Entscheidung der Kirche, den thatsächlichen Bestand der Disciplin zu einer neuen Anordnung auf sich beruhen zu lassen und die betreffenden Glieder des Klerus im canonischen Gehorsam zu erhalten, auch alle und jede weitere Verhandlung auf dem Wege der Schule und der Wissenschaft abgeschnitten und ein absolutes Stillschweigen über den betreffenden Punkt anbefohlen sei. Wir müssen gestehen, daß wir hievon keine Sylbe aus den Acten herauszulesen vermochten und auch keine Analogie aus der Kirchen- und Dogmengeschichte unserer Erinnerung gegenwärtig sei, gemäß welcher ohne eine weitere Bestimmung schon durch ein einfaches Gedulden einer Thatsache bis auf ferneren Bescheid, deren öffentliche, wissenschaftliche Prüfung verpönt worden sei. Monsignore von Viviers aber ist davon so fest überzeugt, daß er jede fernere Discussion über die actuelle Disciplin als revolutionäre Verirrung im Vorhinein verurtheilt und dem Interdicte überliefert*). Verhehlen wir unsere schmerzliche Ueberzeugung nicht; nur ein unbesonnenes, leidenschaftliches Handeln auf Seite des secondären Klerus konnte ein solches Verkennen der eigentlichen Verhältnisse der Praxis zur Wissenschaft, wie es in dem angerufenen Sendbriefe uns entgegen tritt, verschuldet haben. Würde der ehrwürdige Bischof von Viviers nicht so mächtig von der Gewalt zufälliger, äußerer Umstände bestimmt gewesen seyn, er würde es selbst gefühlt haben, daß seine Folgerungen zu unbegränzt, wenn nicht geradezu beispiellos seien. Nur die Geschichte der Controverse über den Minister des Ehe-Sacramentes, in welcher das französische Episcopat in ähnlicher Weise die von der Kirche der Wissenschaft anheimgegebene Frage gleichfalls schiedrichterlich und dogmatisch bindend zu beherrschen strebte, dürfte ein Analogon zur Gegenwart bieten. Dort rügte Benedict XIV. ernstlich das Uebermaaß der Strenge; hier steht wenigstens die allgemeine Stimme der kirchlichen Erfahrung zu deren Ungunsten.

Es ist eins der herrlichsten Zeugnisse für die göttliche Institution der Kirche, daß in ihr Nothwendigkeit und Freiheit sich in vollendeter Harmonie bewegen und sich gegenseitig die Kriterien der inneren Wesenheit und Wahrheit dargeben. Weder das Dogma noch die historisch-rechtlichen Grundlagen der Kirche, weder ihr Cult noch ihre Disciplin haben den Versuch wahrer, wissenschaftlicher Erkenntniß zu scheuen; ja es drängt den christlichen Geist vielmehr mit unwiderstehlicher Macht, wie er im Naturgebiete

*) Circular Msgr's. von Viviers im Univers Nro. 160. (15. Juni 1845.)

den einzelnen Erscheinungen die ewigen Gesetze, die Idee, ablauscht, so auch in allen Hervorbringungen und Gestalten auf dem Boden des Christenthums, näher der Kirche, die göttlichen, unveränderlichen Principien zu erkennen, denen jene nach Wesen und Form entsprossen sind. Und was unter diesen Erzeugnissen der christlichen Geschichte eben mit dem Wechsel der Zeiten auch der accidentellen Umwandlung unterliegt, findet für seinen Werth und seine Bedeutung eben an den stabilen, durch den Geist der Kirche universal gewordenen Institutionen seine sichere Prüfung. Stets war es darum die Aufgabe der Wissenschaft und der Schule, das einmal und allgemein Gegebene zum Bewußtseyn zu erheben, wie das Werdende und Einzelne in seinem Verhältnisse zum Ganzen zu beurtheilen. So arbeitet die Wissenschaft gerade auch jenen Momenten vor, in welchen irgend ein Punkt durch die Sanktion der Kirche seine definitive Lösung erlangen soll. Eine derartige definitive Entscheidung ist in dem speciellen Falle erst in Aussicht gestellt; mithin steht die provisorisch geduldete, actuelle Discplin der Behandlung durch die kirchliche Wissenschaft ungehindert überlassen. In der That, kein Katholik dürfte sich eines Zustandes der Dinge freuen, der keine öffentliche Besprechung mehr ertrüge, und schlimm, sehr schlimm würde es um jene Diöcese oder Provinz bestellt seyn, deren Priester und Gelehrte den Unterschied zwischen den Pflichten des practischen Lebens und den Forderungen und Vorrechten der Wissenschaft und Schule nicht zu begreifen vermöchten. Für die Praxis der französischen Kirche ist durch die Antwort des heil. Stuhls an Bischof van Bommel der Streit geschlichtet. Das Auge des obersten Hirten der Kirche wird stets prüfend bei diesen exceptionellen Zuständen verweilen, um die Nothwendigkeit und den Zeitpunkt einer bleibenden Bestimmung zu ermessen. Dieselbe Aufgabe der Untersuchung aber kömmt auch auf ihrem Gebiete der theoretischen Wissenschaft des kirchlichen Rechtes zu und auf sie hin wollen wir in einem letzten Artikel in gedrängter, vergleichender Darstellung auf historisch-canonistischem Wege den Versuch wagen, darzuthun, ob und wieferne eine Rückführung der Ausnahme zur Regel, der Besonderheit zur Allgemeinheit für die Kirche Frankreichs erwünschlich sei und möglicher Weise erwartet werden dürfte.

XXXVI.

Rheinländisches.

Die Kölnische Zeitung und der Vorsänger der Berliner Lichtfreunde.

Der frühere Redacteur des Blattes ist bereits abgetreten, und die Uebernahme von Seiten des neuen bis zu Ende Octobers hinausgeschoben. Wir hoffen indessen, Herr Dumont werde sich die Sache vorher noch einmal wohl überlegen, ehe er seinen Landsleuten dieß Aergerniß gibt, und sein Blatt dem Ruin entgegenführt. Noch ist es Zeit. Fährt er aber fort auf die Weise, wie bisher, den Bock zum Gärtner zu machen, so wird er unfehlbar zuletzt mit seinem Journal zwischen zwei Stühle, das heißt auf den Sand zu sitzen kommen. Die Katholiken ihrerseits werden über kurz oder lang Mittel finden, auch ohne Herrn Dumont und sein Blatt ihre Sache zu vertreten, und dann werden sie an seine Charakterlosigkeit keine guten Worte mehr verschwenden. Oder könnte man sein Verfahren mit einem andern Namen bezeichnen, wenn er, der das Domblatt gratis seiner Zeitung beigibt, das Hauptblatt in die Hände eines Steuermannes legte, dessen Tendenzen als Vorsängers der Lichtfreunde dahin gerichtet sind, nicht nur den äußern Dom von Stein, sondern auch den geistigen Dom des Christenthums sammt dem Kreuze niederzureißen. Würde dieß Scandal, was wir, wie gesagt, nur schwer glauben können, wirklich sich erfüllen, würde dann Herr Dumont, auf Kosten seines Gewissens und seiner katholischen Ueberzeugung, etwas anderes gethan haben, als dem Teufel einen Dom und dem lieben Herrgott ein Kapellchen zu bauen.

Das Blatt hat unterdessen bereits bedeutend an Abonnen-

ten verloren; nun will man uns in dem Bureau der Redaction glauben lassen, der Verlust rühre vorzüglich von Protestanten her, denen es zu katholisch sei, weil es unter Andern den Hirtenbrief des Fürstbischofs Diepenbrock aufgenommen. Wir wollen dieß glauben, obschon es uns etwas schwer wird; allein, was würde daraus folgen? haben tausend protestantische Abonnenten das Blatt abgeschafft, weil es ihren Ansichten, die sich doch so häufig mit der höchsten Indifferenz vertragen, nicht zusagte, mit um so größerem Recht werden sich zwei tausend Katholiken von ihm lossagen, wenn es in die Hände eines Berliner Lichtfreundes übergeht. Wir können in der That nicht glauben, daß das katholische Cöln diese Schmach dulden werde. Wie sich die Katholiken, und insbesondere die Geistlichkeit, von dem erzbischöflichen Coadjutor angefangen, über sein Blatt bereits schon aussprechen, und wie sie sich von ihm zurückziehen, das wird Herrn Dumont gewiß besser bekannt seyn, als uns; kündigen sie ihm demnach ihr Abonnement auf, so wird er schon im Voraus wissen, warum es geschieht. Daß dieß aber bereits nicht zum erstenmal geschah, ist gleichfalls eine offenkundige Thatsache.

Die neue Wahl war nach den gemachten Erfahrungen eine allzu grobe, geradezu herausfordernde Beleidigung aller rheinischen Katholiken, und legte ihnen, so lange sie sich nicht selbst aufgegeben haben, die Pflicht auf, gegen einen solchen Insult mit aller Entschiedenheit zu protestiren, und sich von jeder Gemeinschaft loszusagen.

Hätte Herr Dumont noch sein Blatt unter der Leitung von landeskundigen Rheinländern in einer gewissen Schwebe gehalten, wie die Augsburger Allgemeine, oder hätte er den Katholiken darin eine Vertretung gegönnt, auf staatsrechtlicher Basis, wie in der oberdeutschen Zeitung von Giehne, man hätte es sich gefallen lassen können; obschon die Provinz, als eine überwiegend katholische, gewiß in den Augen aller Billigen gegründeten Anspruch darauf hat, daß sich ihr Hauptblatt vorzüglich ihren Interessen widme, um sie gegen die maßlosen

Angriffe der zahllosen, rein protestantischen und radikalen Blätter zu vertreten. Allein, für dieß rheinische Organ einen Redacteur in der Versammlung der Berliner Lichtfreunde zu suchen, und dazu den Anhänger des Briefes von dem lichtfreundlichen Pfarrer Uhlich engagiren, dieß war mehr, als man der charakterlosesten Schafsgeduld zumuthen darf.

Ueber lang oder kurz wird das Ministerium gegenüber der Freiheit, die es den Dissidenten gewährt, nicht mehr auf der ungerechten Verweigerung der Concessionen von katholischen Zeitungen bestehen können; dann wird Cöln ein katholisches Blatt erhalten, nachdem es schon längst in dem Rheinischen Beobachter ein protestantisches besitzt. Bis dahin mögen die Katholiken Cölns sich immerhin mit der Rhein- und Moselzeitung behelfen. Die große Zunahme ihrer Abonnenten, gegenüber der gleichen Abnahme der Cölnischen, ist der beste Beweis, wie tief das Bedürfniß gefühlt wird, und wir verdienen auch von dieser pecuniären Seite betrachtet der Speculationsgeist Hrn. Dumonts keine Berechnungen [illegible]. Erhält die Rhein- und Moselzeitung aber durch eine regsamere und vielseitigere Theilnahme tüchtiger Mitarbeiter mehr Unterstützung, kann sie so, durch die Zunahme ihrer Leser aus ihrem bisher sehr beschränkten Kreise herausgetreten*), ihren Einfluß erweitern: dann wird sie [illegible]

---

*) [illegible]

XXXVII.

Die Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Stuttgart und ihre Resultate. Zugleich ein Wort über die protestantische Kirchenverfassungs-Frage.

Wenn die über die Hauptstadt der katholischen Christenheit umlaufende Sage wahr ist, daß man nicht zehn Schritte auf ihrem Pflaster machen könne, ohne einem Geistlichen zu begegnen, so mußte ein Römer, — ich meine nicht den liberalen Abgeordneten Dr. Fr. Römer, sondern einen wirklichen Römer, einen eingefleischten und leibhaften „Ultramontanen", — so mußte ein Römer, der — ohne vorher erworbene Kenntniß protestantischer, und insonderheit deutscher Verhältnisse und Zustände — in den ersten Tagen Septembers nach Stuttgart kam, diese Stadt, zufolge eines naheliegenden Analogieschlußes, nothwendig für die Lebensmitte des deutschen Protestantismus halten. Denn da wimmelte es in Bier- und Weinhäusern, in Restaurationen und Hôtels, in Casinos und Museen, in Kirchen und Theater, auf Straßen und in öffentlichen Anlagen von Vicaren und Pfarramtsverwesern, von Pastoren und Decanen, von Special- und Generalsuperintendenten, von Unter- und Oberconsistorialräthen, von Doctoren und Professoren der protestantischen Theologie, wie Stuttgart sich nie von solchen Gästen hatte wimmeln sehen. Da konnte man keine drei Schritte in einer Straße vorwärts thun, ohne einem alten oder jungen Herren in ditto alt- oder neumodischem schwarzen Frack, kur-

zen oder langen schwarzen Beinkleidern, weißer oder schwarzer Halsbinde, breit- oder schmalkrämpigem, hohem oder niederem Hut, mit oder ohne Brille zu begegnen, irgend einem Manne mit einem Wort, und noch öfter einem Trupp von Männern, denen man ihr protestantisch-geistliches Bewußtseyn schon auf zehen Schritte Entfernung ansah. Aus allen Gegenden der protestantischen Welt und aus allen Zonen des protestantischen Bewußtseyns waren die geistlichen Herren wie zu einer großen Wallfahrt zusammengeströmt, um in der Stuttgarter Stiftskirche durch geistliche, im Orangeriegebäude aber durch leibliche Speise sich zu stärken und zu erbauen. Der Norden und der Süden, der Osten und der Westen und alle dazwischen liegende Reiche der Windrose hatten ihr Contingent geliefert; der Rationalismus und der Supernaturalismus, der Speculativismus und der Pietismus und alle die unzähligen Vermittlungsstandpunkte zwischen inne hatten ihre Vertreter gesendet, um zu zeigen, daß der Protestantismus, wenn auch äußerlich alles Zusammenhalts ermangelnd und innerlich in hunderterlei Glaubensansichten gespalten, dennoch Eines Geistes und Sinnes sei. Besonders hatte das protestantische Würtemberg selbst sein geistliches Personal aus dem Unter- und Oberland, von der Alb und vom Schwarzwald, aus den alten wie neuen Landestheilen in Masse aufgeboten, um der Welt den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß bei aller himmelweiten Verschiedenheit zwischen den theologischen Standpunkten eines Storr und Strauß, eines Steudel und Baur, eines Schnurrer und Ewald der theologische Nachwuchs aus ihren Schulen doch in einem und demselben protestantischen Bewußtseyn sich zusammenfinden: ein Zusammenfinden, welches, wenn auch in wissenschaftlicher Hinsicht rein negativ, doch vom frühern Zusammenleben und Zusammenkneipen im Tübinger Stift her beim Bierhumpen an solchen Tagen sich sehr positiv zu äußern pflegt. Hunderte von protestantischen Gemeinden waren die erste Woche dieses Monats über ohne geistliche Hirten ganz sich selbst und der Obhut der weltlichen Obrigkeit überlassen. Aber haben sie

nicht selbst den meisten Gewinn davon, wenn der Prediger am Sonntag mit neugestärktem Eifer und frisch gehobenem Glaubensmuth von einem solchen Feste protestantischer Glaubenseinigkeit in ihre Mitte zurückkehrt? Doch, auf was will denn am Schlusse dieses Festes protestantischer Glaubenseinigkeit, dieser jüngsten Generalversammlung des vielgepriesenen Gustav-Adolf-Vereins das protestantische Bewußtseyn stolz seyn? Etwa auf die große Anzahl der Herbeigeströmten? Aber die Zahl ist ein sehr zweideutiger Thermometer des Geistes, und jedenfalls ist der Umstand, daß fast nur Theologen und Prädicanten, und beinahe gar keine Laien Theil nahmen, für die Sache des Protestantismus, welcher seinem Ursprung und Princip nach wesentlich demokratisch ist, ein schlimmes Omen. Oder auf die definitiven Resultate der Versammlung? Aber — die Versammlungen der schweizerischen Tagsatzung abgerechnet, hat kaum je eine andere so viel Lärmen um Nichts gemacht und so dürftige Früchte getragen, wie diese. Man höre, was die Versammlung beschloß, und diese Beschlüsse wurden öffentlich in der Stiftskirche verkündet: „Hanover erhält, für Ostfriesland, noch eine sechste Stimme zur Hauptversammlung. Die Göttinger Beschlüsse bezüglich der Statutenveränderung, somit auch der Anschluß der preußischen Vereine, sind definitiv genehmigt. Hinsichtlich des brüderlichen Verkehrs mit den auswärtigen Vereinen bleibt es bei dem bisherigen Verfahren des Centralvorstands. Die auf Statuten-Aenderungen gehenden Anträge des Pfarrers Willich und Anderer sind mit 77 gegen 12 Stimmen von der Tagesordnung bis jetzt ausgeschlossen. Mehrere in Anregung gebrachte Bestimmungen über die Art der Unterstützung sind als Beschluß abgelehnt; die Vereine werden indessen aufgefordert, ihre Unterstützungen nicht zu zersplittern, sondern möglichst zu conzentriren. Die Tagesordnung der Hauptversammlungen wird vier Wochen vorher an die Hauptvereine mitgetheilt. Ein Antrag auf die Aenderung des §. 15 der Statuten in Betreff der Organisation des Centralvorstandes wird abgelehnt. Zehen als Synode zusammengetretene bel-

gische Gemeinden werden als Hauptverein angenommen. Als Ort für die Hauptversammlung im nächsten Jahre wurde durch Zuruf Berlin bestimmt." — „Also lauter rein formelle Punkte!" so ruft ein entschieden protestantisches, liberales Blatt unserer Nähe aus. „Ueberall hängen geblieben an den magern Statuten; was von Schwierigkeit war, wie die deutsch-katholische Frage, ohne Urtheilsfällung mit jener diplomatischen Wendung umgangen, daß man zwar nichts thun könne, jedoch dem Einzelnen verstattet seyn solle, Etwas zu thun — wie wenn das irgend ein Verein in der Welt hindern könnte? — nirgends endlich eingedrungen in den Geist des Vereins, der doch allein vernünftiger Weise seinen Grundgedanken bilden kann, den Geist nämlich, welchen neu einzuhauchen der protestantischen Kirche Noth thut, wenn sie fest bestehen soll im alten Glanze innerer Wahrheit." Den Grund dieser Bedeutungslosigkeit der Beschlüsse der Versammlung findet dasselbe Blatt in dem offiziellen Charakter derselben, darin nämlich, daß die Festgäste großentheils Träger geistlicher Würden und Aemter gewesen seien, vor welchen sich nicht nur die wenigen Laien, sondern selbst die Mitglieder der niedern Geistlichkeit scheu und schüchtern in obligates Stillschweigen zurückgezogen haben. Die Theilnahme des Laien, sagt dasselbe, sei es vor allen Dingen, welche im rechten Maße vorhanden seyn müsse, wo zu Hebung des kirchlichen Lebens irgend Etwas geschehen solle. Sein einfaches Wort wiege mehr als die schwerste Rede eines Solchen, der in den Würden der Kirche stehe. Sobald aber eine Versammlung in der mißlichen Lage sich befinde, durch das Zusammentreffen der Umstände Etwas von einem officiellen Charakter zu erhalten, so werde nicht bloß der Laie, sondern auch die Mitglieder der niedern Geistlichkeit, von denen hauptsächlich das Wesen der Kirche getragen werde, scheu und schüchtern sich zurückziehen. „Die Begeisterung verstummt; das Talent und der gute Wille schweigt; Ansehen und Würde aber kommt zu Wort. Denn man glaube ja nicht, daß jener Zwiespalt zwischen hoher und niederer Geistlichkeit (!) nur eben in

der katholischen Kirche sich befinde. Dieselbe Aristokratie, nur in anderer, vielleicht noch verletzenderer Form, hat auch in die protestantische Kirche ihren Weg gefunden. Auf der niederen Geistlichkeit allein aber und ihrem Bunde mit den Laien ruht die Hoffnung der Kirche. Wo die Würdeträger sich voran stellen, da geht die Wirkung verloren. Denn nur das baut sich auf die Dauer auf, was sich von unten herauf erbaut." (S. den Beobachter, ein Volksblatt aus Würtemberg Nr. 252, vom 5. Sept. d. J.) Sehen wir einmal näher zu, was an diesem Urtheil Wahres oder Falsches, Erschöpfendes oder Mangelhaftes ist.

Jenen Grund, auf welchen in dem Systeme der alten Kirche die Verhältnisse zwischen Clerus und Volk gebaut waren, hatte Luther gleich im Anfang seines reformatorischen Unternehmens völlig zerstört. Die neue kirchliche Gesellschaft, die sich zu seinen Lehren bekannte, konnte nach seinen Grundsätzen in dem Clerus keinen eigenen Stand erkennen, welchem Gott selbst die geistliche Leitung der Gesellschaft übertragen, und die gesetzgebende und vollziehende Gewalt darin als ausschließliches Amts- und Standesrecht überlassen hätte. Dieß lag schon in der Behauptung, die er in seinen frühesten Volksschriften so oft wiederholte und mit so sichtbarem Wohlgefallen ausführte, daß alle wahren Christen ohne Ausnahme Priester oder zu dem geistlichen Priesterthum berufen seien. Dieß gab er auch in seiner im Jahre 1523 herausgegebenen Schrift: De instituendis ministris ecclesiae etc. dadurch zu erkennen, daß er nachzuweisen sucht, man hätte die Geistlichen niemals Priester nennen sollen, sondern der Name Kirchendiener drücke allein dasjenige aus, was sie eigentlich seien und seyn sollten. In die Praxis aber wurde dieser Grundsatz von Luther selbst dadurch eingeführt, daß er den weiteren Grundsatz dazu aufstellte, Christus habe die Sorge für die Erhaltung des kirchlichen Lehr- und Predigtamtes nicht den Bischöfen allein, sondern der ganzen Kirche, d. h. der Gesammtheit der Gläubigen übertragen, also nicht den Bischöfen

allein, sondern der ganzen Kirche, der Gesammtheit es überlassen, die Personen zu erwählen und zu ernennen, von denen zu jeder Zeit das Predigtamt mit den von Christus selbst daran gebundenen Rechten (das Amt der Schlüssel und der Administration der Sacramente) verwaltet werden soll. So erhielten gleich von Anfang an die einzelnen Gemeinden das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, und obgleich dieses Recht nach Luther's Behauptung zugleich die Pflicht in sich schloß, es auszuüben*), so erkennt man doch inmitten des Knäuels von Widersprüchen, worin sich Luther dabei verwickelte, das seinen verworrenen Vorstellungen zu Grunde liegende rein demokratische Princip. Ja, dieses demokratische Princip des Gemeindewahlrechts wurde gleich anfangs an manchen Orten, wie in neuerer Zeit wieder im Halbkanton Basellaud, so weit ausgedehnt, daß die Prediger, wie überhaupt damals fast alle bürgerlichen Beamten, nur auf eine gewisse Zeit gleichsam ge-

*) „Auf daß nicht eine scheußliche Unordnung entstehe unter dem Volk Gottes, und aus der Kirche, in welcher doch alle Dinge ehrlich und ordentlich zugehen sollten, werde ein Babylon", Worte Luther's S. 1858 in der Hallischen Ausgabe seiner Werke T. X. Luther meinte, wie der protestantische Kirchengeschichtschreiber Plank sagt, „daß zwar jeder Prediger den Beruf zu seinem Amt von der Kirche, aber die zu seinem Amt gehörigen Rechte von Gott selbst, wenn schon auch in gewisser Hinsicht durch Uebertragung der Kirche (der Gesammtheit der Gläubigen) bekommen habe", daß die Gemeinden das Recht haben, ihre Prediger selbst zu erwählen, daß sie aber nicht das Recht haben, sie nicht zu wählen, sondern daß sie durch den Willen Christi selbst zu der Ernennung solcher Personen verbunden seien, welche die ihnen (den Gemeinden) selbst oder ihrer Gesammtheit (der Kirche) von Christo übertragenem Rechte (des Schlüsselamts und der Administration der Sacramente) in ihrem (der Gemeinden) Namen ausüben. Plank selbst gesteht, „dem Gezwungenen des Zusammenhangs zwischen den Vorstellungen Luther's sehe man es an, daß er nicht viel Zeit hatte verwenden können, sie zu ordnen!" S. die Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs. Leipz. 1796. Bd. IV. Kap. II. S. 40 ff.

miethet, oder durch einen förmlichen Kontrakt nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren angenommen wurden, nach deren Verfluß der Kontrakt entweder erneuert, oder von beiden Theilen als aufgehoben angesehen wurde. Und zwar waren es nicht bloß einzelne kleinere Landgemeinden, die auf diese demokratische Vorsichtsmaßregel verfielen, sondern auch in größern Orten, wo die Prediger von der Obrigkeit angestellt wurden, wie z. B. in Nürnberg und im ganzen Nürnbergischen Gebiet, nahm man sie durch solche Kontrakte nur auf gewisse Termine an.

Wäre es nöthig, noch weiter darzuthun, daß der Protestantismus nach seinem Princip und Ursprung wesentlich demokratisch ist, so würden wir ferner auf die Thatsache hinweisen, daß der Beitritt zu demselben im Anfang an vielen Orten vom Volke selbst im Widerspruch gegen seine geistliche wie weltliche Obrigkeit vollzogen oder versucht wurde, besonders aber auf den unverkennbaren engen Zusammenhang, worin sonstige rein demokratische Bestrebungen jener Zeit mit Luther's reformatorischen Tendenzen und Unternehmungen standen. Es ist hier vorzüglich der Bauernkrieg von 1525 zu nennen, über dessen engen Causalzusammenhang und nahe Principienverwandtschaft mit den vorhergegangenen Reformationsbewegungen, und insbesondere mit der lutherischen Predigt von christlicher Freiheit, Katholiken und aufrichtige Protestanten vollkommen einig sind *). Allerdings mißbilligten Melanchthon [in seiner durch die Anfrage des Churfürsten von der Pfalz veranlaßten Schrift wider die Artikel der Bauerschaft, Wittenb. 1525 **)] und Luther selbst (in seiner Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben, ed.

*) Vergl. u. A. Plank a. a. O. Bd. II, 5tes Buch, S. 176 u. f. mit den Histor.-polit. Blättern Bd. VI, S. 449, 461. Bd. IX, S. 107 ff. und Haller's Restauration Bd. IV, S. 359. Anm. 14, gleichwie die Geschichtswerke von Ranke, A. Menzel u. s. f.

**) Sie ist auch Luther's Werken, ed. Hall. T. XVI. p. 32 eingerückt.

Hall. T. XVI, p. 58) den Aufstand der Bauern gleich im Anfang, und noch mehr suchte sich Luther nachher, als der Ausgang der Sache sich bereits vorhersehen ließ, durch seine Flugschrift „wider die räuberische und mörderische Bauern“ (ed. Hall. T. XVI, p. 21) von aller Mitschuld an der Empörung rein zu waschen *): allein, wenn wir es auch gern glauben wollen, daß dieser Aufstand ganz gegen Luther's Absicht erfolgte, so ist doch nicht zu läugnen, daß er theilweise die Wirkung seiner reformatorischen Thätigkeit war. Und zwar war es nicht nur die Form der letzteren, wie Plank meint, nämlich „der heftige Ton, der in allen Schriften Luther's herrschte, die gewinnende Volksberedtsamkeit, die ihm eigen war“ u. s. f., was die Gemüther des Volkes bis zum Uebersprudeln in Bewegung setzen mußte, sondern auch der Inhalt seiner gegen alle so weltliche wie geistliche Autorität feindseligen Vorträge und Schriften, und vor allen Dingen seine Predigt von der von Andern noch mehr als von ihm selbst mißverstandenen christlichen Freiheit, mußte schon damals, wie später noch mehr als einmal, zu politischen Freiheits- und Gleichheitsschwärmereien reizen. Alle jene Aufrührer drangen zuerst darauf, daß ihnen das Wort Gottes lauter verkündigt werden sollte, ja sie fingen selbst zu predigen an, wie der bekannte Bauer von Wöhrdt und ein Anderer mit Namen Karsthans, welcher, als er im Würtembergischen deßhalb eingezogen wurde, erklärte, daß er

---

*) Er erläßt darin eine förmliche Aufforderung zum Kreuzzug wider die Empörer, und bricht unter Anderm in folgende Declamation aus: „Lieben Herrn! löset hier, rettet hier, helfet hier, steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seligeren Tod kannst du nicht überkommen.“ Eine solche Sprache mochte freilich zu seiner Rechtfertigung geeignet seyn, jedenfalls aber war sie nach dem, was er früher zu den Bauern gesagt, und was er durch seine eigenen Predigten zur Verführung des armen Landvolks beigetragen, nicht nur zu heftig, sondern in der That sehr ungerecht. Auch Plank, obgleich er Luthern zu entschuldigen sucht (loc. cit. S. 187), läugnet dieses in der Hauptsache nicht.

eher das Leben als das Predigen aufgeben wolle. Plank selbst gesteht, daß schon der bloße Name der christlichen Freiheit, den Luther unter das Volk brachte, hinreichend war, der Flamme diese Richtung zu geben. „Und was mußte nun", setzt derselbe hinzu, „erst die Art, wie er selbst die Großen behandelte, die harten Wahrheiten, die er nicht nur den Geistlichen, sondern auch den weltlichen Fürsten vor den Ohren des Volkes so laut sagte, die Ankündigungen der Gerichte, die er ihnen als Tyrannen und Verfolgern des Evangelii mit der zuversichtlichen Kühnheit eines Propheten drohte, was mußten diese bei Menschen wirken, in deren Köpfen neue Wahrheit und in deren Seelen alter Tyrannenhaß gährte?" *) Der Hauptschlüssel aber zum Verständnisse jenes Züsammenhangs zwischen der kirchlichen Revolution und der politischen nicht nur der damaligen, sondern auch späterer Zeiten, liegt in folgenden Worten Friedrich Hurter's: Das erfolgreiche Zerbrechen einer Autorität weckt in der entfesselten Menge Keckheit, solches auch bei jeder andern zu versuchen, und nichts bewirkt schnellere Zustimmung der Masse, als was mit der Hoffnung solcher Entledigung zugleich für den Wahn bequemer Auflösung aller Verpflichtungen zu gewinnen weiß **). So haben schon die ketzerischen Secten des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem sie erst im Widerstreben gegen das Ansehen der Kirche sich gefestigt, dasselbe überhaupt auf alles in der Gesellschaft Hervorragende ausgedehnt. So haben schon sie ihren Haß auf den Adel und die Vornehmen geworfen, und einen Zustand der Gleichheit vorgegeben, der ursprünglich unter den Menschen geherrscht ha-

*) Aus diesen Gründen sagte auch Erasmus Luther'n ins Gesicht, daß er den Aufstand veranlaßt habe. Habemus, sagt er, fructum tui spiritus: res usque ad cruentam stragem progressa est, et metuimus atrociora, ni Deus propitiatus averterit. — Non agnoscis hosce seditiosos, opinor, sed illi te agnoscunt etc. cf. Erasm. Hyperasp. B. 4.

**) Geschichte Papst Innocenz III. und seine Zeitgenossen Bd. II, S. 258.

be, und dem zufolge kein Unterschied bestehen dürfe, eine Gleichheit, welche Dürante, der Zimmermann, ganz im Geiste der schwäbischen und fränkischen Bauerndemokraten von 1525 und der Weltbeglücker seit 1789 am sichersten durch Plünderung der Reichen (versteht sich zu seinem Beiden) herzustellen sich bemühte.

Soviel ist also jedenfalls unläugbar, daß die Reformation ihrem Ursprung und Princip nach rein demokratischer Natur ist. Wenn nun, wie Niemand läugnen wird, eine Kirche in Wirklichkeit nur besteht, in sofern sie eine Verfassung hat, eine Verfassung aber überhaupt nur dann naturgemäß ist, wenn sie dem Princip und Charakter der Gesellschaft, für welche sie ist, entspricht, so folgt daraus, daß die Forderung derjenigen Protestanten, welche ihrer kirchlichen Gesellschaft eine demokratische Verfassung geben, oder, um uns der Worte des vorhin genannten Blattes zu bedienen, diese ihre Kirchenverfassung „von unten herauf aufbauen" wollen, in der Natur der Sache vollkommen begründet ist. Während die katholische Kirche ihrem Princip und Charakter nach wesentlich monarchischer, aber keineswegs absoluter Verfassung ist, kann die protestantische Kirchengesellschaft ihrem Princip und Charakter nach nur eine demokratische Verfassung haben. Während die katholische Kirche mit ihrer Verfassung auf dem Grunde politischer Autorität, also gleichsam von oben herab sich erbaut hat, kann die protestantische Kirchengesellschaft sich ihrem ursprünglichen Princip nach nur auf dem Grunde des Gesammtwillens Aller, auf dem Princip atomistischer Gleichheit, also von unten herauf erbauen. Dort ist eine göttliche Uebertragung der kirchlichen Gewalt an eine Zahl Auserwählter (Clerus), welche zufolge rein göttlicher Sendung die Kirche pflanzen und bauen, hier eine demokratische Delegation der kirchlichen Gewalt, eine Uebertragung derselben durch das souveräne Volk der Gläubigen an eine gewisse Anzahl von Beamten oder Kirchendi-
nern, um aus dessen rein menschlichem Auftrag am Fortb
der Kirche zu arbeiten; dort also ist es Gott allein, von d

chem der Clerus seine Sendung und Vollmacht hat, hier — streng genommen — nur das gläubige Volk (die Laien). Die katholische Kirchenverfassung stützt sich auf die natürliche Unterordnung des Schülers unter den Lehrer, des Sendboten unter den Sender, des Lehrjungen unter den Meister, des Dieners unter den Herrn, des Gartens unter den Gärtner, der Bausteine unter den Baumeister u. s. f., die protestantische aber muß principiengemäß diese natürliche Ordnung umkehren, und die zweite Reihe über die erste setzen. Wenn Christus sagt: „Der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Knecht über seinem Herrn“ (Matth. 10, 24), und: „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzet, daß Ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe“ (Joh. 15, 16); und wiederum: „Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende ich auch sie in die Welt“ (Joh. 17, 18), so mußten die Reformatoren, so müssen die Protestanten umgekehrt sagen, die Apostel seien von den Apostelschülern, Christus selbst aber von den Aposteln erwählet und gesetzet, berufen und gesendet worden! „Indessen waren auch die Reformatoren vor den Gläubigen vorhanden, die ihre Reformation annahmen. Von ihnen hatten sie weder Auftrag noch Vollmacht erhalten; die Geschichte der Reformation selbst widerlegt ihr aufgestelltes Princip“ *). Gleichviel, dem Principe des Protestantismus ist keine andere Verfassung angemessen, als diejenige, welche gegen die natürliche Ordnung einen direkten Gegensatz bildet, — die demokratische, und in sofern, aber auch nur in sofern haben alle diejenigen Protestanten Recht, welche ihre kirchliche Gesellschaftsverfassung, wenn je bisher von einer solchen gesprochen werden konnte, auf der demokratischen Basis durchgängiger Gleichheit reformirt wissen wollen.

Solcher Reformvorschläge ist denn auch protestantischer Seits in neuerer Zeit eine Unzahl gemacht worden, denn

das Bewußtseyn, daß ihrer sogenannten Kirche, wenn sie nicht vollends ganz einstürzen soll, eine radikale Reparatur Noth thue, wird unter den protestantischen Glaubensgenossen von Tag zu Tag lebendiger. Wir erinnern nur an die hieher einschlägigen Schriften von Puchta, Stahl, Richter, Wolf, Klee u. s. f., und wollen aus der Masse von Selbstgeständnissen der Protestanten über die Mängel ihrer kirchlichen Verfassung nur folgende Worte aus einer jüngst erschienenen Broschüre citiren: „Die Verfassung der (protestantischen) Kirche ist, weil das demokratische Princip des Protestantismus weder klar begriffen und festgehalten worden, noch unter den obwaltenden Umständen sich vollständig hat durchführen können, zufolge des aufgekommenen leidigen Grundsatzes cujus regio ejus religio eine vom Staate bedrückte, verstümmelte, methodisch niedergehaltene oder in falscher Richtung begünstigte, jedenfalls prekäre und vielartige. Das Territorial- und Consistorial-System ist das vorherrschende geworden, und hat das Kirchenregiment ganz in die Hände der Staatsregierung gebracht" *). „Mit der Verfassung der protestantischen Kirche sieht es, wie bekannt, betrübt genug aus, und die katholische ist ihr in diesem Punkte weit überlegen. Sie existirt nur so zu sagen von der Gnade des Staats und der Regierungsbehörden, zieht in praxi der katholischen Kirche gegenüber fast immer und überall den Kürzern, hat in sich keinen genugsam festen organischen Verband, und vermag sich nicht einmal mit ihren eigenen Secten auf einen bestimmten Fuß zu setzen, der unzählig vielen im Einzelnen und Oertlichen drückenden Uebelstände, die eine specielle Erwägung und Abhülfe erheischen, gar nicht einmal zu gedenken. Was ihr am meisten Noth thut, wäre demnach eine Verfassung, mittelst deren sie zur organischen Gliederung, Einheit, Selbstständigkeit und Macht zu gelangen vermöchte. Das wird all-

*) Was bedarf die protestantische Kirche? Ein Synodal-Separat-Votum von Carstädt, evang. Pfarrer zu Schönbrunn bei Görlitz. 4. Aufl. Leipz. 1845. S. 10.

gemein empfunden und gewünscht. Aber von welcher Art soll diese Verfassung seyn, und wie ist sie in's Leben zu rufen?" *) Hierauf die Antwort: „Ihrem Princip und Charakter nach darf ihre Verfassung keine andere, als eine republikanische seyn, und jeder Versuch, mittelst Herstellung der bischöflichen Würde und Macht, und eines abgestuften, in den Fesseln strenger Subordination gehaltenen Clerus, etwa nach Weise der bischöflichen Kirche Alt Englands, in sie eine hohe und niedere Aristokratie einzuführen, und diese in dem Landesfürsten als dem obersten Bischofe sowohl circa als in sacra zu concentriren, widerstreitet dem ganz entschieden" **). Denselben Klagen und ähnlichen Vorschlägen, wie hier, wie in dem oben citirten Zeitungsblatt, begegnen wir in hundert protestantischen Schriften, in hundert Zeitungen und Journalen. Mehr und mehr gehen den Protestanten über die desperate Lage, worin sie sich in kirchlicher Hinsicht befinden, die Augen auf; mehr und mehr fallen ihnen die Schuppen von den Augen, welche sie so lange gehindert hatten, ihre eigene Noth zu gewahren; mehr und mehr sehen sie Spener's Ausspruch wahr, daß das politische Episcopalrecht, welches als eine von den Reformatoren selbst erbetene Wohlthat der Kirche zum Besten dienen sollte, das Werkzeug ihrer Knechtung und der Hemmschuh ihrer gesunden Entwickelung geworden sei. Die Consistorialverfassung, nachdem sie fast dreihundert Jahre Zeit zu ruhiger Entwicklung gehabt hat, erkennt man nun als eine solche, die das kirchliche Leben der Gemeinden, statt zu fördern, nur hemmt. In der That findet der protestantische Seelsorger in der ganzen kirchlichen Verfassung durchaus keinerlei geistliche Unterstützung; das Beste, was in dieser Art geschieht, ist immer nur das Werk der Persönlichkeit, geschieht also nicht mit der Unterstützung der Kirchengesellschaft, nicht in Folge der kirchlichen Verfassung,

*) Ebend. S. 16.

**) Seite 17.

vielmehr eher, theilweise wenigstens, in einer Art Widerspruch gegen dieselbe. Der religiöse Sinn, da er im kirchlichen Kreise keine Befriedigung mehr findet, flüchtet sich vielfach in besondere engere Kreise, und nur in diesen kleinen Secten findet sich noch eine selbstständige rege Theilnahme am christlichen Leben, wogegen in den kirchlichen Gemeinden bei weitem die große Mehrzahl mit ihrem Christenthume rein leidend und empfangend sich verhält. Aber unter diesen frommen Gesellschaften, Missionsvereinen, auf freiwilligen Beiträgen gegründeter Wohlthätigkeitsanstalten, Traktatgesellschaften u. s. f., wo das christliche Leben mit einer gewissen Unabhängigkeit selbstständig für sich und im Grunde außerkirchlich auftritt, verstecken sich in den meisten Gegenden separatistische Neigungen. Auf der andern Seite haben manche kirchliche Behörden und zum Theil auch das Volk selbst noch in der jüngsten Zeit mit großer Leidenschaftlichkeit gegen alles unter dem Namen „Pietismus" Begriffene sich ausgelassen, keineswegs aus wahrem Eifer für die kirchliche Einheit, sondern vielmehr, nachdem ihnen selbst jeder Begriff selbstständig und lebendig kirchlichen Lebens abhanden gekommen, aus wahrem Widerwillen gegen dieses. Im Ganzen ist schon auf dem untersten oder vielmehr innersten Gebiete des kirchlichen Lebens Kirchliches und Weltliches sehr vermengt, weiter hinauf im Kirchenregimente, namentlich bei dem Consistorium, ist das Ueberwiegen des weltlichen Einflusses schon sehr fühlbar; noch höher hinauf, im Ministerium des Innern oder des Cultus, schlägt aber das Weltliche in allen Beziehungen so sehr vor, daß von oben herab angesehen die protestantische sogenannte Kirche eigentlich nur als eine Staatsanstalt erscheint. Von Einer protestantischen Kirche kann ja ohnedieß keine Rede seyn, sondern nur von Landeskirchen, deren jede zwar für sich eine Quasiverfassung hat, denen aber jede gemeinsame Grundlage abgeht. So ist die protestantische Gemeinschaft ein zerrissenes und zerklüftetes, in den tiefsten Grundfesten von dem weltlichen Geiste untergrabenes, in die schroffsten Widersprüche getheiltes, wankendes Gebäude,

eine Ironie auf jenen Felsen, auf welchem Christi Kirche gegründet seyn sollte. So bietet das protestantische Kirchenwesen einen Anblick dar, bei welchem der des wohlgefügten, harmonischen Baues seiner Kirche gewohnte Katholik von einer Art Schwindel ergriffen wird. Aber, wie schon gesagt, nicht bloß der Katholik wird davon ergriffen, sondern auch der heller sehende, von besserem Geiste beseelte Protestant. Thränenden Auges steht er — eine Kassandra inmitten des untergehenden Ilions, und sieht sich verzweiflungsvoll um nach Rettung und Hülfe. Aber woher soll diese Hülfe genommen werden? Vom Staate? Er ja wird im Gegentheile als die Hauptquelle des Uebels bezeichnet. Aus der Kirche? Aber wie kann die Zerfallende sich selbst aufbauen, wie die Todtkranke sich selber heilen? Wer soll ihr den archimedischen Punkt anweisen, aus welchem sie sich selbst wieder zu heben vermöchte? Herrscht ja über die Natur des protestantisch-kirchlichen Organismus selbst so wenig Klarheit und Uebereinstimmung, daß über jedes Hauptmoment unter den Gelehrten ein wahres bellum omnium contra omnes besteht. Wo ist der Künstler, der aus dem wüsten und wirren Chaos edler und unedler Elemente im jetzigen protestantischen Kirchenwesen das reine Gold einer wahrhaft kirchlichen Lebensordnung herauszuschmelzen versteht?

Nachdem alle frühern Vorschläge und Versuche einer Ordnung des deutsch-protestantischen Kirchenwesens sich unbewußt entweder zum Katholicismus hingeneigt hatten, wie diejenigen, welche dem sogenannten Episcopalsystem, oder zur Unkirchlichkeit, wie diejenigen, welche dem Territorial- oder Collegialsystem angehörten, stellt man nun im Gegensatz zu diesen Abwegen überall den Grundsatz an die Spitze, es müsse das consequent demokratische Princip, dieses ursprüngliche und eigentliche Princip des Protestantismus wieder aufgenommen, und auf seiner Grundlage eine volksthümliche Repräsentativ-Verfassung geschaffen werden. Wir Protestanten, so hört man jetzt von allen Seiten sagen, die wir keinen andern obersten Hirten erkennen, als den unsichtbaren Christus, wir wollen auch von kei-

ner legislativen noch executiven Gewalt etwas wissen, als einer solchen, die aus dem Schooße der Gemeinde hervorgeht. Dem bisher von der Staatsregierung geübten Kirchenregimente sind wir nur aus Noth und in Hoffnung unterthan gewesen. Von unten herauf muß von nun an die Verfassung unserer Kirche erbaut werden. Als leitend und maßgebend muß der Grundsatz gelten, daß die Kirchenangelegenheit der Gemeinde von dieser autonomisch zu ordnen sei. Zu diesem Behufe werde in jeder Lokalgemeinde, nach Analogie des Gemeinderaths oder der Stadtverordneten-Versammlung durch Urwahl eine periodisch zu ernennende Kirchenrepräsentation gebildet, und bei ihr sei das Recht, in allen kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, die Prediger der Gemeinde zu wählen, und durch ein besonders aus ihrer Mitte ernanntes Kirchencollegium oder Presbyterium, in welchem dem Geistlichen, wenn er der Mann dazu ist, ein wesentlicher Antheil an den Geschäften nicht entgehen kann, die Kirchenverwaltung, das Kirchenregiment und die Kirchenpolizei zu führen. Damit aber die Lokalkirchen sich zu einer Provinzialkirche und die Provinzialkirche sich zu einer allgemeinen Landeskirche zusammenschließe, mögen, nach Analogie der Kammern in constitutionellen Staaten, in regelmäßigen Perioden, nach gewissem Verhältniß, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Provinzial- und allgemeine Landessynoden organisirt, und die Mitglieder derselben von den aus den Lokalkirchen-Repräsentationen hervorgegangenen Wahlmännern erwählt werden. Die Synode bilde die gesetzgebende Behörde der Provinzial- und respective Landeskirche. An ihren Verhandlungen nehme etwa der Staat durch Commissarien Antheil und gebe ihren Beschlüssen seine Sanction; das bisherige Consistorium aber höre auf, lediglich Staatsbehörde zu seyn, und werde zur executiven Behörde der Synode. — Dieses ist im Allgemeinen der Umriß der Verfassung, welche die dem demokratischen Principe des Protestantismus entsprechendste seyn soll; von ihr erwarten nun gar Viele für die protestantische Kirche in ihrer verzweifelten Lage Rettung

und Hülfe; „hätte die Kirche nur erst eine aus ihr selbst hervorgegangene Vertretung, so könnte und würde sie, meint man, sich schon selbst helfen, und thäte sie dieß dennoch nicht, so wäre sie auch nicht werth, daß ihr geholfen würde" *).

Allein so Großes man von einer solchen demokratischen Repräsentativ-Verfassung für die Zukunft des Protestantismus erwartet, und so excentrisch die Hoffnungen sind, welche Manche auf deren Einführung bauen, so können doch selbst diejenigen, welche durch Wort und That am eifrigsten darauf hinarbeiten, es sich nicht verhehlen, daß ihre Aussichten nicht viel besser sind, als eine Verweisung ad calendas graecas. So muß z. B. Stahl **) am Ende dahin gestellt seyn lassen, ob es je zu einer solchen Umwandlung der protestantischen Kirchenverfassung kommen werde, wie er sie den wahren Principien entsprechend hält. Eben so erkennt Wolf ***) geradezu an, daß sich aus allen neueren Vorschlägen zur Hebung des kirchlichen Lebens irgend eine gegründete Hoffnung naher Besserung nicht schöpfen lasse, ja Klee †) verhehlt sich nicht, daß seine Erörterung über die Basis der Kirche für jetzt noch wie ein Gerede im Traum erscheinen werde. Carstädt ††) endlich hält wenigstens in Beziehung auf den absolut monarchischen Staat die Besorgniß für gegründet, „daß derselbe der protestantischen Kirche kaum eine freie Entwicklung ihrer Verfassung von ihrem Princip aus vergönnen werde", und besorgt zudem noch, „daß einer solchen sogar ein bedeutender Theil des geistlichen Standes sich versagen, wo nicht widerstreben möchte." Wenn so die Protestanten selbst das von der Umlenkung

*) Worte Carstädts in der schon angeführten Broschüre S. 19.

**) Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, Erlangen 1840.

***) Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland, Stuttgart 1840.

†) Das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi, 2 Bände, Magdeb. 1839 u. 41.

††) in der angeführten Schrift S. 19.

zum demokratischen Princip ihrer Kirche erwartete Heil nur in weiter Ferne sehen, und wie die neunzigjährige Sara bei der Verheißung, daß sie in ihren späten Jahren noch mit einem Sprößlinge solle gesegnet werden, etwas ungläubig den Kopf schüttelte, so mögen sie um so weniger es uns Katholiken verdenken, wenn wir mit einem ungläubigen Lächeln zu bezweifeln uns erlauben, ob das hohe Alter noch gewähren werde, was die Jugend versagte.

Allerdings ist — und wir haben dieß, weil es von Manchen bestritten wird, absichtlich näher nachzuweisen gesucht, — allerdings ist der politische Charakter des Protestantismus seinem Princip und Ursprung nach wesentlich demokratisch, und daher auch nur eine demokratische Verfassung ihm wahrhaft angemessen. Wenn aber schon in den ersten Anfängen desselben seine Gründer sich genöthigt sahen, von dem demokratischen Princip abzuweichen, ihre sogenannte neue Kirche statt unter die Aegide des freien Gemeindebewußtseyns, unter den Schutz der weltlichen Gewalt zu stellen, und statt einer freien Repräsentativ-Verfassung eine unfreie Consistorial-Verfassung in's Leben zu rufen; so glauben wir sehr bezweifeln zu müssen, daß die Motive, welche sie dazu trieben, für die Gegenwart nicht mehr vorhanden seien, wir sind vielmehr der Ansicht, daß eine consequente praktische Durchführung des protestantischen Princips, oder, was dasselbe ist, eine Kirche in der Form der reinen Demokratrie auch jetzt noch, wie damals, eine Unmöglichkeit ist, daß eine solche consequente Durchführung geradezu eine Auflösung des Protestantismus als eines kirchlichen Ganzen seyn würde, und daß also, so lange es einen Protestantismus geben wird, eine ihm wahrhaft angemessene, wahrhaft gedeihliche Verfassung eine Unmöglichkeit seyn wird.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder.

III.

Die Gränze. — Münsterländisches Stillleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. — Die Vorgesichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

Selten mögen wenige Meilen einen so raschen Uebergang hervorbringen, als jene, welche die Gränzstriche Paderborns und seines frommen Nachbarlandes, des Bisthums Münster, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächsten Hügel, haben kleine, schwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzustande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten, als bei ihnen Diebs wegen Wache standen, auf deine Frage nach dem Wege, Dich zuerst durch verstelltes Mißverstehen und Witzeleien gehöhnt, und Dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo Du wie eine Unke im Sumpfe, oder ein Abrahams-Widder in den Dornen gesteckt hast, — d. h. wenn Du nicht mit Geld klimpertest, denn in diesem Falle haben nicht einer, sondern sämmtliche Buben ihre Ziegen, um sie desto sicherer wieder zu finden, ins Kornfeld getrieben, und mindestens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgerissen, um Dir den nächsten Weg zu bahnen, und Du hast Dich, übel und böse, zu einer vierfachen Abfindung entschließen müssen, — und jetzt stehst Du, wie ein Amerikaner, der so eben den Pigwams der Irokesen entschlüpft ist, und die ersten Einfriedigungen einer

Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden Flachsköpfen, in mindestens vier Kamisolern, Zipfelmützen, Wollstrümpfen und den landesüblichen Holzschuhen, die ihre Kuh ängstlich am Stricke halten, und vor Schrecken aufschreien, wenn sie nach einer Aehre schnappt. — Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen so offen den Ausdruck der gutmüthigsten Einfalt, daß Du Dich zu einer nochmaligen Nachfrage entschließest. „Herr!" sagt der Knabe, und reicht Dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht;" — Du wendest Dich an seinen Nachbarn, der gar nicht antwortet, sondern Dich nur anblinzt, als dächte er, Du wolltest ihn schlagen. — „Herr!" nimmt der Erstere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht"; verdrießlich trab Du fort, aber die Knaben haben zusammengeflüstert, und der große Redner kömmt Dir nachgeklappert. „Meint der Herr vielleicht — ? (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt) — auf Deine Bejahung stampft er herzhaft vor Dir her, immer nach seinen Kameraden umschauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken, bis zum nächsten Kreuzweg, dann hastig mit der Hand eine Richtung bezeichnend, springt er fort, so schnell es sich in Holzschuhen galoppiren läßt, und Du steckst deinen Dreier wieder ein, oder wirfst ihn in den Sand, wo die kleinen Haidläufer, die Dich aus der Ferne beobachten, ihn schon nicht werden umkommen lassen. — In diesem Zuge hast Du den Charakter des Landvolks in Nuce, — Gutmüthigkeit, Furchtsamkeit, tiefes Rechtsgefühl, und eine stille Ordnung und Wirthlichkeit, die, trotz seiner geringen Anlage zu Speculationen und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlstand zu Wege gebracht hat, der selbst den seines gewerbtreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. — Der Münsterländer heirathet selten, ohne ein sicheres Auskommen in der Hand zu haben, und verläßt sich, wenn ihm dieses nicht beschieden ist, lieber auf die Milde seiner Verwandten, oder seines Brodherrn, der einen alten Diener nicht verstoßen wird; und wirklich gibt es keine, einigermaßen bemittelte Wirthschaft, ohne ein paar sol-

cher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem besten Platze, am Herde, auswärmen. — Die illegitime Bevölkerung ist gar nicht in Anschlag zu bringen, obwohl jetzt eher, als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftausend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen, einen Burschen von 25 Jahren, den, zur Zeit der Demarcationslinie, ein fremder Feldwebel einem armen Dienstmädchen als trauriges Andenken hinterlassen hatte. — Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen, noch der That nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer, arme Frauen", denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachläßigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Manne" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So ist Raum, Nahrung und Frieden für Alle da, und die Regierung möchte gern zu einer stärkern Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde, bei einem Volke, was wohl ein Eigenthum verständig zu bewirthschaften weiß, dem es aber zum Erwerbe mit leerer Hand gänzlich an Geschick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Noth lehrt beten" (resp. arbeiten), würde sich schwerlich hinlänglich hier bewähren, wo schon die laue, feuchte Luft den Menschen träumerisch macht, und seine Schüchternheit zum Theil körperlich ist, so daß man ihn nur anzusehen braucht, um das langsame Rollen seines Blutes gleichsam mitzufühlen.

Der Münsterländer ist groß, fleischig, selten von starker Muskelkraft; — seine Züge sind weich, oft äußerst lieblich, und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht interessant, da sie immer etwas Weibliches haben, und selbst ein alter Mann oft frauenhafter aussieht, als eine Paderbörnerin in den mittleren Jahren, — die helle Haarfarbe ist durchaus vorherrschend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können. — Dieses und alles dazu Gehörige — die Hautfarbe — blendend weiß und rosig, und den Sonnenstrahlen bis in's überreife Alter widerstehend. Die lichtblauen Augen, ohne kräftigen Ausdruck — das feine

Gesicht; mit fast ängstlich kleinem Munde, hierzu ein oft sehr anmuthiges und immer wohlwollendes Lächeln, und schnelles Erröthen heben die Schönheit beider Geschlechter auf sehr ungleiche Weise, — es gibt nämlich fast keinen Mann, den man als solchen wirklich schön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigstens fünfzehn als hübsch auffallen, und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geschmacke der englischen Kupferstiche. — Die weibliche Landestracht ist mehr wohlhäbig, als wohlstehend, recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht schwere Goldhauben und Silberkreuze an schwarzem Sammetbande, und bei den Ehefrauen Stirnbinden von möglichst breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlstandes; da selten Jemand in den Laden geht, ohne die nöthigen blanken Thaler in der Hand, und noch seltner durch Putzsucht das richtige Verhältniß zwischen der Kleidung und dem ungeschnittenen Leinen und andern häuslichen Schätzen gestört wird. — Der Hausstand in den, zumeist vereinzelt liegenden Bauernhöfen ist groß, und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus häuslich. — Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, ostfriesischer Race, mit ihren Ketten klirrt, — die große Küche, hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hauspersonale bergen kann; — das viele, zur Schau gestellte blanke Geschirr, und die absichtlich an den Wänden der Fremdenstube aufgethürmten Flachsvorräthe erinnern ebenfalls an Holland, dem sich überhaupt diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den innern Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben, wie kaum einen andern Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Außenwelt dem Münsterländer den Muth und die Betriebsamkeit des Batavers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen

wir dahingestellt seyn lassen, bezweifeln es aber, — jetzt mindestens sind sie sich in den Zügen, die man als die nationellsten Beider anzuführen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt, und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines münsterischen Gehöftes gesprochen. — In den Sommermonaten, wo das Vieh im Felde ist, vernimmst Du keinen Laut außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes, und wenn Du dicht an der offenen Hausthüre herschreitest, das leise Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein, und den gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß Du sie nicht ahndest, wenn ein zufälliger Blick über den Hager sie Dir nicht verräth, und die schönen, schwermüthigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst Du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst Du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern, oder das Schnauben eines Pferdes Dir verräth, daß der Schatten, in den Du so eben trittst, von einem halbbeladenen Erndtewagen geworfen wird, und Du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beobachtet hat, da er, nach ihrer Meinung, „andächtig ist", d. h. den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersagt. — Diese Ruhe und Einförmigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Todten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Thränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. — An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten Theil, Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander, und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag, — so kömmt es,

daß manches Ehepaar sich vor der Copulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Personen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Bräute die nöthigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heirathen gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Maad oder Nichte irgend eines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist, als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaaren bei, wo der Bräutigam unter acht und zwanzigen, die Braut unter zwei und dreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlungen ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet [illegible]

Glied, und bis zum Aermsten hinab, geachtet wird. — Nächst diesem dürfen vor Allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet stehen, und gleich Prinzen vom Geblüte vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den, vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt, — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit weg zu helfen. — Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der andern in's Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau", einen mit weißem Tuche verdeckten Korb auf den Tisch, und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines Jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrath nicht sorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Ueberbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflunkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; — sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate aber ohne besonderes Abzeichen, und weint auf's jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppirten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die, auf dicken Ackergäulen neben her trollenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen, und zuweilen eine alte, blindgeladene Flinte knallen lassen. — Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fuß-

gänger neben her, bis zur Thüre seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen, und mit einem „Gott segne deinen Aus- und Eingang“ feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus“. — Während dieser Ceremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer, und erscheint alsbald im Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Theil am Hochzeitmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt, und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. — Nach Tische beginnen auf der Tenne die alt hergebrachten Tänze: „der halbe Mond“, „der Schustertanz“, „hinten im Garten“ — manche mit den anmuthigsten Verschlingungen. — Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt, oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. — Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein Paar Topfdeckel hinzu, und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. — Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständen stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. — Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt, wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung“ in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. — Zwischen den Tänzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit, und kehrt

allemal in einem andern Anzuge zurück, so viel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an, bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche, und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke über einander hervorbringen können. — Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte, und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilts den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — So wie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hülfe genommen, die Bursche glühen wie Oefen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige und zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander, und Alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchenthum geschieden wird, — ein Ehrendienst, was den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. — Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brynhildis, greift aber

dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute, und setzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht, und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeittage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe, — der Bräutigam ist nämlich während der Menuette unsichtbar geworden, — er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich Jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt, und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird. — Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und versiechen sollen, weßhalb, sobald der Verscheidende den letzten Odemzug gethan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: „einen Gruß von der Frau, der Herr ist todt“, worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden, und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht, und sie sorgen mit dafür, daß der Todte ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen, und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu theilen haben. — Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube

aber so harmlos, wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. — Die häufigen Gespenster in Moor, Haide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegfeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsspinnerin" ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der „diebische Torfgräber" nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „kopflose Geiger" seinen Sitz auf dem Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. — Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm, und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. — Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten, noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken, langsam und schweigend, an irgend einer verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber, und sind ohne Zweifel ächte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie Jemanden beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in „Timphüte" und „Langhüte". Die Ersteren kleine, runzliche Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigen Hütchen; die Andern übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes, ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen Nachts auf- und abgehen, oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. — Bei Feuerbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten

und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wieder zu kehren, und es waren dann Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden gerathen werde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte „Vorgesicht", ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahndungsvermögen, ganz dem Secondsight der Hochschotten ähnlich, und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborner sich gänzlich davon freisprechen dürfte. — Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem halbblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen, und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund, und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. — Seine Gabe überkömmt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird, wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählig abnehmen, und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heereskolonnen und Kämpfe, — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen: z. B. einen Erndtewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen;

die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt, und in eine, jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt rc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit „silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flattere, so wie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, was auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine, knollige Rosse) über Hecken und Zäune fliegen, in der Hand eine lange Stange, mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie mit manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. — Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse, und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten, und an Thür oder Fensterladen das Anpochen Desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hülfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahndet Nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund, jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. — Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den Andern die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dieses fast ungern, da dieser Zusatz einem unläugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt, dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. — Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kömmt ihm doch an Muth, ja Hartnäckigkeit,

des Duldens für das, was ihm recht scheint, Keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten, und auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern, standhaft den Hungertod erwarteten. — Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militärpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequiren, und dann bis auf's Hemde auspfänden lassen, ohne daß es Einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich Jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, z. B. Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den Andern stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapatzen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davon kommen. — Kurz, der Münsterländer besitzt den Muth der Liebe, und einer, unter dem Schein des Phlegmas versteckten, schwärmerischen Religiösität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Theilnahme ein Volk, was ihn zwar vielleicht mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößt, und zuweilen ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaube „nein“, Städter sind sich ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. — Oder daß alle diese Zustände am Verlöschen sind, und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen seyn möchte? — Auch leider „nein“, es geht ja überall so!

XXXIX.

Zeitläufte.

Die Vertreibung des Caplan Roos aus Frankfurt.

Während sich die communistisch-radikale Bewegung, welche in der deutschthümelnden Freikirche zu Tage getreten ist, in vielen deutschen Ländern unter dem Schutze der Polizei und der bewaffneten Macht mit völliger Freiheit entfalten und ruhig festsetzen, Ronge aber, wie es am 14. September und 4. October geschehen, in den Sitz der deutschen Bundesversammlung, umgeben von einer zahllosen Pöbelmenge, triumphirend einziehen und Reden an das Volk halten durfte, wurde in derselben Stadt ein Ereigniß besprochen, welches allen Katholiken, neben den ernstesten Besorgnissen für ihre individuelle Gewissensfreiheit, die Frage nahe legt: wie weit unsere deutschen kirchlichen Zustände noch von ähnlichen Verhältnissen im Aargau oder in Rußland entfernt sind. — Die Heiligkeit des katholischen Beichtsiegels und somit die Möglichkeit der fernern öffentlichen Ausübung unsers Cultus ist durch eine amtliche Handlung der Regierung der Stadt Frankfurt in Frage gestellt, und die katholische Welt sieht mit banger Besorgniß der Lösung einer Verwickelung entgegen, welche das innerste Heiligthum ihres religiösen Lebens bedroht. Wir folgen bei der Darstellung dieser Angelegenheit einer kleinen, mit seltener Klugheit und musterhafter Mäßigung geschriebenen Schrift, welche wir,

als die urkundliche Schilderung dieses Handels, unsern Lesern dringend zur Beherzigung empfehlen, und auf die wir hiemit ein für alle Mal wegen der dort abgedruckten Aktenstücke verweisen wollen *).

Am 22. November 1844 reichte der lutherische Bürger und Wagnermeister, Georg Lummerzheim, bei dem Polizeiamte der Stadt Frankfurt gegen den katholischen Caplan R. Roos an der Liebfrauenkirche eine Klage ein, „wegen Störung seines Eheglücks und häuslichen Friedens durch Verweigerung der Absolution seiner katholischen Frau in der Beichte, weil dieselbe ihr Kind habe evangelisch taufen lassen, und es in der lutherischen Kirche erziehen lassen wolle." — Der „Thatbestand" dieser Eingabe besagt: daß die Frau vor ungefähr vier Wochen zerstört und weinend aus der katholischen Kirche nach Hause gekommen sei. — Nach vieler Mühe sei es ihm, dem Kläger, gelungen, sie zu dem Geständnisse zu bringen, daß der Caplan Roos sie in der Beichte gefragt habe: ob ihr Kind katholisch getauft sei? Sie habe dieß der Wahrheit gemäß verneint und hinzugefügt: es solle in der Confession ihres Mannes erzogen werden. Hierauf sei der Caplan in großer Heftigkeit aufgefahren, habe ihr die Lossprechung verweigert, jedoch, auf ihr Weinen und Bitten, sie in seine Wohnung beschieden, wo er weiter mit ihr reden wolle. Am andern Tage habe er dort die Frau „mit vielem Eifer auf die vermeinten Folgen ihrer Sünden aufmerksam" gemacht, ihr die Schrecken des Todes und ihre Gewissensangst auf ihrem Krankenlager mit lebhaften Farben gemalt, und ihr sodann als den einzigen Weg, dieses Alles zu vermeiden, angegeben, „wenn sie ihren Mann durch jedes ihr zu Gebot stehende Mittel dahin zu bringen suche, ihr Kind katholisch werden zu lassen." Er habe mit Bestimmtheit hinzugesetzt: kein katholischer Geistlicher werde

*) Die polizeiliche Ausweisung des Caplans Roos aus dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt, beleuchtet vom Standpunkte des öffentlichen Rechts. Mainz (bei Kirchheim, Schott u. Thielmann) 1845.

sie unter den jetzt bestehenden Verhältnissen absolviren. — „Seit dieser Zeit", setzt der Bürger von Frankfurt hinzu, „lebt meine Frau in beständiger Angst. Der Friede meiner früher so glücklichen Ehe ist durch das Benehmen des Herrn Caplan Roos völlig zerstört, obgleich wir ja nur nach dem vom verstorbenen Großherzog von Frankfurt selbst vorgeschriebenen Gesetze: „„daß die Kinder der Confession des Vaters folgen sollen"", gehandelt haben; und ich wende mich deßhalb in meiner Bedrängniß an hochlöbliches Polizeiamt um geneigte Abhülfe."

Wir verlangen von einer protestantischen Behörde nicht, daß sie sich bei der Beurtheilung dieses Falles auf den Standpunkt des katholischen Kirchenrechts stelle. — Einfacher gesunder Menschenverstand genügte vollkommen, den Kläger ein für alle Mal zur Ruhe zu verweisen. Die katholische Beichte, so konnte und mußte er beschieden werden, ist eine Einrichtung, von welcher die Staatsgewalt von Frankfurt als solche in keiner Weise weder Kenntniß nimmt noch nehmen kann. Wer beichten will, mag es thun, die Stadt Frankfurt kann und darf ihn davon weder zurückhalten, noch dazu nöthigen; wer nicht beichtet, wird deßhalb von städtischer Obrigkeit eben so wenig irgend wie scheel angesehen. — Der einzige Zweck der Beicht ist die, auf katholischen Religionsbegriffen fußende, religiöse Beruhigung des Beichtenden, mithin ein innerer Zustand des Gemüths und Herzens, der außerhalb des Bereichs aller und jeder weltlichen Obrigkeit liegt: daher kann, wenn der Pönitent diesen Zweck in einem einzelnen Falle nicht erreicht, weder das Polizeiamt, noch sonst eine Macht auf Erden den Frieden seines Gewissens wieder herstellen. Dazu hat keine weltliche Macht die Mittel. — Die Staatsbehörde kann eine Absolution weder ertheilen, noch verweigern. — Sie kann eben so wenig beurtheilen, ob die Absolution gültig ertheilt, ob sie mit Recht verweigert worden. Wenn sich die Ehefrau Lummerzheim gegenwärtig in der Zartheit ihres Gewissens beunruhigt fühlt, weil ihr die Absolution verweigert wurde, so war es umgekehrt wenigstens ein denkbarer Fall, daß diese innern Be-

ängstigungen so gar noch wachsen mußten, wenn etwa das Polizeiamt, weil es dazu weder das Recht, noch die Macht hatte, den Caplan zu einer ungültigen, mithin verbrecherischen und gottesräuberischen Lossprechung zu nöthigen Miene machte. Mit einem Worte: Beschwichtigung der Gewissensscrupel eines Frankfurter Bürgers, Permissionisten oder sonst der Stadt angehörigen Einwohners konnte und kann selbst mit dem besten Willen unmöglich zum Ressort der dortigen oder irgend einer Staatsgewalt gerechnet werden, sei es nun, daß diese Beängstigungen sich auf die Verweigerung, oder auf eine ungültige, weil unnützer und freventlicher Weise ertheilte Absolution beziehen. Daß eine Gewissensunruhe der Umgebung des damit Geplagten im hohen Grade lästig werden kann, leidet nicht den mindesten Zweifel. Die Stadtobrigkeit hat dagegen aber eben so wenig ein Mittel, wie gegen den ganz analogen Fall der körperlichen Krankheit, oder gegen irgend eine andere, auf wahren oder eingebildeten Gründen beruhende, melancholische Unlust. — Wen solches Unglück in seiner eigenen Person oder in seinen Angehörigen trifft, muß sich eben dabei beruhigen, oder helfen, so gut er kann. — Im gegenwärtigen Falle aber war es der Ehefrau Lummerzheim nach Frankfurter Staatsrechte unverwehrt, sich noch einer Reihe anderer Auskunftsmittel zu bedienen, deren Gebrauch, ohne Dazwischenkunft der freien Stadt Frankfurt, allein von ihrem Willen abhing. Sie konnte sich beliebig einen andern Beichtvater wählen. Hatte sie in Frankfurt und Umgegend alle vorhandenen Gewissensräthe consultirt, und zweifelte sie immer noch, ob deren übereinstimmende Entscheidung dem Geiste und Buchstaben der katholischen Satzungen entspreche, so konnte sie ihren Fall dem Bischofe der Diöcese vortragen. — Schöpfte sie endlich aus dessen Entscheidung die Ueberzeugung, daß der Ausspruch des Caplan Roos doch wohl der Vorschrift der Kirche angemessen gewesen seyn müsse, so war es an ihr, sich demselben zu unterwerfen, wenn sie anders auf die Lossprechung von ihren Sünden einen Werth legte, wozu sie, wir wiederholen es, durch

das Frankfurter Stadtrecht in keiner Weise gehalten war. Fand sie umgekehrt, daß der Empfang des katholischen Sacraments der Buße ihren Neigungen oder Bedürfnissen nicht mehr entsprach, so konnte sie unbehindert durch die weltlichen Gesetze sich irgend einem andern dort recipirten kirchlichen Bekenntnisse anschließen. Ja, wenn keines derselben ihr zusagte, so wäre im äußersten Nothfalle vielleicht, nach Analogie der Toleranz, welche die Väter dortiger Stadt der revolutionären und gemein gefährlichen Ronge'schen Secte angedeihen lassen, Hoffnung und Aussicht vorhanden gewesen, daß man auch vielbesagter Ehefrau des Wagners Lummerzheim die Stiftung einer ihrem Privatgeschmacke völlig entsprechenden, neuen Religion, mit etwaiger Staatsbeichte und obligater Absolution von Seiten des Polizeiamts nicht verübelt, sondern stillschweigend oder ausdrücklich gestattet und nachgelassen hätte. Was aber vernünftigerweise und ohne Beleidigung für die dortige Regierung nie erwartet werden konnte, war der Versuch der städtischen Behörden: zum Behufe der Beruhigung des Gewissens der Frau Lummerzheim nicht nur dem Caplan Roos, sondern dem Gewissen aller Frankfurter Katholiken Gewalt anzuthun.

Allein das rechtlicher und vernünftiger Weise Unmögliche geschah wirklich. Das Polizeiamt vernahm die Frau*) des Beschwerdeführenden, und legte dann den Fall dem Senate zur weiteren Verfügung vor. Dieser aber nöthigte die katholische Kirchen- und Schulcommission, trotz ihrer anfänglichen Weigerung, den Caplan Roos vorzuladen, um seine Erklärung über die gegen ihn gerichtete Denunciation in Empfang zu nehmen.

*) Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes dieser Person kann es dienen, daß sie dem Caplan auf seine angebliche Frage: ob sie denn noch nie gebeichtet habe, daß sie ihr Kind lutherisch erziehen lasse? geantwortet haben will: „wir hätten den nämlichen Gott, und sie glaubte keine Sünde zu begehen, wenn sie ihr Kind fromm und religiös erzöge."

Natürlich konnte sich auf eine solche Vernehmung kein katholischer Priester einlassen, ohne seine heiligsten Pflichten zu verrathen, und die strengsten Strafen der Kirche auf sich zu laden. Caplan Roos erklärte daher auch, wie er mußte: er könne sich auf die gegen ihn erhobene Beschwerde nicht vertheidigen, theils weil er den Beichtstuhl verwaltet habe, der unmöglich unter der Controlle einer weltlichen Gerichtsbarkeit stehen könne, theils weil er als katholischer Priester das Beichtsiegel unter keiner Bedingung verletzen dürfe, eine Vertheidigung seines Verfahrens aber ohne den Bruch dieser Amtsverschwiegenheit nicht möglich sei. — Diese für jeden Unbefangenen ungemein einleuchtende Argumentation überzeugte in der That auch die Kirchen- und Schulcommission zu Frankfurt. Sie erklärte sich wiederholentlich dem Senate gegenüber für incompetent, und bemerkte amtlich: „daß es unter den obwaltenden Umständen am angemessensten seyn dürfte, die Sache an das bischöfliche, hochwürdige Domcapitel zu Limburg gelangen zu lassen.“

Sehr richtig sagt die oben erwähnte kleine Schrift hierzu Folgendes:

„Hier erfuhr der hohe Senat aus der Erklärung des Angeklagten, daß es einem katholischen Priester durch die Gesetze seiner Kirche absolut verboten sei, über das, was bei Verwaltung des Bußsacraments geschehen, sich in irgend einer Weise zu äußern. War dem Senate dieses eigenthümliche und wesentliche Moment des katholischen Beichtinstituts fremd, so waren ihm drei Wege offen, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Der erste und zunächst gelegene wäre der gewesen, die katholische Kirchen- und Schulcommission um Aufklärung über diesen Punkt anzugehen.“

„Den zweiten hatte die Kirchen- und Schulcommission dahin angedeutet, daß es am angemessensten seyn dürfte, sich mit dem hochwürdigen, bischöflichen Ordinariate zu Limburg in Communication zu setzen.“

„Ein dritter Weg wäre die Aufforderung des Angeklagten zu Vorlage oder näherer Bezeichnung des vorliegenden Kirchenverbots gewesen.“

„Zu unserm nicht geringen Erstaunen sehen wir indessen den hohen Senat der freien Stadt Frankfurt nicht etwa nur die Frage: ob ein katholischer Priester zur Aeußerung über Vorgänge im Beichtstuhl anzuhalten

sei, ganz unbeachtet lassen; sondern überhaupt von dem, zu wohlbedächtigem Zusehen auffordernden Momente, daß es bei Beurtheilung der Klage des Lummerzheim sich um einen Beichtfall handle, durch dessen Entscheidung sich alsbald statt des angeklagten Individuums die Kirche selbst berührt erkennen müsse, gänzlich Absehen nehmend, ohne irgend eine Art vorläufiger Untersuchung, oder wie immer eingeleiteter Constatirung des Thatbestandes der Klage sofort die Sistirung aller priesterlichen Functionen des Angeklagten im Gebiete der freien Stadt decretiren, und die einfache Mittheilung dieses Beschlusses an die geistliche Behörde kurzweg mit der Aufforderung begleiten, für zeitige Sendung eines andern Caplans zu sorgen."

Auf diesem Punkte angelangt, müssen wir unsererseits eine Frage erörtern, welche die souveraine Regierung der Stadt Frankfurt auch nur aufzuwerfen, geschweige denn zu beantworten seltsamerweise für völlig überflüssig erachtet hat, obwohl jeder denkende Mensch ohne Schwierigkeit einsehen wird, daß von eben dieser Frage die rechtliche Möglichkeit jedes weitern obrigkeitlichen Einschreitens abhängt. — Gesetzt, es handelte sich in dem eben erwähnten Falle auch nicht um ein Beichtgeheimniß; gesetzt, Herr Roos wäre nicht, wie es war, als Caplan und katholischer Priester kraft seines Amtes der Cognition der weltlichen Behörden in Allem, was die Ausspendung des Bußsacraments betrifft, entzogen gewesen, sondern käme hier nur als einfacher Privatmann in Betracht; gesetzt endlich: er gäbe die in der oberwähnten Klageschrift ihm zur Last gelegten Thatsachen rein und einfach zu, — wäre er dann als einer, durch die Strafgesetze Frankfurts vorgesehenen und verpönten Handlung schuldig zu betrachten gewesen?

Die zur Zeit dort geltenden weltlichen Bestimmungen des Fürsten Primas über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen lauten nach dem Gesetze vom 3. Sept. 1811 wie folgt:

§. 4. „Ueber die Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen finden Verträge und wechselseitige Uebereinkünfte zwischen den Brautleuten und Eheleuten statt."

§. 5. „Diese Verträge und Uebereinkünfte müssen auf die nämliche Art, wie die Eheverträge, nämlich entweder vor einem Notar oder Zeugen, oder vor dem die Functionen des Notars verrichtenden Justizbeamten geschlossen werden ꝛc."

§. 6. „Da die Verträge über die Relig der Kinder die Natur einer beiderseitigen kunft durchaus beibehalten, so können die wohl vor, **als während der Ehe,** durch die be willigung der Brautleute oder Eheleute auf geändert werden."

§. 7. „Dahingegen kann, nach dem Ableben ein dem überlebenden Theile in Ansehung der Religionser von dem geschlossenen Vertrage einseitig nicht abgegan kann weder von einer obrigkeitlichen Behörde, noch v gegen den bestehenden Vertrag etwas Anderes verfügt u

§. 8. „In Ermangelung besonderer Vert ligionserziehung der Kinder sollen die Kinder beiderle Religion des Vaters erzogen werden."

Hiernach ist also die Bestimmung: daß d lei Geschlechts der Religion des Vaters folge weniger als eine, die freie Wahl und Bestimm ausschließende, von staatswegen verpflichtete tritt nur subsidiarisch ein, wenn ein sonsti Eheleute nicht vorliegt, und dieser kann, was ken ist, „sowohl vor, als während der E abgeändert und wieder aufgehoben werden. H plan Roos wirklich, wie ihm Schuld gegeben frau Lummerzheim angehalten, bei ihrem Ehen



samkeit verargen oder verbieten zu wollen, die in der Natur und dem Begriff seiner gesetzlich garantirten amtlichen Stellung liegt.

Beweisen zu wollen, daß der Caplan Roos, auch wenn man sich lediglich auf den Standpunkt der Frankfurter Behörden stellt, demnach durchaus keiner Handlung beschuldigt worden sei, die ihn in Conflict mit den bürgerlichen Gesetzen gebracht hätte, — hieße sich bemühen, die Evidenz noch evidenter zu machen. Fragt man aber weiter, was denn in aller Welt dieser ganze Handel wolle und bezwecke, der so viel Spaltung und Aufregung verursacht, den Haß der verschiedenen Bekenntnisse auf die bedrohlichste Weise gesteigert, und eine Brandfackel der Zwietracht entzündet hat, die früher oder später nicht zum Heile der freien Stadt Frankfurt leuchten wird, — so ist die Antwort sehr einfach. — Wir haben weder die Absicht noch die Beweismittel, noch halten wir es der Mühe werth, Individuen anschuldigen zu wollen. — Der Geist aber, welcher die Vertreibung des Caplan Roos dictirt hat, haßt und fürchtet die Beichte, und möchte um jeden Preis ein Mittel des Heils vernichten, in dessen Besitz die katholische Kirche allein sich erhalten hat. — Er haßt das Bekenntniß der Sünden, weil er die Erlösung haßt, und er fürchtet die Beichte, weil die Sehnsucht nach ihr eine so große Gewalt über das Herz jedes redlichen, nicht ganz verhärteten Menschen, auch des Protestanten, übt, und täglich mehr alle bessern Naturen der Kirche zuwendet. — Darum die vom Zaune gebrochenen, thörichten Angriffe auf das Beichtgeheimniß. — Wie würden sie jubeln, wenn sie dieses und mit ihm die Beichte, durch welche Mittel es auch sei, sprengen und abthun könnten; wie würden sie triumphiren, wenn es ihnen gelänge, die Lossprechung von den Sünden wirklich zu einer leeren Form auszuhöhlen, die etwa auf einen, von der Polizei eingeholten Erlaubnißschein ertheilt oder verweigert würde! — Glücklicherweise ist Der, welcher dieses Sacrament zu stiften sein Leben am Kreuz dahingegeben hat, stärker als der Geist, welcher nicht erst seit gestern

solche Anschläge schmiedet, und die Pforten der Hölle können, so lautet die Verheißung, die Kirche, die Er gegründet, nicht überwältigen.

Dem mit offener Verhöhnung der einfachsten Grundsätze der Logik gepaarten Angriffe auf das klare Recht der Kirche gegenüber kaltes Blut und Mäßigung zu behalten, ist eins der größten Verdienste eines Kirchenfürsten in unserer Zeit. Diese Eigenschaft ist eine der schönsten im Kranze der Tugenden, welche den hochwürdigsten Bischof von Limburg zieren.

Dem bischöflichen Commissarius zu Frankfurt war selbst die Mittheilung der diesen Fall betreffenden Acten verweigert worden, wodurch, wie es vielleicht gar beabsichtigt ward, jede vermittelnde oder begütigende Intervention des Bischofes in jenem Stadium des Streits unmöglich gemacht wurde. Weit entfernt, diesem Verfahren eine Entrüstung entgegenzusetzen, die, wie gerecht sie auch gewesen wäre, zuverläßig nur neuen willkommenen Stoff zur Beschönigung einer ungerechten Befehdung der Kirche geboten hätte, — schreibt das Ordinariat zu Limburg am 14. Febr. 1845 der Kirchen- und Schulcommission in einer Weise, die das sichtliche Bestreben verräth, einen Principienstreit zu vermeiden. — „Seit Errichtung des Bisthums Limburg", heißt es in diesem Erlasse, „haben die beiden Staatsregierungen die Besetzung der Caplaneien als ein dem Bischofe ausschließlich zustehendes Recht anzuerkennen geruht, und Hochdenselben niemals behindert, nach seinem Ermessen die Capläne zur Unterstützung der Pfarrer in ihrer Amtsführung zu senden und auch wieder abzurufen. Wir hegen daher auch im vorliegenden Falle zu der Gerechtigkeitsliebe hohen Senates das festeste Vertrauen, daß dem hochwürdigsten Herrn Bischof nicht zugemuthet werden wolle, ohne Kenntniß des Sachverhaltes den Caplan Roos von Frankfurt abzurufen, und erlauben uns deswegen, das von dem bischöflichen Herrn Commissarius gestellte Ersuchen zu wiederholen. Wir schmeicheln uns, daß dieß Ersuchen um so weniger beanstandet werden möge, da die Klage von einem Privatmanne erhoben wird, und Wir unterstellen dürfen, daß das

bischöfliche Domcapitel die zur Unterstützung derselben competente Behörde seyn möge, und Wir uns in diesem Falle des Schutzes hohen Senates unstreitig zu erfreuen haben werden."

Inmittelst hatte der Director der Liebfrauenkirche zu Frankfurt, bei welcher Caplan Roos seine Anstellung als Hülfspriester hat, vorgestellt, daß ihm dessen Hülfe im Beichtstuhle bei eintretender österlicher Zeit unentbehrlich sei, worauf der Senat die Genehmigung zur priesterlichen Amtsführung des Caplans bis zum 7. April zu prolongiren beschloß.

Wenn aber das Staatswohl von Frankfurt wirklich die Entfernung des Betheiligten forderte, wenn der Senat wirklich an einen Mißbrauch seiner Amtsführung im Beichtstuhle glaubte, wie konnte er dann noch dort, und gerade vorzugsweise zur österlichen Zeit, in eben derjenigen Thätigkeit belassen werden, welcher ihn gerade der Beschluß des Senats entheben wollte? Jeder Vernünftige wird diese Frage aufwerfen, wir sind aber außer Stande, sie zu beantworten.

Der eben erwähnte Zwischenfall ändert übrigens den Gang der Hauptsache keineswegs, wohl aber versetzte ihn ein Schreiben der Frankfurter Kirchen- und Schulcommission an das Ordinariat zu Limburg vom 8. März 1845 auf ein anderes Gebiet. Dieses theilt nun, nachdem, wie es scheint, der neue Leisten gefunden war, auf welchen der ärgerliche Handel geschlagen werden sollte, die vom Ordinariate gewünschten Acten „zur Nachricht" mit, erklärt aber zugleich aus Auftrag des Senats, „daß in dem §. 13 des wegen Errichtung des Bisthums Limburg im Jahre 1818 zwischen Frankfurt und Nassau geschlossenen, und im Jahre 1820 ratificirten Vertrags dem Senat vorbehalten sei, einem Caplan die Genehmigung zu verweigern, und der Senat im gegenwärtigen Falle Gebrauch von diesem Vorbehalt mache."

„Das bischöfliche Ordinariat", sagt unser Gewährsmann, „zog den von hohem Senate allegirten Vertrag, welcher bei der im December 1827 vollzogenen Errichtung des Bisthums Limburg dorthin war mitgetheilt worden, zu Rath, und siehe! derselbe enthielt weder in dem bezeichneten §. 13,

noch sonst wo, auch nur die leiseste Andeutung, geschweige einen ausdrücklichen Vorbehalt des Rechts, einem Caplan die Genehmigung zu verweigern."

„Der citirte §. 13 eben jenes Vertrags lautete nämlich wörtlich wie folgt: „„Von den Caplänen der ganzen Diöcese kann der Bischof nach Belieben diejenigen wählen, welche er als Capläne zu Frankfurt anzustellen für gut findet; das Domcapitel macht dem Senate die Anzeige von der geschehenen Anstellung. Wird ein angestellter Caplan dienstunfähig, so übernimmt die freie Stadt Frankfurt, ob dieselbe gleich sonst nicht verpflichtet ist, einen Tischtitel zu geben, außerordentlicher Weise die standesmäßige Sustentation desselben, so lange solcher in diesem Zustande verbleibt.""

Bewundern wir wiederum die Mäßigung und Geduld des Bischofs von Limburg, der, statt das Verfahren der Frankfurter Behörde mit einem naheliegenden aber mißfälligen Namen zu nennen, sich in seinem Schreiben vom 18. März 1845, nachdem er längst schon erkannt haben mußte, mit welchen Gegnern er zu thun habe, noch zu dem Beweise herbeiläßt, daß der §. 13 den von der Kirchen- und Schul-Commission erwähnten Vorbehalt wirklich nicht enthalte. Zu dieser Auseinandersetzung fügte das bischöfliche Ordinariat folgende Bemerkung, die den Geist der Milde und Versöhnlichkeit bezeichnen mag, den die Kirche selbst in der härtesten aller Geduldproben, dem Kampfe mit dem despotischen Radikalismus dieser Zeit, zu wahren sich bemüht.

„Angenommen jedoch, daß hoher Senat in dem §. 13 des erwähnten Staatsvertrages Sich die Genehmigung bei Anstellung der Capläne vorbehalten habe; so läßt sich, was wir zweitens zu erwidern uns verpflichtet halten, ein solcher Vorbehalt unmöglich dahin erstrecken, daß die einmal ertheilte Genehmigung jeder Zeit nach Belieben zurückgenommen werden könne."

„Hochlöblicher Commission kann nicht der große Unterschied entgehen, der in Bezug auf Ehre und Emolumente zwischen einer Behinderung der Anstellung und der Dienstentfernung eines Angestellten obschwebt. Eine solche Erstreckung des Vorbehaltes dürfte daher in dem Paragraphe nicht fehlen, wie sie doch darin nicht enthalten ist. Wir können daher unsere feste Ueberzeugung nicht aufgeben, daß, wenn sich Anstände gegen einen einmal angestellten Caplan ergeben, die Entfernung desselben von sei-

ner Stelle nur in Folge des Entscheides der competenten Behörde zu geschehen habe. Diese Competenz müssen wir bei Klagen wegen Diensthandlungen der uns untergebenen Geistlichen im Allgemeinen, und insbesondere in dem Falle, der in den uns gefälligst mitgetheilten Acten enthalten ist, einzig für uns in Anspruch nehmen, und zählen mit Zuversicht auf den Schutz hohen Senates, da das Domcapitel eine von Hochdemselben anerkannte, ja durch Hochdessen Mitwirkung bestehende Behörde ist."

„Wir verkennen die Absicht des hohen Senates nicht, einen odiösen Streit mit einmal zu beendigen. Wir bedauern daher um so mehr, daß zu diesem Zwecke der Kläger Lummerzheim, oder die eigentlich als Klägerin zu betrachtende Ehefrau desselben nicht an das bischöfliche Commissariat oder Domcapitel verwiesen wurde. Ja, wir müssen auch jetzt noch den Antrag stellen, daß der Klägerin diese Weisung gegeben werde."

Augenscheinlich war hier wiederum dem Senate ein Ausweg gezeigt, wie der von ihm einmal begangene Fehler wieder gut gemacht, ein, in seinen Folgen unübersehbarer, muthwillig und ohne alle Noth heraufbeschworner Principienstreit geschlichtet werden konnte. — Allein, wahrscheinlich ist es, daß man gerade die gütliche Beseitigung des Zwistes nicht wollte. Die vielbesagte Kirchen- und Schulcommission (eine aus Katholiken bestehende Behörde, welche, nachdem sie einmal von ihrer ursprünglichen, richtigen Ansicht und Erklärung abgegangen war, daß sie schlechthin in diesem Falle incompetent sei, die unwürdige Rolle einer Poststation zwischen dem Senat und dem Bischof fortspielen mußte), diese Commission erklärte nunmehr auf Befehl und Auftrag des Senats, daß der 1820 ratificirte Vertrag zwischen Nassau und Frankfurt in einer andern, dem §. 13 vor der Ratification ertheilten Redaction den fraglichen Vorbehalt dennoch enthalte, und daß somit der Grundsatz feststehe, daß ein Caplan nur mit Genehmigung des Senats in Frankfurt functioniren dürfe.

Wir unsererseits halten diesen ganzen Streit für einen, das Wesen der Sache selbst nicht ändernden Incidenzpunkt. — Denn wenn auch ein geheimer, oder wenigstens nicht zur loyalen Oeffentlichkeit gelangter Vorbehalt solcher Art sich wirklich

in dem Vertrage zwischen Frankfurt und dem Herzoge von Nassau fände, so wäre dadurch weder die rechtliche Stellung des Bischofs von Limburg, noch die seiner Capläne in Frankfurt, gegenüber dem Senate der freien Stadt, geändert. Die Capläne wären dadurch mit nichten in Beziehung auf ihre Amtswirksamkeit im Beichtstuhle der Jurisdiction des Senats unterworfen, und Ertheilung einer Genehmigung bei der Anstellung könnte unmöglich so viel heißen, als schrankenlose Befugniß des Senats zur willkührlichen Austreibung nach ertheilter Genehmigung und geschehener Anstellung.

Allein die Existenz des vorgespiegelten Vorbehalts bedarf selbst noch einer historischen Beleuchtung. Die bischöfliche Behörde nämlich mußte unter diesen Umständen auf den Gedanken kommen, „daß ihr der fragliche Staatsvertrag von den hohen Paciscenten im Jahre 1827 nicht in getreuer Vollständigkeit mitgetheilt, daß ihr namentlich in der Fassung des §. 13 etwas vorenthalten worden sei, was heute als entscheidende Waffe gegen sie gekehrt werden sollte." In dieser peinlichen Lage wandte sie sich an die herzoglich nassauische Regierung, und empfing von dieser den Aufschluß: „daß auch in der, in ihren Acten befindlichen Abschrift vom 8. October 1818 sich die Bestimmung nicht vorfinde, wonach dem Senate der freien Stadt Frankfurt vorbehalten seyn solle, einem Caplane die Genehmigung zu verweigern." Erst auf weitere Erkundigung beim herzoglichen Staatsministerium erfolgte der Bescheid: daß in der bei den Regierungsacten sich befindenden Abschrift des Vertrages zwischen Nassau und Frankfurt mehrere Modificationen, resp. Zusätze nicht enthalten seien, welche bei der am 16. October 1820 ertheilten Ratification auf Anstehen des Senats der freien Stadt Frankfurt aufgenommen wurden. Insbesondere müsse der §. 13 (abweichend von der oben mitgetheilten Redaction) folgendermaßen lauten:

„Von den Caplänen der ganzen Diöcese kann der Bischof nach Belieben diejenigen wählen, welche er als Capläne zu Frankfurt anzustellen für gut findet, und deren es nach der dasigen kirchlichen Einrichtung bedarf;

wobei derselbe von selbst Bedacht nehmen wird, nur solche Individuen zu wählen, welche die erforderlichen Eigenschaften dazu haben: das Domcapitel macht dem Senate die Anzeige von der geschehenen Anstellung. Hierzu sei dann noch beigefügt:

„„welche derselbe, in sofern nicht besondere Anstände vorliegen, genehmigen wird.““

Dieser merkwürdige Sachverhalt gibt zu einer doppelten Reihe von Erwägungen Veranlassung. — Die eine stellt der Verfasser der eben erwähnten Broschüre an. „Seltsam! höchst seltsam! der am 8. October 1818 abgeschlossene Vertrag wird unter mehreren Modificationen, respect. Zusätzen am 16. October 1820 ratificirt. Im December 1827 wird dieser also ratificirte Vertrag von den hohen Paciscenten als integrirender Theil der Fundationsurkunde des Bisthums Limburg der bischöflichen Behörde mitgetheilt: und es werden jene Zusätze ihr nicht mitgetheilt! — Und im Jahre 1845 wird das bei dem §. 13 nicht Mitgetheilte hervorgeholt, um ihr als entscheidende Waffe entgegen gehalten zu werden! — Suche das, wer es vermag, zu begreifen. Der hochwürdigste Herr Bischof und sein Ordinariat sahen sich um eine Erfahrung bereichert, für welche wir den bezeichnenden Ausdruck zu finden in Verlegenheit seyn würden.“

Allein diese Verlegenheit wächst, wenn wir, ganz abgesehen von dem Gesichtspunkte, den der Verfasser der erwähnten Broschüre hier hervorhebt, die Worte des §. 13, wie sie mit Einschluß der erwähnten Modification und des Zusatzes am Schluße lauten, als Norm für unser Urtheil über das Verfahren des Senates von Frankfurt annehmen. — Also: weil sich der Senat anheischig gemacht hat, die Anstellung (dieß Wort ist wohl zu bemerken!) der vom Bischofe beliebig auszuwählenden Capläne zu genehmigen, wenn keine besondern Anstände vorliegen, d. h., wenn wir nicht irren, dem Angestellten auch abseiten des Staats seine Anstellung zu verbürgen, und die Uebernahme dieser Bürgschaft nicht zu verweigern, sobald keine besondern Anstände vorliegen, — so wird

daraus die Recht- und Schutzlosigkeit dieser Capläne nach vollzogener Anstellung und geschehener Staatsgenehmigung, zusammt der Befugniß, sie wie heimathlose Vagabunden ohne Untersuchung und Urtheil willkührlich auszutreiben, gefolgert! — Der Hohn, welcher in dieser eigenthümlichen Logik liegt, ist für die weltliche Lage der katholischen Kirche in Deutschland vielleicht bezeichnender, als die beredteste Schilderung es seyn könnte!

Uebrigens wurde durch diese, den ächten Text eines Vertrages von 1818 betreffenden, archivalischen Nebenstudien der Gang des Expulsionsgeschäftes, wenn gleich verzögert, so doch keineswegs unterbrochen. Nachdem die, dem Caplan Roos gesetzte Frist mit dem 7. April abgelaufen war, war dem Ordinariate unter dem 18. April von der Kirchen- und Schul-Commission eröffnet worden: „daß der Senat die feste Erwartung hege, daß die Abberufung des Caplan Roos alsbald erfolgen werde, indem er sich, wenn solche binnen vierzehn Tagen noch nicht geschehen sei, zur Ergreifung von Zwangsmaßregeln genöthigt sehen würde."

Der Bischof erklärte hierauf immer in der gehaltensten, mildesten Form: daß er ohne seine früher ausgesprochene Ansicht über den Fond der Sache aufgeben zu können gerade damit beschäftigt sei, den ächten Wortlaut des Vertrages von 1818 bei den herzoglich nassauischen Staatsbehörden zu erheben. Er fährt hierauf fort:

„Es dürfte der hochlöblichen Commission nicht schwer fallen, hiernach den hohen Senat zu überzeugen, daß die von uns selbst sehr bedauerte Verzögerung Unserer Erwiderung auf die Uns durch die beiden rubricirten Schreiben gemachten Eröffnungen keineswegs Uns zur Last falle. Wir stellen dabei dem Ermessen hochlöblicher Commission anheim, ob dieselbe die Aufmerksamkeit des hohen Senats darauf lenken wolle, daß durch die Ausführung des Uns unterm 16. d. Mts. mitgetheilten Beschlusses Hochdesselben die Gemüther der Katholiken in der freien Stadt unfehlbar mit größter Betrübniß und nicht geringer Besorgniß werden erfüllt werden. Wir dürften alsdann um so mehr das feste Vertrauen zu dem hohen Senate hegen, daß Hochderselbe nicht zu ganz außerordentlichen und gewiß

höchst beklagenswerthen Maßregeln schreiten werde, bevor es uns auch nur möglich gewesen, die Vorstellungen an Hochdenselben gelangen zu lassen, zu welchen wir Uns in Folge der beiden Schreiben der hochlöblichen Commission vom 5. und 18. d. Mts. gemäß der Wichtigkeit des Gegenstandes dringend aufgefordert sehen."

Die Antwort, welche der Senat hierauf am 13. Mai 1845 (wie immer durch die Kirchen- und Schulcommission) ertheilen läßt, charakterisirt sich dergestalt hinreichend selbst durch ihre theilweis ironische Form, daß wir ohne weitere Bemerkung sie unsern Lesern nur zur Erwägung empfehlen wollen.

„Wenn gleich der Senat hätte erwarten dürfen, daß das hochwürdige Domcapitel — gleichwie dasselbe in dem Schreiben vom 25. April 1845 „„der großen Betrübniß und nicht geringer Besorgniß"" gedacht habe, welche bei Ausführung der gegen Caplan Roos in Aussicht genommenen Maaßregeln die Gemüther der Katholiken in hiesiger Stadt unfehlbar erfüllen dürfte, — so auch derjenigen Betrübniß und nicht mindern Besorgniß Rechnung tragen würde, welche bei dem zur Anzeige gebrachten Benehmen des Caplan Roos die Gemüther der gesammten Bevölkerung hiesiger Stadt bereits erfüllt habe; wenn gleich der Senat hiernach hätte erwarten dürfen, daß das hochwürdige Domcapitel die auf Erhaltung des bedrohten kirchlichen Friedens in hiesiger Stadt gerichteten Absichten des Senats, unter Beiseitsetzung aller weiteren, wenn nöthig, später zu lösenden Fragen, durch Ersetzung des Caplans Roos zu fördern, von selbst sich veranlaßt und gedrungen fühlen würde: so sei der Senat doch weit davon entfernt, dem hochwürdigen Domcapitel die Gelegenheit zu denjenigen weiteren Vorstellungen entziehen zu wollen, zu welchen dasselbe sich gedrungen fühle, und werde daher der Ausführung der gegen Caplan Roos beschlossenen Maaßregeln nach drei Wochen zwar um so bereitwilliger Anstand geben, sonach der Amtsführung des Caplan Roos für diese Zeitdauer die Genehmigung nicht entziehen, als der Senat zur Erfüllung jener Pflicht nur ungern und nur nothgedrungen schreiten würde, und zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben wolle, daß hochwürdiges Domcapitel im Einklange mit den Wünschen des Senats auch seinerseits die Erhaltung des Friedens unter den christlichen Bewohnern hiesiger Stadt erstreben, und dafür Vorkehrungen treffen werde, daß dieser Friede fernerhin nicht in ähnlicher oder gleich beklagenswerther Weise gestört werde."

Nachdem der Bischof endlich die oben schon besprochenen Aufschlüsse über den Text des Vertrages von 1818 erhalten

hat, erläßt er am 27. Mai ein ausführliches, in die Materie der Sache eingehendes Schreiben. Hier wird zunächst in Beziehung auf das Recht, welches der Senat aus jenem Vertrage ableiten will, wiederholentlich bemerkt: daß der Vertrag als res inter alios gesta den bischöflichen Rechten nicht präjudiciren könne, und daß „der Vorbehalt der Genehmigung einer beabsichtigten Anstellung keineswegs die Auslegung erleide, daß die einmal ertheilte Genehmigung beliebig wieder zurückgenommen werden könne."

„Wenn wir", fährt das meisterhaft abgefaßte Schreiben der bischöflichen Behörde fort, „dadurch, daß die Abberufung des Herrn Caplans Roos uns auf den Grund des §. 13 des mit Nassau abgeschlossenen Staatsvertrags angesonnen worden ist, in die unabweisbare Nothwendigkeit versetzt wurden, auf allgemeine Fragen einzugehen, deren Erörterung unverkennbar zu unangenehmen Differenzen zu führen geeignet ist, so müssen wir dieß um so mehr bedauern, als wir uns niemals weigern werden, einen, dem hohen Senate durch seine Schuld mißfällig gewordenen Caplan von Frankfurt abzurufen, so bald diese Schuld erwiesen wird, in sofern sie seine geistlichen Dienstverrichtungen betrifft, und als solche von der bischöflichen Behörde erkannt worden ist."

„Der Abberufung des Herrn Caplans Roos wegen der gegen ihn von dem Bürger Joh. Georg Lummerzheim bei dem Polizeiamte erhobenen Beschwerde, wegen Störung seines Eheglückes und häuslichen Friedens durch Verweigerung der Absolution seiner Frau in der Beicht ꝛc. steht aber nicht nur der wesentliche Umstand entgegen, daß der Kläger mit seiner Klage die bischöfliche Behörde, als die in dieser Sache einzig competente, umgangen, und hoher Senat auf Hochdemselben von dem Polizeiamte gemachte Vorlage derselben, ohne daß der Sachverhalt vorher ermittelt worden wäre, die Zurücknahme der dem Herrn Roos ertheilten Genehmigung seiner Anstellung beschlossen hat, und darauf diesen Beschluß mit der Forderung, einen andern Caplan nach Frankfurt zu senden, uns hat zur Kenntniß bringen lassen, sondern auch die Natur der vorliegenden Beschwerde selbst. Diese nämlich macht eine Sicherstellung der Thatsache: ob die vorgebrachte Klage begründet ist, auch der geistlichen Behörde unmöglich; weil der Beklagte wegen des von ihm als einem katholischen Priester streng zu bewahrenden Beichtsiegels weder von uns vernommen werden kann, noch auch freiwillig etwas zu seiner Vertheidigung anführen darf. Dazu kömmt übrigens hier noch in Betracht, daß nach den uns gefälligst mitgetheilten Acten die Aussagen des Lummerzheim mit denen seiner

Frau mehrfach im Widerspruch stehen, und sonach, da die sehr einfachen und aus der Natur der Sache fließenden Grundsätze, nach welchen ein katholischer Ehetheil in Betreff seiner Verpflichtung zur katholischen Kindererziehung zu behandeln ist, bei dem Herrn Caplan Roos als genügend vorausgesetzt werden müssen, und sein Charakter eben so sehr dafür bürgt, daß er nicht wissentlich einen Pönitenten durch unerlaubte Mittel zur Erfüllung seiner deßfallsigen Pflicht anhalte, eher ein Grund für die Annahme vorliegt, daß etwaige Aeußerungen desselben von den genannten Eheleuten aus Irrthum oder Leidenschaftlichkeit entstellt referirt wurden, als daß er in der beschuldigten Weise verfahren sei, und daß, wenn die Pönitentin sich gravirt glaubte, es ihr überlassen blieb, sich einen andern Beichtvater zu wählen. Würde nun dem ungeachtet Caplan Roos in Folge dieser gegen ihn erhobenen Beschwerde von Frankfurt entfernt, so würde die den Katholiken daselbst garantirte Freiheit in der Ausübung des Cultus auf die empfindlichste und nachtheiligste Weise verletzt, weil sodann jeder katholische Geistliche in der freien Stadt Frankfurt, wie umsichtsvoll und gewissenhaft er auch das heil. Bußsacrament verwalten möchte, besorgen müßte, seine Stelle zu verlieren, so oft er pflichtschuldig Jemanden die Absolution verweigerte; indem hierzu nichts weiter erfordert würde, als daß ein solcher, der nicht absolvirt wurde, aus Unverstand oder Böswilligkeit bei der weltlichen Behörde darüber Klage führte. Welch weitere nachtheilige Folgen dieses aber wieder für einen, aus einer solchen Veranlassung von Frankfurt entfernten Geistlichen auch in dem Nassauischen, dem Staate und dem katholischen Volke gegenüber haben könnte, fällt zu sehr in die Augen, als daß wir es nicht für hinreichend erachten sollten, nur im Allgemeinen daran erinnert zu haben.“

„Es erübrigt uns noch ein Punkt zur Besprechung. — In dem gefälligen Schreiben der hochlöblichen Commission vom 13. d. M. werden wir auf die Betrübniß und Besorgniß verwiesen, in welche die gesammte Bevölkerung der freien Stadt durch das Benehmen des Herrn Roos versetzt worden sei. Wenn ein von dem Herrn Commissarius Dr. Bohn uns vor Kurzem zur Bescheidung vorgelegtes Gesuch des Vorstandes der katholischen Kirchengemeinde um Mittheilung der Verhandlungen in Betreff des Herrn Roos als Zeichen der Besorgniß angesehen werden will, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Besorgniß keineswegs durch das angebliche Benehmen des Herrn Roos gegen die Lummerzheim hervorgerufen worden ist. — Ob die protestantischen Gemeinden einen Grund zur Betrübniß und Besorgniß haben können — darüber wird nach dem bereits Angeführten wohl eben so wenig eine Meinungsverschiedenheit obwalten können, als darüber, daß, wenn dem ungeachtet eine solche bei denselben vorhanden ist, die Behörden den Herrn Roos ihr nicht zum Opfer

bringen dürfen. Die Erhaltung des kirchlichen Friedens aufrichtiger wünschen, als Wir; aber gerade darum dür nen Anstand nehmen, offen unsere Ueberzeugung auszus Entfernung des Herrn Roos keineswegs geeignet ist, Eintracht zu erhalten."

„Die Anerkennung des hohen Senats, daß zu dieser Grund vorliege, wird ohne Zweifel die Besorgniß der Pr gen und die Katholiken beruhigen. Dagegen würde die Herrn Roos von den Letzteren leicht so gedeutet werden den ihre heiligsten Rechte mit Wissen und Willen unbill der protestantischen Confession zum Opfer gebracht. W weit davon entfernt, dieß zu besorgen, und können vo nicht ablassen, daß hoher Senat es für eine, im Wesen Staates liegende Pflicht erkennt, Uebergriffe einer Confessi gebiet der andern zurückzuweisen, und daß Hochderselbe rin suchen wird, diese Pflicht mit jener hohen Gerechtigkeit heit zu erfüllen, die wir an Hochdemselben zu verehren g

„Nachdem wir nun die Gründe allseitiger hervorgel uns nicht gestatten, dem Ansinnen des hohen Senats in rufung des Herrn Roos zu entsprechen, erwarten wir b sichtlich, daß Hochderselbe nicht länger mehr auf dieser hen, und uns der Schmerz nicht treffen wird, uns in ein lichen Differenz mit dem hohen Senat zu sehen, hochdes Möglichkeit zu erfüllen uns allzeit ein wahres Anliegen i

Fast scheint es, daß auf der entgegengesetzten Seit gewaltet habe, durch maaßloses Pochen auf das nackte R



in sofern nicht besondere Umstände vorliegen. „Was die Ausübung des dem Senate zustehenden Rechtes der Zurücksendung der Capläne anbelange", sagt weiter das erwähnte Schreiben, „so folge von selbst, daß der Senat, und nur der Senat zu prüfen habe, ob er in einem gegebenen Falle von jenem Rechte Gebrauch machen wolle oder nicht, die Gründe seines Beschlusses aber weiterer Prüfung abseiten des hochwürdigen Domcapitels nicht unterzogen werden könnten. Das hochwürdige Domcapitel werde hiernach von selbst ermessen, daß der Senat nur aus andern Rücksichten Actenstücke, den Caplan Roos betreffend, dem hochwürdigen Domcapitel mitzutheilen verstattet habe."

„Der Senat sei unter diesen Umständen nicht in dem Falle, über die Motive seines, gegen Caplan Roos gefaßten Beschlusses in irgend eine Verhandlung einzutreten, müsse vielmehr jetzt wiederholt den Wunsch, aber auch die feste Erwartung aussprechen, daß das hochwürdige Domcapitel die Abberufung des Caplan Roos längstens bis zum 1. Juli d. J. bewirken werde."

Aus diesen Gründen aber werde dem Caplan Roos vom 1. Juli d. J. ab, ein fernerer Aufenthalt in Frankfurt nicht gestattet werden.

Wir können in Beziehung auf diese Argumentation lediglich den treffenden Bemerkungen beipflichten, mit welchen der scharfsinnige Verfasser der oft erwähnten Broschüre diese Erklärung der Staatsbehörde begleitet. „Soll der Satz: der Senat hat ein unveräußerliches Recht, die einem Curatgeistlichen ertheilte Genehmigung zu Aufenthalt und Function im Gebiete der freien Stadt zurückzunehmen, nicht in den andern, in seinem innersten Kern revolutionären und darum von hohem Senate gewiß nicht gewollten ausarten: der Senat ist sich der Gewalt bewußt, einen Geistlichen hinausweisen zu können; so wird in jedem einzelnen Falle ein Verhältniß eingetreten seyn müssen, welches den Ausdruck jenes Bewußtseyns rechtfertigt; d. h. der Senat wird zu dem Bewußtseyn des principiellen auch das des faktischen Rechts der Zurückziehung seiner Staatsgenehmigung, mit andern Worten, er wird das Bewußtseyn haben müssen, daß der Geistliche entweder in seiner politischen, oder in seiner clericalischen Qualität den ferneren Anspruch auf jene hohe Staatsgenehmigung verscherzt habe."

„Im ersteren Falle erfordert es schon der Anstand als Beweis gegenseitiger Achtung der geistlichen und weltlichen Gewalt, daß der geistlichen Behörde vorerst die Motive der nöthig erscheinenden Rücksendung mitgetheilt werden, auf daß sie die nöthig gewordene Abberufung erkenne, und das Erlöschen einer Mission ausspreche, die nur von ihr zurückgenommen, weil nur von ihr gegeben werden kann. — Im andern Falle wird es

keiner verständigen Regierung in den Sinn kommen, über kirchliche, geistliche Vergehen sich eine Competenz beizulegen. — Für Fälle **gemischter Art** hat man allerwärts gemischte Commissionen. — In irgend einem Falle der weltlichen Gewalt ein Recht vindiciren wollen, nach Belieben einseitig die sofortige Sistirung aller priesterlichen Functionen eines Geistlichen in ihrem Bereiche zu decretiren, hieße mit Einem Worte alle mit der geistlichen Gewalt abgeschlossenen Verträge, Concordate u. s. w. ohne Weiteres über den Haufen werfen; hieße den dadurch geordneten Bestand der Kirche im Staate aufheben. — **Von der Hinausweisung des jüngsten Caplans bis zu der des Bischofs wäre nur Ein Schritt.**"

In ganz ähnlicher Weise könnte dann überhaupt jede Staatsgewalt aus dem Rechte: einer zum Bischof gewählten persona minus grata die Staatsgenehmigung zu verweigern, die Befugniß folgern: jeden consecrirten, bestätigten und anerkannten Bischof in dem Augenblicke, wo er ihr (etwa durch Erfüllung seiner Pflicht) mißfällig wird, von seinem Sitze zu werfen und aus dem Lande zu jagen. Ob aber in einem Staate, wo solche Praxis herrschend wäre, noch von einer kirchlichen Freiheit der Bekenner des katholischen Glaubens die Rede seyn könne; die Beantwortung dieser Frage überlassen wir dem Gewissen und Rechtsgefühle, so wie dem gesunden Verstande jedes Ehrenmannes.

Es macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, daß der Bischof von Limburg der Rohheit der bisher charakterisirten Procedur gegenüber bis an's Ende (dieses ersten Actes!) seine würdige Haltung bewahrte, die wir, da der entsprechende Begriff in Deutschland täglich mehr aus dem Leben verschwindet, leider! am passendsten mit einem fremden Worte als gentlemanlike bezeichnen müssen.

Sein Ultimatum ist vom 23. Juni d. J. datirt, und lautet wie folgt:

„Wenn der hohe Senat in dem uns mitgetheilten großen Rathsbeschlusse vom 10. d. Mts. die für den 1. Juli decretirte Ausweisung des Herrn Caplans **Roos** aus dem Beringe der freien Stadt Frankfurt auf das einzige Argument basirt, daß der Senat ein unveräußerliches Recht be-

fitze, einen bestellten Caplan jederzeit zurücksenden zu können, die Gründe der Zurücksendung aber in jedem vorkommenden Falle von dem Senate zu prüfen, und einer Prüfung von Seiten der geistlichen Oberbehörde durchaus nicht zu unterziehen seien, so kann es uns nur auf's schmerzlichste berühren, die Erörterung von der so gern angebahnt gesehenen Verständigung über den einzelnen, bestimmt vorliegenden, durch die unbefugte Klage des Lummerzheim, wegen Verweigerung der Absolution seiner Frau im Beichtstuhle veranlaßten Fall auf das nackte Gebiet der Principienfragen verpflanzt zu sehen."

„Auf dieses Gebiet hingedrängt, erübrigt Uns weiter nichts, als im Hinblicke auf die unveräußerlichen Rechte der Kirche, zu deren Wahrung Wir durch unsere Stellung, Gewissen und Ehre verpflichtet sind, vor den Augen Gottes und der Welt zu appelliren an die feierlichen Verträge, welche den Bekennern der katholischen Kirche in Deutschland allerwege vollkommen freie Ausübung ihrer Religion garantirt haben."

„Daß die Verwaltung des Bußsacraments, und namentlich die strengste Heilighaltung des Beichtgeheimnisses eines der wesentlichsten und unantastbarsten Momente der freien Religionsausübung bildet, dieß wird kaum der Erwähnung bedürfen."

„Von der herzoglich Nassauischen Regierung haben wir die bis zur Stunde stets eingehaltene Praxis zu rühmen, daß jede Versetzung eines Curatgeistlichen nur unter Communication mit der geistlichen Oberbehörde über die Gründe der gewünschten Maaßregel angeordnet worden ist."

„Der für den 1. Juli beschlossenen polizeilichen Ausweisung des Herrn Caplans Roos zu begegnen, ist uns kein Mittel gegeben."

In der That hätte der kräftigste Ausdruck der Entrüstung in dieser Lage der Dinge weniger gefruchtet, als unerschütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit. Die kirchenfeindliche Gewalt hat inzwischen wirklich am 1. Juli den Caplan Roos im Namen des confessionellen Friedens gewaltsam aus der Stadt geschafft, jenen radikalen Sectenhäuptern aber, die Deutschland an den Rand der Anarchie gedrängt haben, wenige Wochen später unter dem Jubel der Loge den triumphirenden Einzug gestattet.

Nachdem das Attentat vollzogen war, hat die gesammte Curatgeistlichkeit der Stadt Frankfurt ihre rechtliche Verwahrung gegen die Gewaltthat in einem Schreiben an die Kir-

chen- und Schulcommission niedergelegt. „Die unterzeichneten Geistlichen", heißt es hier, „können nicht umhin, in einem solchen Verfahren, bei welchem von Anbeginn an alle und jede Concurrenz der competenten geistlichen Behörde ausgeschlossen, und von den wiederholten Reclamationen derselben ganz und gar Absehen genommen worden ist, eine schwere Beeinträchtigung ihrer Amtsbefugnisse überhaupt, eine Behinderung der Ausübung der Religion, einen Eingriff in die persönliche Gewissensfreiheit und ein Preisgeben einer ihrer wichtigsten, seelsorglichen Functionen an jede Verdächtigung und Verunglimpfung von Seiten irregeleiteter oder böswilliger Menschen, mit tiefstem Schmerze zu beklagen, und halten sich daher, im Interesse ihrer Kirche und ihrer Stellung verpflichtet, gegen dasselbe, als gegen ein in der Person des Caplans Roos sie Alle gleichmäßig berührendes, ihre heiligsten Rechte und die dem ganzen Priesterstande zugesicherte Achtung und Auszeichnung verletzendes, hiermit ausdrückliche feierlichste Verwahrung und Protestation einzulegen."

Wir haben aus der oben gelieferten actenmäßigen Darstellung gesehen, daß die städtische Behörde dem bischöflichen Ordinariat die Angabe der Gründe ihres Verfahrens verweigert, und sich lediglich auf ein vorgebliches Souverainitätsrecht berufen hatte, über dessen Anwendung sie Niemanden Rede zu stehen habe. — Vier Wochen darauf ist dieses System schon aufgegeben, und es wird der Protestation der Geistlichkeit gegenüber eine Rechtfertigung versucht, deren Werth wir dem Urtheile unserer Leser anheimstellen. Sie lautet wie folgt:

„(Auszug Protokolls des großen Raths der freien Stadt Frankfurt. Frankfurt a. M. den 29. Juli 1845. Auf Bericht der katholischen Kirchen- und Schulcommission de prs. den 19. d. M. Verwahrung des hiesigen Exratclerus in der Angelegenheit des Caplans Roos betr."

„Es hat die katholische Kirchen- und Schulcommission der durch Berufung und Genehmigung des Senates dahier im Amte stehenden katholischen Geistlichkeit auf deren Eingabe vom 15. Juli 1845 das Nachfolgende zu eröffnen":

„Es ist der Curatgeistlichkeit nicht unbekannt, welche Verordnung der gewesene Erzbischof von Regensburg und Großherzog von Frankfurt in Hinsicht der Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen unter dem 5. September 1811 erlassen hat, und daß diese Verordnung nach den allgemeinen Gesetzen vom 8. Juli 1817, 23. December 1817 und 20. December 1819 noch jetzt dahier mit Gesetzeskraft besteht und zu befolgen ist."

(Gerade nach diesem, keineswegs absolut gebietenden, sondern bloß subsidiarisch disponirenden Gesetze war aber der Caplan Roos, wie oben gezeigt wurde, vollkommen befugt, die Ehefrau Lummerzheim darauf aufmerksam zu machen, daß auch sie noch die Erziehung ihrer Kinder in der katholischen Religion stipuliren könne, und nach den Gesetzen der Kirche Alles anwenden müsse, um einen solchen Vertrag zu Stande zu bringen.)

„Es ist der Curatgeistlichkeit nicht weniger aus der Senats-Verkündigung vom 16. October 1827 bekannt, daß den päpstlichen Bullen, die Bildung der Oberrheinischen Kirchenprovinz betreffend, nur unter der ausgedrückten Voraussetzung die Genehmigung ertheilt worden ist, daß aus denselben in keiner Weise etwas abgeleitet oder begründet werden kann, was den Hoheitsrechten dieser freien Stadt schaden oder ihnen Eintrag thun könnte, oder den Gesetzen und Verordnungen derselben, oder den Rechten der evangelischen Religion und Kirche entgegen wäre."

„Ein hiesiger Bürger, evangelisch-lutherischer Confession, dessen Ehefrau der katholischen Confession angehört, fand nun aber den Frieden seines Hauses, das Glück seiner Ehe aus Anlaß der Religionsbestimmung seiner Kinder, welche nach den erwähnten Gesetzen der Religion des Vaters folgen, durch Einwirkungen eines Geistlichen aus der Kirche seiner Frau gestört, und erhob deshalb Klage bei derjenigen obrigkeitlichen Behörde, welche Störungen des Hausfriedens zu untersuchen und bestrafen berufen ist."

(Es war sonach die Pflicht der Behörde, die stupide Unwissenheit des Klägers über die wahre Lage der Sache aufzuklären, und ihm vor allen Dingen begreiflich zu machen, daß es sich hier eben nicht um eine solche Störung seines Hausfriedens handle, welcher die Polizei abzuhelfen oder zu begegnen befugt oder im Stande sei. Die Frau hatte ohne Zweifel das Recht, ihre Kinder, im Einverständnisse mit ihrem Manne,

protestantisch erziehen zu lassen, und wenn der Caplan Roos in die Wohnung des Lummerzheim eingedrungen wäre, um die Eltern durch factische Gewalt an der Ausübung dieses Rechtes zu hindern, oder wenn er etwa die Kinder zu entführen getrachtet hätte, — so wäre die Beschwerde beim Polizeiamt vollkommen an ihrem Orte, und letzteres zu allen Maaßregeln berechtigt gewesen, welche die Natur des Falles erheischte. Allein, wenn die Lummerzheim zu dieser protestantischen Kindererziehung die Gutheißung, Billigung und Absolution des Caplan Roos verlangte, so war dieser wieder in seinem vollen Rechte, wenn er sie nach seinem freien Gutbefinden ertheilte oder verweigerte. — Entstand daraus eine Niedergeschlagenheit der Frau, und aus dieser Störung des „ehelichen Glücks“, so war dieß eine eben so gewöhnliche, als nothwendige und unvermeidliche Folge der gemischten Ehe. Von einem katholischen Priester verlangen, daß er diesen Uebelstand durch eine sacrilegische Lossprechung beseitigen, die Pönitentin über einen, nach katholischen Begriffen sündhaften und verderblichen Seelenzustand beruhigen solle, ist der Gipfel der Absurdität. — Nach derselben Theorie könnte denn auch jeder Protestant, der eine geschiedene katholische Ehefrau geheirathet hat, verlangen, daß sie unweigerlich zu den Sacramenten gelassen werde, damit ihre Heiterkeit nicht getrübt, und das „Glück“ seiner Ehe nicht durch eine Regung des katholischen Gewissens in Gefahr gebracht werde! Aber welches Zerrbild würde die Kirche werden, wenn sie solchen Ansprüchen anmaßlicher Subjectivität nachgeben, und sich diesen gemäß umformen könnte oder wollte!)

„Das Polizeiamt, zunächst unverkennbar, um einer durch den bekannt gewordenen Fall hervorgerufenen, vielfach sich kundgebenden Aufregung in hiesiger Stadt zu begegnen, nahm zwar die Klage auf, vernahm auch nach dem Wunsche beider Eheleute die Frau des Klägers, hielt jedoch zu einem weitern Einschreiten sich nicht befugt, und schloß vielmehr seine Thätigkeit damit, daß es die gepflogenen Verhandlungen bei der höchsten Staatsbehörde zur Vorlage brachte.“

„Von hier gelangten dieselben an die katholische Kirchen- und Schul-Commission, um den Angeklagten von der Anklage in Kenntniß zu setzen,

dessen Erklärung aufzunehmen. Diese Erklärung wurde verweigert, weil der zur Anklage gebrachte Vorfall bei der Beichte stattgefunden haben solle, die Verwaltung des Beichtstuhles aber in das rein kirchlich-religiöse Gebiet gehöre, und deshalb der Controlle weltlicher Gerichtsbarkeit nicht unterstellt seyn könne, weil ferner die Verpflichtungen aus dem Beichtsiegel die Vertheidigung unmöglich machten."

„Es kann füglich dahin gestellt bleiben, welches rechtliche Gewicht diesen, mindestens höchst zweifelhaften Ablehnungsgründen beizulegen ist, so darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß das Domcapitel die Vernehmung des Angeschuldigten, und somit die Ermittelung des Falls unter den obwaltenden Umständen für überall unmöglich erklärt hat."

„Eben so kann füglich dahin gestellt bleiben, ob nicht Mittel für den Angeklagten vorhanden waren, Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze darzulegen, seinen Homagialpflichten ohne Verletzung des Beichtsiegels, selbst nach der strengsten Auslegung desselben, Genüge und Gehorsam zu leisten."

(Als welches in dem Falle einen ganz vernünftigen Sinn hatte, wenn der Indifferentismus zu den Homagialpflichten des Caplan Roos gehörte!)

„Wenn aber ein Geistlicher in seiner Amtsführung Veranlassung zu merklicher Beunruhigung und Aufregung der Gemüther geworden ist, so würde die Staatsregierung, zumal nach vereiteltem Versuche beruhigender Aufklärung, ihre Pflichten zur Aufrechthaltung der Sache und des Friedens unter ihren Angehörigen verletzen, dränge sie nicht auf Entfernung jenes Geistlichen von dem Orte seiner bisherigen Wirksamkeit."

(Mit welcher väterlichen Sorgfalt in Frankfurt für die **Beruhigung** der Gemüther, und für die Beseitigung der **Aufregung** gesorgt wird, welche gerade durch die **Procedur** gegen den Caplan Roos auf ihren Gipfel gesteigert ist, bezeugt jede Nummer des Frankfurter Journals. — Eben dieselbe prophylactische Methode wird dort mit rührender Unpartheilichkeit auch gegen die Ronge'sche Secte zur Anwendung gebracht, welche bekanntlich nichts als die Beruhigung Deutschlands bezweckt.)

„Von der Kirche aber unter dem Schutze des Staates, die nur den Frieden wollen kann, muß in einem solchen Falle erwartet werden, daß sie, so weit es an ihr liegt, den wohlmeinenden Absichten der Staatsverwal-

protestantisch erziehen zu lassen, und wenn der Caplan Roos in die Wohnung des Lummerzheim eingedrungen wäre, um die Eltern durch factische Gewalt an der Ausübung dieses Rechtes zu hindern, oder wenn er etwa die Kinder zu entführen getrachtet hätte, — so wäre die Beschwerde beim Polizeiamt vollkommen an ihrem Orte, und letzteres zu allen Maaßregeln berechtigt gewesen, welche die Natur des Falles erheischte. Allein, wenn die Lummerzheim zu dieser protestantischen Kindererziehung die Gutheißung, Billigung und Absolution des Caplan Roos verlangte, so war dieser wieder in seinem vollen Rechte, wenn er sie nach seinem freien Gutbefinden ertheilte oder verweigerte. — Entstand daraus eine Niedergeschlagenheit der Frau, und aus dieser Störung des „ehelichen Glücks", so war dieß eine eben so gewöhnliche, als nothwendige und unvermeidliche Folge der gemischten Ehe. Von einem katholischen Priester verlangen, daß er diesen Uebelstand durch eine sacrilegische Lossprechung beseitigen, die Pönitentin über einen, nach katholischen Begriffen sündhaften und verderblichen Seelenzustand beruhigen solle, ist der Gipfel der Absurdität. — Nach derselben Theorie könnte denn auch jeder Protestant, der eine geschiedene katholische Ehefrau geheirathet hat, verlangen, daß sie unweigerlich zu den Sacramenten gelassen werde, damit ihre Heiterkeit nicht getrübt, und das „Glück" seiner Ehe nicht durch eine Regung des katholischen Gewissens in Gefahr gebracht werde! Aber welches Zerrbild würde die Kirche werden, wenn sie solchen Ansprüchen anmaßlicher Subjectivität nachgeben, und sich diesen gemäß umformen könnte oder wollte!)

„Das Polizeiamt, zunächst unverkennbar, um einer durch den bekannt gewordenen Fall hervorgerufenen, vielfach sich kundgebenden Aufregung in hiesiger Stadt zu begegnen, nahm zwar die Klage auf, vernahm auch nach dem Wunsche beider Eheleute die Frau des Klägers, hielt jedoch zu einem weitern Einschreiten sich nicht befugt, und schloß vielmehr seine Thätigkeit damit, daß es die gepflogenen Verhandlungen bei der höchsten Staatsbehörde zur Vorlage brachte."

„Von hier gelangten dieselben an die katholische Kirchen-Commission, um den Angeklagten von der An[illegible]

Wir glauben schwerlich, daß die Vorsehung zu Gunsten der Stadt Frankfurt eine Ausnahme von der Handhabung ihres großen, weltgeschichtlichen Gesetzes machen werde. Darum erwarten wir, zumal da kein Staat, auch nicht die Stadt Frankfurt, ein ewiges Leben zu erwarten, sondern die Folgen seiner Thaten in dieser Zeitlichkeit zu tragen hat, ruhig den weitern Verlauf, über den wir seiner Zeit unsern Lesern Bericht erstatten werden. Einstweilen soll, sicherer Kunde zufolge, die katholische Gemeinde in Frankfurt, deren Recht man mit Füßen getreten, eine Klage an den deutschen Bundestag vorbereiten.

XL.

Wiesbadner Miserabilien.

† Mainz, 13. Oct.. In unserer Nachbarschaft, in Wiesbaden, war in diesen Tagen große Aufregung durch die Ankunft Ronge's und Dowiat's, „Reformatoren aus Breslau", wie sie im Frankfurter Fremdenblatt aufgeführt worden. Der Regierungspräsident Möller und der protestantische Landesbischof Heidenreich hatten für die Predigten derselben die protestantische Kirche angeboten. Dem Herrn Minister von Dungern war dieß denn doch zu bedenklich, und sein Verbot hinderte, daß jene Kirche die Stätte des Skandals wurde, wo „das Gedächtnißmahl, das von nun an kein Geheimniß ist", gefeiert wurde. Es war, wie auch sonst, in dem Gasthof zu den vier Jahreszeiten, wo die Predigten gehalten wurden. Das Hauptfest aber, nicht das Gedächtnißmahl, sondern das Diner, das den beiden Reformatoren gegeben wurde, war im Gasthof „zur Rose." Hierbei wollen wir einen Augenblick verweilen. Als das Mahl eine Weile gedauert hatte, brachte Dowiat, der bekanntlich in politischen Strebungen der Keckste unter den neuen Helden ist, die Rede auf Preßfreiheit u. dgl. Der Müller Mai von Wiesbaden, der Chef und das erleuchtete Haupt

der neuen Gemeinde in der Nassauischen Hauptstadt — der ohne Zweifel dem Herrn Regierungspräsidenten Möller speciell verantwortlich ist — fand die Sache bedenklich, erhob sich, und erklärte das Festmahl für aufgehoben. Ein junger Advokat aber wollte sich diese Erklärung nicht gefallen lassen, nahm das Wort, und sagte dem genannten Müllermeister, er sei hier Gast wie jeder andere, wie er sich nur einfallen lassen könne, die Tafel für aufgehoben zu erklären. Es kam zu einiger Verwirrung. Ein Theil blieb, der andere ging. Unter denen, die gingen, war auch der Stadtamtmann von Wiesbaden, Hr. Schweikart, der, obwohl katholisch und bis jetzt noch nicht erklärter Rongianer, doch für gut befunden hatte, nebst Frau Gemahlin an einem dem Herrn Regierungspräsidenten so wohlgefälligen Diner Theil zu nehmen; wie es ja auch der Vetter des Regierungspräsidenten, der Herr von Langsdorf gethan hatte, der einer der lautesten bei den Sectirer-Diners ist. — Aus den Zeitungen werden Sie gesehen haben, daß Ronge mit einem Pokal und Dowiat mit einer Taschenuhr von der frommen Gemeinde in Wiesbaden beschenkt worden ist. Als man Dowiat die Uhr überreichte, dankte er und fügte dann hinzu, er wolle den Herren nun sagen, wie die Weltgeschichte die Stunden geschlagen habe: es habe eins geschlagen im Jahre 1517, als Luther u. s. w.; es habe zwei geschlagen im Jahre 1789, als die Juli-Sonne u. s. w., aber drei habe es damals noch nicht schlagen können u. s. w. u. s. w. Sie sehen, Dowiat rückt muthiger mit der Sprache heraus, als Ronge, der in Stuttgart einem Theil seiner Zuhörer mißfallen, weil er auch vom Gehorsam gegen die Fürsten zu sprechen für gut fand. — Gestern Nachmittag kam Ronge mit dem Dampfschiff hieher nach Mainz. Einige Tage vorher war er inkognito hier gewesen, hatte mit einem hier wohnenden guten Freund das Terrain sondirt, dasselbe aber nicht hinlänglich sicher gefunden, stieg deshalb nicht vom Dampfschiff an's Land. Während der Viertelstunde, die das Dampfschiff hier anhielt, ward es schnell bekannt, daß der große Reformator nahe sei; haufenweise strömte man nach dem Rhein; und als nun das Dampfschiff abfuhr, ward Ronge von allen Seiten mit gellendem und anhaltendem Pfeifen begrüßt, zum deutlichen Zeichen, welche Sympathien sich für ihn hier finden. So schiffte er dann rheinaufwärts, ohne Hoffnung, hier eine Gemeinde gründen zu können.

XLI.

Correspondenz aus dem Norden.

Aus **Dresden** schreibt man uns: Anderthalb Jahre habe ich im Centrum des Ultramontanism, in München, gelebt, aber noch nie so viel von ihm gehört noch gewußt, als in acht Tagen in Leipzig und Dresden. Welch ein fürchterlicher Kerl ist der Jesuit, in der Linken den Kelch, in der Rechten den Dolch, Europa schmachtet unter seinen Füßen — das Alles ist deutlich zu haben für zwei Groschen! Wie der Jesuitism jetzt „Hochwasser“ in Breslau hat; wie er überall sein verruchtes Haupt wieder zu erheben wagt; wie er in Deutschland alle Gräuel wiederholen will, die schon Hesperien von ihm erduldet — wie der verehrte Mann Ronge seinen Triumphzug durch Deutschland hält, das Alles ist spottbillig zu erfahren aus der „Sächsischen Dorfzeitung“, „der Ameise“, „dem Correspondenten“; jedes sächsische Höckerweib und jeder Kaminfeger kann aus ihnen des politischen und religiösen Bewußtseyns seiner Zeit theilhaftig werden, und klärlich ersehen, welch ein einfältiges und fluchwürdiges Geschlecht wir Katholiken sind, halb aus Betrügern, und halb aus Betrogenen bestehend. Hierin liegt der Schlüssel der hier herrschenden, fanatischen Stimmung. Exempeln gab Leipzig.

Aus **Schlesien** wird uns geschrieben: Welch eine Stimmung in Preußen sei, mögen Sie daraus ersehen, daß die protestantische Gemeinde, z. B. in dem Städtchen Patschkau, Kreis Neisse, mit nur wenigen Ausnahmen, zu den Lichtfreunden gehört, und doch sind dieß noch die ruhigsten Theile von Schlesien, hart an der österreichischen Gränze. — Ueberhaupt ist der Rongescandal, in so weit er die Katholiken betrifft, ein gemachter. Wo nur ein Funke sich vorfindet, wird er von gewissen geheimen Gesellschaften angeblasen, und Stroh und Holz dazu getragen, um wo möglich

eine Flamme herauszubringen. Wir leben überhaupt in dem Zustande einer religiösen Fehde. Das Landrecht ist für uns Katholiken nicht mehr zum Schutze da. — Jeder kann ungestraft unsere Rechte verletzen. — Wie destructiv die schlechte Presse wirke, davon haben Sie gar keinen Begriff. Haß und Erbitterung mehren sich auf eine unglaubliche Weise. Seit einem Jahre konnte man wie an einem Thermometer wahrnehmen, daß die Auctorität der Staatsgewalt von Tag zu Tag sinke; die Verwaltung schwankt, so daß Alles seekrank wird. Das radikale Element zeigt sich hier, wie in der Schweiz, immer kühner, und die Guten, welche an Gott hangen, und mit dem König, als einem von Gott Geordneten es wohl meinen, verlieren mehr und mehr das Vertrauen in eine glückliche Lösung dieser schrecklichen Wirrnisse, weil sie keine Entschiedenheit gegen das revolutionäre Element sehen. Sogar bis in die untere Schichte des Volkes ist die Meinung gedrungen, daß wir verhängnißvollen Tagen entgegen gehen. Nur ein entschiedener, consequent wirkender Wille könnte vielleicht noch Alles in der normalen Bahn erhalten, weil die Zahl der Guten noch überwiegend ist.

Aus **Berlin** wird geschrieben: Das bodenlose Treiben der Neukatholiken berührt unsere katholische Gemeinde kaum. Einige Irregeleitete sind an der Schwelle aus eigener Bewegung zurückgekehrt, und die anderen, noch keine funfzig, sind Leute ohne Farbe, die lediglich dem Geschmack der Zeit sich anschließen. Auch sie können sich noch eines Besseren besinnen. Uebrigens scheinen die Lichtfreunde auf dem Wege zu seyn, die junge deutsche Kirche mit Stumpf und Stiel zu verschlingen. Denn unter den Protest-Leuten erscheinen auch wieder die Deutschkatholiken. Jeden Sonnabend wird hier bei St. Hedwig gegen die einbrechende Dämmerung eine kirchliche Andacht — Abendsegen — gehalten, die außerordentlich besucht wird und ein Dorn im Auge der Feinde ist. Auch die beiden neu entstandenen Monatschriften, Petrus und Paulus, zur Wahrung der katholischen Interessen, haben einen ziemlich glücklichen Fortgang. Ueberhaupt aber hat das katholische Leben hier seit dem Auftreten der Sectirer sehr an Entschiedenheit gewonnen.

XLII.

Literatur.

Adolph Freiherr von Knigge. Von Karl Gödecke, Hannover 1844.

Knigge (geb. 1752, gest. 1796) zu Hannover) ist einer von jenen Charakteren, in welchen sich eben wegen ihrer Flachheit und ihres Mangels an tieferer Eigenthümlichkeit und wirklicher Originalität die ganze Misere ihrer Zeit und Umgebung recht bequem und handgreiflich abspiegeln kann. Sein Leben ist für uns Spätergeborne besonders wegen der Beziehung interessant, in welche er zu dem Illuminatenwesen des vorigen Jahrhunderts trat, und hierüber gibt die vorliegende Schrift recht interessante Aufschlüsse, die jedenfalls einen nicht uninteressanten Beitrag zur Sittengeschichte der Aufklärungsperiode liefern.

Knigge hörte frühe schon im elterlichen Hause mit Enthusiasmus von Freimaurerei und geheimen Wissenschaften reden, und hing sich als Knabe, in Gesellschaft mit einigen andern Knaben, ein silbernes Kreuz an ein Bändchen in's Knopfloch, entwarf auch mit ihnen einen halben Bogen Gesetze, die, wie er spöttisch bemerkte, wenigstens unschuldiger und nicht unwirksamer waren, als die Gesetze mancher größern Verbindungen. Bald nach vollendeten Universitätsstudien beginnen seine Beziehungen zu den Geheimbünden seiner Zeit. „Wie die Deutschen

zu allen Zeiten, so weit die Geschichte reicht, eine ganz besondere Neigung zu Vereinen und geschlossenen Gesellschaften gezeigt haben, die nach den verschiedenen Zeiträumen größerer oder geringerer Volksfreiheit öffentlich oder geheim waren, so drängt sich besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Volksleben nach geheimen Verbindungen hin, die in zahlreicher Menge sich schlossen und eben so bald wieder auflösten. Die Freimaurerei war eigentlich die Mutter aller übrigen Gesellschaften, die dann freilich oft genug wie entartete Kinder gegen die Mutter auftraten. Sobald Knigge das erforderliche Alter erreicht hatte, ließ er sich im Jahre 1772 bei der Freimaurerloge der stricten Observanz in Cassel aufnehmen. Seine früheren Ordensverbindungen hatten ihn nur noch lüsterner nach der Freimaurerei gemacht, einem Orden, von dem er meinte, daß er große und wichtige Dinge verschließen müsse, weil er sich so lange erhalten, und eine so große Menge der besten und verständigsten Menschen (!?) beschäftigt habe. An der Spitze der Loge zu Cassel stand damals ein edler Mann (Waitz von Eschen), der auf Zucht, Ordnung, Unterwürfigkeit und Sittlichkeit der Brüder hielt, und die vorgeschriebenen Abgaben pünktlich einzahlen ließ. Knigges Vorwitz, Jugend, Mangel an Subordinationsgeist, manche Unvorsichtigkeit in seinem Betragen, seine eingeschränkten häuslichen Umstände, und endlich seine damalige politische Lage hielten seine Beförderung im Orden auf. Er blieb immer Lehrling. Das kränkte seine Eitelkeit, die ihn eine Rolle zu spielen drängte. Den Mangel an loyal erworbenen Kenntnissen zu ersetzen, legte er sich auf das Forschen. „„Der verrathene Freimaurer““ und dergleichen Bücher gaben ihm Stoff dazu, und ein Verräther, der in dem Systeme der stricten Observanz, was man so nennt, durchgeführt, das heißt Tempelherr war, erzählte ihm bei einer Flasche Wein die Einrichtung aller Grade dieses Systems, und vergaß auch nicht, große Vorstellungen von den verborgenen Obern und Clerikern bei seinem begierigen Zuhörer zu erwecken. Stolz auf diesen neuen Schatz von Kenntnissen versuchte Knigge die-

selben geltend zu machen und sein Fortrücken im Orden dadurch umsonst zu ertrotzen. Allein man nahm zu seinem Verdruß gar keine Rücksicht darauf, gab ihm anheim, das Erkundschaftete für wahr oder unwahr zu halten, es auf seine Gefahr auszuplaudern oder zu verschweigen, seine Beförderung auf dem gewöhnlichen Wege zu suchen, oder auf einem andern zu hindern. Beleidigt durch diese Gleichmüthigkeit besuchte er fortan die Loge nur selten."

Erst als er später im Jahre 1777 am Hofe des Erbprinzen Wilhelm von Hessen zu Hanau eine Stellung fand, wurde er durch das Versprechen: ihn schnell durch die Grade des Systems zu führen, und ihn die Receptionsgelder nach seiner Bequemlichkeit bezahlen zu lassen, zu größerm Eifer bewogen. „Dadurch brachte er es dahin, daß man ihn bald in den sogenannten hohen Orden, von dem er bereits die Kenntnisse besaß, unter den Namen a cygno aufnahm. Um nichts halb zu thun, fing er nun an, die so gepriesenen höheren Wissenschaften zu treiben." „Seiner religiösen Verfassung nach schwebte er zwischen Glauben und Unglauben, war weder mit den Kirchensystemen zufrieden, noch fand er Beruhigung in der bloßen Vernunftreligion, voll Zweifel über die Wahrheit einiger Offenbarungssätze und voll Sehnsucht nach besserer, übernatürlicher Erleuchtung. Er traute dem Orden, neben der Spielerei mit nichtigen Dingen, die Beschäftigung mit höheren Gegenständen zu. Ihm fielen alte Manuscripte in die Hand, er hatte Gelegenheit, sehr seltene obere Grade anderer Freimaurerzweige kennen zu lernen, alles deutete auf geheime höhere Wissenschaften hin. Er kam in Bekanntschaft mit Schröder in Marburg, der auch den kältesten Mann für Theosophie, Magie und Alchymie in Bewegung zu setzen wußte, und Knigge war kein kalter Mann, sondern ein feuriger, phantastischer, brausender Jüngling von fünfundzwanzig Jahren! Er reiste begierig auf Abentheuer aus. Wo in einem Hause der Bediente, oder die Magd, oder beide mit einander von einem bösen Geiste geplagt wurden, wo ein schlauer Mönch im Rufe

stand, die Seelen der Verstorbenen citiren und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können, wo ein alter Mann abgesondert lebte von der Welt und leichtgläubige Thoren zu seinen Schmelztiegeln lockte, da blieb der hochwürdige Bruder a cygno nicht fern." „Dabei trug ihm der Ruf, daß er sich mit mystisch-kabbalistischen Dingen befaße, allerlei unangenehme Besuche ein. Er hatte ein Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore gemiethet. Auf demselben stand ein Thürmchen, was die Aufmerksamkeit der Fremden erregte und die Gläubigen in der geheimen Meinung von seinen geheimen Studien befestigte. Da ging kein wandernder Schauspieler, kein vagirender Geisterseher vornehmen und geringen Standes, kein reisender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher seinem ländlichen Aufenthalte vorbei, und wenn er auch manche interessante Bekanntschaft machte, so waren die meisten doch nur lästig, indem sie ihn um Zeit und Geld brachten. Praktisch trieb er die Alchymie nicht stark, „„ein halbes Dutzend silberner Kaffeelöffel"", sagt er, „„ist alles, was ich, so viel ich mich erinnere, daran gewendet habe."" Er lernte bald den Jargon der Mystiker auswendig. Halb glaubte, halb zweifelte er, halb wurde er belogen und verführt, halb täuschte und verführte er Andere, indem er seine Schwächen in diesen Kenntnissen nicht verrathen, und die Meister der Kunst nicht verscheuchen mochte, durch deren Hülfe er die Ideen vollends zu berichtigen und zu ordnen hoffte, die bis dahin nur als ein Chaos in seinem nebelvollen Kopfe schwebten. Und diese Existenz gefiel ihm; er hatte keine andere; alle übrigen Plane in der Welt waren ihm mißlungen, und doch glaubte er etwas Besseres seyn zu müssen, als ein gewöhnlicher Mensch. Enthusiastisch für Alles, was Mysterien hieß, war ihm das Unverständlichste fast immer das Ehrwürdigste. Zum Rosenkreuzer war er niemals aufgenommen, denn er hielt die deutschen Rosenkreuzer für unächt und unwissend, aber diese alte Verbrüderung war ihm seit Schröder's vertraulichen Eröffnungen äußerst werth geworden. Natürlich war auch die Idee eines Priesterthums einer seiner Lieb-

lingsbegriffe geworden, und wer ihm damals auf eine Art, welche diesen Begriffen geschmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jesuit zu werden, würde gar nicht viel Widerstreben bei ihm gefunden haben, wie denn wirklich auch (handschriftlichen Mittheilungen zufolge) um diese Zeit unter den Freimaurern das Gerücht einer Religionsänderung Kigges auftauchte. Die beigebrachten Gründe für die Wahrscheinlichkeit desselben, daß er einmal zwischen zwei katholischen Geistlichen nach dem Hause eines anderen katholischen Geistlichen gegangen sei, sind indeß zu unsicher, um eine weitere Untersuchung dieses Punktes nöthig zu machen."

„In diese Periode fällt sein Versuch, eine „„neue allgemeine Volksreligion"" zu stiften, den er bald mit dem Plane, Reformator des Freimaurerordens zu werden, vertauschte. Bei dieser Gelegenheit machte er 1780 in der Loge zu Frankfurt die Bekanntschaft des Marquis von Constanza, den die bayerischen Illuminaten unter dem Ordensnamen Diomedes auf Werbung in das nördliche Deutschland ausgeschickt hatten. Knigge und noch drei Maurer wurden in Frankfurt gewonnen. Allein die mitgetheilten Papiere der Minervalklasse kamen ihnen sehr dürftig und mager vor. Eine Art von Schulanstalt, Operationen zur Ausbildung junger Leute, Empfehlung von Büchern, die in protestantischen Ländern unter den niedrigsten Classen sehr verbreitet waren — alles, wie es für zurückgebliebene, katholische Länder gut und nöthig seyn mochte; die nördlichen Gegenden waren für solche Dinge schon zu weit vorgeschritten. Doch wußten die Neugeworbenen dieß mit erdenklichen Gründen zu entschuldigen. Indeß wurden sie von den guten Leuten in München, die in ihrem Schreiben nicht gerade die glänzendste Rolle spielten, sehr schulmeisterlich behandelt. Sie verlangten, ehe sie für die Sache wirkten, tiefer eingeweiht zu werden. Taube Ohren! Die drei Freunde traten daher zurück; Knigge aber trieb das Wesen noch eine zeitlang, bis er im November 1780 einen Brief von Weishaupt, genannt Spartacus, bekam, in welchem es hieß, die Oberen hätten ihm be-

fohlen, fortan mit Knigge zu correspondiren, er solle gar nicht mehr nach München schreiben, und den Inhalt von Spartacus Briefen vor Jedermann geheim halten."

„Diese Briefe athmeten nun freilich einen andern Geist, als jene aus München. Alles, was Weishaupt sagte, und die Art seiner Darstellung, setzte Knigge in Eifer für die Sache des Ordens. Er entwarf, ohne mehr Papiere mitzutheilen, ein Bild im Allgemeinen. Es sei eine Verbindung, hieß es, welche durch die feinsten und sichersten Mittel den Zweck erlange, der Tugend und Weisheit in der Welt über Dummheit und Bosheit den Sieg zu verschaffen, die wichtigsten Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaften herbeizuführen, die Mitglieder zu edlen, großen Menschen zu bilden, und diesen dann den gewissen Preis ihrer Vervollkommnung auch in dieser Welt schon zu sichern, sie gegen Verfolgung, Schicksale und Unterdrückung zu schützen, und dem Despotismus aller Art die Hände zu binden. — Auch wußte Weishaupt die Vortrefflichkeit der Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, sehr ins Licht zu setzen. Er versprach einen neuen Himmel, eine neue Erde, ein System, das Welt und Menschen umschaffe, ein Bündniß der Edelsten, eine heilige Legion unüberwindlicher Streiter für Weisheit und Tugend. Auch wußte er die Befriedigung hervorzuheben, welche die Speculation des Denkers in jener Verbindung zu erwarten habe, bat aber nicht mehr um praktische Thätigkeit, als um philosophisches Forschen, und fügte hinzu, Knigge solle sich an seine Person halten, wenn er nicht alles wahr mache, was er ihm verspreche, und worauf er ihm seine Ehre verpfände."

„Weishaupt forderte, ehe er Grade mittheilen könne, die über die Minervalclasse hinausgingen, solle Knigge erst Pflanzschulen anlegen und mehr Mitglieder anwerben. Dieß that letzterer mit allem Eifer. Er lud die Besten unter den Männern aller Systeme ein, an der Verbindung mit den Illuminaten Theil zu nehmen, und hatte in kurzer Zeit eine große Anzahl edler, vornehmer, gelehrter und wichtiger Männer zu Minervalen angeworben. Weishaupt billigte, voll Entzücken über den guten Fortgang der Sache, die Wahlen. Allen wurde der Geist mitgetheilt, der von Weishaupt ausging. Auf sein Ehrenwort gestützt, verpfändete Knigge das seinige für die Größe und Güte der Sache; schrieb jener mit Wärme von dem Orden, so schrieb dieser mit heißem Enthusiasmus, verhieß Weishaupt Glück und Wonne, so versprach Knigge, seinem Temperamente gemäß, Paradiesesseligkeit. Zwar sah er bald, daß er zu lebhaft eingenommen sei, und fing an, in seinen Versprechungen vorsichtiger zu werden, allein die Neuaufgenommenen malten das Bild mit eignen Farben weiter aus. Jeder glaubte im Orden zu finden, was er begehrte, und meinte am Ende,

was er sich selbst versprach, sei ihm von Knigge versprochen, und müsse ihm von diesem geschafft werden. Jeder warb seine besten Freunde an. Die Sache griff unbeschreiblich schnell um sich. Die Brüderschaft reichte von Kopenhagen bis nach Neapel. Knigge konnte den Strom nicht mehr aufhalten und die kleinen Details nicht mehr übersehen. Es wurden viele aufgenommen, die gar keine Subjecte für solche Verbindung waren. Bald hatte er es mit mehreren hundert Menschen zu thun, die alle durch ihn befriedigt und belehrt seyn, durch ihn alles erlangen wollten, was ihr Herz nur wünschte. Er mußte alle seine physischen, ökonomischen und intellectuellen Kräfte Tag und Nacht aufbieten, um nicht moralisch zu falliren. Jeder wollte haben, Niemand geben; Niemand konnte sich in seine ängstliche, über allen Ausdruck mühselige Lage setzen. Wollte ein Forstmann wissen, welche Holzarten in diesem oder jenem Boden am besten gedeihen könnten, so wandte er sich an den Orden; wollte ein Chemiker wissen, welche Art Phosphor zu machen die beste wäre, so mußte der Orden ihm Auskunft geben. Viele wollten zu Ehrenstellen und Bedienungen befördert seyn, andere verlangten Geldvorschüsse oder Pränumerationen auf Bücher, die sie schreiben und durch den Orden ausposaunen wollten; andere beträchtliche Darlehen, um ihre Güter schuldenfrei zu machen; andere begehrten, daß von Seiten des Ordens Heirathen oder Vergleiche für sie negotiirt, Processe geschlichtet werden sollten. Suchte Knigge unter dieser drückenden Last bei den vermeinten Oberen Hülfe, so hieß es von Ingolstadt, jede Provinz müsse für ihre Leute selbst sorgen. Alles fiel einzig und allein auf Knigge, der, da er selbst keine höhere Grade hatte, auch keine Mittelobern zur Erleichterung seiner Bürde ansetzen konnte, denn er vermochte nicht, sie zu instruiren. Und die Leute wurden leicht muthlos, ja unhöflich und trotzend (ungeachtet er von keinem einen Heller nahm [?]), wenn ihre Wünsche keine Befriedigung fanden. Er that, was nur möglich war, und mit Recht durfte er, seiner Schrift über diesen Gegenstand gedenkend, sagen, man finde in derselben Beispiele, was rastlose Thätigkeit bewirken, wohin Enthusiasmus aller Art führen, und wie man Menschen lenken und mißbrauchen könne. Es ging; jeder glaubte an die Allmacht des Ordens. Sein Gartenhaus bei Frankfurt war ein Bureau, in dem sich gegenseitige Hülfsleistungen concentrirten. Während er, die häufigen vorhin erwähnten Besuche abgerechnet, ein einfaches, unbekanntes Leben führte, außer aller Verbindung mit Fürsten und Höfen stand, die er durch den freien Ton seiner Schriften wenigstens nicht für sich eingenommen hatte, ohne Bedienung, ohne Reichthum war: vergab er durch die vielfach ausgetauschten Hülfsleistungen der Mitglieder untereinander, die er durch den ausgebreitetsten, über halb Europa verzweigten Briefwechsel in Thätigkeit setzte, Ehrenstellen, Pfründen, Würden, theilte im Namen der vermeinten Oberen die

Gunstbezeugungen des Glücks nach seiner Meinung an die Würdigsten aus. Familien- und Cabinetsgeheimnisse wurden ihm nicht selten mitgetheilt; so fest traueten die Leute, weil immer uneigennützig und redlich mit ihnen umgegangen wurde (???). Ein großer Theil dieser Dinge ist nie von andern als Knigge's Augen erblickt worden, und er will sich nur einer einzigen Indiscretion erinnern, die aber weiter keine Folgen gehabt habe."

„Zwar hatte er fast immer einige von den jüngern Brüdern in seinem Zimmer mit Abschreiben beschäftigt sitzen, wie er denn auch zwei eidlich verpflichtete Copisten unterhielt, aber die Hauptsachen und der wichtigere Briefwechsel mußten doch durch ihn selbst geführt werden. Seine Gesundheit nahm dabei merklich ab. Seine Kasse vermochte die beschwerlichen Ausgaben für Porto und kleine Reisen nicht mehr zu bestreiten. (Einige größere, wie die fünfwöchige eilige Reise nach Braunschweig, wohin ihn der Herzog Ferdinand berufen, wurden ihm von denen vergütet, derentwillen er sie unternommen hatte.) — Er mußte sein bischen Silberzeug versetzen, wiewohl es ihm leicht gewesen wäre, durch die Verbindungen seiner Correspondenz für sich selbst materielle Vortheile zu erringen. Auch wurden ihm, und auch Weishaupt, zuweilen sehr reizende Anträge von der Art gemacht, die sie beide indeß ausschlugen."

„Den Mitgliedern in München schien damals die Partei der Jesuiten und der deutschen Rosenkreuzer für den Orden und für die Welt gleich gefährlich. Sie schickten Kniggen daher Documente, die gegen die Jesuiten zeugten und die er in Schlözers Briefwechsel einrücken ließ. Diesen Documenten zufolge gingen sie damit um, die deutsche Sprache von Schulen und Universitäten zu verbannen, die protestantischen Lehrbücher von katholischen hohen und niedern Schulen zu verdrängen; sie wollten die „„philosophische Moral"" nicht mehr dulden, und dieselbe von der „„theologischen Moral"" nicht länger getrennt wissen, lauter Dinge, die man von ihnen doch nicht füglich anders erwarten konnte. Gewichtiger war die Nachweisung ihrer Unwissenheit in speculativen und historischen Dingen, durch welche sie sich veranlaßt sahen, gegen gelehrtere und achtungswerthe Männer, sowohl Katholiken als Protestanten, mit Verleumdungen und Verketzerungen zu Felde zu ziehen. — Nachdem man Knigge mit noch genaueren Nachrichten versehen und er Chalotais Werk über Jesuiten und andere gesammelte Angaben benützt hatte, schrieb er unter dem Namen Joseph Aloisius Maier und unter der Maske eines ehemaligen Jesuiten das Büchelchen: „„Ueber Jesuiten, Freimaurer und deutsche Rosenkreuzer"", ferner die „„Warnung an die deutschen Fürsten, Jesuiten-Geist und Dolch betreffend."" Er versichert, beide Werke theils nur aus Gefälligkeit gegen die Illuminaten, theils nur aus Eifer für die gute Sache der Vernunft und

Freiheit geschrieben zu haben, indem er seines Wissens bis dahin nie in seinem Leben mit einem Jesuiten gesprochen, noch mit den Rosenkreuzern jemals das Geringste, weder im Guten, noch im Bösen, zu thun gehabt habe, und nie von den einen oder andern beleidigt sei."

„In dieser Zeit schickte ihm Weishaupt, der seine Zufriedenheit in hohen Schmeichelworten zu erkennen gab, einen Theil seines kleinen Illuminatengrades, der den Besten unter den Aufgenommenen wie ein Meisterstück vorkam und sehr gefiel. Doch ließ Weishaupt auch jetzt schon zuweilen einige Unzufriedenheit, freilich in der höflichsten Weise, durchblicken, wenn Knigge's Versuche bei einigen Leuten nicht nach Wunsche gelangen. Diese fingen an ungeduldig zu werden, wollten tiefer eindringen, fürchteten wohl gar hinter der glänzenden Außenseite gefährliche Irrgänge. Knigge konnte, wenn das Ganze nicht in Verwirrung kommen sollte, nicht mehr ohne Kenntniß der höheren Grade bestehen, und als er nun unter Hinweisung auf seinen bisherigen Diensteifer, der ihn eines uneingeschränkten Zutrauens nicht unwürdig erscheinen lasse, ernstlich auf gänzliche Darlegung des Systems drang: da rückte Weishaupt-Spartacus endlich mit dem großen Geheimnisse heraus, daß der Orden eigentlich noch gar nicht, sondern nur erst in seinem Kopfe existire, daß nur die untere Classe in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, daß er aber zu den höhern Graden die herrlichsten Materialien gesammelt habe. Knigge möge den kleinen Betrug verzeihen. Zu diesem großen Werke habe er sich längst nach würdigen Mitarbeitern gesehnt, außer ihm aber noch keinen gefunden, der so in des Systemes Geist zu bringen wisse, und dabei so pünktlich und unermüdet thätig sei. Er lege die ganze Sache in Knigge's Hände, der damit nach Gutdünken schalten möge. Um hierüber mündliche Verabredungen zu nehmen, bitte er Knigge, nach Bayern zu kommen; die Brüder erwarten ihn sehnlich und seien bereit, ihm die Unkosten der Reise zu vergüten."

„So unerhört die Verlegenheit auch war, in welche Knigge durch diese Eröffnung gesetzt wurde, so war er doch nicht gesonnen, die Sache fallen zu lassen, er schrieb vielmehr an Weishaupt, daß sie um so günstiger stehe, wenn nur die höheren Grade sobald als möglich ausgearbeitet und aller Orten Obere angestellt würden. Im November 1781 reiste er durch Schwaben und Franken nach Bayern, und lernte die große Anzahl der damaligen Mitglieder, die nicht unter seiner Direction standen, persönlich kennen. Er wurde von ihnen mit ausgezeichneter Hochachtung, Treuherzigkeit und Zärtlichkeit empfangen, bewirthet und während einer kleinen Unpäßlichkeit, die ihm in Eichstädt zustieß, verpflegt. Die Schilderung der Einzelnen, die er

gibt, so günstig sie auch lautet, verhindert doch nicht, daß er ausspricht, was ihm mißfiel. Weishaupt war ein unpraktischer Stubengelehrter, dessen Menschenstudium bloß auf der genauen Kenntniß der Verfassung des Jesuitenordens und der Art beruhte, wie diese Väter mit ihren Kindern verfuhren. Sein Lieblingsgedanke war es, sich der nämlichen Mittel zum Guten zu bedienen, welche jener Orden zu bösen Zwecken anwendete. Daher war er damals nicht immer verlegen um die Wahl seiner Mittel, hielt zur Durchsetzung seiner Plane einen Despotismus der Oberen gegen die Untergebenen, und unbedingten blinden Gehorsam dieser gegen jene für nöthig, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln in einer öffentlich nicht geschützten Verbindung ohnehin unanwendbar seyn mußte. Er selbst rechnete zwar auf keine Früchte des Ordens während seines Lebens, sondern dachte die im Geiste des Ordens erzogenen Jünglinge als Erzieher der folgenden Generationen an die Spitze des Werks zu stellen, aber das war unmöglich auszuführen. — Die übrigen Mitglieder des Ordens waren unthätig, setzten keine Feder an, waren alle theils zu zerstreut und ihrem Vergnügen ergeben, theils mit Berufsgeschäften überhäuft, und wollten dennoch nicht, daß etwas ohne sie geschehe. Noch immer wurde unter ihnen die Frage aufgeworfen, was denn nun eigentlich der letzte Hauptzweck des Ordens seyn solle? Die herrschende Idee bei Allen war zwar, allgemeine Aufklärung zu befördern, sich untereinander beizustehen, und im bürgerlichen Leben jedes Mitglied nach Verdienst und Fähigkeit zu heben, allein gerade über die Aufklärung waren die Begriffe sehr unbestimmt; sie redeten zu frei über Religion, Glauben und Offenbarung, waren intolerant gegen die, welche ihre Dogmen nicht für nichts weggeben wollten; auch war gegen die Reinheit ihrer Sitten manches einzuwenden; sie mischten sich in politische Händel, um den Ordensmitgliedern bürgerliche Vortheile zu schaffen; alle Areopagiten, d. h. die Leiter und Stifter des Ordens, waren mit Weishaupt über den Fuß gespannt, klagten über seinen eigensinnigen Despotismus, über seinen unsichern Wankelmuth, er wolle alles von andern ausführen lassen und ergrüble nur unpraktische Pläne. Sie trugen mehr die Farbe der Erbitterung, als die der Wahrheit auf. Uebrigens blickte durch alle Unvollkommenheiten der beste Eifer und treueste Wille durch."

„Knigge fing nun damit an, die Areopagiten mit Weishaupt auszusöhnen, was ohne große Mühe gelang. Dann trat er, auf der Leute eignes Bitten, um dem Orden mehr Schein zu geben, als Abgeordneter der hohen, unbekannten Oberen auf, handelte als solcher, indem er den Zustand der verschiedenen Pflanzschulen in dortiger Gegend untersuchte, ermunterte, verhieß, vertröstete, ein paar angesehene Männer gewann und die Areopagiten mit den verschiedenen maurerischen Systemen bekannt machte. Sodann schloß er mündlich und schriftlich mit seinen Mitverbun-

denen einen Vertrag, wegen ihrer künftigen Operationen ab. Er sollte, mit Ausnahme der Mysterienclassen, das ganze System im Entwurf ausarbeiten, er durfte das Ganze an die Freimaurerei knüpfen, bekam Vollmacht, sich auf dem Maurerconvente in Wilhelmsbad allen redlichen und verständigen Brüdern zu eröffnen, um sie zu gewinnen; er durfte so viele Mitglieder zu Areopagiten machen, und so viele Obere ansetzen, als er nöthig finden würde; er bedung sich aus, daß die Entwicklung ihrer religiösen und politischen Grundsätze bis auf die großen Mysterien verspart und diese vorerst noch nicht ausgearbeitet würden; endlich brachte er es dahin, daß man ihm zugestand, daß eine Art republikanischer Verfassung im Orden selbst eingeführt werde, wodurch er ein Gegengewicht gegen künftigen möglichen Despotismus und Mißbrauch zu herrschsüchtigen Zwecken bei Zeiten schaffen wollte."

„Als dieß geordnet war, reiste Knigge nach Frankfurt zurück, und gab sich an die ihm aufgetragene Arbeit. Er machte mündlich und schriftlich Versuche, ob er nicht die Freimaurer, die am meisten Einfluß auf dem bevorstehenden Convente haben würden, zur Annahme eines solchen Systems vorbereiten könne, bekam aber jedesmal die Antwort, er möge seine Papiere einschicken, oder auf dem Convente vorlegen, man wolle dann sehen, was darunter brauchbar sei oder nicht tauge. Den Convent besuchte er nicht; es kam dort auch nichts zu Stande. Um so mehr traten Maurer zu den Illuminaten."

„Alles schien gut zu gehen, Jedermann war zufrieden. Knigge gab alle Directionen ab und arbeitete, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, als untergeordnetes Mitglied."

„Die übrigen Areopagiten handelten nicht eben so, vorzüglich konnte Weishaupt sich nicht in die Vorstellung finden, daß der Orden, jetzt eine Verbindung unter freien Menschen, sein Eigenthum nicht mehr sei. Er fertigte Knigge, als die Grade kaum eingeführt waren, eigenmächtige Veränderungen, Zusätze und Umgestaltungen zu, was gegen die feierliche Verabredung lief, und Kniggen bei den Untergebenen lächerlich machen mußte. Seine Vorstellungen wurden nicht beachtet, Jeder bestand auf seinem Kopfe. Knigge wollte sich, zumal der Orden ohne ihn eine höchst unbedeutende Anstalt geblieben wäre, nicht unterjochen und unter die Füße treten lassen. Die gegenseitige Erbitterung nahm zu, es entstanden zwei Parteien im Schooße des Ordens, und so wurde schon jetzt der Keim des innern Verfalls gepflanzt, der den Orden, auch ohne Hinzutreten äußerer Zwangsmittel, mit der Zeit würde zerstört haben."

„Die Eigenmächtigkeiten Weishaupt's nahmen überhand, er verhandelte, ohne sich an die Verfassung zu binden, heimlich und hinterrücks mit



den Ordensgenossen in verschiedenen Provinzen Deutschlands, er compromittirte Kniggen auf mehrfache Weise, und als dieser sich beschwerte, hörte man ihn nicht; man vergaß Alles, was er für den Orden gethan. Schlechte Menschen hetzten Weishaupt noch mehr auf. Knigge's Empfindlichkeit war auf das Höchste gesteigert, er vergaß sich so weit, zu drohen, er wolle die Geschichte einer Gesellschaft, in der man so undankbar und despotisch zu Werke gehe, öffentlich drucken lassen. Man spottete seiner Ohnmacht, und versicherte, man bedürfe seiner nicht weiter, man fürchte ihn nicht. Dennoch verfuhr er nicht ohne Mäßigung. Er fürchtete, er könne sich einst zu niederer Rache verleiten lassen, und verbrannte deßhalb, um vorzubauen, an einem Tage den größten Theil der Papiere, die er von Weishaupt und Andern in Händen hatte, und deren Bekanntmachung Manchen in große Verlegenheit gesetzt haben würde; andere schickte er an die dabei interessirten Leute zurück. Die Hefte der sämmtlichen Grade schenkte er einem Freimaurer gegen einen Revers. Die Acten über ein Geschäft, das einem großen Hofe sehr wichtig war, schickte er dem großen Fürsten zu, den die Sache betraf."

„Endlich wurden einige Männer, die an der Spitze standen, zur Verhütung weiterer Zwistigkeiten bewogen, einen Vergleich zu bewirken, welcher am 1. Juli 1784 zwischen dem Orden und Knigge geschlossen wurde. Man bezeugte ihm schriftlich und förmlich, daß er freiwillig aus dem Orden getreten sei, und daß man seinen bisherigen Eifer für die Ausbreitung des Ordens dankbar anerkenne; man gelobte ihm ferner, durch ein Circular an alle Brüder, vom kleinen Illuminatengrade aufwärts, den nachtheiligen, falschen Gerüchten über ihn zu widersprechen, und ihnen sämmtlich zu befehlen, ihn künftig in Ruhe zu lassen; er endlich lieferte alle noch bei ihm vorhandenen Ordenspapiere aus, und machte sich verbindlich, über das Vorgefallene Verschwiegenheit zu beobachten, den menschenfreundlichen Absichten des Ordens nicht entgegenzuwirken, und seine Oberen weder zu nennen, noch zu compromittiren. So schied er aus einer Verbindung, die fast lediglich sein Werk war, und durfte später heilig betheuern, daß er an Allem, was seit dem 1. Juli 1784 im Orden Gutes oder Böses vorgefallen, auch nicht den mindesten entfernten Antheil habe. Erst, als später der Orden aufgehoben wurde, und Philos Schriften veröffentlicht waren, ergriff er auch seine Vertheidigung öffentlich."

„Nach seiner Trennung vom Illuminatenorden gehörte er zu den Gegnern aller geheimen Verbrüderungen, und warnte nachdrücklich vor jeder Verbindung mit geheimen Orden."

Aber trotz dieser Erklärungen, die vielleicht nur ein Kunstgriff zur Verbergung später beabsichtigter Umtriebe waren, ließ

er sich doch wieder mit dem berüchtigten Bahrdt in den Plan zur Errichtung einer „deutschen Union" ein, welche, wie der Illuminatenorden, „Aufklärung und Menschenwohl" bezweckte, und über deren Geschichte die hier besprochene Schrift ebenfalls interessante Mittheilungen macht. — Daß er sich bei diesem ganzen Treiben eines hohen Grades von Doppelzüngigkeit und Unehrlichkeit schuldig gemacht, und überhaupt weniger zur Classe der Getäuschten, als der mit Absicht und Bewußtseyn Täuschenden gehört habe, dürfte schwer in Abrede zu stellen seyn. Denn schon im Beginn seiner geheimbündlerischen Thätigkeit fehlte es ihm nicht an der Einsicht: „die große Menge der Freimaurer sei durch einen Gemeingeist vereinigt, ohne eigentlich zu wissen, wozu; zu heiliger Verschwiegenheit verpflichtet, ohne eigentlich zu wissen worüber; unter sich getrennt, uneins über Meinungen, ohne eigentlich zu wissen, wer am meisten im Finstern tappe." — Daher denn auch die unvermeidlich nothwendige Erscheinung: daß sich in dieser leeren Hülse die unsaubersten Geister setzen, und daß in der Dunkelheit die entgegengesetztesten Tendenzen nach Herzenslust ihr Wesen treiben. So konnte während der ersten französischen Revolution die Freimaurerei der Heerd des Jacobinismus seyn, während sie unter Napoleon, wie heute in Schlesien und Rheinpreußen, zu einer Filiale der geheimen Polizei herabgesunken ist.

worden sind, nach der Revolution mehr Freiheit erhalten haben, und mein Bruder, der König, noch mehr begünstigt hat; ich komme, um Euch alle den Andern gleich zu machen, und Ihr fangt damit an, daß Ihr den Respekt gegen mich aus den Augen setzt, und beklagt Euch über die Unterdrückung, die Ihr unter der vorigen Regierung erlitten hättet; Euer Benehmen aber zeigt, daß Ihr sie wohl verdient habt. Der erste Akt der Souverainität, den ich habe ausüben müssen, war, daß ich zwei von Euren widerspenstigen Priestern verhaften ließ, sie sitzen im Gefängnisse und sollen verhaftet bleiben. Dagegen ist das erste Wort, das ich aus dem Munde eines reformirten Predigers höre: „„gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist."" Das ist die Lehre, die Ihr predigen solltet. Von diesem Herrn da — auf den Herrn ten Dever deutend — sollt ihr lernen. Immer habe ich unter den Protestanten getreue Unterthanen gefunden; nie habe ich mich über einen zu beklagen gehabt. Ihr habt die Protestanten verläumdet, indem Ihr sie als Leute dargestellt, die staatsgefährliche Grundsätze lehrten; aber ich habe keine besseren Unterthanen, als die Protestanten. In Paris lasse ich mich zum Theil von Protestanten bedienen; sie haben freien Zutritt zu mir, und hier will eine handvoll brabäntischer Fanatiker sich meinen Absichten widersetzen. Hätte ich nicht in Bossuet's Lehre, in den Maximen der gallikanischen Kirche Grundsätze gefunden, die mit den meinigen übereinstimmten, und wäre das Concordat nicht angenommen worden, ich würde Protestant geworden seyn, und dreißig Millionen Menschen wären meinem Beispiele gefolgt. Was für eine Religion lehrt aber Ihr? Wißt Ihr nicht, was Jesus Christus gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und Ihr Andern wollt Euch in meine Reichsgeschäfte mischen!? Ihr wollt nicht für den Souverain beten? (Vermuthlich hatten die katholischen Geistlichen in diesen neuen Provinzen zum Theil erklärt, sie könnten keine Befehle über kirchliche Gegenstände von einer weltlichen Macht annehmen; der Befehl: für den Kaiser zu beten, müsse ihnen erst von ihren geistlichen Obern insinuirt werden.) Ihr wollt ungehorsame Bürger seyn? Die Beweise habe ich in der Tasche. Wenn Ihr in solchen Grundsätzen verharret, so wird Strafe in dieser und Verdammniß in jener Welt Euer Theil seyn. Sie sind"", indem er sich an den Vicar wandte, der ihn angeredet hatte, „„apostolischer Vicar. Wer hat Sie angestellt? Der Papst? Er hat kein Recht dazu. Ich mache die Bischöfe.""

„„Ihr wollt nicht"", indem er sich wieder an Alle wandte, „„für den Monarchen beten? Etwa darum, weil ein römischer Priester mich in den Bann gethan hat? Aber wer hat ihm das Recht gegeben, den Monarchen in den Bann zu thun? Warum haben Luther und Calvin sich von der Kirche getrennt? Euer infamer Ablaßkram hat sie empört, und die deutschen

Fürsten wollten Euer Joch nicht mehr tragen. Die Engländer haben Recht gehabt, sich von Euch loszusagen. Die Päpste haben durch ihre Hierarchie Europa in Feuer und Flammen gesetzt. Ihr möchtet wohl gern wieder von neuem Blutgerüste und Scheiterhaufen aufrichten; aber ich will dafür sorgen, daß nichts daraus wird.""

„„Seid Ihr von der Religion Gregors VII.? Bonifacius VIII.? Benedicts XIV.? Clemens XII.? Ich bins nicht; ich bin von der Religion Jesu Christi, der gesagt hat: Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist; und demselben Evangelium gemäß gebe ich auch Gott, was Gottes ist. Meinen Szepter habe ich von Gott; ich trage das weltliche Schwert, und ich werde es zu führen wissen. Gott richtet die Thronen auf, nicht ich habe mich auf meinen Thron geschwungen: Gott hat mich darauf gesetzt, und Ihr Erdenwürmer (Vermisseaux de terre) wollt Euch dem widersetzen? Ich bin keinem Papste, sondern nur Gott und Jesu Christo Rechenschaft von meiner Regierung schuldig; meint Ihr, daß ich dazu gemacht sei, dem Papste den Pantoffel zu küssen? Wenn es nur von Euch abhinge, Ihr würdet mir die Haare abschneiden, würdet mir eine Glatze machen, würdet mich, wie Ludwig den Frommen, in ein Kloster stecken, oder mich nach Afrika verbannen. Was für unwissende Schwachköpfe seid Ihr! Beweiset mir aus dem Evangelium, daß Jesus Christus den Papst zu seinem Stellvertreter, zum Nachfolger des heil. Petrus ververordnet habe, und daß er das Recht habe, einen Monarchen in Bann zu thun? (Aus diesen wiederholten Aeußerungen sollte man beinahe das Unglaubliche schließen, daß der Kaiser die Beweise seines Bannes in Händen gehabt habe; wenigstens muß die Sage davon in Holländisch-Brabant verbreitet gewesen seyn, und der Kaiser muß schriftliche Beweise davon erhalten haben.) Ist Euch an meinem Schutze gelegen, so predigt das Evangelium, so wie es die Apostel gepredigt haben. Ich will Euch beschützen, wenn Ihr gute Bürger seid; wo nicht, so verbanne ich Euch aus meinem Reiche, und zerstreue Euch, wie die Juden, in alle Welt. Ihr gehört zum Bisthum Mecheln. Zeigt Euch vor Eurem Bischofe, legt Euer Bekenntniß bei ihm ab, und unterschreibt das Concordat. Der Bischof wird Euch meine Willensmeinung kund machen; ich will noch einen andern Bischof zu Herzogenbusch einsetzen. Gibt es ein Seminarium zu Breda? (Man bejahete dieß.) Wohlan denn, Herr Präfekt, Sie werden Anstalt treffen, daß diese Leute das Concordat beschwören. Besuchen Sie das Seminarium, und sorgen Sie dafür, daß man darin die reine Lehre des Evangeliums vortrage, damit aufgeklärtere Leute daraus hervorgehen, als diese Schwachköpfe (imbecilles) von Löwen, wo man eine wunderliche Lehre vorträgt.""

Der Verfasser des Briefes ist ohne Zweifel kein Katholik. Er scheint

ein geheimes Vergnügen daran zu haben, daß der Kaiser die katholische Geistlichkeit so mit dem Erguß seines Unwillens überschüttet, und dagegen die Anrede des protestantischen Geistlichen gnädig aufnimmt. Er hat, wie es scheint, nicht gefühlt, daß dennoch die erste, indem sie die zornige Standrede mit dem stillen Widerstande der Pflicht über sich ergehen läßt, eine ehrenvollere Stellung behauptet, als der letzte, welcher schmeichelnd einen Grundsatz zur Schau trägt, von dem er wußte, daß er in des mächtigen Kaisers Ohren einen guten Klang habe. Ehrenvoller ist es fürwahr, dem gewaltigen Usurpator das Kirchengebet zu versagen, so lange nicht der geistliche Vorgesetzte die Anweisung dazu gegeben hat, als ihm geschmeidig zu huldigen. Auch die katholische Kirche lehrt den Gehorsam gegen diejenigen, welchen Gottes Fügung die obrigkeitliche Gewalt in die Hände gegeben hat; aber sie lehrt zugleich, daß man nicht Gottes Gebot und die Ordnung seiner Kirche der Willkühr eines weltlichen Gebieters preisgeben solle.

XLIV.

Johann von Nepomuk.

Eine historisch-kritische Skizze, auf Veranlassung des Werkes: „Geschichte von Böhmen, von Karl Wilmarsdorf. Leipzig 1844."

Ein akatholischer Prediger in Böhmen, gelegenheitlich einer Leichenrede (im Jahre 1614), rief: „Alle heilige Bekenner und Blutzeugen, Magister Johann Huß u. s. f., seligen Andenkens, organa spiritus sancti*)." Wenn ein Fanatiker schon (der durch seine attentirte Flucht, durch Ausbreitung der Irrlehre, so wie durch seine verheißene und unerfüllte Rechtfertigung den kaiserlichen Geleitsbrief verwirkt haben würde, im Falle dieser auch über das Ziel seiner Reise nach Konstanz hinaus sich erstreckt hätte), ein Mann, der nur für seine Ketzerei (1415) starb, einen prote-

*) Conciones funebres varior. authorum, in der prager k. k. Bibliothek; 4te Predigt S. 470, von Bohuslaw (Gottlob) Klattowsky von Saaz, Dechant in Horitz.

stantischen Pastor äußerst interessirte, wie viel mehr muß es den für den Katholicismus begeisterten patriotischen Böhmen erheben, wenn er des heil. Blutzeugen Johann von Nepomuk gedenkt, welcher das lautere Wort Gottes in der Hauptstadt seines Königreiches Prag nicht nur lehrte, sondern auch als Martyrer der sakramentalischen Beichtverschwiegenheit am kirchlichen Horizonte pranget. Dennoch hat die Afterweisheit neuerer Tage unsern heil. Johann von Nepomuk nicht unangetastet gelassen, und selbst der Verfasser vorgenannter Geschichte Böhmens, obschon er Seite 24 und 26 der heil. Ludmilla, und S. 25 bis 27 des heil. Wenzeslaus in Ehren gedenket, bespricht bloß S. 236 die (1729) erfolgte Heiligsprechung, nicht aber die Leidensverhältnisse des heil. Martyrers Johann von Nepomuk, welches leicht Veranlassung geben könnte, unsern Martyrer des Beichtsiegels mit einem Johann von Nepomuk zu verwechseln, welchen König Wenzel IV. aus ganz andern Ursachen in die Moldau werfen ließ, wenn gleich dieser mit jenem nur den Namen und die Todesart gemein hatte, Beide hingegen von einander verschiedene Personen sind. Der heil. Johann von Nepomuk war (1381) Pfarrer zu Gallus in Prag, Zuhörer des canonischen Rechtes *), dann Prediger an der Theinkirche, Domprediger an der Prager Hauptkirche zu Veit, Beichtvater der (1386 †) Königin Johanna von der Pfalz, und starb als Martyrer (1383) des treu bewahrten Beichtgeheimnisses. Nebst ihm lebte zu gleicher Zeit ein anderer Johann von Nepomuk (secundus, filius Welfini), gleichfalls geboren zu Pomuk (Nepomuk), öffentlicher Notar, Domherr am Wischehrad und Pfarrer zu Aegid, Zuhörer und Doctor des canonischen Rechtes, Archidiacon im Saatzer Gebiete und erzbischöflicher Generalvicar, welcher zur Zeit der Königin Sophie von Bayern († 1425) im Jahre 1393 sein Leben verlor. Die Existenz des Letztern gesteht Hr. Verfasser Seite 85 ohnehin zu; er wurde ertränkt, weil er das Interesse des Königs vereitelt, wegen Bestätigung des Kladrauer Abtes, mittelbar wegen geübter Rache am Erzbischofe Johann von Grenzenstein, und in Folge königlicher Grausamkeit.

---

*) Codex Juristarum im Universitätsarchive (1381), inter studentes: Joannes de Pomuk, plebanus (Pfarrer) ecclesiae S. Galli in Praga.

Die Existenz und der Martyrtod unsers Heiligen (primus, auch Haßil genannt) wurde der christlichen Nachwelt durch öffentliche Denkmäler bewahrt; namentlich durch einen Grabstein in der Prager Domkirche, mit der Aufschrift: Johann von Pomuk; durch eine Abbildung oder ein Wandgemälde in der Prager Kreuzkirche, gleich nach der Auffindung des heil. Leichnams in der Moldau, mit einer Aufschrift *); durch ein Gemälde in der Kapelle des Prager altstädter Rathhauses, mit einer Aufschrift **); durch ein Bildniß in der Universitätskirche der Utraquisten (Frohnleichnamskirche) vom Jahre 1532. Das kirchliche Bewußtseyn der himmlischen Verklärung unseres Heiligen wurde durch die ausgezeichnete Tugendübung und dessen heldenmüthigen Tod, aber auch durch das Erscheinen heller Lichtflammen um das Haupt des in die Moldau Versenkten, so wie durch die ungeheure Trockenheit geweckt, welche auf dessen Tod folgte, und so ungewöhnlich war, daß man zu Fuß die Moldau durchschreiten konnte. Dieses Bewußtseyn von der Heiligkeit des Johann von Nepomuk erhielt sich durch das Organ des Prager allzeit getreuen Domcapitels, welches die Leiche des Verklärten in der Metropolitankirche bei Veit unter einem Grabsteine beisetzte, und dieses bereits erwähnte Denkmal (1530) erneuern ließ, ja die Aufschrift beisetzte: „Honorabilis Dominus Magister Nepomucenus hujus Ecclesiae Canonicus Reginae Confessarius, qui sacrosancti confessionis Sigilli custos usque ad mortem fuit, a Wenceslao IV. Bohemiae Rege Caroli IV. filio, tormentis tentatus, ex ponte in Moldavam praecipitatus, miraculis clarus hic jacet sepultus 1383", welches Monument unter dem bilderstürmenden Könige Friedrich zwar ruinirt, aber (1621) durch die Obhut des erwähnten Domcapitels wieder hergestellt ward; ein Bewußtseyn, welches die nach Zeit-

---

*) Gemälde mit der Inschrift: A. MCCCLXXXIII. XX. May ex deposito Corpore in Ecclesia S. Crucis Joannis de pomuc Canon. a Wenceslao IV. ex ponte in Moldavam dejecto vera vultus et corporis depicta imago.

**) S. Joannes Nepomuk submersus 1383. Antiqua ex pictura vetero — Pragensis curiae — Anno 1481.

tau (1421) fliehenden Domherrn der Prager Hauptkirche ebendaselbst aussprachen *).

Dieses kirchliche Bewußtseyn sprach sich ferner aus in der Stadt Nepomuk, wo sein Geburtshaus durch die Herren von Sternberg in eine Kapelle gestaltet wurde; durch die Mitglieder der Prager Karl-Ferdinand'schen Universität, welche jährlich an seinem Martyrtage eine lateinische Lobrede in der Kapelle zu Skalka ihm abhielten **); durch ihre ertönenden Hymnen und errichtete Statuen ***), durch die Feder zahlreicher Biographen im In- und Auslande †).

Dieses kirchliche Bewußtseyn wurde belebt durch den unerklärbaren Vorfall, daß jeder freche Betreter des Grabes des Heiligen der weltlichen Schande nicht entging; daß nach der Erhebung des heil. Leibes, während die übrigen fleischlichen Theile bis auf die Gebeine in Verwesung übergangen waren, die Zunge auf den heutigen Tag unversehrt erhalten blieb.

Endlich hat das Centralorgan der katholischen Kirche, der apostolische Stuhl in Rom, dieses kirchliche Bewußtseyn, das sich über alle Erdtheile verbreitet hatte, durch die Heiligsprechung des Martyrers (1729) gutgeheißen; wobei die römische Curie mit äußerster Strenge verfuhr, und unsern Heiligen von dem erzbischöflichen Generalvicar gleichen Namens ausdrücklich unterschied ††).

---

*) Zittauer Stadtchronik.

**) Gloria Universitatis Carolo-Ferdin. Pragae 1672. auct. Volkmann.

***) Pontani a Braitenberg hymnorum S. libri 3. Pragae 1602. Fagelli opuscula. Lipsiae 1538.

†) Acta Sanctorum Maji, collecta a Godof. Henschenio et Dan. Papebrochio. Antverp. 1670. Fol. tom. 3. p. 667. Fama posthuma B. Joann. Nep. Pragae 1641, Gelinek (1679), Henschen (1680) u. s. f.

††) Bulla Urbani VIII. 2. Nov. 1625 et 13. Martii 1634. Constitutio Benedicti XIII. 1. M. qua B. Joannes Nep. Sanctorum Christi Martyr. Canoni adscribitur. Romae 1729. Acta processus in causa canonisationis B. Joann. Nepom. Viennae 1721 et 22. Sacr. Rituum Congreg. [illegible]tionis Martyr. B. Joann. Nep. Romae 1727 et [illegible].

Sonach nicht auf unbegründeter Sage, sondern auf historischen Zeugnissen aller Jahrhunderte, beruht das kirchliche Bewußtseyn von der Heiligkeit und dem Heldentode unsers Johann von Nepomuk. Aus den von Berghauer *) und Andern gesammelten Zeugnissen, deren dieser vom Jahre 1383 bis 1700 an der Zahl neununddreißig anführt, und die P. Zimmermann **) im Auszuge lieferte und fortsetzte, genüge es, bloß einige hier anzuführen.

Nebst obbeschriebenen Denkmälern hat das Zeugniß des Paul Zideck (Paulus a Praga) ein vorzügliches Gewicht, welcher seiner Zeit der einzige katholische Doctor in Böhmen und ernannter Bischof von Leutomischel war, das (Codex consiliorum ad Georgium Podiebrad v. J. 1471) also lautet: „Male suspicans (Wenceslaus Rex) de Dominae suae continentia, quae confitebatur Magistro Joanni Decano O. O. S. S., accessit illum Rex petens sibi revelari, cum quo illa carnale commercium haberet? et cum Decanus ille nihil dicere vellet, praecepit eundem aquis submergi, quo facto exaruit fluvius et cum populus non haberet, contra regem murmurare coepit, et hoc malorum initium fuit." Ein anderes Zeugniß ist das des Prager Dombechanten Johann Krumlow, in einer Urkunde des Prager Domcapitels v. J. 1483, wo die Worte zu lesen: „1383 Johannco de pomuc submersus de ponte" ***).

Desgleichen zeugen Katholiken; so Wenzel Hagek von Libocan, Probst von Altbunzlau (1541), welcher auf ältere Gewährsmänner zurückweiset: Johann Dubravius (1522), Bischof von Ollmütz im 23. Buche seiner Geschichte u. A. m. Nicht minder Akatholiken; so Christoph Manlius von Görlitz (1561), Martin Boregk (1587) u. A. m.

Wenn frühere böhmische Chronisten, wie Bartosch von Drahwitz u. s. w., unsern heil. Johann von Nepomuk mit Stillschweigen behandeln, und bloß des erzbischöflichen Generalvicars erwäh-

---

*) Protomartyr poenitentiae ejusq. sigilli Vol. 2. a J. Th. Ad. Berghauer, August. Vindel. 1761. tom. 1.

**) Codex Bibl. Capituli Metropol. Pragensis sub Lit P. 22.

***) Vorbote einer Lebensgeschichte deß heil. Johann von Nepomuk. Prag 1829.

nen, so ist die Ursache hiervon leicht zu erklären, indem sie die geschichtlichen Ereignisse vom Jahre 1380 bis 1387 gänzlich ausgelassen haben, und folglich ist hieraus kein negatives Urtheil zu schöpfen; besonders, da die hussitische Zerstörungswuth, welche unter dem Vorwande des freien Kelches, die Sturmglocke gegen das Königthum riß, die katholischen Denkmäler und schriftlichen Abzeichen der Vorzeit zu vernichten bemüht war.

Uebrigens trägt die Lebens- und Martergeschichte des heil. Johann von Nepomuk, zum Unterschiede vom Generalvicar desselben Namens, alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich. Oder wäre es unmöglich, daß aus der Stadt Nepomuk mehrere Jünglinge zu gleicher Zeit hervorgegangen, welche den Namen Johann gleich hatten? Es war ja in dieser Stadt ein Cistercienser-Kloster (entstand 1146), wo von den Hussiten (1420) über 150 geistliche Personen hingerichtet, und ihre heil. Hallen in Staub und Asche verwandelt wurden; und es ist bekannt, daß sich die Klöster der Jugend annahmen, und sie zum Behufe der Studien unterstützten. Oder auch streitet nicht für diese thatsächliche Wahrheit der Charakter sowohl des excentrischen Königs Wenzel, als auch jener seiner frommen Gemahlin Johanna?! Mögen also immerhin afterweise Critiker die Person des heil. Johann von Nepomuk anfallen, z. B. V. Löscher*), R. v. Reinsberg u. A.; wir Katholiken stellen ihnen das kirchliche Bewußtseyn, öffentliche Denkmäler, Historiker, Biographen und Apologeten aller Jahrhunderte entgegen, welche ihre Zumuthungen hinlänglich abweisen; ja wir sind der festen Ueberzeugung, daß zwar das Martyrthum des heiligen Johann von Nepomuk außerhalb des christlichen Dogmas besteht, hingegen eine derlei frevelhafte Läugnung des kirchlichen Bewußtseyns (Tradition) bei befangenen Gemüthern den kirchlichen Dogmatismus überhaupt gefährden könnte, indem historische Facta und Dogmen innigst verknüpft sind; daß bei dergleichen Pseudophilosophen eine geheime Absicht unterlaufe, die dahin zielt, durch das Außerwesentliche das Wesen der heil. Religion selbst zu untergraben.

*) Apologie und Schutzschrift für den heil. Johann v. Nep. wider die lutherische Heiligsprechung des ermordeten Dresdischen Prädicanten Hermann Hahn, von Valentin Löscher, lutherischen Prädicanten zu Dresden, von J. Th. Ad. Berghauer. Döllingen 1730.

XLV.

Die Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Stuttgart und ihre Resultate. Zugleich ein Wort über die protestantische Kirchenverfassungs-Frage.

(Schluß.)

„Die Geschichte der Reformatoren selbst", sagt Haller richtig, „widerlegt ihr aufgestelltes Princip. Sie protestirten gegen jede höhere Autorität, aber nahmen es sehr übel, wenn man hinwieder gegen die ihrige protestirte. Sie forderten geistige Freiheit und Gleichheit, weil sie derselben für sich bedurften, aber ihren Jüngern wollten sie dieselbe nicht gestatten. Und in der That, so bald diese Freiheit und Gleichheit eingeräumt wird, so ist auch keine protestantische Kirche mehr; sie wird durch ihr eigenes Princip zu Grunde gerichtet; eine Gesellschaft, deren Grundgesetz auf Vereinzelung und Zerstreuung beruht, kann unmöglich bestehen, so lange sie dieses Gesetz befolgt, sie muß inconsequent seyn, sich selbst widersprechen oder aufgelöst werden" *). Sollte, wer Luther's Abhandlung „von der Gewalt der weltlichen Obrigkeit" **) liest, glauben, daß

---

*) Restauration der Staatswirthschaft Bd. IV, S. 9 Anm.

**) In dieser Abhandlung, die er aus Veranlassung der wider seine Uebersetzung des neuen Testaments ausgegangenen Verbote im Jahre 1523 herausgab, und selbst dem Herzog Johannes von Sachsen zu-

derselbe Luther es war, der die weltliche Gewalt gegen seine theologischen Gegner, wie Karlstadt, die Wiedertäufer u. s. f. aufrief, und die Landesfürsten nicht nur zu Schirmern der von ihm aufgestellten neuen Lehre, sondern auch zu Richtern über die Reinheit der Lehre bestellte*)? Das schon von Luther seinen fürstlichen Anhängern zuerkannte und später allgemein angenommene jus reformandi zeigt deutlich, wie wenig die Reformation im Stande war, ihre Principien aufrecht zu erhalten. Nur zu bald sahen die Reformatoren selbst es ein, zu welchen Consequenzen ihr demokratisches Princip, strenge verfolgt, führe. Anfänglich hatten sie ganz dieselben kirchlichen Verfassungsgedanken, mit denen man sich in unseren Tagen als mit neuen Erfindungen trägt. Nicht nur wurde das Priesterthum als eigner Stand negirt, sondern es sollten die Geistlichen nur Diener und Beamte des Volkes oder der Laien seyn, blos um der Ordnung willen von der Gemeinde gewählt; wo aber dieses Organ schlecht wäre, da sollte der Laie nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, zu predigen u. s. w., wenn er anders Beruf dazu in sich fühle. Hutten schlug vor, man solle den Clerus mehr noch als decimiren, nämlich von hundert nur Einen lassen, und diese Reliquien sollten dann in keiner Weise mehr von den Laien sich unterscheiden, sie sollten gekleidet gehen, wie andere Laien auch, keine Privilegien mehr vor andern Bürgern voraus haben u. s. f. Ueber zwanzig

eignete, spricht Luther über Denk- und Glaubensfreiheit Grundsätze aus, an denen sich der Liberalismus unserer Tage nicht zu schämen hätte. Dagegen wird auch der strengste Katholik nichts einwenden, wenn Luther sagt: „So sprichst du abermal: Ja, weltliche Gewalt zwinget nicht zu glauben, sondern wehret nur äußerlich, daß man die Leute mit falscher Lehre nicht verführe. Wie könnte man [illegible] den Ketzern wehren? Antwort: das sollen die Bischöfe [illegible] und nicht die Fürsten, denn denen ist solch Amt [illegible] und nicht den Fürsten. S. Luther's Werke, Hall. [illegible] T. X. p. 426 — 479.

*) Man vergl. hierüber Plank's Geschichte des [illegible] (Leipz. 1796), Bd. IV, Kap. II, S. 59 — [illegible].

Pfarrer sollte ein Bischof stehen, der mit ihnen in monatlichen Conferenzen die geistlichen Angelegenheiten behandelt. Da der Bischof weniger Arbeit habe, so solle er auch zwanzig Gulden weniger Besoldung haben, als ein Pfarrer, u. a. M. *) Mit dieser Umkehrung des frühern Verhältnisses zwischen Clerus und Laien gestaltete sich auch die Idee der Kirche ganz anders. Vor Allem wurde die Nothwendigkeit einer äußern Kirche, eines Instituts geläugnet. Sie sollte rein geistiger Natur, eine Versammlung wahrhaft Frommer seyn, die aber durch kein äußeres Band verbunden sind, sondern blos durch Glauben und Liebe. Weil man nun aber doch einmal eine Art Gemeinschaft haben mußte, um die bisher von der katholischen Kirche innegehabten Befugnisse zu üben, so fand man diese in der Constituirung von National- und Landeskirchen. Auch von einem jährlich abzuhaltenden Nationalconcil war die Rede, welches die oberste Kirchenbehörde für Deutschland seyn sollte. Dieses ungefähr waren die kirchlich-theologischen Ansichten, die im ersten Stadium der Reformation geltend gemacht wurden. Wie ganz anders lauteten sie, als über das Gesammtgebiet der Neuerungen und ihre Consequenzen der Ueberblick sich erweiterte! Luther selbst war mit seinem Beispiel denen vorangegangen, welche in maßlosem Feuereifer die Fahne des Radikalismus, des Aufruhrs gegen die geistliche wie weltliche Obrigkeit aufpflanzten **); als er aber die Empörung allenthalben

*) Man vergl. hierüber die lehrreiche und interessante Schrift: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter rc. Von Dr. Karl Hagen. Erlangen 1841 — 44. 3 Bde.

**) Man lese nur in seiner Schrift wider den falsch genannten Stand der Geistlichen die Worte: „Sagen sie aber, es sei zu fürchten ein Aufruhr wider die geistliche Obrigkeit, antworte ich: Soll darum Gottes Wort noch bleiben und alle Welt verderben? Ist's billig, daß alle Seelen ermordet werden ewiglich, auf daß dieser Larven zeitlich Prangen ewig bleibe? Es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Klöster ausgewurzelt würden, denn daß Eine Seele verderben sollt. — — — Wenn sie aber nicht hören wollen Got-

in vollen Flammen sah, und bemerkte, wie dadurch die Feinde seiner Reformation nur neue Ursache, sie zu hassen, neuen Vorwand, sie zu verlästern, und neue Gründe, sie zu fürchten, bekamen, da war er auf einmal seiner momentan liberalen Gesinnung quitt und ledig. Gehörte Sickingens mißlungenes Unternehmen, mit Hülfe des fränkischen, schwäbischen und rheinischen Adels eine totale Umkehr in der Reichsverfassung herbeizuführen, gehörten Karlstadt's Bilderstürmerei, Münzer's Tollheiten und die Aufstände der Bauern in Franken und Schwaben zu den Früchten des von ihm verkündigten neuen Evangeliums, so waren dieselben Extravaganzen zugleich die Ursache seiner Umkehr und seines Abfalls vom demokratisch-liberalen Princip. Wirklich datirt sich dieser von 1525. Von nun an trat Luther mit dem Satze von dem unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit auf, ein Grundsatz, der wenigstens mit der bisherigen Praxis und wohl auch, wie Hagen meint, mit dem germanischen Leben in Widerspruch stand. Aber eben diese Theorie, nach welcher der Fürst der unumschränkte Herr seiner Unterthanen ist, verbunden mit Aussicht auf die aus der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter zu gewinnenden Reichthümer war es, welche gleich nach dem Bauernkriege so viele deutsche Fürsten und Reichsstädte bestimmte, sich für die Reformation zu erklären. Dadurch änderte sich aber zugleich der ganze Charakter der letzteren. „Bisher hatte sie einen volksgemäßen, demokratischen Charakter, seit dem sich aber", sagt Hagen, „die Fürsten zu Vertretern und Beschützern der neuen Lehre aufwarfen, hört dieß auf. Die Fürsten haben ihre eigenen Zwecke, die sie nie vergessen, die sie unter allen Ver-

---

tes Wort, sondern wüthen und toben mit Bannen, Brennen, Morden und allem Uebel, was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte." In diesem Tone, welcher den Radikalen in Aargau Ehre machen würde, geht es fort, und mit Recht ruft Hagen dabei aus: „Welchen Eindruck mußten solche Worte auf die ohnehin schon aufgeregte Menge machen!"

hältnissen befolgen. Die Reformation mußte daher eben so fürstlichen Zwecken dienen, wie sie vorher volksthümlichen, nationalen gedient hatte. War die reformatorische Bewegung bisher gegen die übermäßige Fürstengewalt, für die Einheit des Reichs, für die Erhöhung der kaiserlichen Gewalt gewesen, so benützten die Fürsten sie jetzt gerade für die entgegengesetzten Zwecke, für die Erhöhung der Fürstengewalt, gegen die Einheit des Reichs, gegen die Macht des Kaisers. Die Einheit der Nation in ihren Tendenzen war ein für alle Mal verloren." — Dieser Abfall des Protestantismus von seinem Princip gab jenem orthodoxen Lutherthum, jener traurigen Hoftheologie ihren Ursprung, welche, während sie auf das gemeine Volk wegen der leichtesten Vergehen von der Kanzel herabdonnert, die ärgsten Gewaltthaten und Verbrechen der Mächtigen mit dem Mantel christlicher Liebe zudeckt und sich allerunterthänigst vor ihnen in den Staub wirft. Von ihm datirt sich jene Verknechtung des protestantischen Kirchenwesens, über welche man aus dem Munde der Protestanten selbst so viele Klagen hört, von ihm jenes steife, aristokratische Consistorialregiment, von welchem sie versichern, daß es alle freie Bewegung des kirchlichen Lebens hemme. Der Fürst setzte fortan alle Kirchendiener ein und ab; der Fürst sprach das Recht an (und Niemand bestritt es ihm), bei Streitigkeiten über die Lehre und den Glauben einzuschreiten und nach seinem Gutachten zu entscheiden, selbst Normen und Regulative des Glaubens aufzustellen und Solche, die sich nicht genau daran hielten, zu bestrafen. Um die Folgen aus diesen Grundsätzen kümmerten sich die lutherischen Theologen wenig, da sie um so unduldsamer gegen fremde Meinungen geworden waren, je sicherer sie sich im Besitze der Gewalt wußten. Natürlich wünschten sie, sich nun auch innerlich eine auctoritative Stellung in den Gewissen der Gläubigen zu sichern, und wenn im Anfange der Reformation jeder Unterschied zwischen Laien und Priestern geläugnet und ein allgemeines Priesterthum gepredigt worden war, so suchten sie jetzt wieder einen speciellen priesterlichen Charakter

zu vindiciren. — So ist der Protestantismus aus Schrecken über die Consequenzen seines eigenen Princips, eben diesem (demokratischen) Princip, das heißt, sich selbst untreu geworden; so hat er, anstatt es in allmähliger Entwicklung zu einer ihm angemessenen, freien Verfassung zu bringen, sich dazu bequemen müssen, in den Dienst der weltlichen Gewalt zu treten, und sich von ihr eine Quasiverfassung aufnöthigen zu lassen, welche von einer selbstständigen, der freien Entwicklung des kirchlichen Geistes und Lebens günstigen Verfassung das gerade Gegentheil ist. Wird er mit seinem gegenwärtigen neuen Anlauf und Versuch, sich eine seinem demokratischen Princip angemessene, seinem wahren Charakter entsprechende Verfassung zu geben, glücklicher seyn? Wir zweifeln.

Wohl ist an einigen Orten, wie in der Rheinisch-Westphälischen Kirchenprovinz, in der Rheinpfalz u. s. f. die so vielfach ersehnte Repräsentativ- oder Synodalverfassung bereits in die Wirklichkeit getreten, wir haben aber von einem sonderlichen Einflusse derselben auf die Förderung des kirchlichen Sinnes und Lebens in jenen Provinzen noch nichts gehört. Da wir jedoch gestehen müssen, daß uns die dortigen kirchlich-religiösen Verhältnisse aus eigener Anschauung nicht näher bekannt sind, so enthalten wir uns gerne einer Bezugnahme auf sie, und eines Urtheils über sie. Wir haben hier überhaupt nur den Protestantismus im Ganzen und Großen, die protestantische Glaubensgenossenschaft als eine kirchliche Totalität im Auge, und wollen das vorhin ausgesprochene Urtheil nur auf sie als eine solche bezogen wissen. Wir sprechen vom Protestantismus, in sofern er eine *Kirche*, nämlich *Eine* Kirche seyn oder werden will, und behaupten, daß er es zu dem, was zum Begriff einer Kirche gehört, um so weniger bringen wird, je strenger er an seinem demokratischen Principe festhalten, je consequenter er es in seiner Verfassung durchführen wird. Schon in den Repräsentationen der einzelnen Gemeinden oder Lokalkirchen werden in der Regel die verschiedenartigsten kirchlich-religiösen Elemente in Widerstreit gegen einander liegen,

und über jede tiefer eingreifende Frage in Kampf gerathen: Vernunft= und strenge Bibelgläubige, Rationalisten und Symbolgläubige, Indifferentisten und Pietisten finden sich wohl schon in jeder Einzelgemeinde beisammen. Da nun in Sachen des Glaubens und Gewissens sich niemals eine Minorität freiwillig dazu verstehen wird, sich dem Willen der Majorität zu unterwerfen, so wird, wenn über irgend eine mit einer kirchlich=religiösen Principienfrage näher zusammenhängende Angelegenheit ein Beschluß gefaßt werden soll, die Minorität entweder den Beitritt verweigern, oder zum Beitritt gezwungen werden müssen, also entweder die zuvor nur innerliche Spaltung nun auch eine äußerliche und faktische werden, oder von dem rein demokratischen Princip abzugehen und eine zwingende Autorität zu constituiren seyn. Diese Autorität kann, da es eben von Seite der Minorität an der inneren Bestimmung fehlt, nur eine äußerlich zwingende seyn, eine solche aber vermag über die innere Ueberzeugung nichts, vielmehr spornt sie diese, besonders in religiösen Dingen, noch mehr zum Widerstand, macht also den Riß und die Spaltung in der Gemeinde jedenfalls noch größer, und hindert also gerade das, was sie fördern soll, nämlich die wahre Eintracht und das gedeihliche Zusammenwirken der Gemeindeglieder. Wenn schon bei Beschlußfassungen der Lokalkirchen=Repräsentation, wenn sie irgend eine wichtigere kirchliche Frage berühren, ein solcher Mißstand sich in der Regel ergeben wird, so wird derselbe in noch viel höherem Grade auf den durch die Abgeordneten der Einzelgemeinden gebildeten Provincial= und Landessynoden eintreten. Denn wenn die Berathungen der ersteren sich mehr nur über Gegenstände von untergeordnetem Interesse, über Lokalangelegenheiten der Gemeinde, über Sachen der äußeren Kirchenverwaltung und Kirchenpolizei sich erstrecken werden, so werden die der letzteren schon weit mehr über die eigentlichen Lebensfragen der Kirche sich verbreiten müssen. Ueber die wichtigsten Fragen des kirchlichen Seyns und Lebens ist nun aber im Protestantismus der Widerstreit der Ansichten gerade am

größten, die Einigung am schwersten: man wird daher auf diesen Synoden über die wichtigsten inneren Lebensfragen, die etwa von Einzelnen in Anregung gebracht werden, zur Tagesordnung übergehen müssen, wenn der innere Riß nicht auch zu einem äußeren, die Spaltung der Ansichten nicht auch zu einer Spaltung in entgegengesetzte Secten werden soll. Auf die Synode ihrer Provinz werden die einzelnen Gemeinden, je nachdem in ihrer Kirchenrepräsentation die Offenbarungs- oder die Vernunftgläubigkeit, der Rationalismus oder Pietismus überwiegend ist, die Eifrigsten, die Entschiedensten des einen oder des andern Standpunkts zu ihrer Vertretung senden, eben so werden wieder die einzelnen Provincialsynoden die Eifrigsten und Entschiedensten derjenigen Ansicht, welche das Uebergewicht in ihnen hat, zur Landessynode delegiren: wie kann es da über irgend eine wichtigere kirchliche Frage zu irgend einem auch nur einiger Maßen einmüthigen Beschluß kommen? Müssen nicht, wenn aus dem Zusammenstoß so ganz heterogener Elemente, wie sie im Protestantismus auf und abwogen, nicht ein vollständiger Bruch entstehen soll, gerade die für die Gegenwart und Zukunft desselben bedeutungsvollsten Fragen außer Berathung gelassen werden? Und können solche Fragen, wie z. B. die nach der Stellung, welche der Protestantismus der deutsch-katholischen Afterkirche gegenüber einzunehmen hat, die Symbolfrage und die Kirchenrepräsentationsfrage selbst, können solche in's kirchliche und selbst politische Leben der Gegenwart so tief eingreifende, eine definitive Lösung so laut und dringend fordernde Fragen noch lange unerledigt bleiben? Oder will die protestantische Glaubensgenossenschaft, welche doch auf den Namen einer „Kirche", eines selbstständigen und selbstbewußten Ganzen Anspruch macht, durch Vertagung derselben in's Unbestimmte sich selbst ein testimonium paupertatis et impotentiae ausstellen? Soll die so vielfach ersehnte Repräsentativ- oder Synodalverfassung derselben wirklich einen Werth haben, und nicht ein bloßes chinesisches Schattenspiel seyn, so können und dürfen Fragen von dieser Wichtigkeit nicht umgangen werden,

sobald aber auf einer solchen demokratisch constituirten Synode ernstlich auf eine derselben eingegangen wird, kann es nicht fehlen, daß aus dem Zusammenstoßen der unversöhnbarsten Gegensätze ein Schisma entsteht, welches jede definitive Lösung derselben unmöglich macht, allen Beschlüssen, die etwa von einer Majorität gefaßt werden sollten, zum voraus ihre wirkende Kraft nimmt, und überhaupt allen wohlthätigen Einfluß, den man sich von einer solchen Verfassung für das kirchliche Leben des Protestantismus verspricht, paralysirt und annullirt. Sollen die Berathungen und Beschlußnahmen der Provincial- und Landessynoden für das kirchliche Seyn und Leben wirklich praktischen Werth und Bedeutung haben, so muß die Minorität den Ansichten der Majorität beizupflichten und ihren Beschlüssen beizutreten gezwungen werden; was auf der Landessynode beschlossen worden ist, das muß in der Provinzialkirche, was von dieser, daß muß in der Lokalkirche Gültigkeit haben, und gegen etwaigen Widerspruch mit Gewalt durchgesetzt werden. Es muß also, da die Kirche selbst keine äußerlichen Zwangsmittel hat, die weltliche Macht in's Mittel treten, um ihren Beschlüssen Kraft und Wirksamkeit zu verleihen. Es muß also der Protestantismus, auch bei einer auf das demokratische Princip gebauten Kirchenverfassung, wie in seinen Anfängen, so noch heute, wenn er sich vor Auflösung und Anarchie bewahren will, die Intercession der Staatsgewalt selbst verlangen, sich selbst unter deren Schutz und Schirm stellen. Es muß also, wie zu Luther's Zeiten, so noch jetzt vor dem rein demokratischen Princip des Protestantismus in praxi abgegangen werden, wenn derselbe auch nur einen Schein von kirchlicher Einheit bewahren soll. Sein demokratisches, gegen jede kirchliche Autorität negatives Princip, streng in der Wirklichkeit durchgeführt, wäre seine Auflösung, sein Tod.

Ganz anders verhält es sich in der katholischen Kirche, und kein Wunder, daß die Protestanten im Gefühl ihrer kirchlichen Hülfsbedürftigkeit so versteckte Blicke heimlicher Sehnsucht auf sie werfen, kein Wunder, daß der Protestantismus,

welcher sich der Gnade des Staates hingegeben, in praxi ihr gegenüber immer und überall den Kürzeren zieht. Sie, die Kirche κατ᾽ ἐξοχὴν hat zu ihrem Principe nicht den schwankenden und widerspruchsvollen Gesammtwillen der Einzelnen, sondern den ewigen und unwandelbaren Willen Gottes, sie, die allein den Namen „Kirche" verdient, hat eben darum auch nicht nöthig, von der Gnade des Staats zu leben, und sich zur Fristung ihrer Existenz der weltlichen Macht in die Arme zu werfen, sondern sie lebt und waltet in ewiger Herrlichkeit von Gottes Gnaden. Sie braucht nicht, um sich vor Auflösung zu retten, ihrem eigenen Principe untreu zu werden, wie ihre Gegner, die nach Verwerfung der höhern göttlichen Autorität einer gemeinen menschlichen sich zu unterwerfen genöthigt sind; im Gegentheil, in der consequenten Durchführung und allseitigen Entwicklung ihres Princips besteht gerade die Freiheit ihrer Verfassung und ihre höhere Selbstständigkeit. Ihr Haupt, der Mittelpunkt, um welchen sich alles Einzelne wesentlich reiht, — Christus ist nach seinem dreifachen Hauptamt als König, Lehrer und Hohepriester der Grund- und Eckstein ihrer Verfassung. Er ist nicht nur ihr Gründer, so daß er sie fortan sich selbst überlassen hätte, sondern er ist es, der unsterblich in ihr fortlebt, sie trägt und leitet. In Petrus, dem Fürsten der Apostel, hat er ihr bei seinem Hingang einen sichtbaren Stellvertreter hinterlassen mit denselben Vollmachten des Hohenpriesterthums, des prophetischen Lehramts und des Königthums, die er auf Erden ausübte. Die Bischöfe von Rom als rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten, haben eben darum auch dieselben Vollmachten, wie er, und die übrigen Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, dieselben, wie diese. In geordneter Abstufung erstreckt sich von ihrer obersten Spitze, die in den römischen Primat ausläuft, die Hierarchie der Kirche bis hinab zu ihrer breiten Unterlage im gläubigen Volke, sie construirt sich aber nicht atomistisch aus dieser, nicht von unten, sondern vielmehr dynamisch aus der Spitze, von oben. Gleichwie alle Punkte der Pyramide in dynamischer Beziehung

zu der Spitze derselben stehen, so stehen auch alle Theile und Glieder der hierarchischen Ordnung, alle Personen, Sachen und Handlungen der Kirche in wesentlicher Beziehung zu deren Gipfel, dem römischen Episcopat. Vom Papst, als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri, erhält der übrige Episcopat, und von diesem wieder die Priesterschaft ihre Sendung, Weihe und Vollmacht, von der Priesterschaft aber das Volk (die Laien) seinen Glauben und seinen dadurch bedingten Antheil an den Segnungen der Kirche. Dieses ist, wie schon oben bemerkt worden, die naturgemäße Ordnung, dieses ist zugleich auch die allein geschichtsgemäße, denn von jeher war der Erzieher und Lehrer vor und über dem Zögling und Schüler. Weil der Protestantismus dieses natürliche Verhältniß umgekehrt und von der höhern göttlichen Autorität sich losgemacht hat, ist er in ein unnatürliches Verhältniß hineingerathen, und hat nun die Wahl nur zwischen zwei Dingen, weltlicher Knechtschaft oder Auflösung, — tertium non datur, — während die katholische Kirche auf dem Felsen, den der Gottmensch gelegt hat, in selbstständiger, autonomischer Verfassung unerschütterlich ruht. Wenn das oben angeführte Zeitungsblatt, der würtembergische „Beobachter", von einem Zwiespalt spricht, welcher zwischen hoher und niederer Geistlichkeit in der katholischen Kirche stattfinde, so weiß diese Kirche und ihre Geistlichkeit, unwesentliche Irrungen abgerechnet, selbst davon nicht das Geringste, und es ist dieses eben auch wieder eines von jenen selbstgeschaffenen Gespenstern, die der moderne Liberalismus am hellen Tage zu sehen pflegt. Nein, vom Gipfel der kirchlichen Hierarchie bis zu den untersten Gliederungen derselben, bis hinab zu den Laien greift Alles harmonisch in einander, waltet Ein Geist und Eine Seele, gleichwie auch der Leib nur Einer ist. Ist sie nach oben rein monarchisch, so schließt sie doch weder das aristokratische, noch das demokratische Element von sich aus, denn in ihren geistlichen Würdeträgern hat sie jene Aristokratie, zwar jetzt nicht mehr der Geburt, wohl aber des Geistes, der Frömmigkeit und Tugend (ἄριστοι), und das

demokratische Princip trägt sie veredelt und geläutert dadurch in sich, daß sie auch die Geringsten im Volk zur priesterlichen, bischöflichen und selbst päpstlichen Würde emporsteigen läßt.

Wenn also Manche auf die Einführung einer demokratischen Verfassung in das protestantische Kirchenwesen alle Hoffnung einer gedeihlichen Entwicklung des letzteren bauen, und, wie der mehrgenannte „Beobachter", die gegenwärtige Erbärmlichkeit und Unfruchtbarkeit desselben dem Umstande zuschreiben, daß den Laien und der niederen Geistlichkeit zu wenig Theilnahme daran gestattet, zu wenig kirchliche Selbstständigkeit eingeräumt sei, so ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung die, daß allerdings eine solche demokratische Verfassung, als dem Ursprung und Princip des Protestantismus durchaus entsprechend, mehr Bewegung und Rührigkeit in denselben bringen würde, aber nur eine negative zur Auflösung, daß dagegen eine wirkliche, positive Entwicklung des kirchlichen Lebens um so weniger für ihn zu hoffen ist, je mehr die Laien an der Ordnung der kirchlich-religiösen Angelegenheiten selbstständigen Antheil erhalten, das heißt eben, je demokratischer seine Verfassung eingerichtet wird. In demselben Verhältniß nämlich wird die innerlich bereits vorhandene Zerrissenheit des protestantischen Bewußtseyns auch äußerlich mehr hervortreten und sich in Thatsachen fixiren. Soll aber dieses und die unvermeidlich daraus erfolgende völlige Lockerung und Auflösung der jetzt noch vorhandenen Scheinkirche nicht eintreten, so müssen, wie von der letzten Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins geschehen ist, alle jene tiefeingreifenden Kirchenfragen, die in nächster Zukunft einer definitiven Lösung entgegensehen, unberücksichtigt und somit auch, so weit die „protestantische Kirche" dabei betheiligt ist, unerledigt bleiben, und sie kann sich in ihren Synoden und sonstigen Versammlungen, gerade wie letzthin in Stuttgart, nur mit leeren Formalitäten beschäftigen, wenigstens nur über solche mit sich selbst in's Reine und zu einem definiven Beschluß kommen. Daß aber eine solche rein passive Rolle

gegenüber von den Lebensfragen der Gegenwart eine wenig beneidenswerthe ist, liegt am Tage.

Allerdings haben die Versammlungen des Gustav Adolf-Vereins eben so wenig einen offiziellen kirchlichen Charakter, als dieser Verein die „protestantische Kirche" selbst ist. Es ist aber, so zu sagen, ein Surrogat derselben, ein Versuch, das protestantische Bewußtseyn der verschiedenen Landeskirchen aus seiner Zersplitterung und Zerstreuung zu sammeln und ihm Eine gemeinsame Richtung zu geben. Welches ist denn nun diese Richtung? Man sagt: die Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden. Was auch in näherem Sinne der Glaube dieser Gemeinden sei, ob vernunft- oder bibelmäßig, ob rationalistisch oder pietistisch, gleichviel, wenn sie nur protestantisch, das heißt, gegen die katholische Kirche protestirend sind. Ihre gegen die katholische Kirche negative Stellung ist es bei Vielen allein, für die man sich interessirt, die sie der Unterstützung werth macht. Ueberhaupt ist dieselbe Kraft, die den Protestantismus allein noch erhält, auch in diesem Vereine thätig. Es ist, um es kurz zu sagen, der protestantische Wille. Man kann von der protestantischen sogenannten Kirche, die weder einen gemeinsamen Glauben, noch eine gemeinsame Verfassung, noch irgend ein gemeinsames Bewußtseyn hat, recht eigentlich sagen, daß sie hauptsächlich auf dem Willen ihrer Mitglieder beruhe, indem der Wille derselben, protestantisch zu seyn, gerade ihr einzig gemeinsamer positiver Inhalt ist. Oder sagt es etwas Anderes, wenn Tittmann in seiner Zusammenstellung der protestantischen Zustände von 1530 bis 1830 das Wesen der „protestantischen Kirche" darein setzt, daß die Einheit derselben nicht erkannt werde „an Einheit des Glaubens, an irgend einem menschlichen Bekenntniß oder an Einigkeit in den Vorstellungen, in welchen der Verstand des Menschen die göttlichen Wahrheiten in sich auffaßt und außer sich darstellt, sondern in der Einheit des Geistes, der in der Schrift allein die Wahrheit sucht, und darin forschet, sie zu finden?" Ist hier nicht die „protestantische Kirche" als eine solche gesetzt, welche

zum Fundamente nicht die gefundene Wahrheit, sondern den Willen der Mitglieder, sie zu finden, hat, und deßhalb, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, immer verneinen muß, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei? Dieser protestantische Wille ist es, welcher, trotz des Mißlingens so vieler Versuche, immer wieder Schriftsteller mit Muth und Hoffnung ausrüstet, um zwischen der Scylla des Katholicismus und der Charybdis der Unkirchlichkeit die Durchfahrt zu versuchen. Dieser protestantische Wille ist es auch, welcher den Gustav Adolf-Verein gegründet hat, dessen Tendenzen über den nächsten, angeblich alleinigen Zweck weit hinausreichen, übrigens bei der Bedeutungslosigkeit der erzielten Resultate für die Kirche, gegen die sie gerichtet sind, wenig Gefährliches haben.

XLVI.

Rom und seine Stellung in der Weltgeschichte.

Wie der Baum in der Erde aus seinem Kerne gewachsen, so aus Adam das ganze Menschengeschlecht. In dieser Verbindung ist ein Tag die Prophezie des andern, und die Völker sind wie die Stämme eines Baumes. Die Idee der Menschheit und ihr Zweck sind gleichsam die Weltseele, die alle Geschlechter in soweit durchdringt, als sie in ihre Bestimmung eingegangen und an ihr festhalten. Kein Volk trägt daher [illegible] Leben und seinen Bestand in sich selbst, sondern [illegible] des aus seiner Anschließung an den Lebensbaum [illegible] Verbindung mit dem Zwecke der Menschheit. [illegible] Geschichte. Die Völker kommen und gehen, [illegible] dorren wie die Zweige am Baume, der [illegible] bleibt; kein fruchttragender wird abg[illegible]

unfruchtbarer, so lange er noch Leben hat; nur die dürren Zweige schneidet man aus. — So schnitt auch der Herr schon manches Volk vom großen Lebensbaum hinweg, weil es gänzlich erstorben war; andere duldet er noch, auch wenn sie unfruchtbar sind und Böses thun, weil sie deßwegen noch nicht immer zugleich unnütz geworden; denn sie dienen gar oft wie das Dorngehäge um den Weinberg herum, oder wie ein böser Knecht, der das Geld seines Herren auf die Wechselbank trägt. Wie die Natur Kanäle gebildet, in welchen sie die Wässer durch Berge und Thäler leitet, allen Landen es zuführt, und jede Gegend befeuchtet, so hat Gott einzelne Menschen, Städte und Völker bestimmt, daß sie Träger und Fortpflanzer des höhern Lebens seien. Auch die Menschheit ist wie ein organisches Gebilde, wie der Leib des Menschen selbst. Einen solch erhabenen Beruf für das ganze Menschengeschlecht hatte die bis zur Stunde noch berühmteste Stadt, die alte Roma. In jener denkwürdigen Zeit, als Josua das Reich Israel in Chanaan gründete, und der Sonne gebot, stille zu stehen, wo er dann an jenem längsten Tage fünf Könige erschlug, wurde das trojanische Reich gegründet, und später Troja gebaut. Nach beinahe dreihundertjährigem Bestande hat die geraubte Helena den Sturz dieser Stadt und des Reiches herbeigeführt, und Aeneas, der Sohn der Venus, verließ jetzt sein Vaterland, kam nach Italien, nach Latium, und wurde hier der Stammvater der Römer; denn damals, als der Prophet Isaias zum Könige Achaz sprach: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emanuel nennen", zogen zwei Brüder die Pflugschar an dem Ufer der Tiber, um den Umfang einer neuen Stadt zu bestimmen; es waren Romulus und Remus, die Nachkommen des Aeneas. Und wie am Anfange das Menschengeschlecht durch den Brudermord in die Welt eingetreten, so auch hier; Romulus erschlug den Remus, und gab der Stadt und dem Volke seinen Namen. Wie Jakob im alten Bunde mit seinen Söhnen durch besondere Fügung Gottes nach Aegypten, in das Land der

Weisheit der alten Welt hinabgezogen, um zum Volke heran-gebildet zu werden; so zog der Jakob des neuen Bundes, Petrus und seine Söhne, nach Italien, nach Rom, um hier in neuer Gestalt, als Christen, zum Volke des ganzen Erdkreises zu werden. Wie Aegypten an Israel den Dienst der Säugamme versehen, und ihm später noch öfters als Mutter zur Seite gestanden, bis es selbst zur römischen Provinz geworden, so sollte Rom die zeitliche Mutter für das Christenthum werden, und seine Weltherrschaft an den abtreten, der durch Gott den Segen für alle Völker und die Weisheit des Heils in sich trug. Wenn wir seitdem den Apostelfürsten Petrus schon achtzehnhundert Jahre in völlig ruhigem Besitze seines erhabenen Stuhles sehen, so wird uns das nicht befremden, falls wir uns daran erinnern, daß er der stellvertretende Nachfolger dessen ist, der da gesagt hat: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden." — „Petrus! du bist ein Felsenmann, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen"; — dir will ich mein Reich übergeben. — So hat noch kein sterbender König zu seinem Nachfolger gesprochen. Es ist also jenes Wort, das die Welt geschaffen, welches auch den heil. Stuhl in Rom errichtet, daher kein Wunder weiter, wenn er so feststeht als die Pfeiler der Erde, und nur mit ihr zusammenstürzt. Wenn die Gegner des heil. Stuhles in den so klaren Zeugnissen der beiden Apostel, Matth. 16, 18, 19. Joh. 21, 15—18., den Primat des Papstes nicht finden, so befremdet uns dieses um so weniger, als diese Leute auch Christum im Evangelium nicht mehr finden. — Noch mehr aber als die Bibel bezeugt die Kirche selbst den Primat des Papstes; denn schon in den ersten Zeiten brachten sogar die orientalischen Bischöfe ihre Streitigkeiten an den römischen Stuhl, und niemals hat jene Partei, gegen die entschieden wurde, geläugnet, daß Rom zur Entscheidung nicht das Recht und die Macht gehabt, und es jetzt keine weitere Berufung mehr gebe. — Dieses Benehmen ist um so auffallender, als die orientalischen Bischöfe selbst auf den Stühlen der berühmtesten Apostel saßen, da in Jeru-

salem Jakobus, der Bruder des Herrn; zu Ephesus der besondere Liebling des Meisters, der heil. Johannes, die Hirten der Gemeinde gewesen; dann, was noch weit mehr ist, lebte der der große, von der ganzen Kirche so hoch verehrte Apostel Johannes noch vierzig Jahre nach dem Hingange des heiligen Petrus, und war somit lange Zeit, nach dem Tode aller Apostel, der Patriarch sämmtlicher Kirchen des Orients, und bei ihm befand sich die Mutter des Herrn, gleichsam als Lehrerin der Kirche, und erhöhte das Ansehen des Apostels um Vieles. Diese Stellung hätte ihm und seinem Sitze das höchste Ansehen in der Kirche verschaffen müssen, wäre nicht schon damals der Primat in Rom anerkannt gewesen; mindestens fanden gewiß hierin die orientalischen Bischöfe keinen Grund, Roms Autorität auch über sie schon jetzt anzuerkennen, zumal in der politischen Stellung Kleinasiens gegen Rom Gründe genug lagen, im eigenen Lande die höchste kirchliche Behörde zu wünschen; je mehr aber die Kirche eines Oberhauptes bedurfte, desto mehr tritt seine Bedeutung und seine Macht hervor, wie die Geschichte durch alle Jahrhunderte bezeugt.

Wer den Primat des römischen Reiches läugnet, dem müssen wir Geschichtskunde und ihr Verständniß gänzlich absprechen.

Schon in dem Verhältnisse der christlichen Religion zum Judenthum liegt die göttliche Anordnung des Primates unserer Kirche nothwendig mit ausgesprochen und gegeben, denn das Judenthum hatte nach göttlicher Anordnung einen Primat im Hohenpriester; das Christenthum, als etwas dem Judenthum nicht Entgegengesetztes, sondern als die Vollendung desselben, mußte diesen Hohenpriester mit sich auf jene Stufe stellen, auf der es selbst steht, der Synagoge gegenüber. Ja, zum Schrecken unserer Gegner behaupten wir sogar: der Papst ist noch weit mehr als bloß das Oberhaupt der katholischen Kirche, von Gott bestellt, er ist in der neuen Welt das Centrum der ganzen Weltgeschichte, und Rom, als Sitz des Papstes, die Königin aller Städte der Erde, wenn uns diese Welt etwas anderes ist, als ein gro-

ßer Acker, uns zu ernähren, und eine große Werkstätte uns zu kleiden. Hat die Menschheit einen bestimmten Zweck ihres Daseyns, der höher liegt, als diese Welt, und ist der Sohn Gottes wahrhaft Mensch geworden, und hat Er mit seiner Kirche und durch dieselbe ein göttliches Weltreich gegründet, dann bewegt sich, wie um Christus und um das Kreuz, so auch um den Papst in Rom die ganze Weltgeschichte; denn er ist der rechtmäßige Nachfolger auf den Thron dieses Gottesreiches, das bestimmt ist, alle Reiche der Welt in sich aufzunehmen, und ihre Zwecke mit den seinigen auf das innigste zu verbinden, so daß alle anderen nur um dieser Verbindung willen Bestand haben. Diese erhabene Idee von dem römischen Primate bestätiget auch die Geschichte durch alle Jahrhunderte seines Bestehens.

Es gewährt einen großartigen Anblick, sich auf die Hügel der Weltstadt zu begeben, und von dort aus die Völker der Erde und ihre Schicksale zu überschauen.

Kaum hat sich der Apostelfürst Petrus auf seinen erhabenen Stuhl in Rom niedergelassen, und schon tritt das Reich Gottes mit dem Reiche der Römer in gewaltigen Kampf, bis endlich Konstantin der Große nur mehr der Beschützer des apostolischen Stuhles seyn will, und deßwegen seine Kaiserstadt dem Apostelfürsten überläßt, obwohl unbewußt, was er thut, und sich als neue Reichsstadt Konstantinopel erbaut; als aber sein Nachfolger in Rom die Kirche Gottes nicht mehr zu schützen vermochte, nahm ihm Gott auch dieses Amt ab, und übertrug es dem Apostelfürsten selbst auf so lange, bis wieder Ordnung in der Welt war, wo es dann Papst Leo III. Karl dem Großen anvertraut, und ihn hiezu zum römischen Kaiser gekrönt hat. In dieser wie in aller Zeit war der apostolische Stuhl wahrhaft ein Fels in wogender See. Alle Völker in ganz Asien sind im Aufstande, und alles gestaltet sich neu; sie stoßen auf die europäischen Nationen, und diese Bewegung theilt sich dem ganzen römischen Reiche mit. Sie aber in ihrem Herzen, in Rom angekommen, vermag keine Rückwirkung

mehr hervorzubringen, und verkündet so allen Gli
Lebensverbindung gerissen sei. Ganz Europa ist
derung und durch alle Länder ist Krieg; nur
Rom, als der große Friedensfürst, sitzt ruhig auf s
die Völker toben um ihn her, die Barbaren s
Schwerter vor seinen Augen, und warfen ihre B
gar bis in die geheiligte Stadt; da steht er vo
und gebietet diesen wilden Horden, und sie g
denn übermenschliche Majestät umgibt diesen Für
Rede, voll Weisheit und Kraft, macht lenksam
müth eines zürnenden Attila. Größeres hat die
gesehen, als den Papst in Mitte der Völkerwan
einst Josua dem Volke Israel seine Plätze ang
mit dem Schwerte in der Hand, so ordnete der
schof in dieser Zeit gänzlicher Verwirrung blo
Ansehen und sein väterliches Wort die Staatsv
Europa; wahrte auch in dieser Zeit Wissenschaft
pflege, Wahrheit und Tugend, und wurde so g
Völker wie noch Keiner, so lange diese Welt st
es uns befremden, wenn wir sehen, wie die
Manne einige Schuh Boden zum Geschenke mach
dere kleine Provinzen sich freiwillig seiner Hoheit
Es ist lächerliche Unwissenheit in der Geschichte



sie gesehen, konnten der Welt ein Beispiel von so großer Macht des Geistes und solcher Mäßigung der Gewalt und edelsten Absicht hinstellen, wie es damals geschah, wodurch das Glück aller Völker Europas gegründet wurde. Auch dafür sollten die Päpste nicht geschmäht werden, daß sie im Mittelalter über weltliche Fürsten eine große Macht ausgeübt. Diese Macht haben ihnen die damaligen Verhältnisse in die Hand gegeben. Die damaligen Gesetze machten solches Verfahren ihnen zur Pflicht; die religiöse Anschauung der Völker verlangte dieß, und die Fürsten selbst, außer dem, der gerade mit Rom in Feindschaft stand, billigten es. Wohl ist nicht zu läugnen, daß jene Gesetzgebung zunächst ihren Grund in den Gesetzen der Kirche gehabt, und zwar in der Bußdisciplin. War schon vor der Taufe eine Prüfung dessen nothwendig, der in die Kirche aufgenommen werden wollte, um sich seines rechten Glaubens und seines guten Wandels zu versichern, so mußten jene, die nach der Taufe in große Sünden gefallen, das der Gemeinde gegebene Aergerniß wieder gut gemacht, und gegnügende Beweise ihrer Bekehrung gegeben haben, bevor sie die Wiederversöhnung der Kirche erlangen konnten. — Natürlich stand es nur der Kirche zu, die Bedingungen festzusetzen, unter denen sie die Sünder wieder zur Gemeinschaft und zum Tische des Herrn zulassen wollte. Die Bischöfe setzten damals allein diese Bedingungen fest, und wachten über ihre Erfüllung. Als aber später die Zahl der Büßer zu groß wurde, und der Bischof für dieses Geschäft nicht mehr ausreichte, so stellte er einen eigenen Priester dafür auf, und damit dieser genau nach dem Willen seines Bischofs verfahre, ertheilte er ihm eine bestimmte Bußinstruction, und so entstand die Bußdisciplin, die schon in der ersten Zeit die Büßer in mehrere Classen eingetheilt. Diese Kirchenstrafen waren aber vielfach keine geheimen bloß, sondern öffentliche, indem man den Büßenden in der Kirche verschiedene Plätze angewiesen, und bestimmte religiöse Uebungen vorgeschrieben hat. Sonach war die Kirchenbuße schon in den Tagen der heidnischen Für-

mehr hervorzubringen, und verkündet so allen Gliedern, daß die Lebensverbindung gerissen sei. Ganz Europa ist auf der Wanderung und durch alle Länder ist Krieg; nur der Papst in Rom, als der große Friedensfürst, sitzt ruhig auf seinem Throne; die Völker toben um ihn her, die Barbaren schwingen ihre Schwerter vor seinen Augen, und warfen ihre Brandfackel sogar bis in die geheiligte Stadt; da steht er vom Throne auf und gebietet diesen wilden Horden, und sie gehorchen ihm, denn übermenschliche Majestät umgibt diesen Fürsten, und seine Rede, voll Weisheit und Kraft, macht lenksam selbst das Gemüth eines zürnenden Attila. Größeres hat die Welt noch nie gesehen, als den Papst in Mitte der Völkerwanderung. Wie einst Josua dem Volke Israel seine Plätze angewiesen, doch mit dem Schwerte in der Hand, so ordnete der römische Bischof in dieser Zeit gänzlicher Verwirrung bloß durch sein Ansehen und sein väterliches Wort die Staatsverhältnisse von Europa; wahrte auch in dieser Zeit Wissenschaft und Rechtspflege, Wahrheit und Tugend, und wurde so zum Vater der Völker wie noch Keiner, so lange diese Welt steht. — Soll es uns befremden, wenn wir sehen, wie die Römer diesem Manne einige Schuh Boden zum Geschenke machen, und andere kleine Provinzen sich freiwillig seiner Hoheit unterwerfen. Es ist lächerliche Unwissenheit in der Geschichte, wenn man das gegenwärtige Besitzthum des heil. Stuhls dem Ehrgeize der Päpste zuschreibt, oder gar von Ungerechtigkeit redet; man hätte so etwas einem Fürsten nie vorwerfen sollen, der Herzogthümer, Königreiche und Kaiserkronen an Andere vergibt, für sich aber nur ein Paar Hufen Landes behält. — Ein großer Gegensatz zu dem, was Roms Beherrscher früher gethan. Es ist Gottes Fügung, daß der Papst in Rom ein eigenes Reich besitzt; denn das Römerreich hatte bereits die Kirche groß gezogen, sein Tagwerk war vollbracht, und alt geworden starb es dann; die Familiengüter fielen dem Papste zu, der damals noch allein wie ein Fürst in Italien war. — Nur Päpste von solcher Größe, wie in jener Zeit der heil. Stuhl

sie gesehen, konnten der Welt ein Beispiel von so großer Macht des Geistes und solcher Mäßigung der Gewalt und edelsten Absicht hinstellen, wie es damals geschah, wodurch das Glück aller Völker Europas gegründet wurde. Auch dafür sollten die Päpste nicht geschmäht werden, daß sie im Mittelalter über weltliche Fürsten eine große Macht ausgeübt. Diese Macht haben ihnen die damaligen Verhältnisse in die Hand gegeben. Die damaligen Gesetze machten solches Verfahren ihnen zur Pflicht; die religiöse Anschauung der Völker verlangte dieß, und die Fürsten selbst, außer dem, der gerade mit Rom in Feindschaft stand, billigten es. Wohl ist nicht zu läugnen, daß jene Gesetzgebung zunächst ihren Grund in den Gesetzen der Kirche gehabt, und zwar in der Bußdisciplin. War schon vor der Taufe eine Prüfung dessen nothwendig, der in die Kirche aufgenommen werden wollte, um sich seines rechten Glaubens und seines guten Wandels zu versichern, so mußten jene, die nach der Taufe in große Sünden gefallen, das der Gemeinde gegebene Aergerniß wieder gut gemacht, und gegnügende Beweise ihrer Bekehrung gegeben haben, bevor sie die Wiederversöhnung der Kirche erlangen konnten. — Natürlich stand es nur der Kirche zu, die Bedingungen festzusetzen, unter denen sie die Sünder wieder zur Gemeinschaft und zum Tische des Herrn zulassen wollte. Die Bischöfe setzten damals allein diese Bedingungen fest, und wachten über ihre Erfüllung. Als aber später die Zahl der Büßer zu groß wurde, und der Bischof für dieses Geschäft nicht mehr ausreichte, so stellte er einen eigenen Priester dafür auf, und damit dieser genau nach dem Willen seines Bischofs verfahre, ertheilte er ihm eine bestimmte Bußinstruction, und so entstand die Bußdisciplin, die schon in der ersten Zeit die Büßer in mehrere Classen eingetheilt. Diese Kirchenstrafen waren aber vielfach keine geheimen bloß, sondern öffentliche, indem man den Büßenden in der Kirche verschiedene Plätze angewiesen, und bestimmte religiöse Uebungen vorgeschrieben hat. Sonach war die Kirchenbuße schon in den Tagen der heidnischen Für-

den, daß er keinen Schaden zu [illegible]: er [illegible] nicht schmälern, [illegible] er, daß [illegible] im Himmel [illegible] der Menschen [illegible] zu einem ganz erhabenen Ziele führen möchte: daß Er den Papst in Rom und die Fürsten dazu erwählt habe [illegible] diesen Plan auszuführen: daß es nicht allein die Fürsten sei und die Klugheit ihrer Rathgeber, was eigentlich die Welt regiert, sondern Christus Jesus durch seinen Auftrag an die Apostel und ihre Nachfolger: „Gehet hin und lehret alle Völker." — Der Geist ist es auch hier, der die Welt beherrscht, und besonders ist es der Geist, der gegenwärtig Deutschland regiert, denn wir kämpfen einen Principienkampf. Möchte dieses nur auch recht verstanden werden! Jener Fürst, der sich für die positive Wahrheit entscheidet, und sich an die Spitze der konservativen Strömung der deutschen Geister stellt, er hat die Absicht des Allerhöchsten zu der seinigen gemacht; er hat sich an das Vorwärts der ganzen Menschheit gestellt, und ist so ein Mann des Fortschritts für ihre eigentliche Aufgabe geworden: er nur könnte in diesem Kampfe untergehen, niemals aber seine Sache, so lange die Menschen sich des Zweckes ihres Daseyns bewußt sind. Glücklich die Völker, die seinen Namen einst nennen werden, und noch glücklicher Du, den Gott auserwählt, der größte Monarch des neunzehnten Jahrhunderts in Europa zu seyn! — Denn so viel mag wohl Jeder erkennen, daß diese Bewegungen durch alle Gauen unseres Landes, wie vereinzeltere Glieder sich allmählig zu einem ganzen Leibe zusammenfügen, der dann sicherlich auch sein Haupt verlangt, und geben ihm dieses die Fürsten nicht zur Vollziehung der Absichten Gottes, dann möchte leicht die Gegenpartei, die Schaar des verneinenden Geistes, sich ein Haupt aus ihrer Mitte geben, das es dann halten wird, wie es in Zeiten mancher Monarch bei der Krönung mit der Krone gemacht, und sich diese selbst aufgesetzt, was aber noch niemals ein gutes Ende genommen.

seid das Licht der Welt? Und dadurch allein schon ist es dem Staate zur heiligsten Pflicht gemacht, von seiner Seite Alles aufzubieten, einen recht tüchtigen Clerus zu haben, denn er ist die Leuchte des Staates, soll es doch seyn; wie auch die Kirche Alles thut in ihren Vorschriften, gute Priester den Völkern zu geben, die im Stande sind, das Erlösungswerk in seiner ganzen Gnadenfülle bei ihren Untergebenen fortzusetzen; und damit sie erhaben seien über das, was der Welt ist, wie ihr Meister, der gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und ihr Interesse mit dem des Staates nicht in Collission komme, sie auch nicht mit den Laien an einem Joche ziehen, sondern jungfräulich dastehen, wie es die Wahrheit, die Kirche selbst ist: so verpflichtet sie ihr Stand zum Cölibat, und dieß auch deßwegen, weil der Priesterstand der Welt gegenüber wie ein streitendes Kriegsheer ist, und der Gesandte des Himmels seine Sendung entheiligen und das Wort seiner Botschaft entkräften würde, wenn er nicht das Zeichen Dessen an sich trüge, der ihn gesandt hat; auch folgt hierin die Kirche nur dem Beispiele des Staates, dessen Kriegsheere gleichfalls Männer ohne Frauen sind; doch der Hauptgrund des Cölibats ist das heiligste Opfer, das Priesterthum des Clerikers; denn dieses ist ein Opfer der Versöhnung durch den Tod des Heiligsten, daher ein Opfer der Buße und Abtödtung; es ist wie das Leben des Geistes, so auch das Gericht des Fleisches; es ist die Wiederhingabe der Welt an Gott durch den Tod, und der Priester ist hier das Symbol der wiedergeheiligten, gereinigten, jungfräulichen Schöpfung, die sich in ihm ihrem Schöpfer wieder zurückgibt, um bei ihm zu bleiben, und ihr Sehnen am wiedergefundenen Vaterherzen zu befriedigen. Wohl sind diese Dinge der Welt vielfach eine Thorheit, und es ist gut, daß sie dieses ihr sind. — Wer den Zweck des menschlichen Daseyns noch nie recht begriffen, der weiß auch nicht, wozu der Papst in Rom und die Priester, und warum sie gerade so und nicht anders sind; er haßt sie vielleicht wie der Thor die Sonne, weil der Mittag durch sie so schwül gewor-

XLVII.

Literatur.

Die Cäsaren. Geschichte der Cäsaren bis auf Nero. Aus dem Französischen des Grafen Franz v. Champagny. Von Albin Bischoff. Erster Band. Wien 1845. Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Wir haben öfters Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern den Namen Champagny zu nennen; die Leser kennen daher seine Gesinnung, und werden sich mit uns darüber freuen, daß wir ihnen nun den ersten Band einer deutschen Uebersetzung seines Werkes über die Cäsaren ankündigen können, über welches bereits Band XIII. Seite 467 ihnen Bericht erstattet wurde.

Dieser Band behandelt die drei ersten aus der Kaiserreihe: den Julius Cäsar, Augustus und Tiberius. In einer Zeit, wo der alte heidnische Unglaube mit einer zügellosen Unsittlichkeit im Bunde wieder mächtig auftaucht; wo so viele, im Dienste des Geistes der Zerstörung, mit giftigem Zahne und höllischem Ingrimme an den Bändern menschlicher und göttlicher Ordnung nagen und reißen; wo die Frechheit den Mantel der Freiheit umwirft; wo der Atheismus Kanzel und Catheder besteigt, und die servile Erschlaffung, die Feigheit, die Selbstvergessenheit, die Indolenz und Charakterlosigkeit der Einen mit der bübischen Zuchtlosigkeit, der egoistischen Demagogie und Volksschmeichelei, der maaß- und ziellosen Wühlerei der Andern wetteifert, in einer solchen Zeit mag es nicht leicht eine heilsamere und passendere Lectüre geben, als die Betrachtung jener Zeiten, in welchen der gnadenreiche Stern

Bethlehems im Osten erschien, und die Sonne der verderbten Roma im Abendlande, trotz allem bezaubernden Glanze, dem Untergange sich zuneigte. Mögen die Einen oder die Anderen sich jene Zeiten zur Warnung und Belehrung dienen lassen, und das entsetzliche Unglück der römischen Welt als eine gerechte Strafe ihrer Verderbniß und gränzenlosen Niederträchtigkeit ansehen; mögen sie daraus erkennen, daß blutige, wollusttrunkene Tyrannei mit feigem Sclavensinne immer Hand in Hand geht, und beide sich wechselweise bedingen; mögen sie vor Allem aber sich zu der rettenden Hand, die ihnen von oben geboten wird, hingezogen fühlen.

Ein neuerer, tiefsinniger Dichter, der aber nach Weise des Tacitus seine Perlen in eine rauhe, stachelumpanzerte Schale zu bergen liebt, hat diese Empfindung in einem seiner vierhundert und fünfzig Sonette geschildert, es ist der Ausruf eines edlen, zornerglühten, tieffühlenden Herzens, der eben sowohl für uns gilt, wie ein christlicher Römer jener gräuelvollen Cäsarenzeit ihn seinem unglücklichen Vaterlande hätte zurufen können:

Ach, unsers Volkes Tugenden, sie flohen,
Des Lebens Reiz und Anmuth sind dahin!
Wo blieb der weise, kräftig inn'ge Sinn
Der Männer, unsres Vaterland's Heroen?

Und Todesschlünd' und Wetter es umdrohen.
Schwach und verkehrt! was bringt uns noch Gewinn?
O nur ein Ausweg ist uns noch verliehn;
Heran auf ihn, ihr Muth'gen, Hoffnungsfrohen!

Ein Kleinod nur ist in dem grausen, trüben
Gewirr der Zeit noch unverletzt geblieben;
In Majestät unsichtbar auf dem Thron

Herrscht ewig jung noch die Religion;
Dran hängt eu'r ganzes Hoffen, Streben, Lieben,
Sie einzig noch zollt großer Mühe Lohn.*)

*) Welt und Glauben. Münster 1844. Verlag von J. H. Deiters.

XLVIII.

Nachruf an Clemens August.

Zur Gedächtnißfeier des zwanzigsten Novembers.

Wer den Charakter des katholischen Volkes, wie er durch alle Länder und Völker, in Uebereinstimmung mit sich selbst, und doch immer verschieden von den andern Mitbewohnern des Landes überall hervortritt, sich genügend erklären will, der lerne vorerst seine Religion kennen, und alles Uebrige wird ihm dann verständlich seyn. Der Katholik glaubt nicht bloß, sondern ist dessen gewiß, daß seine Religion die wahre, daß ihre Lehrsumme in sich abgeschlossen und unveränderlich sei, und daß diese Religion fortdauere bis an's Ende der Welt. Die Gewißheit dieser Ueberzeugung macht ihn ruhig und friedfertig; denn wer schon alles hat, was er braucht und will, läßt jeden Andern ruhig seinen Weg ziehen, und ist völlig unbekümmert um sein Rennen und Laufen, so lange nicht dem eigenen Besitzthum Gefahr droht. Allein dieser selige Besitz, der noch die Verheißung der ewigen Dauer für sich hat, führt die Menschen, wie sie sind, gar leicht zu jenem dolce far niente der Italiener, was der Religion durch alle Jahrhunderte so unaussprechlich vielen Schaden zugefügt hat. Gott aber, der die Welt zunächst durch die Religion regiert, wußte immer Mittel zu finden, diesen Tod des höhern Lebens abzuwenden. Das gewöhnlichste, das Er sch[illegible] Ketzern

Israels so oft angewendet, bestand darin, daß Er ihnen Feinde ihrer Religion im eigenen Lande ließ; sie öfters mitten unter ihre Feinde in die Gefangenschaft führte, und es sogar duldete, daß dem Tempel in Jerusalem die Anbetung auf Garizim entgegengestellt wurde, um das Reich Juda fortwährend zu reizen, unbeugsam bei den Satzungen der Väter, und bei der wahren Religion Jehovas zu verharren. Wie es der Herr hiemit im alten Bunde gehalten, so geschah es im neuen wieder. Hat Er ja doch selbst gesagt, daß Aergernisse kommen müssen, und sein Apostel versichert die Korinther: „Spaltungen müssen unter euch seyn, damit die Bewährten offenbar werden unter euch.“ — Stehendes Wasser geht in Fäulniß über; alles Leben ist an die Bewegung gebunden. Die Katholiken bedürfen auch einer Anregung, damit sie nicht vom Schlaf übermannt werden, und dann kein Oel in der Lampe haben, wenn der Bräutigam kommt. Aus diesem Grunde ließ es Gott geschehen, daß die wahre Kirche schon vom Anfange an mit vielen Feinden zu kämpfen hatte, und ihr die Häresien mehr zu schaffen machten, als der Zorn der heidnischen Kaiser. So ist auch der Protestantismus uns zum Heile entstanden, und wir tragen kein Bedenken, auf ihn die Worte des Apostels anzuwenden: Um uns in der wahren Religion zu erhalten, wurden sie dem Irrthume hingegeben. Haben wir uns in der Wahrheit und Tugend der Väter gefestigt, dann ist ein Grund ihrer Hinwegführung in die Gefangenschaft gefallen, und sind sie an den Flüssen Babylons zu besserer Einsicht gekommen, dann ist der zweite Grund gehoben, und Israel wird wiederum ein Volk seyn.

Wann solches geschieht, wissen wir nicht; wir können nur beten, daß der Herr die Tage auch dieser Trübsale abkürzen möge; — doch soll dem Gebete die nöthige That zum Zwecke nicht fehlen, daß es aber geschieht, dürfen wir gläubig hoffen; denn nach Allem, was Gott in diesen Tagen gethan, scheint Er uns helfen zu wollen, und ein neuer Beweis hiefür ist, daß Er uns den Erzbischof Clemens August gegeben.

Dieser Mann war ein Liebling Gottes von Jugend auf, und weil ihn unsere eitle und flache Zeit nicht verstanden, so sagt sie von ihm, er habe einen ganz eigenthümlichen Charakter besessen. Wer seinem Gott näher steht, findet sich dadurch mitten in's Leben der Schöpfung hingestellt; alles lebt in ihm, und er lebt für Alles. So stand Clemens August in der Welt. Er war ein großer Freund der Natur als des Bildes seines Schöpfers, und seine Liebe hiefür sprach sich in den Bildern aus, die sein Pinsel gemalt; trat aber seine Seele in den unmittelbaren Verkehr mit Gott, dann wurde seine Sprache Poesie und sein Wort zum Liede; er nahm, wie David gethan, die Harfe zur Hand, und sang das Lob des Herrn in der Freude seines Herzens. Zart war sein Gemüth auch im vollen Mannesalter, denn das Salböl der Liebe träufelte fortwährend in alle Falten seines Herzens, und Gutesthun war der Grundcharakter seines ganzen Wesens. Er verstand die hohe Sendung eines Priesters auch hierin, und hielt sich vorzüglich für den Stellvertreter Gottes den Armen, den Kranken und den Verlassenen gegenüber; selbst die armen Vögelein, die man auf den Markt gebracht, fanden an ihm einen Erlöser; er kaufte sie, nahm sie nach Haus, bewirthete sie noch recht gastfreundlich, und sah dann mit kindlichem Vergnügen, wie die kleinen Gäste so lustig durch die Lüfte dahinzogen, froh ihrer Freiheit. Doch war ihm das Leben kein Spiel, und die Tage schienen ihm nicht gegeben zum Zeitvertreib. Den ganzen Ernst seines Daseyns erfassend, war er mit Eifer dem Studium ergeben, und verstand deßwegen mehrere ältere und neuere Sprachen; wie gesund und entschieden sein Urtheil geworden, beweisen seine Schriften; sein wichtiges Amt als Generalvicar und Weihbischof von Münster durch so viele Jahre und unter so schwierigen Verhältnissen bezeugt seinen praktischen und klugen Verstand; und seine Charakterfestigkeit verehrt die ganze Kirche, und nach Jahrhunderten wird sie Deutschland noch rühmen. Dieser Mann verstand es, mit der lieblichen Einfalt und Kindlichkeit seines Wesens, da, wo es noth thut

und das wußte er genau, auch hohen Ernst zu verbinden, und weil es etwas schwer ist, hierin solche Meisterschaft zu erringen, wie er sie besaß, so müssen wir davon noch ein Wort weiter reden. Der große Erzbischof war seinem Charakter nach schlicht, freundlich und herablassend; er sprach mit dem Niedrigsten im Volke wie mit Seinesgleichen, und behandelte den letzten Hilfspriester, als wäre er blos sein Pfarrer und älterer Freund; man konnte versucht seyn, zu glauben, er habe gänzlich vergessen, daß er Erzbischof sei, ohne daß seinem Benehmen die hohe Würde seines Standes gefehlt hätte; dagegen fanden schon damals, wo er noch im Amte war, öfters Leute von Stand und Ansehen bei ihm entweder gar keinen Zutritt, oder wurden ohne viele Umstände, nachdem das blos Nöthige gesprochen war, mit wenigen und ernsten Worten entlassen. Dieses oft so verschiedene Benehmen war nicht Sache der Laune, sondern seiner Grundsätze. Er wußte klar, was er wollte, und kannte die Menschen weit besser, als man so glauben möchte. Erhaben über Persönlichkeiten, und sollten sie auch noch so glänzend seyn, war es ihm nur um die Sache zu thun. Darum schien es der Welt, die nicht selten mit klug einstudirter Rolle sein Zimmer betrat, er wäre nicht recht klug; denn er hörte ihre Lockpfeife, ohne eine Miene zu verziehen, und ihre Klaglieder, ohne einzustimmen. Zu diesem Benehmen erzogen ihn schon seine Jugendbildung, noch mehr aber die Erfahrungen seines bewegten Lebens, und besonders sein häufiger Umgang mit Gott. Ueber das, was Sache seines Amtes und der kirchlichen Verhältnisse war, dachte er viel nach, redete aber wenig, und nur mit seinen Vertrauten; durch klare Anschauung seiner Verhältnisse im hohen Grade selbstständig, besaß er eine solch große Liebe zu Gott und zu seiner Kirche, daß er eher in den Tod gegangen, als seiner Pflicht auch nur das Mindeste vergeben hätte, wie eine Aeußerung von ihm über seine Wegführung nach Minden beweist: „Hätte ich ihnen auch nur Nagelschwarz nachgegeben, sie hätten mich im Amte gelassen, aber ich habe es nicht gethan." So geartet,

wurde er Erzbischof von Cöln, nicht ohne besondere höhere Fügung Gottes. Wir wissen Alle, wie lang er es geblieben; welche Umstände ihn von seinem Stuhle entfernt, und wie es zuletzt mit ihm geendet hat.

Ein anderer großer Mann schloß einst sein thatenreiches Leben mit den Worten: „Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich im Exil." Gregor VII. kämpfte mit nie gesehener Kraft, um die Kirche aus der Knechtschaft der Fürsten wieder zu befreien, und den Clerus zu größerer Heiligkeit des Lebens zurückzuführen; an dem Erzbischof Hanno von Cöln fand er für Deutschland einen rüstigen Mitkämpfer. Gregor XVI. die Knechtschaft der Kirche in Deutschland gar wohl erkennend, in welche sie die Mischehen schon gebracht, und die ihr noch gefährlicher zu werden drohten, erhob seine Stimme besonders nach diesem Lande hin; und da war es wieder der Erzbischof von Cöln, Clemens August, an dem er einen Mann im Kampfe für die Kirchenfreiheit vorgefunden, würdig der ersten Jahrhunderte der Kirche; der das Oberhaupt der Christenheit mit der eifrigsten Ergebung verehrte, und das Wort des heiligen Vaters höher anschlug, als seinen Erzbischofsstuhl, seine Freiheit und sein Leben. Denn was ihm begegnet, ist ihm nicht von ungefähr überkommen, und nicht irgend ein Versehen, oder die Eigenthümlichkeit seines Charakters ist die Ursache dessen, was mit ihm geworden. Er kannte seine ganze Stellung, und seine ganze Umgebung bis in die weitesten Kreise, wie nur selten ein Kirchenfürst bei so dickem Herbstnebel, wie am 20. Nov. 1837 gelegen, sein Terrain erkannt hat, und deßwegen vermochte er seinen Vertrautesten schon voraus zu sagen, was man in Berlin thun, und was noch weit mehr ist, in welcher Form zuletzt der heilige Stuhl die Sache beizulegen, und der Kirche am Rheine den Frieden wiederzugeben bemüht seyn werde. Hier am Grabe des Erzbischofs dürfte der Ort seyn, einige Worte über jenen Friedensschluß zu sagen, in Folge dessen er nicht wieder auf

den erzbischöflichen Stuhl zurückkehrte, und nun, statt in dem Dom von Cöln, in dem von Münster begraben liegt.

Wie am Rhein und in Westphalen die Sage verlautete, so willigte er nur widerstrebend und mit schwerem und besorgten Herzen in die Bedingungen dieses Friedens ein. Ist dieß, was wir nicht verbürgen können, da er selbst sich darüber nicht öffentlich ausgesprochen, wirklich der Fall gewesen, so theilte er hierin die Gesinnung gar mancher ihrer Kirche treu ergebenen Katholiken. Gewiß aber war alsdann nicht das persönliche Opfer, welches von ihm gefordert wurde, der Grund seiner Sorge und seines Widerstrebens; denn sein ganzes Leben zeugt dafür, daß sein persönliches Interesse die letzte Rücksicht war, an die er dachte, immer bereit, sich selbst und all das Seine seinem Gotte darzubringen. Es waren vielmehr die Besorgnisse, wie die Feinde der Kirche dieß zum Besten des Friedens von ihm freiwillig gebrachte Opfer, künftig als ein Präcedens zur Knechtung der Kirche in Anwendung bringen könnten. Denn er hatte nichts gethan, als was er seinem Amte und seiner Kirche schuldig war, und wozu ihn die dieser Kirche in Deutschland gewährleistete Freiheit berechtigte; und doch sollte er als eine der Regierung persona ingrata nicht mehr auf den Stuhl zurückkehren, von welchem ihn die Staatsgewalt einseitig entfernt hatte. Daß er in ein solches Vorkommniß nur mit besorgtem Herzen einwilligte, ist daher wohl erklärlich, und daß die Besorgnisse der Katholiken in dieser Beziehung keineswegs ungegründet waren, das hat der Erfolg gezeigt; indem die Staatsgewalt bemüht war, das, was ihr von Rom als freiwilliges Opfer zum Besten des Friedens hier in dem einzelnen Falle nachgegeben war, nun für die Zukunft in ein Zwangsgesetz umzuwandeln; welches, wenn es zur Ausführung gelangte, die Kirche und ihre Diener der Willkühr des Staates völlig preisgeben würde. Das beweiset der Entwurf des preußischen Strafgesetzbuches, der in seinem §. 621 über die Verbrechen der Geistlichen Folgendes bestimmt: „Geistliche, welche den landesgesetzlichen Vorschriften oder landesherrlichen Anordnungen, oder

denjenigen von den Staatsbehörden innerhalb ih
niß erlassenen Verfügungen, welche sich auf die
geistlichen Amtes beziehen (bürgerliche Amtsvorſ
gegenhandeln, haben eine Geldbuße bis zu fünfl
oder Gefängniß bis zu sechs Monaten, und bei
Umständen die Entfernung aus dem Amte
Dadurch wäre alsdann festgestellt, daß die Regi
einzelnen Falle, wo ein Bischof seinem Gewissen u
chen Rechte folgend, wie damals der Erzbischof v
den Weg tritt, seine Entfernung aus dem Amte zu
Sie kann ihn freilich nicht absetzen, aber eben
sie dem römischen Stuhle zumuthen, daß er den
canonische Gründe zu bewegen suche, in die Resi
willigen. — Das Benehmen des Frankfurter Sen
dortigen Caplan ist nur eine brutale Nachahmun
gangs, und eine willkührliche Uebersetzung des Co
1801, wo es von dem Cas d'abus, art. 6 he
arbitrairement leur conscience. — Rom hatte d
Allocution die katholischen Geister in Deutschlan
Schlummer wieder aufgeweckt; allenthalben hatte
Widerklang gefunden, und freudig hatten die Ern
den gekränkten Kirchenfürsten geschaart. Daß ihm,
mit ungebeugtem Muthe den Anforderungen und

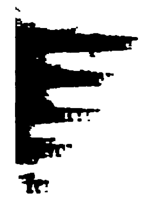


verläugnung genug besaß, um den Feinden der Kirche nicht den Triumph zu bereiten, als wäre ein Wort der Anklage oder des Murrens aus seinem Munde entschlüpft. Rom hatte das Opfer gefordert und er es schweigend dargebracht, und alle Katholiken mit ihm, aus deren Mitte nicht minder kein Laut der Klage oder Anklage die Friedensfeier gestört hat.

So schuf das Cölner Ereigniß auch das Gute, daß Deutschland mit Rom in eine engere kirchliche Verbindung trat, obwohl der deutsche Episcopat noch lange nicht mit Rom so befreundet ist, wie der französische, ungeachtet seiner gallikanischen Artikel, was wir von ganzer Seele bedauern. Denn es liegt in der Natur der Sache, je inniger die Bischöfe einer Nation mit dem Papste in Verbindung stehen, desto lebenskräftiger ist dann auch ihre Verbindung unter einander, desto größer ihr Ansehen, desto kräftiger ihr Wirken. Wie oft ist in Frankreich der Hirtenbrief eines Bischofes eine wahre Thatsache für's ganze Land. Der deutsche Charakter spricht sich auch nach dieser Richtung hin aus; wir sind zu selbstgenügsam und abgeschlossen; haben vielleicht auch zu viel kirchliches Selbstgefühl, und Einzelne der Unsrigen überschätzen oft sich und uns Rom gegenüber. Wir wissen aber nur zu gut, daß wir die Kirche nicht sind, und sie auch ohne uns gar wohl bestehen kann. Die Kirche als solche ist an kein Land, und an keinen Bischof ausschließend, sondern nur an den Papst allein gebunden. Der Papst trägt und hält die Kirche im Namen Gottes. Sind wir aber auch nicht die Kirche, und nicht einmal ein nothwendiger Theil derselben; so sind wir doch Millionen Katholiken, und vor dem, der uns die Kirche gegeben, gilt ein Einziger an sich so viel, als Alle. Wir sagen dieses, weil wir gar sehr wünschen, Rom möchte vorzüglich in diesen Tagen der Glaubensgährung ein ganz besonderes Interesse an Deutschland nehmen; nicht bloß sich mit einer allgemeinen Einsicht und Kenntniß der deutschen Zustände durch seine Legaten begnügen, sondern in aller Weise einen innigern Lebensverkehr herzustellen bemüht seyn. Man darf diesen Verkehr nicht [illegible]

bloß diplomatischen verwechseln, von dem Clemens
„Der Diplomatie Einmischung in kirchlichen
mir ein Gräuel ist“; allein dieß meinte er beg
jener Diplomatie, wie er sich selbst erklärt, die
falsch ist, nicht auf Recht, sondern auf Conv
nach Willkühr handelt. Denn schon seit den Ta
des Großen kann der heilige Stuhl in Rom
matie die Kirche nicht recht mehr regieren, wei
lischen Fürsten gegenüber in ihrer Leiblichkeit
andere Stellung eingenommen, als vordem,
nicht immer erkennen, wie und in wie weit
und ihren Völkern zum Heile dient. Bald ge
Bischöfen, daß sie Fürsten des Reiches wurden,
nen das Schwert über Tod und Leben in die H
ten sie diese nicht einmal mehr für hoffähig a
machten sie jene zu Ministern des Landes, die
auch kein Fastenpatent ohne Placet ihrer H
durften; bald waren sie die einzigen Erzieher
des Volkes, und ein anderesmal wurde ihnen
stattet, auch nur einen Religionskatechism in
einzuführen; jetzt dürfen sie Kirchen und Klöster
über das Kirchenvermögen frei nach den Ges
verfügen, später werden ihnen die Kirchenrechnu

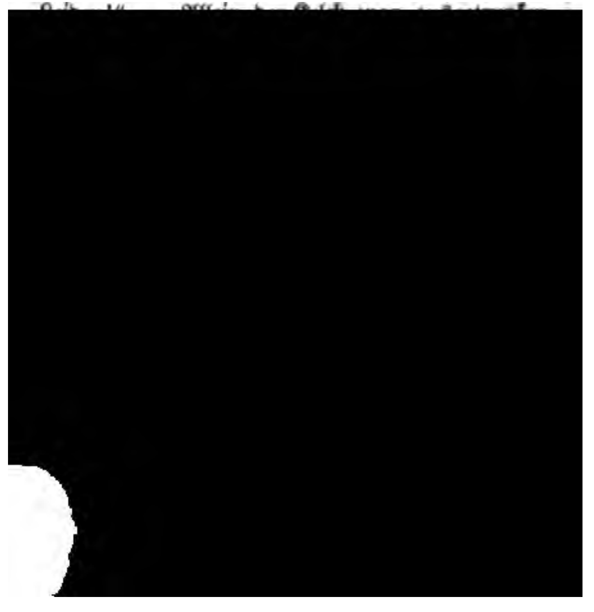




genug, und man will deßwegen
: dann sind es die Fürsten, die
te Landesbischöfe, so viel als nur
en, wie man sagt; und endlich ist
he im speciellen Fall, die sich lieber
s sagen läßt, als von dem Eigener
Bischöfe lieber das schwere Joch der
nte Bürde des heiligen Stuhls ertragen

nd auch die Quelle der gallikanischen Ar-
Punktation gewesen. Was Rom betrifft,
sein, und anerkennen, daß seine Macht
nicht Herrschsucht und Anmaßung ist, son-
dem Herren, theils durch die Geschichte dem
übertragen wurde. Es liegt in der Natur der
llgemeine kirchliche Verordnungen von dem ein-
e nicht willkührlich wieder geändert werden dür-
dadurch jedes Concilium die Macht des Papstes
t, wie dieses auch dadurch geschah, daß einzelne
re Pflicht oft nicht erfüllen konnten oder nicht woll-
das Einschreiten des heiligen Stuhles wiederholt
ig machte, und zuletzt ein Recht des Papstes wurde.
ndelt sich hier natürlich nicht von der absoluten Macht
apstes, die er im gesetzlichen Nothfall überall und über
at, sondern von seiner relativen Gewalt gegen die Bi-
e außer dem römischen Staate im normalen Zustande ih-
Wirkens. Die absolute Gewalt Roms würde die Bi-
öfe in die entgegengesetzte Richtung führen, den Für-
n in die Arme, und die Kirche solchen Landes in die
chaft, wie die Geschichte lehrt, und sollte schon deß-
willen niemals als Grundsatz aufgestellt worden seyn. Kam
es auf dem Concilium zu Trient, als die Frage de re-
sidentia episcoporum jure divino aufgeworfen wurde, zu
keiner Verhandlung, weil Rom nicht gewollt, daß darüber
verhandelt werde, so wurde doch bestimmt: „daß

samkeit weit über seine Diöcese hinaus zu tragen
uns wohl wäre dieß schon viel, für ihn aber
schöner Rahmen für das noch schönere Bild, d
zur Bewunderung und zur Nachahmung hingest
dem Strome der Zeit ein anderes Bett angew
katholische Kirche Deutschlands feiert mit dem
den Anfang eines neuen Lebens, und symbolis
Glocken bei seinem Tode das Fest der neuen
Und wie sehr ihm daran lag, dieses Bild in
und Schöne zu bewahren, beweist seine gänzli
genheit, denn er wollte über diese That mit N
mehr reden, als mit Gott allein; wie Wenige h
ganz verstanden! — Durch seine so strenge Z
brachte er der guten Sache, der Liebe zum Nä
nicht dem Anscheine nach verletzt werden sollte,
und seinem Nachfolger ein weit größeres Opfer,
nen möchte; — und die Durchführung eines
mens nur aus Rücksicht, verlangt einen großen
Gott gegeben, wenn nicht die eigene Tugend da
Doch auch seine Tugend hat gelitten und g
durch die Gewalt der Liebe, daß sie größer w
angekommen, wo sonst jeder Müde sein Haupt
legen sucht, bat er den Herrn wiederholt: „Gib



Mit Recht hat ihm sein Nachfolger, im Geiste aller Katholiken, nachgerufen: „Wie viel Gutes seit dem 20. Mai 1836, als dem Tage, wo er den Stuhl der Cölnischen Metropolitankirche einnahm, wie viel Rechtes und Wahres er vor Gott seinem Herrn durch allgemeine Verbesserung der Verwaltung im Hause Gottes gewirkt, und welch großartiges Beispiel von Starkmuth und Duldsamkeit er gegeben, uns und der ganzen katholischen Welt, als von seinem Sitze er entfernt worden; dieß hat der heilige apostolische Stuhl lobend öffentlich anerkannt, und von den spätesten Nachkommen wird es in lautem Jubel gepriesen werden. Der katholischen Kirche Glanz und Zierde und als guter Hirt ragte er, wie neben ihm Keiner, über sein Zeitalter weit hinaus und wird künftigen Zeiten vorleuchten, als der würdigste Oberhirte, groß durch seinen Eifer, durch seine Frömmigkeit noch größer, aber am größten durch seine Geduld."

Möge, wie sein Nachfolger ihn in diesen Worten geehrt, auch der ganze deutsche Clerus ihn ehren, und durch diesen Mann belehrt, seiner Stellung sich doch ja recht klar bewußt werden! Seine Stärke in Gott wird durch festes und inniges Anschließen an die Bischöfe um gar Vieles vermehrt, wenn sie nicht selbst die Bedingung eines kräftigen Clerus wäre. Der Bischof ist das Herz der Diöcese; sein Leben theilt sich seinen Priestern mit, die in geistiger Beziehung die Glieder seines Leibes sind, und sein größtes Tagwerk besteht sicherlich darin, den Clerus zu sich hinaufzuziehen, wie ein Vater seine Kinder, damit Dieser fähig sei, von ihm Leben zu empfangen; denn wo die geistige

erkennung gewinnt, darauf bedacht seyn, in dem Kreise seiner Leser und Mitarbeiter die einzelnen Züge aus diesem segensreichen Leben zu sammeln, damit sie für einen künftigen Biographen aufbewahrt bleiben, und nicht, wie so Vieles aus unserer deutschen Geschichte, mit ihren Augenzeugen und ihren nächsten Erben in das Grab der Vergessenheit hinabsinken. Es wäre dieß eine verdienstvolle Aufgabe, von der wir sehr wünschen, daß ihre Lösung nicht hinausgeschoben werde, bis das Andenken seine Frische verloren hat.

Lebensverbindung fehlt, ist mit äußerlich gesetzli
nur wenig geholfen. Was der Bischof persönlic
thun kann, auch bei aller Liebe für dasselbe, da
Wenigste, denn er kommt nicht oft und geht be
wäre auch seine Erscheinung noch so wohlthu
ckend, so entschwinden die Gefühle schnell wiel
zeugt hat. Das Leben des Volkes ist daher
anheim gegeben; diesen zu lebendigen Werkzeuge
zu mehren, ist ihm deßwegen Hauptsorge; ist f
reicht, dann hat er gleichsam Unendliches geth
scheinbar vor der Welt, weil die äußere Th
bracht.

Zwar wichtig ist die Frage: was hat
thun, daß er seinen Clerus belebe und zu si
allein es ist nicht unsere Aufgabe, selbe zu bea
schließen daher mit dem Wunsche, das deutsche V
die Bischöfe unbedingt ehren, und dann ist scho
Hälfte dieser Frage faktisch beantwortet, und
Hälfte bedarf es keiner weitern Erklärung mehr
geisterter Clerus, der kräftig geworden, die G
Sendung seines Amtes zu fassen, ist die glückli
ler Fragen unsers deutschen Vaterlandes, wen
Frieden geschehen kann.



XLIX.

Das Concil der Deutsch-Katholiken.

Eine Komödie in drei Aufzügen, gespielt zu Stuttgart vom 15. bis 17. September 1845.

(Kritische Noten eines Zuschauers.)

Der Monat September war ein sehr gesegneter Monat für Stuttgart. Er war gesegnet an Consistorialräthen und Pfarrern, an Supranaturalisten und Rationalisten, an Vertreter des Pietismus und des Nihilismus, an Missionären aus Basel und Breslau, aus Sierra Leona und aus Danzig. Er war gesegnet an Festessen und Trinkgelagen, an Festreden und Trinksprüchen, an Predigten nach altlutherischem und junghegel'schen Zuschnitt. Missionsfeste, Bibelfeste, Gustav Adolphvereinsfeste, Predigervereinsfeste, deutsch-katholische Baalsfeste folgten sich Schlag auf Schlag. Er war ein wahrer Jubelmonat für das protestantische Bewußtseyn der guten Stuttgarter, und der dortige „Beobachter", ein Blatt, welches sich für das positive Christenthum blutwenig, desto mehr aber für alle negativen Bewegungen und destructiven Bestrebungen interessirt, glaubte sogar in einer „Ansicht vom Lande" (in Nr. 274) die Reihe dieser sich so schnell in Stuttgart folgenden Erscheinungen als ein „Ereigniß von welthistorischer Bedeutung" bezeichnen zu müssen. Es war auch ein Jubelmonat für die Gast-

Schenkwirthe, die Fleischer und Bäcker der „B
für die übrigen dortigen Professionisten vom D
„Innern", und da es vornehmlich geistliche He
liche Angelegenheiten waren, welche dieses Depa
haft beschäftigten, so wurde es mir klarer als je
das Portefeuille des Innern und das des Cultus
in einer Hand ruhen. Den Gipfel- und Gl
unter allen diesen Versammlungen und Festen, w
durch die Zahl der Mitglieder und Gäste, so
„weltgeschichtliche" Bedeutung, deren sie vor
sich bewußt war, bildete die von den „W
deutschkatholisch nennenden „Kirche" abgehaltene
Provinzialsynode oder Kirchenversammlung, un
lich darum, weil der Papst dieser „Kirche" selb
nen war, nicht um den Vorsitz zu führen, sonder
digungen seiner Verehrer am Nesenbach in höch
son entgegenzunehmen. Da ich Gelegenheit ha
aus der Nähe mit anzusehen, so will ich jetzt,
meiner anfänglichen Ueberraschung und Constern
der erholt, einen flüchtigen Rück- und Ueberblick
derne Kirchenversammlung werfen, nicht um ei
Bericht darüber zu erstatten, sondern nur um d
schildern, der mir davon geblieben ist, und zugl
gemeine Betrachtungen daran anzuknüpfen.



XLIX.

Das Concil der Deutsch...

Eine Komödie in drei Aufzü...
15. bis 17. Se...

(Kritische ...

Der Monat Septem...
Stuttgart. Er war ge...
tern, an Supranatur...
des Pietismus und ...
und Breslau, aus ...
net an Festessen ...
chen, an Predi...
schnitt. Mi...
Predigerver...
Schlag auf ...
testantisch...
„Beob...
stentl...
wegi...

...ust
...acken
...reicht
... huld=
...lbst, wel=
...en, denn es
Spektakelstück,
...nichts zu spre=
...u jubeln und
...n kamen inmit=
...läser, der don=
...inige Momente
...rtikulirter Laute
... auch nicht ge=
...werden konnten.
...r Disposition,
...notiren konnte.
Silberburg bei
... des Resen=
in den Re=
...nter Herren
...er Erwar=
... nach der
... Tisch die
...e, an ih=
...furt, mit

ein Paar leeren Stühlen neben sich. Die Ungedu
versammelten Väter, als auch des Publikums ist
pfel, als auf einmal von der Thüre her der
„Sie kommen!" „Er kommt!" und ein hundertf
Diskant, Sopran, Tenor und Baß wiederholt:
Die Thürflügel gehen auf und es treten ein
Ronge, vormaliger katholischer Caplan, nunme
des neunzehnten Jahrhunderts, ein kleines, schle
Männchen mit gelockten, schwarzen Haaren un
ßendem schwarzen Frack, Dowiat aus Danzig
therischer Prediger, jetzt Prädicant der von Ror
neuen Reformation, des Reformators Reise- u
tant, und Ronge's Bruder, ein junger
schen dem Knaben- und Jünglingsalter. Be
Der Präsident eröffnet das Concil. Hierauf tri
der Erno, Ausschußmitglied der Stuttgarter J
liken, vor und begrüßt die Versammlung Seit
meinde. Nun erhebt sich der Reformator Ron
hält eine Rede, aus welcher die Worte: Licht
deutsche Nationalität und römische Knechtschaft,
heit und hierarchisches Joch wellenartig wie S
der Wüste Sahara sich erheben. Sofort wird
geschritten. Als ersten Berathungsgegenstand



Einleitung, die eigentliche Eröffnung aber geschah erst mit der Ankunft Ronge's auf der Silberburg am 15. September des Jahres der Gnade 1845, Nachmittags um 3 Uhr, 25 Minuten, 15 Sekunden präcis. Ein Epilog wurde vom Helden des Stückes selbst vom Balkon des Hauses Mercy auf den Dorotheenplatz hinabgesprochen, nachdem derselbe durch ein donnerndes Vivatgebrüll, von unterschiedlichen Streich-, Blas- und Jodelinstrumenten begleitet, herausgerufen worden war, worauf ihm sodann noch von den Buchdrucker- und Schriftgießer-Gesellen der Stadt zum Dank dafür, daß er seit Jahresfrist so viel von sich sprechen, schreiben und namentlich drucken macht, eine Prachtbibel „aus Hartnecks Meisterhand" überreicht wurde, welche der „Vorkämpfer für Licht und Wahrheit" huldreichst entgegenzunehmen geruhte. Von dem Stücke selbst, welches aufgeführt wurde, ist zwar nur wenig zu sagen, denn es war ein auf bloßen Effect berechnetes, pures Spektakelstück, bei welchem den Statisten und Choristen, welche nichts zu sprechen, desto mehr aber zu essen und zu trinken, zu jubeln und zu brüllen hatten, die Hauptrolle zufiel, dennoch kamen inmitten der dampfenden Schüsseln und klirrenden Gläser, der donnernden Pereat's und der tobenden Vivat's einige Momente vor, wo aus dem Gewirr und Geschwirr unartikulirter Laute auch einige artikulirte und verständliche, wenn auch nicht gerade sehr verständige Worte heraus vernommen werden konnten. Folgendes ist in nuce Alles, was ich von der Disposition, dem Texte und der Tendenz des Schaustückes mir notiren konnte.

Erster Aufzug. Der Schauplatz ist die Silberburg bei Stuttgart, mit der Aussicht über das Stromgebiet des Nesenbaches von der Quelle bis zu seiner Einmündung in den Neckar. Eine sehr ansehnliche Gesellschaft, meist eleganter Herren und Damen, ist versammelt, und blickt in gespannter Erwartung und mit Bewegungen der äußersten Ungeduld nach der Thüre. In der Mitte des Saales sitzen an einem Tisch die einundzwanzig Mi[illegible]tsch-katholischen Synode, an ihrer Spitze der [illegible] Burkhardt aus Frankfurt, mit

nig schicken, als in die römisch-katholischen Schulen, über denen noch das Dunkel der Urnacht, die Finsterniß des Mittelalters schwebe. Und zwar müssen die Schullehrer der „deutsch-katholischen Kirche" so gut besoldet werden, wie die Pfarrer. An Geld dazu werde es nicht fehlen, das deutsche Volk habe Geld genug. Es habe 1812 bis 15 große Opfer gebracht und werde sie wieder bringen, denn die Reformation, seine Reformation sei nicht für eine Confession, sondern für die Menschheit. Nach Ronge spricht Heribert Rau aus Frankfurt über die Frage: Was sollen und was wollen wir? Und nachdem er gezeigt hat, was er freilich nicht will, daß er selbst nicht recht weiß, was er soll und will, ertönt ein Chorgesang. Hierauf besteigen nach einander Körner aus Elberfeld und Jemand aus Crefeld die Rednerbühne, und sobald der Letzte geendet, springt Prädicant Kerbler mit dem Hute hinauf und thut eine Ansprache an die deutsch-katholische Mildthätigkeit. Während die Collecte vor sich geht, sucht Dr. Duller ein Bild des deutschen Volkes zu entwerfen, wie es durch diese zweite Reformation werden solle und werde. Satanisches Hohngelächter im Hintergrund. Dowiat tritt auf und entwickelt den Begriff der Religion nach Anleitung von Feuerbach's „Wesen des Christenthums", aber nicht in trockener philosophischer, sondern in so blumenreicher, sentimental-poetischer Sprache, daß mehrere der anwesenden Damen die Augen trocknen müssen, andere noch zartfühlendere sogar einer Ohnmacht nahe sind. Der Präsident hebt sofort die Versammlung auf, und begibt sich mit Ronge und den übrigen Vätern der „Kirche" in den Restaurationssaal, wohin sich auch Schreiber dieses vom Strudel fortreißen läßt, um mit eigenen Augen zu sehen, wie man bei Wein, Forellen und Rehbraten Weltgeschichte macht.

Dritter Aufzug. Der Schauplatz ist dießmal das Lokal der reformirten Gemeinde in Stuttgart. Gesang, sodann zwei Predigten, die eine von Ronge, die andere von Dowiat, jene von vulgär-rationalistischem, diese von speculativ-rationalistischem (junghegel'schen) Standpunkt. Hierauf noch eine

Rede von Ronge zur Ausdeutung des Abendmahls nach Zwinglischer Weise, mit Austheilung von Brod und Wein an die Gemeinde. Zum Schluß wieder Gesang. Hier fällt der Vorhang, denn das Stück ist aus.

Ja wohl, die Posse ist aus, denn dieses ist der Totaleindruck, den ich vom Ganzen davon trug. Eine Posse, eine gotteslästerliche Posse war dieses vielbesprochene, sogenannte deutsch-katholische Concil, eine Posse von Anfang bis zu Ende, im Ganzen wie im Einzelnen. Es liegt aber eine furchtbare Ironie darin. Nehmen wir zuerst den Haupthelden, Johannes Ronge, so sehen wir in ihm einen Mann, der das gerade Gegentheil eines Reformators darstellt, ein geleccktes, ein geschniegeltes und gestriegeltes Männchen, einen wahren jeune amoureux für das Vaudeville. Selbst der Stuttgarter „Beobachter", in neuerer Zeit ein enthusiastischer Lobredner des Mannes, entdeckte nur in seinem Auge, nämlich in dem „stillen, sinnigen Glanz", in dem „stillen, sinnigen, auf die Oberfläche heraustretenden, gemüthlich schwärmerischen Feuer" desselben etwas Höheres, etwas Reformatorisches. „Hätte ich", gesteht er, „an Hrn. Ronge diesen Einen Zug nicht bemerkt, so würde ich durchaus gezweifelt haben, daß er den Beruf, welchen er in seinem äußerlichen Auftreten kund werden läßt (?), auch innerlich habe. Denn der leichte Gang dieses jungen Mannes, der elastische Schritt, die zierliche unter der mittleren stehende Größe, der schlanke Wuchs, der durch einen eng anschließenden, sehr eleganten Anzug sich sehr vortheilhaft hervorhebt, das leichte Wesen, wodurch er sich auszeichnet, der gesellige Ton, das Behagen, womit er seinen Wein trinkt, und Krebse schält und die süße Birne dazu ißt, lassen in ihm eher einen jener harmlosen, sinnigen Gesellschafter vermuthen, die man lieben muß, wenn man mit ihnen in Berührung kommt, als einen großen, welterschütternden Reformator (!)." Ja wohl sollte man, wenn man diesen Tanzmeister ansieht, Alles eher vermuthen, als das, daß ein solches Männchen sich für einen Reformator hält, und zwar

für einen „großen, welterschütternden Reformator"; noch weniger sollte man glauben, daß auch andere Leute, und nicht bloß die Hunderte des vivatbrüllenden Troßes, sondern auch solche, die in andern Dingen nicht ohne Verstand sind, ihn dafür halten. Aber das ist eben die Ironie der Sache. Man macht sich weiß, ein Reformator zu seyn, oder einen Reformator, einen Mann des Jahrhunderts vor sich zu haben, und glaubt es im Grunde selbst nicht. Und zwar hebt der Zufall aus Hunderttausenden gerade denjenigen zu dieser gemachten Reformatorsrolle empor, der, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will, am allerwenigsten dazu gemacht scheint. Ich spreche hier nicht sowohl von der unreformatorischen, heldenrollenwidrigen Figur des Mannes, — diese ist in unserer Zeit Nebensache, und die Formen sind überhaupt jetzt andere, als vor dreihundert Jahren, — als vielmehr von seinem bisherigen Auftreten überhaupt. In seinem offenen Brief an den Bischof Arnoldi, dieser schlechten Copie der 95 Thesen Luther's, hatte er die erste Probe seiner Ignoranz abgelegt, einer Ignoranz, welche sich hinter einer eben so großen Unverschämtheit nur schlecht verbirgt. Von diesem Brief wäre in weiteren Kreisen nie die Rede geworden, wäre der Schreiber nicht ein Priester gewesen, aber — ein Priester, ein katholischer Caplan und ein solcher Ton gegen einen Bischof — — — das war unerhört, das war neu, das war pikant! Alles, was er sonst bisher geschrieben hat, ist, wie seine eigenen Anhänger zugeben, völlig bedeutungslos. In seinen Reden und Predigten aber, welche von logischer Durcharbeitung nie die entfernteste Spur zeigen, wiederholen sich mit denselben Worten immer wieder dieselben Gedanken, oder vielmehr Gedankenlosigkeiten, dieselben stehenden Phrasen und Tiraden von „falschen und gefährlichen Satzungen Roms und der Hierarchie", von jener „finstern Nacht, welche Unwissenheit, Aberglauben und geistige Knechtschaft verbreitet habe", von der „herrschersüchtigen Priesterkaste, die der Gemeinde ihre Rechte genommen, die Vernunft für sich zum Monopol gemacht, und für alle übrigen Menschen für

Blendwerk des bösen Geistes erklärt habe", von der „schleichenden List des Jesuitismus, wodurch Rom und die Hierarchie die Völker in Banden gehalten habe" u. s. f. u. s. f. Den stehenden Gegensatz hiezu bilden sodann die schmeichelhaftesten Selbstlobpreisungen ob der großen Aufgabe, die ihm (dem Ronge) zu Theil geworden, da „das Wohl und Heil der Menschheit (von ihm und seinem Anhange) nicht für gestern und heute, sondern für Jahrhunderte und Jahrtausende zu erstreben sei", ob dem von ihm unternommenen großen „Kampf gegen die römische Tyrannei und Finsterniß, für die Ehre und Geistesfreiheit des Vaterlandes", überhaupt ob der großen That dieser „neuen, zweiten Reformation, für welche sich Millionen (!) schon erhoben haben, und in kurzer Zeit noch andere Millionen sich erheben werden *)." Dieses sind die immer wiederkehrenden Versicherungen und Lügen, durch die Ronge seine Anhänger in Athem erhält, dieses die bis zum Ekel wiedergekauten Trivialitäten seiner Oratorik. Es sind jene hochfahrenden Träume, in welche sich sein lichter Geist von Anfang an hineingeträumt und nun festgerannt hat. Daß er auch einen Begriff, eine klare Vorstellung, ein durchdachtes Bild von dem in sich trage, was er redet, davon hat er bei seiner Anwesenheit in Stuttgart so wenig einen Beweis geliefert, als vorher in seinen Schriften. Unwillkührlich mahnt sein ganzes Wesen an einen Trunkenen, an einen Schwärmenden, wie auch der „Beobachter" dieses als Hauptzug seines Auges hervorhebt. Was für ein Wein es aber sei, von dem er trunken ist, was für ein Feuer, in dem er schwärmt, das ist am deutlichsten in seinen biographischen Skizzen mit den Worten gesagt: „Der Jüngling mit vierundzwanzig Jahren war fertig mit sich und der Erde, zerrissen waren die schönsten Bande zwischen ihm und seiner Mitwelt." Diese Worte beziehen sich zwar nur auf die Zeit seines Aufenthalts im Seminar, sie geben aber so

*) Die hier citirten Ausdrücke sind der im Druck erschienenen Predigt vom 17. September entnommen.

recht eigentlich den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen, besonders wenn man folgendes weitere Geständniß hinzunimmt: „Mein Zustand war oft ein verzweifelter, und in glühender Hitze durchwachte ich oft die Nacht und rang im Geiste: ist es möglich, so gehe der bittere Kelch vorüber. Ich mußte ihn trinken! Doch ein Blitz des ahnenden Gemüths leuchtete mir einst durch die Nacht, und er verhieß mir im Traume den Tag der Befreiung." Hier und im übrigen Context sagt es uns Ronge selbst, daß er seit Jahren mit sich und seinem Gott zerfallen, mit seinem Berufe unzufrieden, des Betens überdrüßig gewesen sei, daß er, statt seine Zeit in nützlicher Thätigkeit anzuwenden, und sich mit Eifer auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten, sich vielmehr nur in dumpfem, schweigenden Schmerze verzehrt und von einem Tage dereinstiger Befreiung, von einer Zeit müßigen Umherreisens und wohlfeiler Triumphe für seine Eitelkeit geträumt habe. Je nun, der Tag der Befreiung ist erschienen, die Kirche hat den Meineidigen von dem Altare, dessen Priester er war, in die Wüste der subjectiven Willkühr, die er für Freiheit hält, hinausgestoßen, jener Blitz des ahnenden Gemüthes, der ihm einst durch die Nacht leuchtete, hat ihn nicht getäuscht, sein Traum ist in Erfüllung gegangen, und so mag sich denn der ehemalige Hirtenknabe berechtigt glauben, gleich jenem gottbegeisterten Hirtenmädchen von Orleans, für einen Propheten und Gesandten Gottes sich zu halten, während er vielmehr ein Lügenprophet und Sendbote des Fürsten der Finsterniß ist.

Eines solchen Propheten und dessen, der ihn gesandt hat, vollkommen würdig ist das Gefolge, welches als Schweif hinter ihm herzieht. Selbst der „Beobachter" kann nicht umhin, hier die Achseln zu zucken, und seine Bedenken beim Anblick dieser Herren und beim Anhören ihres losen Geschwätzes zu äußern: „Die Wortmacherei", sagt er, „der wohlklingende Schwall der oft von Gedanken entblößten Reden, das hohläugige Pathos, bei dem es so freigebig mit Worten fließt, als gebe es dazu ein Toast- oder Complimentirbuch, hat mich um der

Seichtigkeit eines solchen Treibens willen, wie es bei dem Einen und dem Andern sich herausstellt, wahrhaft erschreckt." Wir wollen jedoch nur bei dem Worte stehen bleiben, welches, wie schon bemerkt, Einem derselben entfuhr: „Wir machen bei Wein, Forellen und Rehbraten Weltgeschichte." Er sagte es in einem Trinkspruch. Niemand widersprach ihm. Alle ließen es gewähren. Also Wein, Forellen und Rehbraten sind die Träger dieser Weltgeschichte, dieser Reformation. Vor dem Publikum thut man, wie wenn man einen ungeheuern Kampf zu kämpfen hätte, vor dem Publikum gibt man sich den Schein einer heiligen Begeisterung für Licht und Recht; vor dem Publikum stellt man sich, als hätte man für alle künftige Jahrhunderte alle geistigen Güter der Menschheit zu retten, und nachher geht man in's Wirthshaus und macht sich über die Wirkung lustig, über die Bewegung, welche man beim Volk hervorgebracht. Getäuschtes Volk! Siehst du nicht, daß deine Erleuchter dich heimlich auslachen, darüber, daß du so leicht zu bewegen, so leicht aus dem Sattel zu heben und hinter's Licht zu führen seiest; darüber, daß du so treuherzig und so charakterlos zugleich seiest? Armes, irregeleitetes Volk! Merkst du nicht, daß dieses Geschlecht nichts von dir will, als dein Geld, deine Bewunderung, dein Lob, dabei aber im tiefsten Grunde dich verachtet und verhöhnt?

Als eine Figur eigenthümlicher Art zeichnet sich auf dem dunkeln Grunde des Ronge'schen Anhangs Dowiat ab („Pfarrer" Dowiat wird er in der Ueberschrift seiner am 17. September gehaltenen Predigt genannt). Dowiat hat die Ambition, ein speculativer Theologe zu seyn, und seine deutsch-katholischen Zuhörer in die Mysterien der junghegel'schen Schule einzuweihen. Er handelte in jener Predigt von der Versuchung Christi durch den Satan, und deutete diese Versuchungsgeschichte ganz auf dieselbe Art, wie man die Faustsage, und insbesondere den Göthe'schen Faust philosophisch zu deuten pflegt. Er begann also: „Meine Brüder und Schwestern! Ein seltsames Evangelium habe ich euch gelesen. Christus der Herr

wird vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht werde. Was haben Christus und Belial mit einander zu thun? Was haben Licht und Finsterniß mit einander zu schaffen? Seltsamer Kampf zwischen dem Gottessohn und dem Kind der ewigen Nacht! Es haben, geliebte Brüder und Schwestern, hochbegabte Dichter den gewaltigen Kampf, der da im Innern des Menschen zwischen dem Gottessohn und dem Kind der ewigen Nacht ausgefochten wird, zum Gegenstand dichterischer Schöpfungen gemacht. Viele gewaltige Denker und Dichter haben sich in unsterblichen Werken ergangen über diesen wunderbaren, zum freudigen und fröhlichen Ende geführten Kampf. Soll nun aber unter uns der Kampf, soll der Streit und die Zwietracht die Lösung des Lebens bleiben, soll es nie und nimmermehr Versöhnung, soll es keine Lösung des dunkeln Räthsels geben, das da Leben genannt wird? Nie und nimmermehr eine befriedigende und freudige Entscheidung zwischen Kampf und ewigem Kampf, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Christus und Belial? Es ist aber, meine geliebten Brüder und Schwestern, nothwendig, daß der Kampf, daß die Versuchung komme, auf daß erprobt werde, wer treu erfunden wird seinem Herrn. Es ist nothwendig, daß jeder Einzelne, der frei geworden ist, mit seinem eigenen Gott einen Kampf bestehe und mit ihm ringe. Es hat uns das alte Testament eine wunderbare Erzählung gegeben, deren Lösung und Deutung nur in dieser Art gefunden werden kann. Jakob zieht durch die Wüste. In der schaurigen Nacht, die über dieselbe heraufsteigt, tritt ein Mann zu ihm und ringt mit ihm. Es war dieß Jehova, und als der Morgen angebrochen, spricht er zu ihm: ich habe mit Dir gerungen, ich bin Jehova dein Gott; Du aber bist ein starker Kämpfer und sollst fortan Israel heißen, was bedeutet ein starker Kämpfer. Und ich sage euch, wer da die rechte Deutung des Lebens begreift, muß mit seinem Gott gerungen haben. Glaubt nicht, daß Gott vom Himmel herabsteigt, ohne gerufen zu seyn,

glaubt nicht, daß die Seele, wie sie vor ihm liegt, ihm recht ist. Es müssen Schmerzen, Leiden, Prüfungskämpfe und Sehnsucht über den Geist dahingegangen seyn, den er zu seiner Wohnung machen will. Ihr müßt euern Gott vom Himmel herabziehen in eure Seele, wenn ihr ihn haben wollt — — — ihr müßt durch Zweifel und Schrecken gehen, ihr müßt mit ihm kämpfen und ringen, dann wird er euer werden, und diese Gotteserrungenschaft, die ihr habt, dieser von euch und für euch vom Himmel herabgezogene Gott wird stark genug seyn, wie er Israel durch die Wüste geleitete, euch durch die Wüste dieses Lebens zu führen und zur Seite zu stehen." — — — — Wenn das Christenthum nach seinem ganzen Geist und Wesen, und nach den ausdrücklichen Aeußerungen und eindringlichen Ermahnungen seines Stifters und seiner ersten Sendboten als die erste und wesentlichste Erforderniß zur Seligkeit, als conditio sine qua non der Aneignung aller seiner Güter demüthige und glaubensvolle Unterwerfung unter Gott und seinen heiligen Willen bezeichnet, so wird hier als nothwendige Bedingung und Voraussetzung aller Gottesrungenschaft und alles höheren göttlichen Besitzthums das Ringen und Kämpfen mit Gott, das titanische Erstürmen des Himmels, also der größtmögliche Grad menschlicher Vermessenheit angegeben. Wenn die Schrift sagt: die Demüthigen und die Niedrigen erhöht Gott, die Hohen und Stolzen aber wirft er in den Staub, so sagt dagegen dieser deutsch-katholische Prediger, nur dem, der, frei geworden, mit seinem Gott sich zu messen wage, werde dieser als ein fester Schild und Hort zur Seite stehen. Wenn das Christenthum lehrt, daß aus freier göttlichen Gnade das Wort Fleisch geworden sei, und unter uns gewohnt habe voll Gnade und Wahrheit, so meint dagegen dieser Prediger einer neuen Lehre, Gott steige nicht aus freien Stücken vom Himmel herab, sondern er müsse mit Gewalt herabgezogen werden, und nur dieser mit Gewalt vom Himmel herabgezogene Gott sei stark genug, uns schützend durch die Wüste des Lebens zu füh-

ren. Wenn nach der Lehre der Schrift und des Christenthums die menschliche Natur und der menschliche Wille durch den Sündenfall der ersten Eltern in so tiefe Verderbniß gerathen sind, daß es des größten aller Wunder — der Menschwerdung Gottes selbst bedurfte, um dem Menschen die Wiederherstellung des durch die Sünde verlorenen göttlichen Ebenbildes möglich zu machen, so ruft dagegen dieser neologische Prediger pathetisch aus: „O glaubt mir, die Menschen sind nicht schlecht.“ Natürlich, denn wie dürften sie sich sonst unterstehen, sich im Kampfe mit Gott zu messen!

Hören wir doch den Prediger weiter an, denn das Beste kommt noch. „Es ist aber“, fährt Dowiat fort, „nicht genug, geliebte Brüder und Schwestern, daß ihr euch selbstständig euern Gott erringt. Vor Allem ist es nothwendig, daß ihr mit euch selbst ringt, mit jener dämonischen Kraft, die in jedem Einzelnen wohnt, auf daß der Gottessohn den Dämon besiege, und die Engel zu euch treten und euch dienen. Es steht im Evangelium die seltsame Zweiheit, die doch eins ist, sich gegenüber — der Gottessohn und der Sohn der Nacht, die beide nur eine einzige Erscheinung sind. Diese hat der Evangelist getrennt in zwei, und läßt sie in einen geistigen Kampf treten. So ist es in euerm Innern selbst. Das Himmelskind kämpft auch in euch mit dem Kind der Nacht. Es siegt aber im heutigen Evangelium jenes über dieses, und zwar in der ersten Person — Christus. Der Herr hat vierzig Tage und Nächte gefastet, er hat also das Nothwendigste entbehrt, und da tritt seine eigene dämonische Kraft zu ihm, der er sich selbst bewußt ist, jene großartige Kraft, die er im Busen fühlt, und von der er gewiß ist, daß sie im Stande sei, eine Welt zu erlösen, und spricht: Diese Steine sollen Brod werden, sorge zuerst für dein irdisches Bedürfniß. So ist es in eurer Seele.“ Die weitere nähere Auslegung können wir bei Seite lassen, und es ist genug, zu wissen, daß der Gottessohn und der Sohn der Nacht, wie sie im Evangelium einander gegenüber stehen, beide

nur eine einzige Erscheinung sind, daß der Kampf, den das Himmelskind gegen das Kind der Nacht bestand, nur ein Bild des Kampfes ist, der im Innern eines jeden Menschen vor sich geht und vor sich gehen soll, und daß die dämonische Kraft, durch welche Christus versucht wurde, keine andere war, als eben jene großartige, welterlösende Kraft, deren er sich bewußt war. Eine Theorie, wie diese, nach welcher der wahre Erlöser der Welt der Teufel wäre, braucht nicht erst von uns gerichtet zu werden, denn sie richtet genügend sich selbst als eine solche, die auf ganz und gar unchristlichen, rein heidnischen Anschauungen ruht. Wir wissen aber ja schon längst, daß jene Schule, zu welcher Dowiat sich bekennt, in den Thatsachen und Dogmen des Christenthums nichts weiter sieht, als mehr oder weniger geistreiche Mythen und Dichtungen, dichterische Produkte der durch die Gelüste des Herzens stimulirten Einbildungskraft, Selbstvorspiegelungen des menschlichen Gemüths und Reflexe seiner wie reinen so unreinen Neigungen und Wünsche. Wer Feuerbachs religionsphilosophische Schriften, vornehmlich sein „Wesen des Christenthums" gelesen hat, und nun diese Dowiat'sche Predigt liest, der wird die nahe, geistige Verwandtschaft beider auf den ersten Blick erkennen. Der ganze Unterschied ist der, daß Dowiat, seine Ideen an christliche Termini anknüpfend, sich den Schein gibt, als ob er das Christenthum als etwas Vernünftiges anerkenne, während Feuerbach die Vorstellungen desselben nur zu dem offen erklärten Zwecke in Betrachtung zieht, um sie als bloße psychologische Täuschungen und Produkte der Unvernunft zu erklären. Beide unterscheiden sich nur durch den größern oder geringern Grad der Offenheit, womit sie die positive christliche Religion verwerfen, und sich auf den Standpunkt der reinen Vernunft, des philosophisch ungläubigen Heidenthums stellen, in der Hauptsache selbst sind sie einig.

Wenn nun vor einigen Jahren ein Dr. David Friedrich Strauß, weil er in seinem „Leben Jesu" die historischen Thatsachen aus dem Leben des Erlösers unter ähnlichem Gesichts-

punkte dargestellt, und den wesentlichen Inhalt
einen Mythus erklärt hatte, von der akademisch
keit, die er als Privatdozent in Tübingen ausübt
entfernt wurde; wenn ferner vor kaum drei J
Friedrich Vischer, ernannter ordentlicher Profe
tik und deutschen Literatur in Tübingen, wegen
akademischen Rede am 21. November voriger
ausgesprochenen Uebereinstimmung mit jener neg
schen Weltansicht, und seiner zugleich abgegeben
rung gegen den ihr entgegengesetzten positiv chri
punkt vorläufig auf zwei Jahre in seinen Vorl
dirt wurde; — wie kommt es, frage ich, daß
der landfremde, vom fernen Norden hergelaufen
ner neuen Secte, in der Haupt- und Residenz
des, unter den Augen der höchsten Regierungsb
fentlichen, zum voraus angekündigten Versammlu
selben Lehren vortragen durfte, um deren wille
ihre Hörsäle geschlossen wurden? Wie kommt
pulärer Predigtform vor einem gemischten, zu
größten Theil einer wissenschaftlichen Bildung u
eines selbstständigen Urtheils ermangelnden Publ
ausgesprochen und entwickelt werden dürfen, w
wissenschaftlicher Weise vor einem wissenschaft
und jedenfalls wissenschaftlich zu bildenden Audit

über eine junghegel'sche Predigt sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden, und das Verhältniß, worin sie zum geoffenbarten Christenthum steht, richtig zu würdigen, als die akademischen Bürger der Universitätsstadt? Und wenn dieses wohl Niemand, der nicht selbst ein sogenannter „Gebildeter“ aus der Spießbürgerschaft Stuttgarts ist, im Ernst wird behaupten wollen, wenn vielmehr jeder Vernünftige wird zugeben müssen, daß die Verbreitung unchristlicher Ansichten und destructiver Ideen unter der Masse des Volkes, und wenn auch nur unter der „gebildet“ seyn wollenden Masse desselben (was es mit dieser sogenannten Bildung für eine Bewandtniß hat, wissen wir ja) weit gefährlicher ist, als der Vortrag derselben Ansichten und Ideen in wissenschaftlicher Form und vor wissenschaftlich gebildeten Leuten; wie kommt es, frage ich noch einmal, daß dasselbe Ministerium, welches die Vorlesungen und Reden der Universitäts-Professoren und Dozenten so sorgsam überwachen läßt und überwacht, um die öffentlichen Vorträge landfahrender Wanderprediger sich nichts bekümmert? — — — —

Man wird vielleicht sagen, die Regierung habe nicht zum voraus wissen können, was dieser Dowiat für einen Vortrag halten werde. Gut. Aber sie hat doch schon lange gewußt, oder sollte es wenigstens schon lange wissen, weß Geistes Kind diese neue Secte überhaupt ist. Sie sollte schon lange wissen, was Jeder, der auch nur die zwölf Artikel des Breslauer Bekenntnisses gelesen hat, weiß und wissen muß, daß diese Secte nicht allein von den „Satzungen Roms“ und den von dort angeblich ausgehenden „Vorurtheilen und Irrthümern“, sondern vom positiven Inhalte des Christenthums überhaupt nichts mehr will, daß sie, aller bestimmten Glaubensunterlage entbehrend, eine rein negative Tendenz hat, und somit für die Nichtstaatsgefährlichkeit ihres Treibens durchaus keine Garantieen gibt. In seiner Predigt vom 17. September hat Ronge es offen ausgesprochen, daß er von seinen Anhängern „keine Einigkeit im Glauben und in der Meinung, wie man es früher von ihnen verlangt habe“, fordere, denn, sagt er, „eine Ei-

nigkeit im Glauben und in der Meinung sei nicht möglich, ja es wäre dieß sogar der geistige Tod.“ Und dasselbe, was der Häresiarch selbst in Stuttgart sagte, war schon früher von dem sogenannten Leipziger Concil als Princip aufgestellt worden in dem Beschluß, daß das von ihm adoptirte Symbol durchaus nicht allgemein bindend seyn solle, sondern daß jede einzelne Gemeinde, je nachdem und so oft es ihr belieben würde, es abändern kann, auch jeder Einzelne das Recht habe, es nach seinem Dafürhalten auszulegen. Die vage Unbestimmtheit, worin jenes sogenannte Symbol des deutsch-katholischen Glaubens oder vielmehr Unglaubens gehalten ist (ein Glaubenssymbol kann ein Bekenntniß, durch welches Niemand gebunden seyn soll, auch abgesehen vom Inhalt — sicher nicht genannt werden), macht es begreiflich, wie die verschiedenartigsten Ansichten und Standpunkte, die hausbackene, seichte Verständigkeit des alten Rationalismus und der absolute reine Begriff der Hegel'schen Schule, die moralisirende Fadheit eines Ronge und die speculirende Ungereimtheit eines Dowiat in dieser neuen „Kirche“ friedlich neben einander wohnen können. Um würdig zu seyn, in ihre Hallen eintreten zu können, wird, wie Ronge bei jeder Gelegenheit wiederholt, nichts verlangt, als daß man sowohl gegen den römischen Katholicismus, welcher die ganze und volle christliche Wahrheit in sich trägt, als auch gegen den protestantischen Supernaturalismus und Pietismus, welcher den aus der Mutterkirche geretteten Rest derselben nicht fahren läßt, von Haß entflammt sei. Haß, glühender Haß gegen die positive christliche Wahrheit, sie möge sich finden, wo sie wolle, ist das einzige Einheitsband, wie überhaupt aller Häresieen unter einander, so auch dieser neuesten Secte innerhalb ihrer selbst. Möge Einer sonst glauben, was er wolle, viel oder wenig, etwas oder nichts, — gleichviel, wenn er nur kein Ultramontaner und kein Pietist ist, so ist er in der deutsch-katholischen Secte willkommen. Alle früheren Häresieen hatten wenigstens etwas charakteristisch Positives neben ihrer Negation; ihre Bekenner erkannten sich doch

noch an irgend einem positiven Glaubensunterschiede. Man erinnere sich z. B. nur der Zähigkeit, womit Luther an seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben und an seiner halbkatholischen Ansicht vom Abendmahl hing, und an die unerbittliche Strenge, womit er denselben Glauben von allen seinen Anhängern forderte. Dieser neuesten Häresie dagegen ist es vollkommen gleichgültig, wie Einer in diesem oder jenem Punkt denkt; sie hat und verlangt weder über das Ganze, noch über das Einzelne der christlichen Lehre von ihren Anhängern irgend eine genau formulirte, bestimmte Ansicht und Ueberzeugung, vielmehr ist ihr Charakter der vollständigste religiöse Indifferentismus, oder — kurz gesagt — die Charakterlosigkeit selbst. Dieses ist es, was die sogenannt deutsch-katholische Secte von allen früheren Secten unterscheidet, und was sie einestheils gefährlich, anderntheils aber auch wieder ungefährlich macht. Als gefährlich erscheint sie darum, weil sie allen Indifferentisten und Charakterlosen der Zeit, deren Zahl Legion ist, ein gemeinsames Banner entrollt, um welches sie sich aus ihrer bisherigen Zerstreutheit fortan sammeln können, als ungefährlich aber darum, weil bei vollständiger Gleichgültigkeit gegen allen Glauben, bei gänzlichem Mangel an irgend einer festen und bestimmten Ueberzeugung auch keine Thatkraft oder Energie des Handelns möglich ist. Haß, entschiedener und thatkräftiger Haß, welcher allerdings als eine destructive Kraft zu fürchten ist, ist nicht die Sache der Indifferentisten, und eben darum ist die große Masse des Ronge'schen Anhangs wenig gefährlich, aber es stehen Einige an der Spitze, oder vielmehr im Hintergrund, welche von entschiedenem, vollen Haß gegen die christliche Wahrheit beseelt, auch in Andern und in möglichst Vielen denselben Haß anzufachen und zu schüren bemüht sind. Diese sind es, welche den Ronge auf die Bühne vorgeschoben, und ihm das Banner des Aufruhrs in die Hand gegeben haben, denn Ronge selbst ist, wie ich schon bemerkt habe, nicht der Mann dazu, um einen Aufruhr, Andere sagen — eine Reformation anzufangen. Während er sich, ich

glaube es gern, zu großen Thaten bestimmt und fähig glaubt, auch sich an der Ehre, der Reformator des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, zum voraus ergötzt, ist er nur die durch verborgene Drähte geleitete Puppe Anderer, ist er nur der Schauspieler, welchem versteckte Souffleurs seine Rolle in die Ohren blasen. Ob er aber seine Rolle selbstthätig spiele, oder nur als das Werkzeug Anderer, die Tendenz bleibt dieselbe. Haß gegen die positive christliche Wahrheit, wo sie sich auch finden möge, bei Katholiken oder bei Protestanten; Haß gegen alle kirchliche Autorität, wie sie auch heißen möge, Papst oder Consistorium, zu entflammen und zu schüren, ist der Zweck aller dieser Missionsreden und Reisepredigten, aller dieser Kirchenversammlungen und modernen Baalsfeste, aller dieser prahlerischen Triumphzüge und lärmenden Festgelage. Dem orthodoxen Protestantismus nicht weniger als dem orthodoxen Katholicismus, dem protestantischen Consistorialregiment nicht weniger als der katholischen Hierarchie und ihrem Gipfel — dem römischen Primate, gilt dieser Haß. Wie nahe aber der Haß gegen alle kirchliche Autorität mit dem Haß gegen die politische Autorität des Staates verwandt, und wie leicht der Uebergang von jenem zu diesem ist, weiß Jeder, der in der Geschichte mehr ist als ein Neuling. Von jeher hat das erfolgreiche Zerbrechen einer Autorität in der entfesselten Menge die Keckheit geweckt, solches auch bei jeder andern zu versuchen. Man erinnere sich nur z. B. der Secte der Katharer im dreizehnten Jahrhundert, welche, „nachdem sie erst im Widerstreben gegen das Ansehen der Kirche sich gefestigt hatte, dasselbe überhaupt auf alles in der Geschichte Hervorragende ausdehnte, daher den Adel haßte, ihren Widerwillen gegen die Vornehmen wendete, und auch die bürgerlichen Einrichtungen nach dem Gutfinden ihrer Verbrüderung ordnen zu können sich bestrebte“ *). Man erinnere sich ferner des unmittelbar durch Luther's Reformations- und christliche Freiheits-Predigt entzündeten Bauernkrieges. Man erinnere sich der eng-

*) Siehe Hurter's Innocenz III. Bd. II, S. 258.

lischen Revolution und ihres Ursprungs aus den von Genf nach Schottland und weiterhin nach England verpflanzten reformatorischen und zugleich revolutionären Ideen. Man erinnere sich endlich der in der französischen Revolution zugleich mit der Autorität des Altars umgestürzten Autorität des Thrones. Diese historischen Thatsachen alle sind eben so viele Warnungen und Erinnerungen für die Regierungen Deutschlands, der kirchlichen Anarchie schon um der politischen Ordnung willen nicht Raum zu geben.

Wie ich von der delikaten Rücksicht denke, welche bei Gelegenheit der Anwesenheit des Apostels des Nihilismus sowohl die Haupt- und Residenzstadt am Nesenbach, als auch die Kreishauptstadt an der Donau gegen die ein Drittheil der Staatsbürger in sich begreifende, staatsgrundgesetzlich garantirte katholische Kirche beobachtet hat, erhellt theils schon aus dem Vorhergehenden, theils gedenke ich diesen Punkt in einem zweiten Artikel, welcher die vielbesprochene Eßlinger Kirchenstreitsache behandeln wird, noch besonders zur Sprache zu bringen.

L.

Briefliche Mittheilungen aus Schlesien.

Seitdem Herr Ronge das Leben des Katholicismus in Schlesien nur höchstens noch sechs Jahre zu dulden erklärt hat, müssen wir dem Auslande doch dann und wann besondere Zeichen geben, daß es nicht etwa im Eifer für die armen katholischen Schlesier als für Verstorbene und Hingeschlachtete bete. Wir leben noch, ja noch mehr, wir leben auf, reiben uns den Schlaf aus den Augen, setzen uns den Helm auf, und greifen zum Schwerte des Glaubens. Und dieß Erwachen danken wir der Beamtenkaste und dem lichtfreundlichen Rongethum. Beide haben uns gutmüthige

Katholiken so lange gewußt, daß endlich auch die hinterste Hütte erweckt ist und sich wehrt.

Der Clerus ist denn bei weitem größten Theile nach als Kämpfer und Wächter auf seinem Posten thätig: die geistliche Behörde, an der Spitze der heiß geliebte Oberhirt Melchior, tritt so kräftig auf, wie es in Schlesien noch nicht erhört worden ist, und das Volk schaart sich, vom besten Geiste beseelt, eifrig um seine Hirten: Kirchen und Beichtstühle sind gedrängt besetzt, und ein jugendlich kräftiger und frischer Geist erfüllt immer mehr die Diöcese, ein Beweis, daß er über die reinen, frischen Adern hinüberstreift bis zum Mittelpunkte seiner Einheit. Doch ist noch Alles im Werden; die Katholiken müssen an dem Jerusalem ihres Glaubens mit der einen Hand bauen, in der andern aber die Waffe halten. Nicht bloß das Brevier, auch das geistige Schwert muß der Clerus allzeit tragen; und unsere Behörde darf sich nicht ruhig auf Rosen betten. Vor Allen stehen unserem hochwürdigsten Bischofe nicht friedliche, durch Ruhe erquickende Tage bevor, sondern Tage heiligen Kampfes zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche. Er findet in der Diöcese einen, durch die neuesten Ereignisse gut umgepflügten, und Gott sei Dank! auch tüchtig gejäteten Boden; er aber muß nun pflanzen, und wachen, daß der Feind die Pflanze nicht zerstört: — das Gedeihen wird dann der Hirt dort oben schon gnädiglich geben.

Das katholische Leben oder vielmehr Kämpfen verdanken wir, wie oben gesagt, der Beamtenkaste und den Lästerungen der Sectirer. Wir müssen uns darüber deutlicher erklären.

Als der Prophet von Laurahütte auftrat, Johannes Ronge genannt, und mit wüthigem Geifer die katholische Kirche schmähte, da blickten die Katholiken, welche nahe die Hälfte der preußischen Bevölkerung ausmachen, vertrauend dorthin, von wo aus ihnen in der feierlichsten Stunde Schutz und Gerechtigkeit geschworen, und erst vor Kurzem wiederholt geschworen worden war. Sie konnten sich um so eher der Hoffnung, erhört zu werden, hingeben, als sie sich noch nie einer Ungesetzlichkeit gegen ihren Monarchen schuldig gemacht, stets als treue Unterthanen sich bewiesen und ihre Liebe zu dem angestammten Regentenhause allzeit mit Enthusiasmus an den Tag gelegt hatten. Zudem tönte noch das königliche Wort, bei Gelegenheit der Huldigung in Berlin zu der

katholischen Geistlichkeit, mit erhobener Hand gesprochen, in den Herzen von Millionen Katholiken wieder. Auch hat es an sehr dringenden Vorstellungen nicht gefehlt, die sich nur auf Gewährung desjenigen bezogen, was die preußischen Gesetze über das Verhältniß der Confessionen bestimmen. Dieselben verbieten streng jede Ungebührlichkeit gegen die einzelnen Confessionen; untersagen bei hoher Strafe die Verrichtung von Amtshandlungen durch unbefugte Geistliche; sind durch sie Injurien gegen die Behörden streng verpönt; auch ist den Katholiken verfassungsmäßiges Recht garantirt, und ihnen Schutz gegen jeden Angriff in ihrem Glauben verheißen worden; eben so darf nach preußischen Gesetzen ohne landesherrliche Genehmigung Niemand geistliche Functionen verrichten, sich Titel anmaßen, im Lande als Friedensstörer herumziehen, Behörden beschimpfen und Fürsten schmähen, mit denen Preußen in freundschaftlicher Beziehung steht. Dieß und vieles Anderes enthalten unsere Gesetzbücher. Und doch haben unsere Behörden, nicht auf die Stimme der Gesetze, sondern auf die Eingebungen ihrer gehässigen Vorurtheile hörend, gestattet, daß Ronge den heil. Vater, den Bischof von Trier, das Domcapitel zu Breslau, die katholischen Priester und Laien insgesammt auf die niedrigste Weise öffentlich, mündlich und schriftlich schmähte, ihnen die entehrendsten Schimpfwörter, wie H....mäkler, Betrüger und Finsterlinge rc. gab; die Behörden haben Angesichts von beinahe sechs Millionen preußischer Unterthanen gestattet, daß Ronge die katholische Religion mit Spott und Hohn angriff, von Ort zu Ort zog, predigte und die Katholiken auf das Aeußerste reizte; haben gestattet, daß dieser Ronge sich Pfarrer nannte, alle Functionen eines Geistlichen verrichtete, taufte, traute und selbst sogenannte Candidaten zum Predigtamte und Volkslehrerthume berief. Ja noch mehr! gewiß ganz gegen die Absichten unseres Königs, der sich laut genug über das wühlerische Treiben des kirchlichen Radikalism ausgesprochen, unterstützten sie direkt und indirekt den Ronge in seinen Aufhetzereien. Mit bewaffneter Hand ward Ronge in die katholischen Ortschaften geführt; mit höhnischer Kälte wies man die Katholiken mit ihren Klagen ab, und pochte auf die physische Gewalt. Wo das Volk, das sich überall verkauft und verrathen sah, aus leicht begreiflicher Heftigkeit zur Selbsthülfe griff und einem Manne, der unberufen kam,

um in den Städten zu predigen und lästern, den Eingang in seine Mauern verwehren wollte: da wurde es von diesen Behörden durch Gensd'armes und Soldaten auf empörende Weise auseinandergetrieben, mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft, und Ronge dennoch eingeführt. Magistraten, denen die Unbilligkeit dieser Rongebegünstigung einleuchtete, und die aus gerechter Besorgniß für die Ruhe der ihnen anvertrauten Stadt das Kommen des Wanderpredigers hintertreiben wollten, ward der drohende Befehl zugefertigt, sich wohl zu hüten, dem Herrn Pfarrer Ronge hinderlich zu seyn. — Unter den Augen der Censur erschienen die größten Schmähartikel gegen die katholische Kirche; jede, auch die bescheidenste Abwehr wurde von den Redactionen der Zeitungen, vom Censor, Gericht und Oberpräsidenten verweigert. Umsonst war alle Vorstellung; man war im Hasse gegen den Katholicismus taub und blind geworden.

Während man dieß Alles gestattete, und jedes Gesetz zu Gunsten der Sectirerei suspendirte, verlangte der Oberpräsident die Bestrafung von Geistlichen, die innerhalb ihrer priesterlichen Jurisdiction gegen die Staatsgesetze gesündigt hatten, wie z. B., daß Kinder protestantischer Väter ohne landesherrliche Genehmigung nicht getauft; Personen vor vierzehn Jahren, die nicht von katholischen Vätern sind, nicht das Abendmahl gespendet werden soll u. s. w. Ja, während man Ronge nie wegen seiner schreienden Ungesetzlichkeiten zur Rechenschaft zog, wurden katholische Priester wegen leichter Vergehen gegen unkirchliche Staatsgesetze zur Festungsstrafe verurtheilt; wurde der Administrator der Diöcese wegen eines kirchlichen Erlasses verklagt u. s. w.

Endlich erschien der ministerielle Erlaß gegen die Rongeaner zugleich mit einer Cabinetsorde des Königs. Ronge sollte sich nicht Pfarrer, seine Anhänger nicht Gemeinde, nicht katholisch nennen, und die Behörden wurden angewiesen, das Treiben Ronge's nicht zu unterstützen, auf die Beobachtungen der Gesetze zu halten, keine Trauungen durch die Geistlichen der sogenannten Dissidenten zu gestatten u. s. w. Doch dieß kam schon zu spät. Der ministerielle Erlaß wurde auch nicht im Entferntesten von den Behörden respectirt, und falls es dem Ministerium wirklich damit Ernst war, mußte dieses von seinen eigenen Unterbeamten sehen, wie seine Befehle für nichts galten. Ronge hieß nach wie vor

in all den unter gesetzlicher Censur stehenden Tagsblättern „Pfarrer“, seine Anhänger „katholische Gemeinden“, und die Unterstützung Seitens mancher Civil- und Militärbehörden dauert bis zur Stunde fort.

Bei solchen Verhältnissen sollte man nun glauben, mit der katholischen Kirche in Schlesien, denn die ist eigentlich die am meisten angefochtene, sei es aus, und außer dem Domcapitel, einigen hartnäckigen Geistlichen und alten Frauen gäbe es in Schlesien keine Katholiken; Alles sei rongisch geworden. Und wirklich hören wir zu unserem Erstaunen, daß man im Auslande der Meinung lebt, es seien nicht nur schon über hundert Geistliche zu Ronge übergetreten, sondern in Breslau allein seien über zehntausend Rongeaner. Nach schlesischen Zeitungsberichten, welche uns neulich die Nachricht brachten, es seien in Schlesien schon achtzig Tausend Rongianer in achtundvierzig Gemeinden, also in jeder beinahe zwanzig Tausend Seelen, ist jene Angabe allerdings in der Ordnung, doch sie ist die erbärmlichste Lüge in der Welt.

Bis jetzt sind nur fünf Priester abgefallen, und ihre Zahl dürfte in Zukunft bei uns selbst im schlimmsten Falle wohl schwerlich bis zu zehn emporsteigen. Diese fünf abgefallenen Priester aber haben durch ihren Uebertritt die Kirche von einer drückenden Last befreit, denn sie waren durchgängig Priester zum Aergernisse. Was nun aber die Gemeinden betrifft, so bemerken wir Folgendes: Breslau zählt an zweiunddreißig Tausend Katholiken; wären also zehn Tausend von ihnen bereits bei Ronge, so müßten wir den Abfall wirklich schon greifen. Nun können wir aber auf Ehre versichern, daß unsere Kirchen und Beichtstühle noch nie so gedrängt voll waren, wie jetzt; daß wir in ganz Breslau nicht von fünfzig Personen bestimmt wissen, sie wären katholisch gewesen und seien nun rongisch, wohl aber sind wir über Viele höchlichst erstaunt, die, seitdem sie zu Ronge übergegangen, urplötzlich uns sagen, sie seien katholisch gewesen. Wir hielten sie für Protestanten, da sie protestantisch getraut waren, ihre Kinder in die protestantischen Schulen schickten, und sich in unseren Kirchen nicht sehen ließen. Ueberhaupt ist es schwer, die Rongianer zu erkennen; bei ihrer früheren resp. katholischen Geistlichkeit wirklich als Abtrünnige der katholischen Kirche abgemeldet haben sich dem Wissen des Refe-

renten nach nur zwei Personen. Wir sind also außer Stand, die Zahl der Sectirer genau anzugeben. Außer von zwei Familienvätern, die ihre Kinder aus der katholischen Schule genommen, außer einigen andern Personen, die laut unserer Ueberzeugung sich zu Ronge halten und außer den abgefallenen fünf Priestern unserer Diöcese, Hrn. Regenbrecht nicht zu vergessen, sind uns namhafte Personen als Rongeaner nicht bekannt. Wahr ist es allerdings, daß die Kapelle der Sectirer stets voll ist; doch wissen wir auch, daß sehr viele Neugierige und Protestanten hiezu beitragen. Auf die Aufforderung des Magistrates hat der Vorstand der Sectirer selbst ihre Zahl auf 1710 Seelen in Summa angegeben. Unter diesen 1710 sind aber Alle begriffen, die einmal dem sogenannten Gottesdienste beigewohnt, und zu diesem Behufe sich eine Karte gelöst haben. Dieß sind aber, wie gesagt, viele Neugierige, welche gar nicht daran denken, rongisch zu werden, und die zum Theil falsche Namen angegeben haben. Daß Letzteres möglich sei und wirklich vorkomme, beweist eine authentische Nachricht der Breslauer Zeitung aus Berlin, zufolge welcher die dortigen Sectirer bei Einsammlung der unterzeichneten Geldsummen über hundert gezeichnete Personen nicht in ihren resp. Wohnungen trafen, folglich sich bei dem Unterschreiben falsche Namen gegeben hatten.

Schaden hat uns also die neue Sectirerei nicht gebracht, wenn sie uns auch wegen des ungerechten Benehmens der Behörden gekränkt hat. Wohl aber ist aus dieser Verfolgung der Kirche uns großer Segen erwachsen. Wir haben kennen gelernt, daß auch das bereitwilligste Entgegenkommen, die größte Nachgiebigkeit und Gefälligkeit gegen die Feinde der Kirche von katholischer Seite nichts nützt; sondern daß diese in Breslau wie in Stuttgart bei jeder Gelegenheit ihre Freude zu erkennen geben, wenn sie glauben, es könnte der Kirche irgend ein Schaden erwachsen; die Protestanten haben fast durchgängig das Rongethum vertheidigt, und gegen ihre katholischen Mitbrüder befördert. Nur Eßlingen machte hievon eine ehrenwerthe Ausnahme. Wir haben erkannt, daß die Kirche nur in der freien Unabhängigkeit vom Staate sich kräftig entfalten kann, und unser Streben wird fürder auf Realisirung gänzlicher Freiheit der Kirche gerichtet seyn; der Staat hat von der Kirche Nutzen gezogen, in der Gefahr aber hat er sie allein

gelassen. Wir haben erkannt, daß wir ohne die Vormundschaft des Staates in kirchlichen Dingen sehr gut leben können, und wir hoffen, diese Vormundschaft, welche uns nur Schmach bereitet hat, werde vollends aufhören. Der Staat hat den Rongeanern, die sich frech über jedes Gesetz gestellt haben, volle Freiheit gelassen; er muß nun auch die katholische Kirche, die in Deutschland in ihrem verfassungsmäßigen Rechte garantirt ist, frei gewähren lassen. — Wir haben uns das Wort Bunsens, des klugen Staatskirchlers, wohl gemerkt: „Will man eine Kirche verächtlich machen, so muß sich der Staat in ihre Angelegenheiten mischen.“ —

Der Regierung ist bereits die religiöse Bewegung über den Kopf gewachsen. Was der Kirche zum Heile gereichte, das wird sie noch bitter empfinden müssen. Es ist jetzt klar, daß die Freimaurer und Lichtfreunde den Ronge und seine Anhänger nur in das Vordertreffen gestellt haben. Sie wollten damit die Regierung ködern; sie hofften nächst der Befriedigung des Hasses gegen die Kirche, die Beamtenkaste werde aus Abneigung gegen den Katholicismus den Ronge begünstigen. Sie täuschten sich nicht; mit Heißgier wurde der Köder verschluckt. Nun aber ziehen die Anstifter des Rongespektakels die Masken ab, und fordern für ihre Tendenzen, die religiös- und politisch-radikal sind, dieselbe Freiheit, wie sie den sogenannten katholischen Dissidenten eingeräumt, und bereitwillig eingeräumt worden ist. Jetzt gehen der Regierung freilich etwas die Augen auf, da von einem Ende der Monarchie bis zum andern die Protestanten sich in Masse erheben, und ihr abtrotzen wollen, was in den Lichtfreund-Versammlungen beschlossen ist. Die katholische Kirche hat ein unbedeutendes Häufchen verloren, und dieser Verlust hat sie schöner, freier und kräftiger gemacht; die sogenannte evangelische Kirche aber sieht sich durch die Rongeaner auf's Aeußerste bedroht, und Gott weiß, was dieser Einsturz noch Alles mit sich reißen wird. Bereits wird der Regierung schon vielfach offen der Gehorsam aufgekündigt; die Magistraturen stehen allenthalben an der Spitze der Bewegung; der größte Theil der Behörden sympathisirt mit ihr, und das Militär wird bearbeitet. Wie in Preußen, so ist es in Sachsen, und Gott weiß, wie das Alles enden soll!

Clemens August, der heldenmüthige Bekenner der Kirche, der Erzbischof von Cöln, ist gestorben; hat dort in Münster seine Laufbahn geendet, wo er sie im Dienste der Kirche begonnen. Die Kunde davon fliegt von Land zu Land, und bringt Trauer und Freude hervor; Trauer, weil der ausgezeichnetste Kirchenfürst unserer Zeit verblichen ist; Freude, weil der edle Dulder und Kämpfer endlich den verdienten Lohn aus den Händen Desjenigen empfängt, Der ihn zum leuchtenden Beispiele auf den Leuchter der Kirche gestellt hatte. Ruhe seiner Asche!

Wohl wird es kein Land der Erde geben, in dem der Name Clemens August nicht mit Liebe genannt, und die Kunde seines Todes nicht den tiefsten Schmerz erzeugen wird; wohl ist die Kirche überall dem ausgezeichneten Kirchenfürsten zum Danke verpflichtet; nirgends aber wird dieß mehr der Fall seyn, als in unserem Schlesien.

Hier bei uns knüpft sich an den theuern Namen Clemens August das gesammte Erwachen des kirchlichen Lebens; hier werden ihm in den Herzen einer Million Katholiken die schönsten Denkmale der Dankbarkeit errichtet werden. — Schlesien lag in den Armen des schrecklichsten Indifferentismus eingewiegt, lag im tiefsten Schlafe, der immer mehr und mehr dem Tode ähnlich wurde; kein Mensch hat eine Ahnung, wie tief Schlesien im katholischen Bewußtseyn gesunken war. Mit Recht konnte die preußische Regierung auf unser Land als Muster im religiösen Gleichmuthe hinweisen; wir verdienten dieß traurige, unheimliche Lob. Priester und Volk waren am Abgrunde eingeschlafen; die einzelnen Blüthen verwelkten; noch kurze Zeit, und wir konnten den Katholicismus begraben. — Da gelangte die Kunde von der Abführung des Erzbischofs von Cöln des hochseligen Clemens August zu uns. Ein elektrischer Schlag durchzuckte uns. Warum wird der Erzbischof gefangen auf die Festung geschleppt? Weil er nicht so unkirchlich seyn will, als die Schlesier. — Und Scham und Reue überfiel uns; das Breve Pius V. wurde hervorgesucht, und die Allocution des heil. Vaters kam wie Donner an unser Ohr. Da wards besser, um Schlesien den Blick nach dem gefangenen Erzbischof gewandt, fingen wir an, katholisch zu werden. Und Schlesien, das unter allen Ländern in protestantischen Staaten am tiefsten gesunken war, es steht jetzt, was katholischen Eifer

und Leben und Kraft betrifft, vielleicht am höchsten. Der Dank dafür gebührt, nächst Gott, dem hochseligen Clemens August.

Darum Schlesien geh und trag' den Dank ab, den Du, Gott weiß es, dem verstorbenen Erzbischof schuldest; geh' und stelle Dich gleich neben Cöln, denn Du mußt zum wenigsten die zweite Leidträgerin seyn. So viel verdankt kein Land dem Verstorbenen, als Du. Falte die Hände und bete bei der Leiche Desjenigen, der Dir Leben gab. Richte Ihm ein Denkmal auf tief im Herzen; die späte Nachwelt noch muß es wissen, daß es Clemens August war, der das katholische Schlesien rettete.

LI.

Johann Michael Denis.

(Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

(Fortsetzung.)

Mit seinem Eintritte in das Theresianum, wo seine eigentlich gelehrte und schriftstellerische Laufbahn beginnt, bricht seine Autobiographie ab. Jedoch enthält sein Nachlaß einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Meine 25jährigen Beschäftigungen im Theresianum.“ Wir dürfen denselben unsern Lesern nicht vorenthalten, da er ein deutliches Bild des Geistes gewährt, in welchem die Gesellschaft Jesu und in ihr Denis an dieser, von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1746 gestifteten und den Jesuiten anvertrauten Lehranstalt für den jungen Adel wirkte.

1760. Im October 1759 ward ich von Preßburg dahingeschickt. Ich übernahm die Aufsicht über eilf Jünglinge, die die Philosophie zu studiren anfingen, und mußte mit ihnen Logik und Metaphysik repetiren. In der heiligen Woche mußte ich den kleinen Zöglingen die geistlichen Uebungen vortragen, welche Arbeit

ich bis 1777 zu großem Vergnügen der Jugend fortgesetzt habe. Ich ließ mich von wohlmeinenden Freunden überreden, den ersten Theil der sogenannten poetischen Bilder herauszugeben. Immer etwas für Wien, wie es damals war, und fast der erste Schritt zu einem bessern Geschmacke. Im Junius ward mir für's künftige Jahr das Lehramt der schönen Wissenschaften angekündet, um mich vorzubereiten. Im September ließ ich im Namen des Hauses das Meisterstück der Vorsicht auf die Vermählung Josephs drucken.

1761 begann ich die Redekunst zu lehren, täglich durch drei und eine halbe Stunde. Dazu kamen wöchentlich zwei Wiederholungsstunden, zwo jährliche Prüfungen im Januar und September; vor der ersten gab ich durch vierzehn Tage, vor der zweiten durch einen Monat täglich eine außerordentliche Stunde Wiederholung, vor jeder Prüfung ließ ich die Zuhörer durch einen Schüler lateinisch oder deutsch, gebunden oder ungebunden haranguiren. Die Gegenstände der Prüfungen waren: Rhetorik, Poetik, Erklärung der Classiker, Geschichte, Geographie, griechische Sprache, Rechenkunst und Religion. An Sonn-, Feier- und Donnerstagen brachte ich zwei Abendstunden meist in den Zimmern meiner Schüler zu, um bald diesen, bald jenen in Verfertigung ihrer schriftlichen Aufsätze zu leiten, und so habe ich es durch dreizehn Jahre unermüdet gehalten. Dabei hatte ich zwei Predigten, monatlich die Jugend zur Beicht und Communion vorzubereiten. Ich gab den zweiten Theil der poetischen Bilder heraus. Als der Hochw. Erzbischof, Protector des Theresianums, den Cardinalshut erhielt, führte ich ihm mit meinen Schülern ein Hirtengedicht auf. Oft vertrat ich meine Freunde in verschiedenen Aufsichten über die Jugend, so daß ich manchmal viele Wochen nicht auf meinem Zimmer schlief, und dieß geschah auch in folgenden Jahren.

1762 hatte ich monatlich nur eine Predigt. Dafür bekam ich den Unterricht auswärtiger Jünglinge in der deutschen Sprache, jedes Schultages durch eine Stunde. Zum besten der Jugend gab ich eine Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands heraus, und schrieb für meine Classe eine kurzgefaßte Gedankenlehre in Latein. Für mich begann ich englisch zu lernen. Telemach war mein erstes und Milton

mein zweites Lesebuch. Den oben gedachten Unterricht im Deutschen habe ich zehn Jahre fortgesetzt.

1763 fing ich an, meine Schüler im Junius die jährlich von ihnen verfaßten Aufsätze öffentlich ablesen zu lassen. Jedes Jahr wurde das Verzeichniß gedruckt ausgetheilt. Die Entwürfe dieser akademischen Vorlesungen, ihre Ausbesserung und der Unterricht im Declamiren beschäftigte mich jährlich beinahe zwei Monate. Ich fing auch an, einige Jünglinge in Ausgabe verschiedener Kleinigkeiten zu leiten, und verschiedenen Erwachseneren, die später in die Akademie getreten waren, durch Privatunterricht in der bessern deutschen Schreibart, oder in der Aesthetik nachzuhelfen. Und dieses auch durch die folgenden Jahre.

1764 ließ ich im Namen der Akademie ein lateinisches und deutsches Gedicht auf Josephs Krönung drucken; begann auch am österreich. Patrioten mit zu arbeiten. Dieß dauerte drei Jahre.

1765 folgten Gedichte im Namen der Akademie auf des Monarchen zweite Vermählung. Für mich fing ich an, die Naturgeschichte zu studiren, und in Schiffermüller's Gesellschaft Raupen zu ziehen und Insecten zu sammeln. Der Donnerstag wurde meist auf dem Lande zugebracht, und es ist auf ein paar Stunden um Wien keine Gegend, wo wir nicht Entdeckungen gemacht hätten. Daher entstand die herrliche Sammlung, deren Antheil ich meinem Freunde abtrat, als ich zur sitzenden Bibliothekarspflicht kam, und wir durch seine Beförderung getrennt wurden. Unsere Beobachtungen theilten wir auch immer der wißbegierigen Jugend mit.

1766 schrieb ich für meine Schüler einen lateinischen Lehrbegriff von allen Gattungen der Poesie, um ihnen die besten Dichter aller Nationen bekannt zu machen. Dieser Lehrbegriff ward künftig immer mit in die öffentlichen Prüfungen gezogen. Für ein Trauergedicht auf den Tod Dauns erhielt ich von der Monarchin die goldene Medaille.

1767 machte ich mich an Ossian's Uebersetzung, erstlich zwar aus der italienischen des Cesarotti, weil ich keine englische in Wien finden konnte. Als mir nachher der Hofrath v. Plank die seinige aus Prag kommen ließ, mußte ich alles bereits Fertige wegwerfen. Dabei ließ ich ein und anderes eigenes Lied drucken, und dieß geschah jährlich bis 1780. Ich sage es hier, um es nicht jährlich wiederholen zu dürfen.

1768 traten Ossian's erste zwei Theile ans Licht. Ueber diese Aufnahme will ich mich auf die Journale berufen, und hier nur anmerken, daß ich alle meine Druckschriften, um die Fehler zu vermeiden, selbst zweimal corrigirt habe. Jeder sieht den Zeitaufwand.

1769 schrieb ich für meine Classe eine deutsche Geschichte der Beredsamkeit bei allen Völkern, nebst einem Verzeichnisse aller vorzüglichen rhetorischen Werke. Sie wurden daraus öffentlich in Zukunft geprüft, und ich zeigte die Bücher vor, die sich zu diesem Zwecke auf der garellischen Bibliothek zahlreich vorfanden. Es folgte auch der dritte Theil Ossian's.

1770 erschien meine Bardenfeier am Tage Theresiens. Auf Empfehlung meines damaligen Vorstehers, jetzt würdigsten Bischofes von Neustadt, sah die Monarchin gnädig auf meine Bemühungen nieder; und verlieh mir einen jährlichen Gnadengehalt von dreihundert Gulden. In Deutschland fing man an, auf mich zu sehen. Unsere berühmtesten schönen Geister schrieben an mich, und ich kann durch Vorlegung ihrer Briefe darthun, daß ich keine literarische Bekanntschaft jemals erschlichen habe.

1771 erschienen verschiedene meiner neueren Poesien in den auswärtigen Musenalmanachen, Blumenlesen u. s. w. Ich wurde auch verschiedentlich darum angegangen.

1772 gab ich die gesammelten Lieder Sined's heraus. Diesen retrogradischen Bardennamen hat mir zum ersten Hr. Kretschmann, ein vortrefflicher Dichter in Zittau gegeben, und er ist nun im Bardenstaate gang und gebe. Ich ließ auch die erste Sammlung der besten akademischen Vorlesungen meiner Schüler und andere Privataufsätze unter dem Titel Jugendfrüchte drucken. Mein sel. Collega, Burkard, der rühmlich in Allem mit mir eiferte, gab eine zweite Sammlung. Ungünstige und Jünglinge, die ihr Unvermögen, etwas Aehnliches zu leisten, fühlten, ließen sich in spätern Jahren beigehen, alles dieses geradeweg für Professorarbeiten zu erklären. Ich kann das Gegentheil aus vielen Originalen darthun, und die meisten der Verfasser leben ja noch.

1773 ein schweres Jahr. Die Aufhebung meiner Gesellschaft, mein letztes Lehrjahr der schönen Wissenschaften, in welchen ich durch dreizehn Jahre hundert und neunundsechzig Jünglinge unterrichtet habe, und immer der Erste an dem Orte des

Unterrichts gewesen bin. Ehe ich diesen ganz verlasse, will ich noch nachholen, daß ich bald in den ersten Jahren eine ziemliche Anzahl Muster von deutschen Briefen und Anreden für alle Fälle ausgearbeitet habe, die nachher von Hand zu Hand copirt wurden, und vielen Nutzen stifteten. Ich übernahm zugleich mit dem letzten Lehrjahre die Aufsicht der schönen garellischen Bibliothek, und sann nun ernstlich darauf, das Studium der Bibliographie und Literaturgeschichte in unsern Gegenden einzuführen, und gleich das folgende Jahr ein Collegium zu eröffnen. Meine Plane wurden genehmigt, und die Lehrschriften ausgearbeitet.

1774 fing ich zu lehren an, brachte Manches in der Bibliothek in bequemere Ordnung, besserte vielfältig an dem Kataloge, bezeichnete alle seltenen Bücher, machte ein eigenes Fach für die typographischen Alterthümer, hatte die Woche vier Lehrstunden, und sieben Lesestunden für die jungen Cavaliere, machte auch schon Anstalten zu einem Materienkataloge für die Bibliothek.

1775 arbeitete ich an dem Kataloge, der 1778 zu Stande kam, und in unseren Gegenden vielleicht seines Gleichen nicht hat. Ich ließ auch den dritten Theil der Jugendfrüchte drucken.

1776 gab ich mit Schiffermüller das Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend heraus. Der Fürst Staatskanzler beschenkte mich wegen des Gedichtes auf die Beleuchtung Wiens mit zwei goldenen Medaillen, für die ich mit einem andern Liede dankte. Einige meiner Poesien erschienen in den literarischen Monaten, die damals eine kurze Zeit in Wien erschienen.

1777 trat meine Bibliographie an's Licht. Die Urtheile hierüber stehen in verschiedenen Journalen. Am angenehmsten waren mir wohl im deutschen Merkur die Beinamen des bescheidensten und emsigsten.

1778 folgte der zweite Theil oder die Literaturgeschichte, und der Materienkatalog für die Bibliothek wurde vollendet, in's Reine geschrieben, und zum Vortheil der Besuchenden in dem Lesezimmer aufgestellt. Auch begann ich an den Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu arbeiten.

1779, so wie in den folgenden, wurde ich sehr beschäftigt theils mit Verbesserung der alten, theils mit Verfertigung neuer geistlicher Lieder. Fast von allen Kirchen und Bruderschaften Wiens wandte man sich an mich. Ich habe mich nicht entzogen.

Im October besuchte die höchst sel. Monarchin die Bibliothek, und nannte mich ganz unverhofft ihren Rath, ließ mir aber hierüber das Decret unentgeldlich ausfertigen.

1780 erschienen die Merkwürdigkeiten der garellischen Bibliothek, ich ward aber mit Anbruche des Frühlings von einer solchen Nervenerschlaffung befallen, daß ich bis in den Winter beinahe nichts arbeiten konnte. Indessen rief der Himmel meine unvergeßliche Wohlthäterin ab. Bei ihrem Grabe legte ich meine Harfe nieder, theils aus gerechtem Schmerze, theils weil ich seit diesem Jahre nur zu deutlich im Ohre höre *): Solve senescentem mature sanus equum, ne peccat ad extremum ridendus etc.

1781 arbeitete ich an der Buchdruckergeschichte Wiens, die mich in vielen Briefwechsel mit Bibliothekaren zog, und viele Gänge nach Bibliotheken nöthig machte.

1782 trat diese Buchdruckergeschichte Wiens an's Licht, und ich fing nun an, mich mehr auf die Supplemente der maittairischen Annalen zu verwenden, für die ich schon seit 1776 zu sammeln angefangen hatte.

1783 sammelte und durchbesserte ich meinen Ossian und meine Bardenlieder; ich durchsah auch noch einmal meine modernen Gedichte, die Hr. v. Retzer gesammelt hatte, und als eine Nachlese herausgeben wollte. Dabei ging die Arbeit an Maittairens Supplementen fort.

1784 erschien die letzte und vollständige Ausgabe meines Ossians und meiner Bardenlieder in fünf Theilen, zu denen die obengedachte Nachlese den sechsten abgeben kann. Bis dieses Jahr habe ich dreiundfünfzig Jünglinge in der Bücherkunde und Gelehrtengeschichte, und zwar einige Jahre in der savoyischen Akademie, unterwiesen, und jährlich öffentlich geprüft.

In diesen fünfundzwanzig Jahren habe ich alle deutschen, an den Hof bei allen Feierlichkeiten im Namen der Akademie gehaltenen Reden verfaßt, und die Redner im Vortrage unterrichtet, fast alle akademischen Anzeigen für die Zeitungen, und die meisten Bittschriften der Jünglinge an die Monarchen gemacht; so haben auch manche meiner Collegen vor Bekanntmachung ihrer Arbeiten

*) Spanne, wenn du klug bist, das alternde Pferd bei Zeiten aus, daß es nicht zuletzt strauchle und zum Gelächter werde.

mich um freundliche Durchsicht derselben angesprochen, die ich niemals versagt habe.

Im Jahre 1784 wurde das Theresianum aufgehoben, und Denis als zweiter Custos bei der kaiserlichen Hofbibliothek angestellt, der er fortan bis an das Ende seiner Tage seine ausgezeichneten bibliographischen Kenntnisse widmete. Noch heute wird seine „Einleitung in die Bücherkunde“ (Wien 1795 und 1796) als eins der ausgezeichnetsten Werke in diesem Fache geschätzt. Doch ließ er in dieser Periode auch mehrere Schriften erbaulichen und theologischen Inhaltes erscheinen („Denkmale des christlichen Glaubens und Sittenlehre“, „Beherzigungen für heilbegierige Christen“, „Beschäftigungen mit Gott, schon im zwölften Jahrhunderte gesammelt“). Im Jahre 1791 ward er zum ersten Custos der Hofbibliothek befördert, und starb im Jahre 1800 an seinem Namenstage. Auf dem Kirchhofe zu Hütteldorf ist sein Grab, dessen Inschrift nach seiner letztwilligen Verordnung lautet:

> **Hic tumulum optavi Michael Denis extinctae S. J. Sacerdos a Consiliis et Bibliotheca Augg. natus Schaerdingae MDCCXXIX obiit Viennae MDCCC.**

Wir haben in dem Bisherigen, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, den Lebensabriß des ehrwürdigen Denis im Zusammenhange mitgetheilt. In dem Nachfolgenden wollen wir davon einige Betrachtungen über seinen sittlichen, kirchlichen und schriftstellerischen Charakter knüpfen.

Wer sich näher mit Denis Schriften bekannt macht, wird nothwendig aus ihnen den Eindruck empfangen, daß der Verfasser eine treue, unverkrüppelte, überaus bescheidene, ächt deutsche Natur, ein in mehrfacher Hinsicht sehr bedeutendes Talent, ein vorurtheilsfreier, offener Kopf, vor Allem aber ein jedweder Verstellung und hinterhältischen Absichtlichkeit durchaus unfähiger Charakter gewesen seyn müsse. Es ist eine merkwürdige, aber durch unzählige Documente bewiesene Thatsache, daß Denis, der fromme Katholik, der begeisterte Anhänger seines Ordens, inmitten der Wiener Aufklärung der achtziger Jahre nicht nur persönlich völlig unangefochten blieb, sondern seiner Umgebung, wie seinen Zeitgenossen überhaupt, eine Ehrfurcht und Achtung gebietende Erscheinung war. „Die Grundsätze seines Charakters“, sagt einer der dama-

ligen Wiener Literaten, der seinen schriftstellerisch
nete, „waren strenge Religiosität ohne Heuchelei
der äußersten Anhänglichkeit für den Jesuitenord
Nebenabsichten gebrauchen zu lassen. Seine f
Seele und Herzensgüte war eines Fenelon würdi
Vaterlandsliebe machte ihn zum patriotischen Un
gierung. In jeder Periode seines Lebens war
Beobachter seiner Pflichten. Er war ein eifrig
dung und das Wohl jedes seiner Schüler väterli
rer, und ein in jedem Zufall des Lebens erprobt
Denis besaß wirkliche Tugenden, und nicht bl
Eigenschaften, wovon die letztern den erstern in
nur zu oft als Ersatz dienen müssen. Mochten
dem allgemeinen Loose der Menschheit, aus ei
Folge seiner Lage und Erziehung

Quo semel est imbuta recens servabit odorem

einige Schwachheiten ankleben, so waren sie g
und darum um so viel verzeihlicher, selbst in den
auch kein eben so berühmter Dichter als Literat
und er würde hierdurch seinen Freunden und alle
her um ihn waren, deshalb nicht minder durch f
eben so theures als schmerzliches Andenken hinterl
Wer von den Verhältnissen, in denen Denis l
Anschauung hat, wird diese Anerkennung, die
aus dem Munde bitterer Gegner seiner religiös

fation in jener Zeit der Blüthe des Ordens (von der hier allein die Rede ist) sich weder bis zu einer absoluten Vernichtung aller und jeder Nationalität, noch bis zur Aufhebung und Verwischung jedweder kräftigen Individualität und Persönlichkeit erstreckt haben könne. Die Gesellschaft Jesu verstand ihre Einheit nicht als todte und geistlose Einförmigkeit. Sie war auf ihrer damaligen Entwicklungsstufe nicht universal in dem Sinne, daß sie jede nationale Anlage, jedes individuelle Talent in ein Prokrustesbett gelegt hätte, — sondern umgekehrt in der Bedeutung: daß sie beiden, innerhalb der von der Kirche gesteckten Gränzen, vollen Raum zur freien Bewegung in ihrem Innern gestattete. — Wenn in neuerer Zeit nicht bloß von ihren Feinden, sondern selbst von übereifrigen und kurzsichtigen Freunden das Gegentheil geglaubt, und je nach dem Standpunkte des Urtheilenden getadelt oder gepriesen worden ist, so tragen dergleichen Schilderungen meistentheils den Stempel der Uebertreibung oder der idealen Fiction. In der Wirklichkeit kann nicht verkannt werden, daß sich das Leben in jeder Ordensprovinz eigenthümlich gestaltet hatte, und daß namentlich die damalige Praxis der Gesellschaft in Oesterreich keineswegs darauf ausging, vollständig und absolut über jede Nationalität Herr zu werden, in sofern eine solche die natürlichen und erlaubten Gränzen einer christlichen Gesinnung nicht überschritt. Jene behauptete vielmehr fortwährend in einem weiten Umfange als Particularismus innerhalb der Allgemeinheit des Ordens ihr Recht und ihren freien Spielraum. In der österreichischen Provinz war dieß zu jener Zeit unstreitig zum Vortheile der Gesellschaft Jesu ausgeschlagen. Nachdem diese, unter den Nachfolgern Leopold's I. ihren politischen Einfluß eingebüßt, nachdem die innige Beziehung zur weltlichen Macht sich schon seit Joseph I. bedeutend gelockert, die frühere Staatsgunst zum Theil in ihren Gegensatz verwandelt hatte, fühlten die Leiter des Ordens, vom richtigen Tacte geleitet, mehr und mehr das Bedürfniß, sich in den kaiserlichen Erbstaaten zeitig der veränderten Lage der Dinge anzubequemen, und durch neue Mittel und vermehrte Kraftanstrengungen auf geistigem Gebiete das alte Ansehen zu retten. Jetzt galt es in diesen Ländern, nicht länger bloß vom Ruhme der Vorfahren zu zehren und auf früher geleistete Dienste zurückzuschauen, was noch im Beginne des Jahrhunderts mitunter zur

Ungefähr geschehen, und die Quelle des verderblichsten und gehässigsten Kampfes mit dem Weltclerus und andern Orden geworden war *). Talente schaffen konnte freilich dieser Orden so wenig, wie irgend eine andere Gesellschaft, wohl aber jedem in seiner Mitte sich heranbildenden Talente Pflege und Unterstützung schenken, und jene Freiheit der Entwickelung gewähren, ohne welche das Gedeihen eines geistigen Lebens überall unmöglich ist. Es durfte also, wollte anders der Orden sich in Oesterreich, Ungarn und Böhmen als wissenschaftliche und literarische Potenz geltend machen, nicht die Rede davon seyn: ihn scientifisch und moralisch zu isoliren, strebsame und geisteskräftige Persönlichkeiten innerhalb der Gesellschaft durch Pedantismus zu paralysiren, nach außenhin aber jede literarische Erscheinung, die nicht vom Orden ausgegangen war, zu ignoriren oder zu bekämpfen, und somit sich von vornherein jedem, auch dem wahren, nothwendigen und heilsamen, wissenschaftlichen Fortschritte feindlich entgegenzustellen, wie dieß so oft aus dem Munde der Gegner der Gesellschaft Jesu gehört werden muß. — Daß die Jesuiten in den genannten Ländern auf jenem großen Wendepunkte ihres Schicksals mit richtigem Instincte alle diese Mißgriffe vermieden, daß sie thatsächlich sich auf den richtigen Standpunkt stellten, diesem weisen Verfahren verdankt dort die Gesellschaft gerade in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten vor ihrer Aufhebung einen wissenschaftlichen Aufschwung und eine geistige Blüthe, welche sie in der genannten Provinz noch nicht erlebt hatte, und die es doppelt schmerzlich empfinden läßt, daß auch jene Provinz in den allgemeinen Sturz des Ordens verwickelt wurde. Wir nennen unter den, sämmtlich jener Periode angehörenden Schriftstellern desselben hier nur die (für ihre Zeit) ausgezeichneten Physiker Joseph Herbert, Joseph Walcher, Leopold Biwald; die Naturhistoriker Ludwig Mitterbacher von Mitterburg, Nicolaus Pode und Ignatz Schiffermüller; die tüchtigen Mathematiker Jos. Liesganig, Georg Ignatz Freiherr von Matz-

*) Einen langwierigen Streit solcher Art mit den Benedictinern veranlaßte insbesondere das tactlose Buch: Cura salutis, sive de statu vitae mature ac prudenter deliberandi Methodus. Ex Bibliotheca catechetica Domus Probationis Societatis Jesu ad S. Annam. Viennae Austriae 1709.

burg und Karl Scheeffer; die berühmten Astronomen Maximilian Hell und Anton Pilgram, den Vater der Numismatik Joseph Eckel, die Philologen Khell und Fröhlich, die auch heute noch hochgeschätzten Geschichtsforscher Leonhard Erber, Georg Pray, Sigismund Calles, Leopold Fischer, Franz Pubissefka, Stephan Kaprinai, und vor Allen Stephan Katona, den Verfasser der großen pragmatischen Geschichte Ungarns; endlich jene Reihe tüchtiger Specialhistoriker, von deren Arbeiten mehrere den Werth von Quellen haben: Anton Steiner, Franz Wagner (Geschichte Leopold's I. und Joseph's I.), Inspruggen, Ernst Apfalter, Anton Socher und Marcus Hansitz (Verfasser der berühmten und verdienten Germania sacra).

Daß die Pflege der deutschen Sprache von den Jesuiten sowohl in ihren pädagogischen, als in ihren literarischen Bestrebungen bis auf jene Zeit in eben dem Maaße vernachlässigt worden war, als ihr lateinischer Unterricht vor dem heute in katholischen, wie in protestantischen Ländern ertheilten den Vorzug verdiente, ist ein nicht zu läugnendes Factum. — Haben neuere Schriftsteller, wie z. B. Wolfgang Menzel, jene Versäumung der Muttersprache auch bis zur Ungerechtigkeit getadelt, so ist dennoch die Thatsache selbst eben so wenig in Abrede zu stellen, als es gerechtfertigt werden kann, daß auf diese Weise in der Bildung der katholischen Jugend Deutschlands eine Lücke blieb, deren unglückliche Folgen sich bis auf den heutigen Tag fühlbar machen. Allein, es darf bei der Rüge dieses Uebelstandes Zweierlei nicht vergessen werden. — Erstens war es auch auf den protestantischen Fürstenschulen des nördlichen Deutschlands, bis zum Erwachen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert, um den theoretischen, deutschen Sprachunterricht nicht besser bestellt, als in den Collegien der Jesuiten. Zweitens ist es eine fabelhafte Uebertreibung, wenn man, wie namentlich Menzel, den geringen Werth, den die letztern allerdings bis zu eben jener Periode auf diesen so überaus wichtigen Gegenstand legten, einem wohlerwogenen, schlau berechneten Plane, einem mit Bewußtseyn ausgebildeten Systeme des Ordens zur Vertilgung oder Untergrabung der deutschen Nationalität beimißt. — Ein solches ist wenigstens den Jesuiten der österreichischen Provinz in jener Periode, von der hier die Rede ist, in dem Grade fremd gewesen, daß Denis, wie wir gesehen haben,

nicht nur die allerdings unläugbare Lücke in der
thode seines Ordens (und der damaligen Zeit i
das schmerzlichste fühlt und beklagt, sondern, was
gen will! sofort als junger Cleriker, der noch 1
Priesterweihe empfangen hat! — thatsächlich auf i
zur Reform schreitet, — und hierbei auch 1
mindeste Hinderniß von Seiten seiner
stößt! Wir werden diese überaus merkwürdige Se
terarischem Leben weiter unten ausführlicher schl
zunächst nur hervorzuheben, daß der hohe Grad
wegung, den der damalige Zustand des Ordens in
einem Geiste, wie Denis, gestattete, die zärtliche L
geisterung des Letztern für die Gesellschaft Jesu
klärt und rechtfertigt. Der geringste Grad von M
genügt, um einzusehen: daß Denis dankbare Begei
nen Orden ihm nicht bloß anerzogen, oder von außer
aufgepfropft gewesen sei. Eben so ist es nicht die bl
an diese bestimmte Lebensweise, die aus ihm spr
ascetische Resignation, die den gläubigen Christen s
Natur völlig fremdes Element erträglich oder seine
erscheinen lassen kann. Nein! man sieht, er liebt
(von tiefern, ascetischen Gründen abgesehen) auch
er ihm eine, seiner Individualität zusagende, freie,
ckelung, ohne Zwang und lästige Hemmung, gesta
so zu sagen, seinen geistigen und literarischen Comf



re." — In ähnlicher Weise betheuert er in seinem Testamente feierlich vor dem Allwissenden: daß er in der Gesellschaft Jesu „durch sechsundzwanzig Jahre nichts als Gutes gelernt und genossen habe *)." — Je natürlicher und von aller Uebertreibung und Affectation entfernter dieser Vorliebe des redlichen Mannes für seinen Orden ist, und je einfacher sie sich äußert, desto weniger wird sie einen günstigen Eindruck auf jeden Billigdenkenden verfehlen. — Denis liebte die Gesellschaft Jesu, wie man seine Familie liebt, aber von jeder egoistischen Ueberschätzung, welche die Anhänglichkeit an ein einzelnes Institut nur durch ängstliche Isolirung, durch erbitternde Ausschließlichkeit, durch mißtrauische Geringschätzung der Bestrebungen anderer Individuen oder Corporationen bethätigen zu können wähnt, war Niemand weiter entfernt, als er und seine Umgebung. In seiner Correspondenz findet sich für diese Behauptung eine schlagende Beweisstelle. — Am 16. Januar 1769 schreibt Denis an Klotz in Halle: „Was der hamburgische Correspondent und die Göttinger Anzeigen gemeldet haben" — (es war von den ersten Bänden seiner Bardengesänge die Rede!) „ist Ihnen ungezweifelt bekannt. Ich verdiene das Lob nicht, was Sie mir beilegen. Nur ein Satz in den letzten klang mir seltsam: „„Ein Jesuit nennt Herrn Klopstocken seinen Freund. Dieß verdient Bemerkung."" Von meinen Jünglingsjahren lebe ich in dieser Gesellschaft, und habe immer gehört: man müsse das Verdienst schätzen, wo es ist, und sich um die Gunst wahrhaft gelehrter Männer bestreben. Daher wage ich es, trotz aller Bemerkung! den Kuß, den Sie mir zusandten, und den die Göttin der Freundschaft für mich

Quinta parte sui nectaris imbuit,

---

*) Sein letzter Wille beginnt mit den Worten: „Meine Seele übergebe ich in die Hände ihres Schöpfers, der die Liebe ist, der sich durch meine ganze Lebenszeit, unerachtet meiner zahllosen Uebertretungen seines heiligen Gesetzes, immer als einen liebevollen Vater an mir Unverdienten bewiesen hat, und hoffe durch das unendliche Verdienst [illegible]es eingebornen Sohnes, meines Mittlers, und durch die Fürbitte [illegible] seligsten Jungfrau, und aller Heiligen Gnade, ewiges Leben." [illegible]o bald als möglich", heißt es weiter unten, „sollen zur Ruhe [illegible] Seele hundert heilige Messen gelesen werden." —

mit jener feurigen Empfindung zu erwidern, mit welcher ich lebenslang verharre" u. s. w. Es soll weiter unten gezeigt werden, daß Denis, auch in seinen Bemühungen um die Hebung der deutschen Sprache, nichts weniger als allein in der Gesellschaft stand, und daß diese poetischen und literarischen Bestrebungen sich mit einer Freiheit bewegen konnten, die Jedem, der die Jesuiten jener Zeit nur aus den Schilderungen ihrer Gegner kennt, völlig fabelhaft vorkommen muß, und schwerlich Glauben finden würde, wenn nicht Denis Correspondenz die urkundlichen Belege für unsere Behauptung böte.

Bei dieser Gesinnung und diesen glücklichen äußern Verhältnissen mußte es Denis auf das Schmerzlichste berühren, als sein geliebter Orden aufgehoben wurde. Die Hoffnungen, welche sich an den Aufschwung knüpften, den derselbe gerade damals in Oesterreich genommen, waren jetzt auf einen Schlag zerstört, die Tradition eines bessern Geistes unterbrochen, die Fäden einer zeitgemäßen, dem protestantischen Norden imponirenden Bildung des katholischen Deutschlands, — die Denis zum großen Theile selbst angeknüpft hatte, rettungslos, auf unbestimmte Zeit hinaus, abgeschnitten. Wer kann ihm seine Trauer verargen? Aber sie spricht sich in der würdigsten und edelsten Form aus. Weit entfernt, sich in einem unkatholischen Separatismus zu verlieren, und das Schicksal der allgemeinen Kirche für abhängig von einem einzelnen Orden zu erklären, vergißt Denis, trotz seines Schmerzes, auch nicht einen Augenblick die Achtung und Ehrfurcht, die er dem Oberhaupte der Kirche schuldig ist. In der That kann vom ächt katholischen Standpunkte aus das Recht Clemens XIV.: die Gesellschaft Jesu aufzuheben, eben so wenig in Zweifel gezogen werden, als die Befugniß Pius VII. sie wieder herzustellen. Jener erwog, nachdem die Kaiserin Maria Theresia sich dem Andringen der bourbonischen Cabinete beigesellt hatte, die nahe und in jenen Zeiten doppelt dringende Gefahr eines Schisma, die aus der, wider den Willen aller katholischen Höfe durchgesetzten Aufrechthaltung der Jesuiten entstanden wäre, dieser die Verdienste der Gesellschaft in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens, und die Hoffnung vieler Katholiken, die, als nach dem allgemeinen Frieden die Vorurtheile gegen die Gesellschaft beseitigt schienen, von den wieder hergestellten Jesuiten ähnliche Leistungen, wie von

den frühern, erwarteten. Der Orden mußte dem Oberhaupte der Kirche als Mittel der Beförderung ihrer Interessen, nicht als Selbstzweck erscheinen. Daher konnte er auch, um größeres Unglück zu wenden, in einer traurigen und gefahrvollen Periode, ohne Gefährdung des Wesens der Kirche, aufgehoben werden, wenn die Noth der Zeiten es gebot, über deren Vorhanden- oder Nichtvorhandenseyn allein der heilige Stuhl zu entscheiden hatte. Eine leider eben so gewöhnliche, als unbillige und kurzsichtige Polemik gegen Clemens XIV., welche die Ehre des Pontificats Preis gibt, und die höchste Autorität in der Kirche untergräbt, vergißt vor Allem, daß der Papst selbst in den Händen der Vorsehung nur ein Organ zur Regierung der Kirche ist, dessen Aussprüchen sich der Katholik um Christi willen ohne Murren zu unterwerfen hat*). Es kann daher Alles, was von den Ränken,

*) Von der Grundidee des Papstthums geleitet, daß dem Zwecke der Erlösung der Menschheit jedes Privatrecht der Diener der Kirche weichen müsse, hat Pius VII., dem französischen Episcopat gegenüber, im Concordate von 1801 bei weitem ausgedehntere Befugnisse geübt als Clemens XIV. sie der Gesellschaft Jesu gegenüber jemals in Anspruch nahm. Allein so wie später eine **petite église** jenem Papste das Recht zu den von ihm ergriffenen, außerordentlichen Maaßregeln streitig machte, die freilich ohne Beispiel in der Kirchengeschichte waren, so traten auch der, durch das Oberhaupt der Kirche verhängten Aufhebnng der Gesellschaft Jesu Bestrebungen entgegen, welchen eine unkatholische Verwechselung der Gesichtspunkte zum Grunde liegt, und deren unangenehmster Ausdruck die berüchtigte Streitschrift ist: **Memoria catolica da presentarsi a Sua Santità. Opera postuma Cosmopoli** 1780 (188 Folioseiten stark). Der Zweck derselben geht dahin, unter den gröbsten Lästerungen Clemens XIV. die Nichtigkeit des Aufhebungsbreves nachzuweisen, das rechtliche Fortbestehen der Gesellschaft Jesu in Rußland und Preußen zu behaupten, und die Hülfe und Unterstützung jener nichtkatholischen Mächte für diese schismatischen Bestrebungen in Anspruch zu nehmen. („Ich bewundere", sagt der Verfasser der **Memoria catolica** „die göttliche Vorsehung, welche zwar über die Gesellschaft eine grausame Verfolgung von falschen und ungerechten Katholiken hat kommen lassen, ihr aber wieder eine Stütze und Vertheidigung von fremden Fürsten außer der Kirche zu bereiten

bösen Absichten und unkirchlichen Zwecken der Gegner der Jesuiten berichtet wird, welche das Kirchenoberhaupt, trotz seines Widerstrebens, zur Aufhebung nöthigten, als begründet zugegeben,

---

gewußt hat. Welch eine Schande! Nicht für die Kirche, welche, wie ich bisher dargethan habe und noch weiter darthun werde, an diesem Mißbrauch und einer so offenbaren Ungerechtigkeit unschuldig ist, sondern für jene Gottlose, welche den Namen der Kirche so schändlich mißbraucht haben! Welch eine Schande, daß die Unschuld in Berlin und Petersburg besser erkannt und verehrt wird, als in Rom selbst!") Aus den, in diese Denkschrift verwebten Materialien geht so viel hervor, daß sich der Proceß (des in der Engelsburg streng verwahrten Generals der Gesellschaft Lorenzo Ricci) hauptsächlich um die Anschuldigung gedreht zu haben scheint: Er sei einem Versuche, den Orden wider den Willen des Papstes aufrecht zu erhalten, nicht fremd gewesen, und habe zu diesem Ende mit dem Könige von Preußen correspondirt. Nach seinem Tode bekannte sich die Memoria catolica offen zu eben diesen Absichten, welche aber Ricci beständig in Abrede stellte; kurzsichtige Freunde haben hier die Gesellschaft auf's gefährlichste compromittirt, die in der großen Mehrzahl ihrer Glieder ein rühmliches Beispiel der Unterwerfung auch unter das Härteste gegeben hat. — Papst Pius VI., welcher die strenge Bewachung des Gefangenen noch geschärft hatte, verdammte die genannte Schrift als beleidigend für den heil. Stuhl, aufrührerisch und der Ketzerei verdächtig, und ließ sie auf dem Campo di fiori von Henkershand verbrennen. (Damnatio et prohibitio libri cui titulus: Memoria catolica etc. — — — Itaque motu proprio et ex certa scientia ac matura deliberatione nostra, aeque Apostolicae potestatis plenitudine Memoriam praefatam, ut continentem propositiones piarum aurium offensivas, scandalosas, temerarias, erroneas, injuriosas, seditiosas, de haeresi suspectas, et ad schisma tendentes, juxta nobis expositas theologorum censuras damnamus et reprobamus, ejusque divulgationem, lectionem, retentionem sub poena excommunicationis interdicimus ac prohibemus. Insuper eandem Memoriam tanquam libellum infamatorium cum huic S. Sedi, tum catholicis Principibus injuriosum in a cie Campi Florae per publicum justitiae ministrum flammis tradi decernimus ac jubemus.) Daß übrigens der Geist, welcher aus dieser Denkschrift

es kann sogar eingeräumt werden, daß die Fassung des Breve, welches dieselbe ausspricht, nicht minder wie die Art und Weise seiner Vollstreckung Härten gegen den aufgehobenen Orden enthält, die nicht nothwendig zur Sache gehörten. Nur darf, was die Maßregel selbst betrifft, nicht in Abrede gestellt werden, daß auch sie eben sowohl im Plane der Vorsehung, als im Umkreise der Befugnisse des Papstes lag, und demzufolge, von allen menschlichen Absichten und Leidenschaften abgesehen, sowohl für die Kirche, als für die Gesellschaft Jesu selbst das Beste war, was unter den obwaltenden, hochgefährlichen Umständen geschehen mußte. Die Ueberreste der Gesellschaft insbesondere wurden durch die Aufhebung den bald hereinbrechenden Stürmen und Versuchungen der Revolution entrückt. — Wer ist verwegen genug, zu behaupten, es sei unmöglich gewesen, daß der Orden diesen erlegen wäre, oder wahrscheinlich, daß er durch seinen Einfluß das Gewitter hätte beschwören können? Unberührt von diesem, fanden die Trümmer der Gesellschaft im fernen Osten ein Asyl, und verdanken es hauptsächlich diesem Umstande, daß sie den alten Geist ihrer Disciplin über die große Crise hinaus ungeschwächt bewahren und fortpflanzen konnten. Zugleich gab Gott den Jesuiten, wie der gesammten katholischen Welt, durch eben diese Fügung die heilsame und gewiß auch nothwendige Lehre: daß er zur Erhaltung seiner Kirche auf Erden weder eines Menschen, noch eines bestimmten Ordens bedürfe. — Das Factum beweist, daß die Kirche, trotz der Verbannung der Jesuiten nach Rußland, im Westen von Europa nicht untergegangen ist, ja daß in leisen und unmerklichen Anfängen gerade während jenes stürmischen Zeitraumes in England, Deutschland und Frankreich das Wiedererwachen

---

weht, nicht jener der Regel der Gesellschaft Jesu und des Stifters derselben ist, bedarf für den einigermaßen Unterrichteten der Erwähnung nicht. Der heil. Ignatius von Loyola, welcher die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes und den kindlichen Gehorsam gegen dessen Stellvertreter auf Erden für die obere Richtschnur erklärte, wurde einst gefragt: was er thun würde, wenn seine Gesellschaft vor seinen Augen zu Grunde ginge? Ich würde, antwortete er, eine Viertelstunde dem Gebete und der Betrachtung widmen, — und dann ruhig seyn.

des katholischen Geistes sich vorbereiten und beginnen konnte, der im achtzehnten Jahrhundert durch falsche Sicherheit und fleischliches Vertrauen auf menschliche Klugheit und irdische Mittel im Bewußtsein der Völker in den Hintergrund getreten war.

Wie Denis überhaupt über seiner Zeit stand, so zeigt sich auch mitten in seinen Klagen über den Untergang seines Ordens schon damals eine gerechte, tief religiöse, ächt katholische, von der Aufregung der Zeit unabhängige Würdigung der Verhältnisse, die jede Uebertreibung, jede unbillige Anklage ausschließt. — Europa hat Gelegenheit gehabt, sagt er in seiner berühmten Elegie auf die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die er im Beginne seines siebenzigsten Jahres (1799) niederschrieb, zu erfahren, ob dieser Act wirklich, wie man gehofft, die Aera eines neuen goldenen Zeitalters gewesen ist. — Würde aber die Gesellschaft, wenn sie fortbestanden wäre, das grauenvolle Unheil der Revolution abgewendet oder gemildert, die Völker Europas zur Vernunft zurückgeführt haben? Andere mögen dieß glauben, er hege nicht solches Vertrauen zur Macht seines Ordens, sondern verehre in Demuth den Richterspruch des allmächtigen Gottes. Aber stets wolle er in Liebe die über den ganzen Erdkreis zerstreuten Reliquien einer Gesellschaft umfassen, von der eine gerechtere Nachwelt werde gestehen müssen, daß es ihres Gleichen nie gegeben habe, und nie geben werde *).

(Schluß folgt.)

---

*) Non ego sum Nemesin, qui coelo devocet, aut qui
Cuncta haec de nostro funere nata velit.
Sunt tamen averti, aut minui potuisse ruinam
Qui nostro incolumi corpore stante putent.
Signassemus enim praeclaram sanguine causam,
Aut populis nostra mens rediisset ope:
Haec alii. Mihi non tanta est fiducia nostri.
Supremi vereror Numinis arbitrium.
Quodque licet, tumulos obeo sparsasque per orbem
Complector fratrum pectore reliquias.
— — —
Posteritas, quae non odio, nec amore feretur,
Pensabit mei gesta Sodalitii,
Coetum hominum talem, dicet, nec prisca tulere,
Nec, conata licet, saecla futura ferent.

LII.

Literatur.

I.

Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller christlichen Confessionen, von Anton Eberhard, vormals Prediger in München. München, 1845. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt. 198 S.

Referent hat sich seit längerer Zeit zur Regel gemacht, kein Buch zu lesen, dessen Titel eine Frage ist; bei der vorliegenden Schrift machte er aber eine Ausnahme, indem er von der ihm hinlänglich bekannten Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit des ehemaligen Predigers Eberhard nur Vorzügliches erwarten konnte. Sein Zweck ist, das protestantische Glaubensprincip zu widerlegen. Zu diesem Behufe schickt er eine Abhandlung über den Glauben und über Glaubensfreiheit voran, welche sich durch ihren eigenthümlichen Ideengang genug auszeichnet, um in ihren Hauptmomenten hier angeführt zu werden. „Der Glaube, der da selig macht, ist kein Dogmen-Glaube in dem Sinne, daß man nur eine bestimmte Anzahl von Lehren im Gedächtnisse haben und daran glauben müsse; daß es im Glauben zunächst nur auf eine gewisse numerische Größe der Lehrsumme ankömmt, nach welcher der Glaube gemessen wird .... Der Glaube ist zuerst eine Gnade, ein von Gott dem Geiste mitgetheiltes, höheres Licht, durch das der Mensch jede von Gott geoffenbarte Lehre als wahr annehmen und sich ihr hingeben kann; und so ist er die Hingabe des Geistes an bestimmte Lehren ohne Wanken und Zweifel...... Wie es unmöglich ist,

daß derjenige, der nicht blind ist, die rothe Farbe nicht als rothe Farbe erkenne und annehme; so ist es auch unmöglich, daß derjenige, der das Licht des Glaubens hat und es gebraucht, nicht jede geoffenbarte Lehre als solche annehme und bekenne, sobald sie seinem geistigen Auge vorgehalten wird. ....“ S. 9. Sehr einfach folgt aus diesem Begriff vom Glauben, daß, wer in Einem Punkte nicht glaubt, überhaupt gar nicht recht glaubt. „Es gibt keinen andern Grund, auch nur eine einzige Lehre der Offenbarung nicht anzunehmen, als den es gibt, gar keine Offenbarung anzunehmen. — Nehme ich also eine geoffenbarte Lehre nach ihrer Verkündigung gar nicht an, so fehlt mir die Glaubensgnade; und wenn ich jetzt auch jede andere Lehre glaube, so ist mein Glaube kein göttlicher mehr; ich glaube, weil ich so erzogen bin, oder aus andern menschlichen Gründen; aber ich glaube nicht mehr aus Gnade .... Glaubte ich aus Gnade, so würde sich die Gnade in mir nicht widersprechen, und ich würde das nicht zurückweisen, was ...... die Gnade ...... anerkennen wird, falls ich nicht absichtlich meinem bessern Willen entgegen handle.“ ... S. 11. „Es verhält sich mit dem Glauben, wie mit der Liebe. Habe ich auch nur Ein Gebot übertreten, so habe ich die Liebe verloren, und dadurch Gott; habe ich auch nur Eine Glaubenslehre nicht angenommen, so habe ich Gott in seiner Wahrheit nicht angenommen, und dadurch Gott selbst verloren.“ S. 12. „Sicherlich macht mich nicht gerade das Glauben an eine bestimmte Zahl von Lehren selig, sondern selig macht mich nur Christus, wenn ich sein geworden bin und Er mein ...... Zu diesem Besitze des Herrn komme ich nur durch den Glauben, durch jene Gnade, die mich fähig macht, jedes Wort, das aus dem Munde Gottes kömmt, als Gottes Wort anzunehmen, und mich ihm unbedingt hinzugeben. Also nicht der Dogmenglaube macht selig, ja es gibt Fälle, wo der Dogmenglaube zur Seligkeit nicht einmal nothwendig ist, sondern es genügt die Glaubensgnade, die Gläubigkeit an Christus, wie bei den Martyrern, wo eine Belehrung über das einzelne Dogma nicht mehr möglich war. .... Nur in so fern ist also der Glaube ein Dogmenglaube, als man kein Dogma, keinen positivgeoffenbarten Lehrsatz zurückweisen und verwerfen darf, ohne die Gnade des Glaubens und dadurch den Glauben selbst zu verlieren, der vor Gott gilt.“ S. 12. „Die

Lehrsumme des Christenthums ist in sich abgeschlossen und steht fest. Also kann einmal von einer Denk- und Lehrfreiheit der christlichen Religion in dem Sinne keine Rede seyn, daß es mir frei steht, was ich glaube und lehren will." S. 13. „Das Was der Lehre bestimme die Offenbarung für den Glauben", meint Hr. Eberhard, „das Wie der Lehre möge die freie Wissenschaft bestimmen für das Erkennen." S. 10. „Der Glaube der Katholiken ...., der aus Gott kommt, ist kein Zwang des Geistes, ... sondern eine freiwillige Hingabe an die erhaltene Lehre, eine freudige Annahme und eine höhere Lust der Seele, die das Gemüth erfüllt und den Willen stark macht, diesen Glauben zu vollbringen. — Die natürliche Erkenntniß, stammend aus dem Menschengeiste, weil aus dem Ebenbilde Gottes, erkennt durch die Glaubensgnade in den Lehren der Offenbarung ihre himmlischen Freundinnen, ihre Schwestern ...... und umarmt sie, wie nach langer Trennung in seliger Freude durch den Glauben." S. 23.

Nach dieser originellen und zugleich unwidersprechlichen Auseinandersetzung über den Glauben geht der Verfasser auf die eigentliche Beleuchtung des protestantischen Glaubensprincipes ein. „In einer positiven Religion, in der es eine Glaubenspflicht gibt, darf man nur Gott glauben; was sich nicht als Gottes Wort bewährt, das darf nicht geglaubt werden ...... Nun, mein Freund! woher wissen Sie denn, daß die heilige Schrift allein Quelle, Norm und Regel des Glaubens ist?" S. 30. Obwohl die Willkührlichkeit der Annahme des protestantischen Glaubensprincipes im Ganzen durch die bekannten Argumente bewiesen wird, so ist doch die frische, anschauliche Methode der Beweisführung Eberhard's eine wahre Förderung der polemischen Discussion. Es zeigt sich hier in der Behandlung von Themen, an denen sich im Wesentlichen nicht viel ändern läßt, welche Ueberzeugungskraft das aus innigem Erlebniß quellende, herzlich aufrichtige Wort habe.

Um die Behauptung, daß den Schriftstellern des neuen Bundes das protestantische Glaubensprincip fremd sei, läßt sich der Verfasser im vierten Briefe (S. 52 bis 107) ausführlich auf die schwierigen Fragen der Critik des neuen Testamentes ein. Dieser Abschnitt beweist, daß Hr. Eberhard das neue Testament in selbstständiger Betrachtung durchforscht, und von vielen Seiten mit



II.

Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. J. Turgenevio. 2 Bände. Petropoli.

Die Materialien zur russischen Geschichte, sowohl der früheren Jahrhunderte als der gegenwärtigen Epoche, mehren sich seit Kurzem auf eine Weise, daß nicht bloß der Geschichtforscher, sondern auch derjenige, welcher auf geschichtliche Kenntnisse im Allgemeinen Anspruch macht, sich ihrer nähern Kenntnißnahme nicht mehr entschlagen kann. Viele mögen zwar die Meinung hegen, seitdem sie sich mit Cüstine's indiscreten Enthüllungen vertraut gemacht, hätten sie sich davon losgekauft. Bereits hätten sie das Piquanteste genossen, und das Uebrige gehöre den Männern von Fach, welchen sie es nicht verwehren wollten, ihre Erudition mit den Thaten der Iwane, Wassily's und Alexis zu vermehren. Für unsere Zeiten und die Behandlung der obschwebenden Fragen könne unmöglich, was das Dunkel barbarischer Zeiten in sich schließe, von irgend einer Bedeutung seyn. Wäre es aber auch wirklich an dem, so würde doch die Gerechtigkeit das Bekenntniß erfordern, daß kein Volk es gründlicher verstanden, die Unkenntniß, in welcher es selbst von fremden Völkern gehalten wurde, zu seiner eigenen Consolidirung und zur Schwächung seiner Nachbarstaaten zu benützen, als das russische, und daher schon des eigenen Vortheils wegen eine größere Rücksicht auf dessen Geschichte zu nehmen sei. Ein Reich aber, das in einer Ausdehnung von zwei Tausend geographischen Meilen, von Schweden bis China sich hinzieht, hat der Nachbarn in großer Menge, und während diese alle Verschiedenheit der Religion, Abstammung, Sprache, Verfassung und Sitte, Entlegenheit des Himmelsstriches und Getheiltheit des Interesses von einander ferne hält, hat das Eine Reich nur Ein Haupt, Einen Willen, Ein Interesse. Die Eifersucht occidentaler Völker, der Kampf der Stände wie der Fürsten, der Hader der Gelehrten, die Streitigkeiten der Confessionen, alles, was nach den Begriffen der Abendländer das Leben zum Leben macht, hat seit Jahrhunderten hier aufgehört. Die nordischen Spartaner

kennen nur Eines, den Krieg, den sie theils mit
mit Unterhandlungen führen; dann im Gefolge d
Handel und die Eroberung. Als unter Peter dem
heiße Köpfe auf eigene Faust, auf abendländische
sigen Fortschritt zu beleben gedachten, und deßhal
warfen, welche in dem Ocean des Schweigens
hervorzurufen drohten, erließ der Czar, wie er s
dem Marschall Tesse erzählte (Turgeniew II. S.
welches den Galgen für jeden bestimmte, der für o
Dinge sich aussprach. Drei oder vier wagten es
darüber vernehmen zu lassen. Sie erlitten die
und die Bewegung hörte auf — il rumore era
wäre thöricht, anzunehmen, daß dieß nur eine
Grille eines Kaisers war, dem der erleuchtete russis
Beinamen Vater des Vaterlandes, das civilisirte Eu
taire an der Seite, das Epitheton des Großen gab.
stück aus neuerer Zeit hat erst unlängst Golowin be
Daß in Rußland sich nichts verändert, ist auch oh
Sammlung bekannt; oder braucht sie erst den Bew
daß das russische Volk seinem Czare die Macht zusc
Unterthanen die Pforte des Himmels zu öffnen? W
zu wissen gut thut, weiß Niemand besser, als er
der byzantinischen Juristen, an der Fähigkeit kaiserli
zu zweifeln, sei mehr als Hochverrath, sei Sacrileg
dem Staate nicht befremden, wo die Infallibilität



schen Sammlung (ritratto della Moscovia) liest, wie die Russen unfehlbar in das Paradies zu kommen glaubten, wenn sie in einem der blutdürstigen Kriege ihrer Czare im blinden Gehorsame gegen diese ihr Leben verloren, so begreift man erst den Umfang ihrer Gewalten, die in der Person des Czars vereinigt sind, so wie der unermeßlichen Folgen, welche sich an die Abschaffung des Patriarchates durch Peter I. anreihten, und an die Aufrichtung jener Staatsinquisition, welche man gewöhnlich mit dem Namen des heil. Synods belegt. Früh schon ist die gänzliche Verschiedenheit des russischen Staatsprincips von dem aller occidentalen Staaten, wenn auch nicht diesen, doch den trägen Türken aufgefallen. Der Vesir Mehmet unter Sultan Selim I. bemerkte richtig, daß von allen Fürsten nur der Czar und der Padischah ihre Völker vollständig in ihrer Gewalt hätten, und dadurch die mächtigsten Herrscher geworden seien. Wenn aber gleichsam als Commentar zu dieser Stelle Gerio in seinem Berichte über Rußland (Turgeniew I. S. 214) selbst zweifelt, ob der Sultan die Macht habe, wie der Czar (perche è tiranno grandissimo, à tal che temono più lui che Iddio), so darf man nicht vergessen, daß er von Iwan IV. spricht, von welchem selbst den Russen erlaubt ist, eine der geschichtlichen Wahrheit nahekommende Ansicht zu hegen. Auch ist es ganz begreiflich, daß in den heutigen liturgischen Büchern der Russen, mit welchen, wie bekannt, auf äußerst liberale Weise von Kiow aus auch die kaiserlich österreichischen Unterthanen griechischen Glaubens versehen wurden, mehr von dem Czar als von Gott die Rede ist. Denn einmal ist der Czar den russischen Begriffen nach näher und Gott ferner, und für's Zweite wird dem Czar von den gemeinen Russen, welche beiläufig gesagt fünfundsechszig Millionen Köpfe stark sind, die Allwissenheit in einem höheren Grade beigelegt, als es jene englischen Juristen im siebenzehnten Jahrhundert in Bezug auf ihren König thaten. Unser Großherr weiß Alles, war die gewöhnliche Antwort der Russen auf alle Fragen, die Possewin oder die deutschen Gesandten an sie richteten, und es ist kein Wunder, wenn bei solchen Eigenschaften diese das Urtheil fällten, das Volk sei noch mehr zur Sclaverei geboren, als erzogen (gens ad servitutem nata potius videtur quam facta).

Man kann es nicht anders, denn als eine besondere Fügung betrachten, daß im Anfange der neuern Geschichte, als

jedem Jahrzehent von Russen, Osmanen und Schweden angegriffen, und selbst voll Abneigung gegen Oesterreich, das allein zur Stütze hätte dienen können, ist es eher ein Wunder zu nennen, daß es nicht früher unterging — man könnte von Polen sagen, was heute von der Schweiz gilt, divina providentia et humana confusione regitur; vielleicht wird man dereinst auch in anderer Beziehung von der Schweiz wie von Polen sprechen! — als daß es so lange bestand und unterging, wie Iwan IV. es bereits im ersten Einladungsschreiben zur Theilung Polens an Kaiser Maximilian II. (bei Karamsin) vorhergesagt hatte. So viel aber steht fest, daß den Russen zu ihrer Größe nichts so sehr verholfen habe, als die religiösen Streitigkeiten, welche sich aus dem Schooße Deutschlands nach Schweden und Polen zogen, als die Trennung des Hauses Wasa in eine katholische und lutherische Linie, und der unsinnige Bund der Schweden gegen Polen, eine Politik, die an die Fabel von dem Pferde erinnert, das, um sich an dem Hirsche zu rächen, den Menschen zum Reiter nahm. Eine dauernde Verbindung Schwedens mit Polen hätte Europa vor der russischen Civilisation retten können. Ihre Entzweiung hat Polen den Untergang, Schweden vorderhand den Verlust seiner schönsten Provinzen gebracht, ohne welche es freilich noch immer so viel ist, als die hohe Pforte seit dem Vertrage von Hunkiar Skelessi.

Auch sonst wird man in Turgeniew noch viele Angaben zerstreut finden, welche für die Politik früherer Jahrhunderte großen Aufschluß gewähren, so z. B. über die frühe Verbindung Oesterreichs mit den Persern. Sonderbar lassen die Herausgeber der Monumenta den deutschen Kaiser schon im siebenzehnten Jahrhundert nur als Kaiser von Oesterreich gelten! Wollen sie etwa die Velleitäten Iwan's IV. erneuen? Auch die Bündnisse der frommen Königin von Navarra, der Freundin Coligny's und der Holländer, die als Verräther der Christenheit gestempelt werden (II. S. 40), mit den Osmanen, des Kaisers und der Spanier mit den Tartaren (1621), endlich ein Versuch, Griechenland von England aus zu calvinisiren (II. S. 425) werden in den Documenten wiederholt besprochen. Nicht minder tritt der falsche Demetrius in mannigfache neue Beleuchtung, und was wir uns nicht entsinnen, bei Andern gelesen zu haben, erhellt hier: er entsprach den Erwartungen nicht, die seine Beschützer von ihm in Bezug auf eine Aussöhnung Rußlands mit dem christlichen Abendlande hegten.

LIII.

Professor Gehringer und die Exegese.

Auf die Erwiderung im dritten Hefte des sechszehnten Bandes Nr. XII. erkläre ich, daß ich darum auf die ersten Artikel nicht geantwortet habe und auf die künftigen nicht antworten werde, weil man, wie ich schon in meinem Schreiben am 14. April der verehrlichen Redaction erklärt habe, mit Männern, welche unter dem Schutze der Anonymität sich nicht nur Entstellungen, sondern sogar auch eigentliche Lügen erlauben, nicht fertig werden kann. Daß auch der Einsender der zwei ersten Artikel, welcher der Verfasser der Erwiderung ist, ein solcher Mann sei, wird sich zeigen, wenn wir die zwei nächsten besten Sätze betrachten. Seite 201 bis 202 heißt es: „Zuerst sagt man, es gebe viele Gegenden, wo kein Wein wachse und wo man auch keinen haben könne. Allein da ist die Sache einfach die, daß man es eben bleiben läßt — nämlich die Sache mit dem Weine — wo man keinen hat (Lachen)." Hier ist eine Entstellung und eine Lüge, denn es ist etwas ausgelassen, und das Lachen bezieht sich auf das, was der Verfasser der Erwiderung ausgelassen hat. Ich habe nämlich gesagt: in Ländern, in welchen kein Wein wachse, könne man den Wein für die Laien daher kommen lassen, woher der Wein für die Priester komme. Darauf führte ich einen andern Grund an: man sage, es gebe Viele, welche den Geschmack und den Geruch des Weines durchaus nicht ertragen können. Dazu bemerkte ich: ich glaube nicht, daß es einen gesunden Menschen gebe, welcher krank würde, wenn er auch unter der Gestalt des Weines communicirte; wenn aber Jemand eine Idiosynkrasie gegen den Wein hätte, so könnte er die Communion unter der Gestalt des Weines unterlassen, wie der Kranke, welcher durchaus keine Hostie empfangen kann, auch die Communion unter der Gestalt des Brodes unterlassen muß. Die Worte, „daß man es eben bleiben läßt", beziehen sich daher

scharfem Auge angesehen habe, so daß er mehrere Hypothesen protestantischer Critiker gründlich widerlegen konnte.

Jedenfalls hat sich Hr. Eberhard durch die ganze Untersuchung einen festen Grund für den fünften Brief gelegt, dessen Inhalt in folgenden Worten ausgesprochen ist: „Die Annahme, daß die Bibel die ganze Lehrsumme des Herrn enthalte, ist gegen die Absicht der heiligen Schriftsteller." Dieser Satz wird eben so überzeugend durchgeführt, wie die folgenden, gegen das protestantische Glaubensprincip gerichteten: „Die Bibel enthält nicht einmal alle Fundamentalartikel"; „die Bibel bezeugt selbst, daß sie nicht die ganze Lehrsumme enthalte"; „die Annahme, daß die Bibel die Regel und Norm des Glaubens sei, widerspricht dem ganzen Wesen der Kirche"; „es ist nicht Zweck der Bibel, Regel und Norm des Glaubens zu seyn"; „auch das Zeugniß der Geschichte widerlegt die Behauptung, daß die Bibel die Norm des Glaubens bilde."

Die Begründung dieser Sätze ist schon auf verschiedene Weise versucht worden; Eberhard's Methode zeichnet sich durch klare Eindringlichkeit der Sprache aus. Im Gefühle einer gründlichen Beweisführung schließt Hr. Eberhard mit Recht: „Ja, dieses Princip ist nur der Machtspruch eines einseitigen Verstandes; eine Behauptung, von aller Wissenschaft verlassen und von jeder Begründung, die das lebendige Leben in das Zwangshemd des todten Buchstabens bannen will. Das haben auch die Lichtfreunde zu Cöthen in ihrer Versammlung vom 15. Mai d. J. gar wohl erkannt; deßwegen die absolute Autorität der Bibel geläugnet, und Ihnen dadurch die Ermahnung gegeben, daß auch Sie nicht ferner die Bibel als Norm und Regel des Glaubens gelten lassen. Was werden Sie wohl thun? — Sonderbar! Sie stellen ein Princip auf, um durch selbes die Bibel so recht in Ihre Hand zu bekommen, und doch ist es gerade dieses Princip, das in seiner consequenten Durchführung Jedem die Bibel gänzlich hinwegnimmt, indem es zu ihrer Verwerfung hintreibt."

Was die vorliegende Schrift außer ihrer frischen Ueberzeugungskraft noch besonders auszeichnet, ist der ruhige, wissenschaftliche Ton, in welchem sie sich durchweg hält.

II.

Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. J. Turgenevio. 2 Bände. Petropoli.

Die Materialien zur russischen Geschichte, sowohl der früheren Jahrhunderte als der gegenwärtigen Epoche, mehren sich seit Kurzem auf eine Weise, daß nicht bloß der Geschichtforscher, sondern auch derjenige, welcher auf geschichtliche Kenntnisse im Allgemeinen Anspruch macht, sich ihrer nähern Kenntnißnahme nicht mehr entschlagen kann. Viele mögen zwar die Meinung hegen, seitdem sie sich mit Cüstine's indiscreten Enthüllungen vertraut gemacht, hätten sie sich davon losgekauft. Bereits hätten sie das Piquanteste genossen, und das Uebrige gehöre den Männern von Fach, welchen sie es nicht verwehren wollten, ihre Erudition mit den Thaten der Iwane, Wassily's und Alexis zu vermehren. Für unsere Zeiten und die Behandlung der obschwebenden Fragen könne unmöglich, was das Dunkel barbarischer Zeiten in sich schließe, von irgend einer Bedeutung seyn. Wäre es aber auch wirklich an dem, so würde doch die Gerechtigkeit das Bekenntniß erfordern, daß kein Volk es gründlicher verstanden, die Unkenntniß, in welcher es selbst von fremden Völkern gehalten wurde, zu seiner eigenen Consolidirung und zur Schwächung seiner Nachbarstaaten zu benützen, als das russische, und daher schon des eigenen Vortheils wegen eine größere Rücksicht auf dessen Geschichte zu nehmen sei. Ein Reich aber, das in einer Ausdehnung von zwei Tausend geographischen Meilen, von Schweden bis China sich hinzieht, hat der Nachbarn in großer Menge, und während diese alle Verschiedenheit der Religion, Abstammung, Sprache, Verfassung und Sitte, Entlegenheit des Himmelsstriches und Getheiltheit des Interesses von einander ferne hält, hat das Eine Reich nur Ein Haupt, Einen Willen, Ein Interesse. Die Eifersucht occidentaler Völker, der Kampf der Stände wie der Fürsten, der Hader der Gelehrten, die Streitigkeiten der Confessionen, alles, was nach den Begriffen der Abendländer das Leben zum Leben macht, hat seit Jahrhunderten hier aufgehört. Die nordischen Spartaner

kennen nur Eines, den Krieg, den sie theils mit Waffen, theils mit Unterhandlungen führen; dann im Gefolge des Krieges den Handel und die Eroberung. Als unter Peter dem Großen einige heiße Köpfe auf eigene Faust, auf abendländische Weise, den geistigen Fortschritt zu beleben gedachten, und deßhalb Fragen aufwarfen, welche in dem Ocean des Schweigens eine Bewegung hervorzurufen drohten, erließ der Czar, wie er selbst in Paris dem Marschall Tesse erzählte (Turgeniew II. S. 328) ein Edikt, welches den Galgen für jeden bestimmte, der für oder wider diese Dinge sich aussprach. Drei oder vier wagten es dennoch, sich darüber vernehmen zu lassen. Sie erlitten die gerechte Strafe und die Bewegung hörte auf — il rumore era cessato. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß dieß nur eine vorübergehende Grille eines Kaisers war, dem der erleuchtete russische Senat den Beinamen Vater des Vaterlandes, das civilisirte Europa mit Voltaire an der Seite, das Epitheton des Großen gab. Ein Gegenstück aus neuerer Zeit hat erst unlängst Golowin bekannt gemacht. Daß in Rußland sich nichts verändert, ist auch ohne Turgeniew's Sammlung bekannt; oder braucht sie erst den Beweis zu liefern, daß das russische Volk seinem Czare die Macht zuschreibt, treuen Unterthanen die Pforte des Himmels zu öffnen? Was dem Volke zu wissen gut thut, weiß Niemand besser, als er und die Lehre der byzantinischen Juristen, an der Fähigkeit kaiserlicher Beamten zu zweifeln, sei mehr als Hochverrath, sei Sacrilegium, kann in dem Staate nicht befremden, wo die Infallibilität faktisch und rechtlich dem Staatsoberhaupte zugestanden werden muß. Jedweder Staat ist zwar mehr oder minder auf dieses Princip gegründet, und wenn der Engländer bekanntlich um dieselbe Zeit, wo seine Constitution ihre Ausbildung erhielt, seinem Könige, zur Entschädigung für die Einbusse an wirklicher Macht, den Titel infallibilis, omnipraesens und omnipotens gab, so hat er von seinem Standpunkte aus nichts anderes gethan, als was die modernen Constitutionen mit der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Monarchen ausdrückten. Im russischen Reiche aber nahm die Sache durch die Identificirung des geistlichen und weltlichen Princips und die Vereinigung der unvereinbarsten Gewalten in Einer Person einen mehr dogmatischen Charakter an. Wenn man daher in einem der interessantesten Berichte der Turgeniew-

schen Sammlung (ritratto della Moscovia) liest, wie die Russen unfehlbar in das Paradies zu kommen glaubten, wenn sie in einem der blutdürstigen Kriege ihrer Czare im blinden Gehorsame gegen diese ihr Leben verloren, so begreift man erst den Umfang ihrer Gewalten, die in der Person des Czars vereinigt sind, so wie der unermeßlichen Folgen, welche sich an die Abschaffung des Patriarchates durch Peter I. anreihten, und an die Aufrichtung jener Staatsinquisition, welche man gewöhnlich mit dem Namen des heil. Synods belegt. Früh schon ist die gänzliche Verschiedenheit des russischen Staatsprincips von dem aller occidentalen Staaten, wenn auch nicht diesen, doch den trägen Türken aufgefallen. Der Vesir Mehmet unter Sultan Selim I. bemerkte richtig, daß von allen Fürsten nur der Czar und der Padischah ihre Völker vollständig in ihrer Gewalt hätten, und dadurch die mächtigsten Herrscher geworden seien. Wenn aber gleichsam als Commentar zu dieser Stelle Gerio in seinem Berichte über Rußland (Turgeniew I. S. 214) selbst zweifelt, ob der Sultan die Macht habe, wie der Czar (perche è tiranno grandissimo, à tal che temono più lui che Iddio), so darf man nicht vergessen, daß er von Iwan IV. spricht, von welchem selbst den Russen erlaubt ist, eine der geschichtlichen Wahrheit nahekommende Ansicht zu hegen. Auch ist es ganz begreiflich, daß in den heutigen liturgischen Büchern der Russen, mit welchen, wie bekannt, auf äußerst liberale Weise von Kiow aus auch die kaiserlich österreichischen Unterthanen griechischen Glaubens versehen wurden, mehr von dem Czar als von Gott die Rede ist. Denn einmal ist der Czar den russischen Begriffen nach näher und Gott ferner, und für's Zweite wird dem Czar von den gemeinen Russen, welche beiläufig gesagt fünfundsechszig Millionen Köpfe stark sind, die Allwissenheit in einem höheren Grade beigelegt, als es jene englischen Juristen im siebenzehnten Jahrhundert in Bezug auf ihren König thaten. Unser Großherr weiß Alles, war die gewöhnliche Antwort der Russen auf alle Fragen, die Possewin oder die deutschen Gesandten an sie richteten, und es ist kein Wunder, wenn bei solchen Eigenschaften diese das Urtheil fällten, das Volk sei noch mehr zur Sclaverei geboren, als erzogen (gens ad servitutem nata potius videtur quam facta).

Man kann es nicht anders, denn als eine besondere Fügung betrachten, daß im Anfange der neuern Geschichte, als

die großartigen Bewegungen des Mittelalters, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, die Streitigkeiten zwischen Städten und so fort allmählig erloschen, gerade an der Schwelle von Asien und Europa zwei Staaten sich erhoben, welche, aller scheinbaren Verschiedenheit ungeachtet, dennoch ganz ähnliche Endzwecke verfolgten, auf gleichen politischen Grundlagen beruhten, und in der feindlichen Stellung gegen das civilisirte Europa einander theils ablösten, theils gegenseitig ergänzten, Rußland und die Pforte! Eine Vergleichung der innern Zustände Rußlands, der eigentlichen Grundlage der Czarenherrschaft mit der osmanischen würde zu den interessantesten Resultaten führen, und man könnte, ohne Gefahr des Paradoxismus beschuldigt zu werden, die erstarrte, russisch-orthodoxe Staatskirche den Islam innerhalb des Christenthums nennen; eine nähere Begründung dieses Satzes würde bei beiden Cultusarten eine gleiche Vereinigung des Unvereinbaren, heidnischer Sitte und gewisser, christlichen Dogmen ergeben. Natürlich ist es hiebei nicht unsere Absicht, den invinciblen Glauben des Einzelnen, der für sich ganz rein und selbst einer Begeisterung fähig seyn kann, anzutasten, sondern nur die thatsächliche Erscheinung dieser Kirche zu fixiren, welche sich, den heidnischen Stämmen gegenüber, eben so gleichgültig, oder wie man dieses auch nennt, tolerant, als den christlichen Völkern gegenüber fanatisch unduldsam erwies. Glaube man auch ja nicht, daß wir in Aufstellung solcher Sätze etwas Fremdartiges in die Geschichte hineintragen. Von einem Instincte geleitet, der, als aus der Anlage und den Einrichtungen Rußlands hervorgehend durchaus natürlich war, verband sich bereits im Jahre 1521 der Czar Wassilly Iwanowitsch mit dem Sultan Soliman, als dieser die Besiegung „der fetten Ochsen" versuchte, mit welchem schmeichelhaften Titel Se. Hoheit die christlichen Könige officiel zu bezeichnen geruhte (Schreiben an K. Ludwig von Ungarn bei Buchholtz's Ferdinand I.). Und als nun Belgrad und Rhodus, die beiden Vormauern der Christenheit, gefallen waren, und, menschlicherweise zu reden, der Fall des Abendlandes bei den inneren Streitigkeiten der Deutschen, den Kämpfen der Habsburger und Franzosen um Italien entschieden schien, nannte Soliman, als er das Schwert der Vernichtung aus der Scheide zog, den Czar der Moskowiter seinen treuen Freund und guten Nachbarn; Wassilly aber verband sich, wie uns

der Russe Karmasin berichtet, jetzt auf das Innigste mit dem Schlächter der Rhodiser und der Ungarn. War es da nicht billig, daß, um solches Verdienst noch an dem Sohne zu ehren, die moskowitischen Theologen erklärten, jetzt gehe allmählig die Weissagung des Evangelisten Johannes von der sechsten Weltmonarchie (Czarschaft) in Erfüllung. Iwan, gegen den bekanntlich Nero ein Lamm war, den aber der Patriarch von Constantinopel und sechsunddreißig griechische Metropoliten und Bischöfe als den legitimen Erben der byzantinischen Kirche erklärt hatten, nehme unter den Fürsten der Erde den höchsten Rang ein, ihm gehöre diese letzte Monarchie. Der Begründer einer neuen philosophischen Aera, Hegel, hatte wohl hievon keine Ahnung; er würde sonst in der Anordnung der Zukunft Ehre dem erwiesen haben, dem sie gebührt, dem hellsehenden Czare, der sich bereits in seinem Schreiben an den Sultan „Kaiser der Deutschen“ nannte, und in väterlicher Fürsorge unter Anderm fünfhundert livländische Frauen und Mädchen in seiner Gegenwart seinen Soldaten vorwerfen, und sie sodann, nachdem geschehen war, was geschehen sollte, durch dieselben, die sie geschändet hatten, in Stücke hauen ließ. (Turgeniew II.)

Die Herausgabe der historica Russiae monumenta hat zwar den besondern Endzweck, die Welt von den Invasionsplänen zu überzeugen, welche durch den ganzen Lauf der Geschichte erst die Päpste, dann die Engländer gegen Rußland gehegt haben sollen, und als Material der Beweisführung müssen die Actenstücke dienen, welche die päpstliche Regierung Hrn. v. Turgeniew aus dem vaticanischen Archive zum Zwecke historischer Untersuchungen durch den gegenwärtigen Archivar, Mons. Marino Marini, zustellen ließ. Untersucht man aber vorerst die commerciellen Invasionspläne der Engländer, wie sie aus den Monumenten hervorgehen sollen, so erfordert die Billigkeit einzuräumen, daß aus ihnen auch nicht der zehnte Theil jenes Monopoles hervorgeht, das z. B. die deutsche Hanse über die nördlichen Nationen zu erlangen gewußt hat. Und während die Russen mit dem bekannten Blutbade von Nowgorod und durch die Hinterlist und Gewalt, die sie gegen Pskow anwandten, das Handelsübergewicht der Hanseaten brachen, suchten sie selbst sorgfältig ein gutes Einvernehmen mit England zu bewahren. Der Grund lag sehr nahe. Damals hatte der helden-

jedem Jahrzehent von Russen, Osmanen und Schweden angegrif-fen, und selbst voll Abneigung gegen Oesterreich, das allein zur Stütze hätte dienen können, ist es eher ein Wunder zu nennen, daß es nicht früher unterging — man könnte von Polen sagen, was heute von der Schweiz gilt, divina providentia et humana confusione regitur; vielleicht wird man dereinst auch in andern Beziehung von der Schweiz wie von Polen sprechen! — als daß es so lange bestand und unterging, wie Iwan IV. es bereits im ersten Einladungsschreiben zur Theilung Polens an Kaiser Maxi-milian II. (bei Karamsin) vorhergesagt hatte. So viel aber steht fest, daß den Russen zu ihrer Größe nichts so sehr verholfen ha-be, als die religiösen Streitigkeiten, welche sich aus dem Schooße Deutschlands nach Schweden und Polen zogen, als die Trennung des Hauses Wasa in eine katholische und lutherische Linie, und der unsinnige Bund der Schweden gegen Polen, eine Politik, die an die Fabel von dem Pferde erinnert, das, um sich an dem Hirsche zu rächen, den Menschen zum Reiter nahm. Eine dauernde Ver-bindung Schwedens mit Polen hätte Europa vor der russischen Civilisation retten können. Ihre Entzweiung hat Polen den Un-tergang, Schweden vorderhand den Verlust seiner schönsten Pro-vinzen gebracht, ohne welche es freilich noch immer so viel ist, als die hohe Pforte seit dem Vertrage von Hunkiar Skelessi.

Auch sonst wird man in Turgeniew noch viele Angaben zer-streut finden, welche für die Politik früherer Jahrhunderte großen Aufschluß gewähren, so z. B. über die frühe Verbindung Oester-reichs mit den Persern. Sonderbar lassen die Herausgeber der Monumenta den deutschen Kaiser schon im siebenzehnten Jahrhun-dert nur als Kaiser von Oesterreich gelten! Wollen sie etwa die Velleitäten Iwan's IV. erneuen? Auch die Bündnisse der frommen Königin von Navarra, der Freundin Coligny's und der Holländer, die als Verräther der Christenheit gestempelt werden (II. S. 40), mit den Osmanen, des Kaisers und der Spanier mit den Tarta-ren (1621), endlich ein Versuch, Griechenland von England aus zu calvinisiren (II. S. 425) werden in den Documenten wieder-holt besprochen. Nicht minder tritt der falsche Demetrius in mannigfache neue Beleuchtung, und was wir uns nicht entsinnen, bei Andern gelesen zu haben, erhellt hier: er entsprach den Er-wartungen nicht, die sei[illegible]schützer von ihm in Bezu[illegible] eine Aussöhnung Rußland[illegible]christlichen Abendlande[illegible]

LIII.

Professor Gehringer und die Exegese.

Auf die Erwiderung im dritten Hefte des sechszehnten Bandes Nr. XII. erkläre ich, daß ich darum auf die ersten Artikel nicht geantwortet habe und auf die künftigen nicht antworten werde, weil man, wie ich schon in meinem Schreiben am 14. April der verehrlichen Redaction erklärt habe, mit Männern, welche unter dem Schutze der Anonymität sich nicht nur Entstellungen, sondern sogar auch eigentliche Lügen erlauben, nicht fertig werden kann. Daß auch der Einsender der zwei ersten Artikel, welcher der Verfasser der Erwiderung ist, ein solcher Mann sei, wird sich zeigen, wenn wir die zwei nächsten besten Sätze betrachten. Seite 201 bis 202 heißt es: „Zuerst sagt man, es gebe viele Gegenden, wo kein Wein wachse und wo man auch keinen haben könne. Allein da ist die Sache einfach die, daß man es eben bleiben läßt — nämlich die Sache mit dem Weine — wo man keinen hat (Lachen).“ Hier ist eine Entstellung und eine Lüge, denn es ist etwas ausgelassen, und das Lachen bezieht sich auf das, was der Verfasser der Erwiderung ausgelassen hat. Ich habe nämlich gesagt: in Ländern, in welchen kein Wein wachse, könne man den Wein für die Laien daher kommen lassen, woher der Wein für die Priester komme. Darauf führte ich einen andern Grund an: man sage, es gebe Viele, welche den Geschmack und den Geruch des Weines durchaus nicht ertragen können. Dazu bemerkte ich: ich glaube nicht, daß es einen gesunden Menschen gebe, welcher krank würde, wenn er auch unter der [illegible] Gestalt des Weines communicirte; wenn aber Jemand eine Idiosynkrasie [illegible] so könnte er die Communion unter der Gestalt des [illegible] Kranke, welcher durchaus keine Hostie empfan[illegible] [illegible] unter der Gestalt des Brodes unterlassen [illegible] es eben bleiben läßt“, beziehen sich daher

nicht auf die Gegenden, in welchen kein Wein wächst, sondern auf die Menschen, welche eine Abneigung gegen den Wein haben; das Lachen aber erfolgte, als ich sagte, ich glaube nicht, daß es viele Menschen gebe, welche den Wein nicht ertragen können. Seite 202 steht: „Diesen letzten Passus trug der gelehrte Herr mit beißender Ironie vor, wie er denn diesen Sommer überhaupt sehr gegen den Hochmuth und die Eitelkeit der Kirche eifert." Den letzten Passus habe ich ohne Ironie, und nicht so, wie ihn der Verfasser der Erwiderung gefaßt hat, sondern genau nach den Acten des Concils von Trient vorgetragen. Zwar habe ich auch ironisch gesprochen, aber bei einem andern Passus, bei welchem der Verfasser der Erwiderung das ausgelassen hat, was ich mit Ironie vortrug, nämlich das, was ich über diejenigen gesagt habe, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit einen Ekel einbilden, wenn sie sich vorstellten, sie müßten mit den Armen aus Einem Kelche trinken. Gegen einen Hochmuth und eine Eitelkeit der Kirche habe ich nie geeifert, wohl aber gegen den Hochmuth und die Eitelkeit einiger Glieder der Kirche. So findet sich beinahe in jedem Satze eine größere oder kleinere Entstellung. Dieses mein letztes Wort gegen diejenigen, welche mich anonym verleumden.

Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc.

Prof. **Gehringer.**

Herr Professor Gehringer nimmt mit obigem Briefe von seinem Gegner Abschied, und thut Recht daran; denn es wäre durch Fortsetzung der Fehde auf beiden Seiten nichts mehr zu gewinnen; Klage und Gegenklage wurden gehört, und Hr. Gehringer selbst hat durch die Weise seiner Vertheidigung diesen Handel spruchreif gemacht, und das Urtheil lautet: In Tübingen muß es um die Exegese traurig bestellt seyn. Wir bedauern dieß, und wünschen, Hr. Gehringer möchte die Anforderungen seiner Kirche, die sie an einen Professor dieses Faches machen muß, allen Ernstes bedenken; denn ein Exeget spricht zunächst im Namen der Kirche; dann auch im Namen der Wissenschaft; aber auch in letzterer Beziehung möchte Hr. Gehringer noch Manches zu wünschen übrig lassen. Der hohe Beruf eines Exegeten scheint ihm nicht klar geworden zu seyn, und wir halten es daher dem Interesse der Sache angemessen, ihn auf Einiges aufmerksam zu machen.

Die Aufgabe der katholischen Wissenschaft war zu jeder Zeit eine höchst wichtige, und ist in unsern Tagen noch eine besonders schwierige, da der einseitig vorwaltende protestantische Geist in den letzten Jahrhunderten alle Zweige derselben bis in das Mark des Baumes durchdrungen hat; ja, sein kritisch negirendes Gesicht schon aus den Kinderschriften und ABC-Büchern hervorstreckt. So ward das katholische Bewußtseyn allenthalben mehr oder weniger getrübt und getödtet. Es war die höchste Zeit, die Wissenschaft in all ihren Gebieten von diesem Geiste zu reinigen. In der Geschichte hat man mit Erfolg diese Reformation begonnen, wie auch Einige in der letzten Zeit diesen Weg in der Exegese betreten haben, und es sehr zu wünschen ist, daß die Umkehr zum allgemeinen Bewußtseyn erhoben werde, ohne welche der Exeget den Anforderungen unserer Kirche nicht genügen wird, da es für sie gegenwärtig erste Pflicht ist, denjenigen im Geiste wahrer Wissenschaft die Hand zu reichen, welche die verkehrte Anschauung des Protestantismus bis ins äußerste Extrem getrieben, und die nun nothwendig, wenn sie nicht das Heidenthum überbieten wollen, an den Pforten der verlassenen Kirche anlangen müssen.

Im alten Bunde waren eigentlich die Propheten die Erklärer der heiligen Schrift, im neuen aber ist es die Kirche selbst, die dieß Amt versieht; denn ihr komme es zu, über den wahren Sinn und über die Erklärungen der heiligen Schrift das Urtheil zu sprechen, so hat sie auf dem Concilium zu Trient gelehrt. Wie der Prophet im alten Bunde dem Volke Israel die Aussprüche der heiligen Schrift gedeutet, so der Exeget, als Gesandter der Kirche, seinen Zuhörern; und seine Würde ist um so größer, als er eine unfehlbare Kirche vertritt, und die Geheimnisse des Christenthums über die Lehren der Propheten weit erhabener sind. Daher ist es aber auch erste Pflicht des Exegeten, den Geist und die Wissenschaft der Kirche zu besitzen, deren Organ er geworden. Der Geist der Kirche ist der Geist der Salbung, der Geist göttlicher Kraft

und heiligender Liebe. Soll die Exegese dem Theologen Liebe und Eifer für die Wissenschaft überhaupt, und für dieses Fach insbesondere erzeugen, so genügt selbst eine ausgezeichnet wissenschaftliche Bildung für den Professor nicht, denn er ist hier noch etwas mehr als Professor, er ist wie ein Prophet, und soll ein Mann eines vertrauten Umgangs mit Gott seyn, damit seiner Person eine höhere Weihe, wie eine Prophetenwürde, mitgetheilt werde, und das göttliche Feuer in seiner Seele brenne, das in seinem Vortrage als anziehende und belebende Kraft sich offenbart. Nur inneres, wahres Leben erzeugt wieder Leben, was die gelehrte Form allein, auch mit allen Eigenschaften eines guten Vortrages, nimmermehr vermag; deßwegen gar oft die Theologen dem exegetischen Vortrage diejenige Aufmerksamkeit nicht schenken, welche er in jeder Weise verdient; weil das Gesagte etwas Eingelerntes und nichts Durchlebtes ist; es ist gleich Wasser im Eimer, aber nicht wie die lebendige Quelle. Dieser Mangel des innern, productiven Lebens im Vortrage ist ein Hauptgrund, warum ein großer Theil der Theologen es nie dahin bringt, ein wahres Interesse an Kenntniß der heiligen Schrift zu haben, und jedes tiefere Eingehen in dieselbe vermeidet.

Hat der Exeget der einen Anforderung der Kirche Genüge geleistet, daß ihr Geist in ihm lebt und schafft und aus ihm spricht, so muß er auch der andern genügen: daß er ein würdiger Repräsentant ihrer Wissenschaft ist. Die Wissenschaft der Kirche geht aber in Sachen des Glaubens bis zur Unfehlbarkeit ihrer Lehre, wie bewußt, so unbewußt. Diese Klarheit der gläubigen Anschauung muß auch der Exeget nach Möglichkeit in sich aufnehmen. Nun ist aber das Christenthum eine Thatsache und kein Philosophem; die Lehre der Kirche eine Geschichte und kein Raisonnement; der Glaube eine gegebene und vollendete Lehrsumme und keine Speculation; dieser Glaube strömt als lebendiges Wasser durch die ganze Kirche in dem übereinstimmenden, lebendigen Worte derselben; ne-

den diesem lebendigen Strome gehen noch zwei Kanäle, zur einen Seite die Bibel, zur andern die Tradition, und diese beiden vereint, bilden wieder den mittlern Strom. Wie es sich von selbst versteht, daß der Exeget alle Zweige der kirchlichen Wissenschaft zu einem schönen Baume in sich vereinigen soll; so ist auch klar, daß es sich niemals darum handelt, wie er diese oder jene Stelle versteht, sondern darum, wie die Kirche sie versteht, und um dieses zu wissen, muß er die ganze Tradition genau kennen. Wer nicht zuerst alle Kirchenväter, so weit sie sich auf die Exegese beziehen, gelesen hat, ehe er die heilige Schrift zu erklären anfängt, der kennt seine Aufgabe wahrlich gar wenig. — Es kommt alsdann nur zu oft vor, daß man sich irgend einen Abschnitt in der Bibel auswählt, die vorhandene Literatur sich dazu verschafft und auch die einschlägigen Kirchenväter, aber von dem, was vor oder nach diesem Abschnitte sich befindet, keine genauere Kenntniß hat. Auch kann man es nicht unbedeutenden Bibelwerken häufig ansehen, daß ihre Verfasser wohl einen großen Theil ihrer Zeit und Mühe auf das Nachschlagen in andern Büchern verwendet, aber sich nicht zugleich auch die gehörige Muße gegönnt, daß sie ihr gesammeltes Material dazu benutzt hätten, einen allgemein höhern Standpunkt der Schriftkenntniß zu gewinnen; hier gilt dann, daß man ob der Menge der Bäume den Wald nicht sieht. Aus Mangel an eigenem kirchlichen Urtheil gibt man sich dem Urtheile Anderer hin, folgt ihrer Richtung, und wird dadurch meist unfähig, zu einer wahrhaft kirchlichen, allgemeinen Wissenschaft der heiligen Schrift sich zu erheben. — Soll also der Professor dem Theologen, und besonders dem künftigen Seelsorger Liebe für die Exegese, oder doch wenigstens Liebe zur Bibellesung beibringen, so muß er zuerst selbst ein für die Kirche warmes Gemüth haben, die heilige Schrift in ihrem ganzen Umfange in seiner Gewalt besitzen, und dadurch im Stande seyn, seine Zuhörer über die fragmentare Kenntniß erklärter oder zu erklärender Abschnitte hinwegzuheben und zu

sich hinaufzuziehen; denn so lange Jene nur Bruchstücke der Bibel kennen, können sie keine Freude am Ganzen gewinnen, weil erst durch das Verständniß des Ganzen sich Liebe für das Einzelne ergibt. Zwar ist diese Anforderung eine mit großer Mühe verbundene, aber der Dank des auf dem Lande oft wie verwaisten Clerus würde nicht weniger groß seyn, da ein bedeutender Theil desselben, hier mehr, dort weniger, oft der Art verkommt, daß er allen bessern Anstand, alle wissenschaftliche Haltung verliert, sich zu Hause entweder langweilt, oder die Zeit im Wirthshaus tödtet; das ganze Jahr kein ernstes, besonders kein wissenschaftliches Buch mehr liest; sondern irgend eine armselige, geschriebene Zeitung, oder ein Kirchenblatt seine ganze Lectüre ausmacht, wodurch seine Seelsorge ohne Geist und Leben geworden ist. An diesem traurigen Zustande trägt, nebst andern Ursachen, auch einen großen Theil der Schuld die Exegese, die nicht im Stande war, ihm Liebe zum theologischen Studium überhaupt, und insbesondere zur Lesung der heiligen Schrift beizubringen, weil der Exeget die Bibel behandelte, wie der Philolog einen Klassiker.

LIV.

Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilrechtspflege *).

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege ist seit fast drei Decennien — lebhafter als je in gegenwärtiger Zeit, die Loosung der Wortführer des Tages geworden.

Von ihr allein wird alles Heil für unsere Justiz erwartet; und dabei, wie sich von selbst versteht, über unser dermaliges Proceßverfahren unbarmherzig der Stab gebrochen.

Und es sind — diese Wahrnehmung wird sich jedem Beobachter aufdringen — nicht immer, ja nicht einmal in der Mehr-

---

*) Die Frage über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege ist bekanntlich eine solche, über welche Männer von anerkannter Tüchtigkeit und wissenschaftlicher und praktischer Bildung sehr getheilt sind; die Redaction dieser Blätter sieht dieselbe als eine offene an, zu deren freier Discussion sie stimmberechtigten Beurtheilern gern ihre Spalten öffnet; hat sie im verflossenen Jahre einem ihrer Correspondenten aus Schlesien gestattet, die Vortheile der Oeffentlichkeit des Rechtes für die dortigen Zustände in's Licht zu setzen, so sieht sie es nicht minder als ihre Pflicht an, auch der gegenwärtigen Beurtheilung, die nur in beschränkterem Grade diesem Principe huldigt, die Schranken zu öffnen zur öffentlichen Vertretung ihrer Meinung.

Die Redaction.

zahl Männer vom Fache, — gefeierte Rechtslehrer, erfahrene Richter oder gediegene Anwälte, — welche in die Lobesposaune der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit blasen. — Die Stimmen, welche sich hiefür in unsern Tagesblättern vernehmen lassen, — rühren sie nicht gar zu oft entweder von belletristischen Literaten her, welche, wenn sie von geheimer Justiz hören, phantasiereich, wie sie sind, sofort an Fehmgerichte und Inquisitionsprocesse denken; — oder von Zeitungsschreibern, welche sich von der Oeffentlichkeit der Rechtspflege eine reiche Ausbeute für die leeren Spalten ihrer Blätter, namentlich hie und da anziehende Scandale, erwarten; — oder endlich von jenen Industrierittern, welche an der tables d'hôtes unserer Gasthöfe das große Wort zu führen pflegen! — Meistens ist es das bloße Beispiel anderer Länder, das von diesen Coryphäen der öffentlichen Meinung geltend gemacht wird, selten Gründe der Wissenschaft und der Erfahrung. In eine tiefere Betrachtung über die Durchführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nach der Organisation eines bestimmten Staates, nach der Bildungsstufe seiner Bürger u. s. w. läßt man sich natürlich nicht ein; man beschränkt sich darauf, sie als oberste Principien hinzustellen, nach denen der Werth jeder neuen Gesetzgebung zu bemessen sei. Aber gerade der Umstand, daß man sich im gegenwärtigen Zeitpunkte in mehrern deutschen Ländern mit der Reform der Rechtspflege, insbesondere mit der Abfassung neuer Gesetzbücher beschäftigt, läßt es als höchst wichtig erscheinen, daß der Werth und die Bedeutung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des processualischen Verfahrens auf dem Felde der Wissenschaft allseitig und gründlich beleuchtet, und die öffentliche Meinung hierüber genügend aufgeklärt werde, damit es nicht den Wortführern der Journalistik gelinge, ein neuerscheinendes Gesetzbuch, das etwa nicht unbedingt jenen Principien huldigt, deßhalb allein schon von vornherein zu verdächtigen und zu discreditiren; was besonders in jenen Ländern von Einfluß wäre, in welchen die neuen Gesetzbücher die Feuer- und Wasserprobe landständischer Berathungen und Abstimmungen zu be-

Rechte macht, daß es dem Volke fremd und unbekannt sei, und stets bleiben werde; — erwartet man ja als die schönste Frucht einer neuen Civilgesetzgebung, daß sie ein dem Volke verständliches, in seinen Lebenssaft übergehendes bürgerliches Recht zu Tage fördern werde. — Durch welches Mittel sollte aber das Volk besser in dieses Recht eingeweiht werden können, als gerade durch dessen öffentliche Handhabung? — Allein welcher der Sache nur einigermaßen Kundige wird sich, einerseits in Hinblick auf die Verwicklung unserer heutigen Verkehrs- und die Mannigfaltigkeit unserer Lebensverhältnisse, — andererseits bei Betrachtung der hohen Ausbildung, welche die Wissenschaft des bürgerlichen Rechtes auf der Grundlage der römischen Jurisprudenz, — dieser raison ecrite, wie sie ein geistreicher Franzose nennt, — wer, sage ich, wird sich wohl der Hoffnung auf die Möglichkeit hingeben wollen, ein bürgerliches Gesetzbuch in so einfacher, bündiger Weise abzufassen, daß es Jedermann nicht nur verstehen, sondern in jedem vorkommenden Falle selbst anwenden, oder doch dessen Anwendung beurtheilen könnte! Eine Gesetzgebung, soll sie nicht in eine doch nicht zu erschöpfende Casuistik verfallen, wie das preußische Landrecht (das kaum mehr als Muster zu einer neuen Gesetzesschöpfung dienen dürfte), kann und darf nur leitende Principien aufstellen, deren Anwendung auf die gegebenen Fälle den Richtern überlassend. Daß aber diese Anwendung eine höhere Rechtsbildung voraussetze und erheische, ist wohl nicht zu bestreiten, und es wird, die Gesetzgebung mag noch so klar und verständlich seyn, dennoch jeder Vernünftige in vorkommenden wichtigern Fällen sich des Beistandes eines Rechtsverständigen bedienen, — wie unter andern das Beispiel unserer Nachbarn jenseits des Rheines beweisen dürfte, welche doch uns Deutschen an Selbstvertrauen und Sicherheit des Handelns zuverlässig nicht nachstehen. Hieraus folgt nun aber, daß das Resultat, welches man von der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen für die Verbreitung einer Kenntniß des Civilrechtes unter das Volk erwartet, jedenfalls ein sehr unvollkommenes, halbes seyn dürf-

gegen kann das Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich verstanden werden, nimmermehr als begründet anerkannt werden.

I.

Handeln wir zuerst von der Oeffentlichkeit, welche darin bestehen soll, daß zu den gerichtlichen Verhandlungen Jedermann, so weit es die räumlichen Verhältnisse des Gerichtslokals gestatten, der Zutritt erlaubt ist. — Oeffentlichkeit der Privat-Rechtspflege! Liegt nicht schon in den Worten ein Widerspruch, der schlagend das Unpassende jenes Verlangens darthut? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten der Bürger vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen?! Während im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens in der Regel Niemand dritten, unberufenen Personen eine Einsicht in seine häuslichen und finanziellen Verhältnisse gestattet: weßhalb sollte gerade derjenige, welcher das Unglück hat, in einen Civilproceß verwickelt zu werden, gezwungen werden dürfen, seine häusliche oder pecuniäre Lage dem neugierigen Publikum Preis zu geben?! Fehlt es hier dem letztern, den jeweiligen Parteien in einem Processe gegenüber, nicht offenbar an jeder Berechtigung, den betreffenden Verhandlungen anzuwohnen? Das Gewicht dieses Einwandes wohl fühlend, bringen die Vertheidiger der Oeffentlichkeit des Civilproceßverfahrens vor: a) „Sie diene dazu, das geltende Privatrecht zur Kenntniß des Volkes zu bringen, und diese in ihm lebendig zu erhalten; b) ferner liege in derselben eine Controlle für unparteiische Rechtspflege gegenüber den Gerichten; endlich c) sei sie ein mächtiges Mittel zur Abschneidung und Unterdrückung von schlechten, frivolen Processen, und sohin zur Beförderung der Moralität dienlich." — Allein diese Einwürfe zu Gunsten eines öffentlichen Civilproceß-Verfahrens lassen sich wohl unschwer beseitigen. — Der erste derselben hat, vom idealen Standpunkte aufgefaßt, unstreitig einen guten Klang. — Bildet ja gerade das den schwersten Vorwurf, den man dem gemeinen, in specie dem römischen

zu fördern berufen, als es die Erfüllung ihrer Aufgabe ohnehin mit sich bringt. Es will nun zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß manche muthwillige und faule Proceßführung aus Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Furcht der Betheiligten vor dem Verluste der öffentlichen Achtung unterlassen werden würde, welche beim geheimen Verfahren im Dunkel der schriftlichen Verhandlung und im Vertrauen auf die (freilich nicht immer ganz unverbrüchliche!) Amtsverschwiegenheit der Richter, Gerichtsbediensteten und Anwälte Jahrzehnte lang ungescheut hingeschleppt wird; — hierin liegt unverkennbar eine Lichtseite des öffentlichen Civiljustizverfahrens. — Allein, stellt man diesem Gewinne der Oeffentlichkeit der Proceduren die Nachtheile gegenüber, welche andererseits aus denselben für die Ehre, den häuslichen Frieden, den Credit und Wohlstand der Betheiligten entstehen, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß letztere den erstern bei weitem überwiegen. Wir wollen absehen von skandalösen Ehebruchs- und Paternitätsprocessen, welche selbst nach dem der Oeffentlichkeit huldigenden Code Napoleon bei verschlossenen Thüren verhandelt werden müssen, — eine Vorschrift, welche zwar aus sittlichen Gründen als gerechtfertigt, gleichwohl aber immerhin als ein inconsequentes Verlassen des Principes erscheint. Allein, selbst gewöhnliche Schuldklagen — welch unermeßlichen Einfluß können sie, namentlich bei Handelsleuten, auf die Vernichtung des Credits derselben, auf die Beschleunigung ihres außerdem vielleicht noch abwendbaren financiellen Ruines äußern, wenn sie öffentlich verhandelt werden?! — Betrachten wir die in unserer Zeit so häufigen Injurienhändel. Trägt es wohl zur Wiederherstellung der, sei es wirklich oder nur vermeintlich gekränkten Ehre des Klägers bei, daß die ursprünglich vielleicht nur wenigen Personen bekannte Beleidigung vor dem versammelten Publikum discutirt, daß eine öffentliche Analyse, in wieferne in derselben wirklich eine Ehrenkränkung enthalten sei, gepflogen wird ꝛc.? — Blicken wir ferner auf Erbschafts- und andere das Familienleben berührende Streitigkeiten; — wie manche Verhältnisse pri-

te; — abgesehen davon, daß wohl die wenigsten Bürger von ihren Berufsgeschäften so viel Muße zur Beiwohnung der öffentlichen Verhandlungen erübrigen können, als zur Erlangung eines nur einigermaßen gründlichen Gesetzverständnisses erforderlich wäre. — Daß dem zweiten der oben angeführten Einwürfe in Staaten mit republikanischer Verfassung einiges Gewicht zukomme, will nicht widersprochen werden. Er verliert aber gewiß alle Geltung in monarchischen Staaten. — Denn in diesen liegt die Souverainität nicht beim Volke, sondern in den Händen des Monarchen. — Wie von ihm alle Gerichtsbarkeit im Staate als ausgehend, und in seinem Namen als ausübend betrachtet wird, so kann auch nur ihm das Recht, die Gerichte, bezüglich der ihnen von ihm übertragenen Funktionen, zu controlliren, zugestanden werden. Das Volk, — das Publikum, — hat hiezu gewiß kein Recht. — Es fehlt ihm hiezu aber auch, wenigstens in seiner Mehrzahl, die Befähigung. Denn daß die amtlichen Funktionen rechtsverständiger Richter, aus denen die Rechtspflege besteht, eben wieder nur von Rechtsverständigen richtig beurtheilt und gewürdigt werden können, — wird wohl jeder Unbefangene zugeben müssen. Oder soll die Civilrechtspflege für so gar leicht und einfach gehalten werden, daß Jeder, der auch nicht das mindeste Vorstudium darin sich eigen gemacht, ein Urtheil über sie sich sollte gestatten dürfen; — daß hier gleichsam Jeder aus dem Volke als Sachverständiger zu betrachten wäre?! Wer nur immer einige Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache besitzt, kann unmöglich diese Frage bejahen. — Fehlt es aber dem größeren Theile des Publikums an der Befähigung zur Controllirung der Civilrechtspflege der Gerichte, so kann und wird seine Anwesenheit begreiflich auch nicht zur Ausübung einer Controlle dienen. Anlangend aber die dritte von den obigen Einwendungen, so muß dieser zuvörderst entgegengehalten werden, daß die Rechtspflege sich selbst Zweck ist, und daß sie deßhalb nicht die unmittelbare Bestimmung haben kann, andern Zwecken des Staatslebens zu dienen; sie ist vielmehr diese nur so weit

zu fördern berufen, als es die Erfüllung ihrer Aufgabe ohnehin mit sich bringt. Es will nun zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß manche muthwillige und faule Proceßführung aus Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Furcht der Betheiligten vor dem Verluste der öffentlichen Achtung unterlassen werden würde, welche beim geheimen Verfahren im Dunkel der schriftlichen Verhandlung und im Vertrauen auf die (freilich nicht immer ganz unverbrüchliche!) Amtsverschwiegenheit der Richter, Gerichtsbediensteten und Anwälte Jahrzehnte lang ungescheut hingeschleppt wird; — hierin liegt unverkennbar eine Lichtseite des öffentlichen Civiljustizverfahrens. — Allein, stellt man diesem Gewinne der Oeffentlichkeit der Proceduren die Nachtheile gegenüber, welche andererseits aus denselben für die Ehre, den häuslichen Frieden, den Credit und Wohlstand der Betheiligten entstehen, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß letztere den erstern bei weitem überwiegen. Wir wollen absehen von skandalösen Ehebruchs- und Paternitätsprocessen, welche selbst nach dem der Oeffentlichkeit huldigenden Code Napoleon bei verschlossenen Thüren verhandelt werden müssen, — eine Vorschrift, welche zwar aus sittlichen Gründen als gerechtfertigt, gleichwohl aber immerhin als ein inconsequentes Verlassen des Princips erscheint. Allein, selbst gewöhnliche Schuldklagen — welch unermeßlichen Einfluß können sie, namentlich bei Handelsleuten, auf die Vernichtung des Credits derselben, auf die Beschleunigung ihres außerdem vielleicht noch abwendbaren financiellen Ruines äußern, wenn sie öffentlich verhandelt werden?! — Betrachten wir die in unserer Zeit so häufigen Injurienhändel. Trägt es wohl zur Wiederherstellung der, sei es wirklich oder nur vermeintlich gekränkten Ehre des Klägers bei, daß die ursprünglich vielleicht nur wenigen Personen bekannte Beleidigung vor dem versammelten Publikum discutirt, daß eine öffentliche Analyse, in wieferne in derselben wirklich eine Ehrenkränkung enthalten sei, gepflogen wird ꝛc.? — Blicken wir ferner auf Erbschafts- und andere das Familienleben berührende Streitigkeiten; — wie manche Verhältnisse pri-

vativster Art, wie manche für die Betheiligten höchst zarte und theure Beziehungen werden hier ans Tageslicht der Oeffentlichkeit gezogen werden müssen, die nie und nimmer vor diese gehören?! Wie sehr wird hiedurch die Erbitterung der Parteien erhöht werden, wie viel mehr wird ihre Leidenschaftlichkeit an Heftigkeit zunehmen!? Quod ad singulos pertinet, caeteros non tangit, sagt ein römischer Jurist sehr richtig, und auf unsere Frage sehr anwendbar. Je angemessener ein Mittel dem Zwecke ist, den es erreichen soll, desto besser ist es. Dieser Satz kann wohl als in der allgemeinen menschlichen Vernunft begründet erachtet werden. Nun ist aber jedes processualische Verfahren nichts weiter, als ein Mittel, um zur richtigen (gerechten) — Entscheidung eines Rechtes zu gelangen. Dieses Verfahren wird sich daher auch stets nach der Natur des Rechtes zu richten haben, über welches durch es ein Urtheil gefunden werden soll. Widerstreitet es nun nicht auch von diesem Gesichtspunkte aus der Natur der Sache, daß, um zwischen zwei Personen einen nur sie betreffenden Streit zu schlichten, auch dritte ganz unbetheiligte und unberufene als müßige Zuhörer zugelassen werden? Der Gesetzgeber wird daher keinen gerechten Grund auffinden können, der ihn zu bestimmen vermöchte, diejenigen, welche bei den Gerichten des Staates Recht suchen, zu nöthigen, die Verhandlung dieses ihres Privat-Rechtes der öffentlichen Neugierde Preis zu geben. — Man wende nicht entgegenstehende Beispiele aus der altdeutschen Geschichte ein, wornach die Könige unter den Thoren ihrer Palläste Jedem Recht sprachen; oder aus der griechischen, römischen oder französischen Gerichtsverfassung. Denn Beispiele sind keine Gründe; und was bei ganz anderer Staats-Verfassung, in andern Zeiten, bei andern Völkern, unter total verschiedenen Lebensverhältnissen als angemessen und weise erschien, soll es dieses deßhalb nothwendig auch für unsere Zustände seyn? Dieß werden wohl wenigstens Diejenigen nicht zu behaupten sich getrauen, die sonst jeglichem historischen Rechte die Fehde erklären.

Wenn wir uns nun gegen die Oeffentlichkeit des Civilprocessverfahrens in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich gelehrt wird, entschieden erklären zu sollen glauben, so sind [illegible] deßhalb weit entfernt, einem geheimen Verfahren das Wort [illegible] reden. Es sei öffentlich! — aber nur für Jene, die [illegible] angeht, — nämlich für die jeweiligen Parteien. Für [illegible] muß die unbedingteste Oeffentlichkeit vindicirt werden be[illegible] [illegible] dessen, was im Processe vorgeht und auf die Entscheidung Einfluß hat. — Dieses Princip erheischt, daß die Er[illegible]nisse aller Instanzen mit erschöpfenden Entscheidungsgründen versehen werden, dann daß den Parteien gestattet sei, al[illegible] gerichtlichen Verhandlungen, insbesondere den Zeugenver[illegible] beizuwohnen. In letzterer Beziehung hat sich die gesetz[illegible] Bestimmung, welche die Anwesenheit der Parteien und Vertreter gestattet, wie solche z. B. in Bayern durch das [illegible]ceßgesetz vom 15. November 1837 gegeben wurde, — in Praxis als sehr wohlthätig bewährt. Wenn auch hiedurch [illegible]rseits oft das richterliche Ansehen zur Aufrechthaltung der [illegible]dnung in Anspruch genommen wird, so wurde andererseits die [illegible]nützung der fraglichen Befugniß allenthalben von den Zeu[illegible]vernehmungen der so häufige richterliche Schlendrian ver[illegible]annt, und dieselben mit einer Umsicht und Gründlichkeit, dann [illegible]ner Autenticität der Protocollirung der Aussagen umgeben, welche früher gewiß nur als Ausnahme bei einzelnen Gerichten vorkamen. — Es ist hier noch die Frage zu berühren, ob nicht die Parteien oder deren Vertreter auch zur Urtheilsschöpfung zugelassen werden sollen? Im Principe ließe sich gegen dieses Postulat mit Grund schwerlich etwas erinnern, und es ist unbedenklich ausführbar, so oft ein einzelner Richter sofort nach geschlossener Instruction das Urtheil fällt. Bei der allgemeinen Durchführung desselben in der Praxis erheben sich aber hiegegen so mancherlei Anstände, Bedenken und sachliche [illegible]ierigkeiten, daß selbst [illegible] Proceßordnungen, welche der [illegible]keit des Verf[illegible] [illegible]sgedehntesten Sinne hul[illegible] [illegible] B. der G[illegible] [illegible]16), die geheime Ab-

stimmung gestatten zu sollen glaubten, so oft es das Gericht für gut findet.

II.

Uebergehend nun von der Beurtheilung der Oeffentlichkeit der Civilrechtspflege zur Mündlichkeit derselben, werden wir uns vor allem über den Begriff, vielmehr das Maß derselben zu verständigen haben. Eine unbeschränkte, ausschließliche Mündlichkeit, i. e. die gänzliche Verbannung aller Schrift aus demselben, wird wohl kein Sachkundiger verlangen oder vertheidigen wollen. Das Urtheil mindestens muß niedergeschrieben werden, soll die Rechtspflege nicht aller Sicherheit und Nachhaltigkeit entbehren. Aber auch die Vorträge der Parteien, sofern diese nur mündlich geschehen, werden mindestens ihrem wesentlichen Inhalte nach in allen jenen Fällen aufgezeichnet werden müssen, in welchen der Proceß an eine höhere Instanz gelangen kann. — Nur in Streitsachen, deren Entscheidung gesetzlich auf eine Instanz beschränkt ist, kann eine Niederschreibung der Parteivorträge entbehrt werden. Eine mit Schriftlichkeit vermischte Mündlichkeit des Verfahrens im Civilprocesse ist nun in zweifacher Weise denkbar, nämlich entweder so, daß die Parteien (resp. deren Anwälte) ihre Vorträge zu Protocoll dictiren, oder in der Art, daß sie zwar Anfangs Schriftsätze dem Gerichte überreichen, später aber auch zu einem mündlichen Vortrage gelassen werden. Die erstere Form des Verfahrens ist durch mehrere deutsche Proceßgesetzgebungen (z. B. in Bayern durch die Proceßnovelle vom 22. Juli 1819) als die gewöhnliche für den ordentlichen Proceß festgestellt worden, — die letztere ist das durch den Code Napoleon vorgezeichnete Verfahren*); doch gestattet diese Gesetzgebung ausnahmsweise auch eine ausschließlich schriftliche Verhandlung in wechselseitigen Schriftsätzen, — welch letztere Proceßform, beiläufig gesagt,

*) Ihm huldigte auch der Entwurf einer Civilproceßordnung der kgl. bayer. Gesetzgebungscommission vom Jahre 1825.

unläugbar für manche Streitsachen, z. B. für Rechnungsprocesse, dann bei Klagehäufungen, — und in manchen Fällen, namentlich wenn der Kläger weit vom Sitze des Proceßgerichtes entfernt wohnt, und an letzterem kein Anwalt angestellt ist, — entweder fast absolut unentbehrlich, oder mindestens die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige ist. — Fragt man nun, welche von den oben bezeichneten Verfahrungsarten mit gemischter Mündlichkeit den Vorzug verdiene, so pflegt die letztere (die französische) vor Allem deßhalb gepriesen zu werden, weil hiedurch den Parteien die Möglichkeit verschafft werde, ihre Ansprüche und Einreden in Gegenwart des erkennenden Richters selbst darzulegen und zu begründen, — und weil hiedurch alle die Nachtheile und Gefahren beseitigt würden, welche von der schriftlichen Referirmethode, der Erfahrung gemäß, zu befürchten seien. Daß dieses Lob auf eine mündliche Discussion in Gegenwart des erkennenden Richtercollegiums ganz ohne Grund sei, kann und will nicht behauptet werden. Die Vortheile derselben springen so sehr in die Augen, daß sie keiner weitern Ausführung bedürfen. Uebrigens ist die deutsche Referirmethode aus geschlossenen Acten an und für sich denn doch nicht so unzweckmäßig und bedenklich, wie sie häufig dargestellt wird; oder wie sie etwa nach unpassenden Verordnungen oder Gerichtsgebräuchen da oder dort vorkommt. Hier kann aber durch Verbesserungen geholfen werden, und unter diesen dürfte als eine vorzügliche Garantie der Sicherheit einer auf erstattete schriftliche Vorträge gebauten Urtheilsschöpfung die Einrichtung aufzuführen seyn, wornach den Votanten die Einsicht der an einem Sitzungstage zur Berathung kommenden Vorträge und Acten Tags vorher zu gestatten wäre.

Als ein Hauptbedenken gegen das französische Verfahren tritt aber jedenfalls der Umstand hervor, daß dasselbe mit sehr beträchtlichen Kosten verknüpft ist. Nur wenige Parteien können oder wollen, wie die Erfahrung lehrt, ihre Rechtsvertheidigung bei Gericht persönlich führen. In den meisten Fällen wird die Vertretung öffentlichen Rechtsanwälten übertragen.

Diese werden es nun in der Regel ihrer Pflicht, die sie dem Vertrauen ihrer Clienten schulden, angemessen erachten, die Vertheidigung derselben bei dem jeweiligen Proceßgerichte persönlich, und nicht etwa, so fern sie nicht am Sitze des letztern wohnen, durch Substitution eines an diesem domicilirenden Anwaltes zu führen, da ja gerade in dem mündlichen Vortrage, welcher der Erkenntnißfassung vorangeht, die wichtigste Handlung des Anwaltes liegt. Noch entscheidender als in der ersten, ist dieser Vortrag natürlich in der zweiten, und, — sofern das Gesetz eine solche zuläßt, — in der dritten Instanz. — Daß nun aber hiedurch vielfache und weite Reisen der Anwälte, und durch diese enorme Kosten für die Parteien verursacht werden müßten, liegt in der Natur der Sache. Allein ganz abgesehen hievon kann wohl nicht bestritten werden, daß, wenn die bei uns übliche Referirmethode ihre Nachtheile und Gefahren für sichere Rechtssprechung hat, solche bei der mündlichen Discussion nicht minder im Bereiche der Möglichkeit liegen. Man kann denn doch nicht läugnen, daß eine schriftliche Darstellung eine festere Grundlage zur Entscheidung eines Rechtsfalles bilde, als eine mündliche. Das leichte Wort verfliegt mit dem Momente, in welchem es ausgesprochen ward; die Schrift bleibt, und kann bei der Erkenntnißfassung von jedem Votanten wiederholt zur Hand genommen werden, während die Auffassung des mündlichen Vortrages, namentlich in umfassendern, verwickeltern Rechtssachen wesentlich durch die Gedächtnißstärke und die nicht bei Allen und zu jeder Zeit gleiche geistige Sammlung bedingt ist. Pflegt man ja selbst im gewöhnlichen Geschäftsleben, namentlich in der merkantilischen Welt, Sachen von besonderer Wichtigkeit nicht mündlich, auch wo dieß geschehen könnte, sondern auf dem Wege der Correspondenz abzuthun. — Hiezu kommt noch, daß die größere oder geringere Redefertigkeit und Darstellungsgabe der Anwälte einen schwer zu beseitigenden und nicht unbedeutenden Einfluß auf die Auffassung und Beurtheilung des Streitverhältnisses auszuüben pflegt, was bei schriftlicher Darstellung ungleich we-

Gerichten verhandelt werden, ist so beschaffen, daß für die Parteien sowohl darüber, wer beweisen, als über die Frage, was bewiesen werden müsse, nicht wohl ein gegründeter Zweifel bestehen kann. — Dieß gilt insbesondere von den meisten Schuldklagen (im weitesten Sinne des Wortes), die fast bei allen Gerichten die Mehrzahl der laufenden Processe bilden. Gerade bei diesen Processen pflegt aber die durch die gesetzliche Nothwendigkeit eines Beweisinterlocutes bewirkte, und von chikanösen Schuldnern durch Appellationen dagegen noch mehr ausgebeutete Verzögerung der definitiven Entscheidung vom Kläger am empfindlichsten gefühlt zu werden, und für denselben mit besonders nachtheiligen Folgen verbunden zu seyn. Eine Proceßgesetzgebung, welche die Erlassung von Beweisinterlocuten in allen Streitfällen des ordentlichen Processes, bei welchen ein Beweis zu führen ist, vorschreibt, verstößt hiernach offenbar gegen die Maxime, daß Gesetze nicht nach den seltenen, sondern nach den gewöhnlichen vorkommenden Fällen zu geben seien. (Frag. 4, Dig. de legibus etc.)

Will nun eine neue Gesetzgebung die Erlassung von Beweisinterlocuten nicht ganz aufgeben, so dürfte ein aus der Erfahrung geschöpfter Vorschlag einige Berücksichtigung verdienen, welcher dahin geht, die Erlassung von Vorbescheiden über den zu führenden Beweis nur mehr bei dinglichen Klagen zu gestatten, — bei welchen die oben besprochenen Controversen und Schwierigkeiten am häufigsten vorzukommen pflegen, bei allen persönlichen Klagen aber die Antretung des Beweises mit der Klage anzubefehlen. — Vorstehende Abschweifung von dem eigentlichen Thema der Erörterung erschien als nothwendig, um zu zeigen, daß die kürzere Dauer der Processe in Frankreich und in jenen Ländern, in welchen französisches Recht gilt, — durch ganz andere Mittel erreicht werde, als durch Gestattung einer mündlichen Discussion nach dem Muster des Code Napoleon.

Durch die vorstehende Erörterung dürfte nun der Nachweis geliefert seyn, daß, wenn den mündlichen Discussionen

gegen kann das Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich verstanden werden, nimmermehr als begründet anerkannt werden.

I.

Handeln wir zuerst von der Oeffentlichkeit, welche darin bestehen soll, daß zu den gerichtlichen Verhandlungen Jedermann, so weit es die räumlichen Verhältnisse des Gerichtslokals gestatten, der Zutritt erlaubt ist. — Oeffentlichkeit der Privat-Rechtspflege! Liegt nicht schon in den Worten ein Widerspruch, der schlagend das Unpassende jenes Verlangens darthut? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten der Bürger vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen?! Während im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens in der Regel Niemand dritten, unberufenen Personen eine Einsicht in seine häuslichen und finanziellen Verhältnisse gestattet: weßhalb sollte gerade derjenige, welcher das Unglück hat, in einen Civilproceß verwickelt zu werden, gezwungen werden dürfen, seine häusliche oder pecuniäre Lage dem neugierigen Publikum Preis zu geben?! Fehlt es hier dem letztern, den jeweiligen Parteien in einem Processe gegenüber, nicht offenbar an jeder Berechtigung, den betreffenden Verhandlungen anzuwohnen? Das Gewicht dieses Einwandes wohl fühlend, bringen die Vertheidiger der Oeffentlichkeit des Civilproceßverfahrens vor: a) „Sie diene dazu, das geltende Privatrecht zur Kenntniß des Volkes zu bringen, und diese in ihm lebendig zu erhalten; b) ferner liege in derselben eine Controlle für unparteiische Rechtspflege gegenüber den Gerichten; endlich c) sei sie ein mächtiges Mittel zur Abschneidung und Unterdrückung von schlechten, frivolen Processen, und sohin zur Beförderung der Moralität dienlich." — Allein diese Einwürfe zu Gunsten eines öffentlichen Civilproceß-Verfahrens lassen sich wohl unschwer beseitigen. — Der erste derselben hat, vom idealen Standpunkte aufgefaßt, unstreitig einen guten Klang. — Bildet ja gerade das den schwersten Vorwurf, den man dem gemeinen, in specie dem römischen

Rechte macht, daß es dem Volke fremd und unbekannt sei, und stets bleiben werde; — erwartet man ja als die schönste Frucht einer neuen Civilgesetzgebung, daß sie ein dem Volke verständliches, in seinen Lebenssaft übergehendes bürgerliches Recht zu Tage fördern werde. — Durch welches Mittel sollte aber das Volk besser in dieses Recht eingeweiht werden können, als gerade durch dessen öffentliche Handhabung? — Allein welcher der Sache nur einigermaßen Kundige wird sich, einerseits in Hinblick auf die Verwicklung unserer heutigen Verkehrs- und die Mannigfaltigkeit unserer Lebensverhältnisse, — andererseits bei Betrachtung der hohen Ausbildung, welche die Wissenschaft des bürgerlichen Rechtes auf der Grundlage der römischen Jurisprudenz, — dieser raison ecrite, wie sie ein geistreicher Franzose nennt, — wer, sage ich, wird sich wohl der Hoffnung auf die Möglichkeit hingeben wollen, ein bürgerliches Gesetzbuch in so einfacher, bündiger Weise abzufassen, daß es Jedermann nicht nur verstehen, sondern in jedem vorkommenden Falle selbst anwenden, oder doch dessen Anwendung beurtheilen könnte! Eine Gesetzgebung, soll sie nicht in eine doch nicht zu erschöpfende Casuistik verfallen, wie das preußische Landrecht (das kaum mehr als Muster zu einer neuen Gesetzesschöpfung dienen dürfte), kann und darf nur leitende Principien aufstellen, deren Anwendung auf die gegebenen Fälle den Richtern überlassend. Daß aber diese Anwendung eine höhere Rechtsbildung voraussetze und erheische, ist wohl nicht zu bestreiten, und es wird, die Gesetzgebung mag noch so klar und verständlich seyn, dennoch jeder Vernünftige in vorkommenden wichtigern Fällen sich des Beistandes eines Rechtsverständigen bedienen, — wie unter andern das Beispiel unserer Nachbarn jenseits des Rheines beweisen dürfte, welche doch uns Deutschen an Selbstvertrauen und Sicherheit des Handelns zuverläßig nicht nachstehen. Hieraus folgt nun aber, daß das Resultat, welches man von der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen für die Verbreitung einer Kenntniß des Civilrechtes unter das Volk erwartet, jedenfalls ein sehr unvollkommenes, halbes seyn dürf-

In diesem Falle mußten sie mit allen Kräften dahin trachten, die neue Waffe der Muttersprache mit derselben Gewandtheit und Leichtigkeit zu führen, wie ihre Gegner, den Geschmack und das literarische Urtheil der deutschen Katholiken auch auf diesem Gebiete zu bilden, das Gute der neuern poetischen Richtung auch bei den Gegnern des andern Glaubens frei und ohne Rückhalt anzuerkennen, um das Schlechte und Verfehlte mit Erfolg bekämpfen zu können. Sollte dieß geschehen, so galt es vor Allem eine, den Gegnern Achtung gebietende Stellung sowohl in der Critik, als auf dem Felde der poetischen Production zu gewinnen. — Der erstere, rein negative Weg war ohne Zweifel der bequemste, dagegen der letztgenannte der, welcher allein zum Ziele führen und einen schimpflichen Ruin der katholischen Literatur in unserm Vaterlande, mit allen seinen schrecklichen Folgen verhindern konnte. — Denis guter Genius führte ihn bereits in der ersten Periode seiner Laufbahn als Jugendlehrer auf den rechten Weg, und es gereicht, wie oben bereits angedeutet, den damaligen österreichischen Jesuiten zum unvergänglichen Ruhme, daß sie seinen Bestrebungen nicht nur niemals das geringste Hinderniß in den Weg legten, sondern daß er unter seinen Altersgenossen und Freunden im Orden selbst verwandte Geister finden konnte, die sich freudig und nicht ohne Erfolg in dieselbe Richtung warfen. Zu diesen gehört Joseph Burkard (Lehrer am Theresianum), der außer vielen, recht wackern, deutschen Gelegenheitsgedichten die „Lieder der Kirche aus den römischen Tagzeiten und dem Meßbuche übersetzt. Wien 1775. 8." herausgab. — Denis vieljähriger vertrauter Freund Mastalier ließ einen Band (sehr guter) „Gedichte nebst Oden aus dem Horaz, Wien 1774", erscheinen. Von Christoph Regelsberger finden sich viele zerstreute Gedichte im österreichischen Patrioten. (1764, 65 und 66.) Ignaz Wurz wirkte für deutsche Kanzelberedsamkeit, und der gelehrte Tiroler, Carl Jos. Michaeler, stellte damals schon Forschungen auf dem Gebiete der ältern deutschen Sprachkunde und der Dialecte an *). Fand doch Popowitsch, der in den fünfziger Jahren zuerst an der Wiener Uni-

*) Tabulae parallelae Teutonicae linguae dialectorum etc. ex priscis monumentis collectae, Oeniponti 1776. 8.

versität das Studium der deutschen Sprache anregte *), gegen die Verfolgung der verknöcherten Anhänger Gottsched's allein bei den Jesuiten Schutz und Trost! Dieß Alles paßt schlecht zu dem Phantasiegemälde, welches neuere Schriftsteller von den planmäßigen, antinationalen Bestrebungen und dem Obscurantismus der Gesellschaft Jesu in Deutschland entwerfen. Aber eben deshalb scheint es endlich doch an der Zeit, einem historischen Romane, der durch Verjährung die Rechte der Wahrheit usurpiren will, das wirkliche Leben gegenüber zu stellen. Die Geschichte darf die Schwächen des berühmten Ordens eben so wenig, wie dessen rühmliche und glänzende Seiten verschweigen. Aus deren Vergleichung ergibt sich aber das Resultat, daß es ein großer Irrthum ist, die Gesellschaft Jesu auf der Entwicklungsstufe, welche sie kurz vor ihrer Aufhebung in Deutschland einnahm, des Fortschritts und des Eingehens auf die Interessen der Zeit für unzugänglich oder unfähig zu halten.

Denis angebornes poetisches Talent war zuerst durch Uz, Hagedorn und Gellert geweckt, und hat sich, wie seine Vorbilder, in seinen ersten Versuchen nicht über das Mittelmäßige erhoben. — Was er bis zum Jahre 1761 geleistet hat, bewegt sich in den Fesseln, welche damals noch die deutsche Dichtung überall gefangen hielten. — Diese erste Periode in seinem Dichterleben bezeichnen hinlänglich die „poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahre 1756. (Zweite Auflage.) Wien 1760 und 61." Um den Abstand von seinen späteren Leistungen hervorzuheben, theilen wir hier folgendes Bruchstück als Probe mit.

Auf die Uebersteigung der Festung Schweidnitz den 1. November 1761.

Die Feinde sind mir nah. Man nimmt von meinen Thürmen
Die spähenden Kroaten wahr;
Hier zeigt sich ein Kosack, dort flattert ein Hussar.
Jedoch mein Adler wacht, und strecket, mich zu schirmen,

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß auch viele Ueberreste alter czechischer Sprachdenkmale allein dem Jesuiten Balbie, der um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts blühte, ihre Erhaltung verdanken.

Die starken Flügel aus. Die Russen sind dahin.
Laudon erkühnt sich nicht allein an mich zu setzen;
Und wäre dieses auch sein Sinn,
Er würde den Gebrauch der Völker nicht verletzen.
Er würde mich ganz eng umschließen,
Er würde graben, stürmen, schießen,
Mich aufzufordern Boten senden,
Zeit, Geld und Menschenblut verschwenden.
Indessen käme Friederich
Und schlüge ihn, und befreite mich.
Erbaut durch diesen Abendsegen
Schloß Schweidnitz jüngst den Tageslauf.
Allein der Himmel war entgegen,
Wer preußisch schlafen ging, stand österreichisch auf.
U. s. w. u. s. w.

Der geneigte Leser merkt, ohne unser Erinnern, daß der Flug dieser, noch durch Zopf und Reifrock gehemmten Poesie sich kaum über das brandenburgische Niveau eines Liscow, Besser und Canitz erhebt. Allein aus demselben Jahre (1761) ist ein anderes, einem englischen Original in Gentlemann's Magazine nachgebildetes Gedicht desselben Verfassers aufbewahrt, welches beweist, daß Denis schon durch die erste Bekanntschaft mit den englischen Dichtern, welche er um eben jene Zeit machte, plötzlich eine freiere Bewegung gewonnen hat, und in ein neues, von dem frühern himmelweit verschiedenes Stadium seiner dichterischen Laufbahn getreten ist. Wir theilen dieses kleine Gedicht, dessen Schwung und Ausdruck wenigstens weit über die gereimte Prosa des ehrlichen Gellert hinausgeht, hier mit, obgleich es heutzutage seinem poetischen Werthe nach für sehr gewöhnlich gelten würde. Aber zu jener Zeit, die erst im Begriffe war, sich mühsam von den Fesseln des Alexandriners loszuringen, gehörte es unstreitig schon zu den glücklichen Zeichen, die der deutschen Poesie eine neue Morgenröthe verkündigten.

Zu dir, o Schöpfer, weis und gut!
Mein steigend Lied erwacht;
Da jede Schönheit der Natur
Mich zu begeistern lacht.

Am Morgen, Mittag, Abend hold,
Erweckt sie mich zur Lust.
Von immer neuen Freuden pocht
Auf jeden Blick die Brust.

Du strahlst im Sterne, dessen Gold
Der Nächte Dunkel bricht.
Aurorens Rosenantlitz ziert
Durch dich ein blitzend Licht.

Der Waldstrich und die Wiese glänzt
In ungesehner Pracht;
Der öde Forst, der Schatten Graun
Verkündet Gottes Macht.

Der helle Bach, der murmelnd strömt,
Nennt murmelnd nichts, als ihn;
Er wäscht des Randes weiches Moos,
Und glitscht, ihn preisend, hin.

Von Zweig zu Zweig schallt unermüdt
Des Federvolks Geschwirr;
Dir jede frohe Kehle schwillt,
Und danket trillernd dir.

Laß diesen Anblick mein Geschäft
In ernsten Stunden seyn!
Laß, Gott! dem Buche der Natur
Mich mein Entzücken weihn!

Dann übersteigt mein frohes Lied
Der Morgenlerche Schall,
Und singt mit dir den Abenddank,
O späte Nachtigall!

Ueberhaupt wurde für Denis der Geschmack an englischer Poesie ein wichtiges, über seine spätere, dichterische Richtung entscheidendes Moment. Im Jahre 1762 lernte er Miltons verlornes Paradies in der Ursprache kennen. Das, was er hierüber in seinen „Lesefrüchten" sagt, liefert eine Probe, wie fern ihm, sobald es sich um die Würdigung fremder poetischer Verdienste handelte, jede Anwandlung von beschränktem Religionshaß und engherzigem Obscurantismus war, den die Gegner der Kirche katholischen Schriftstellern eben so oft vorwarfen, als er bei ihnen

selbst der Hebel ist, der ihre Critik in Bewegung setzt. „Das verlorne Paradies dieses secularischen Genius", sagt er a. a. O., „halte ich für eins der herrlichsten Producte menschlichen Geistes. Oft betrachte ich ihn und Klopstock als zwei Herkulessäulen, an die ich schreiben möchte: Non plus ultra. Oft nenne ich sie die Dichter der beiden Testamente, oft den Homer und Virgil der Nachzeit. — — — Ich gestehe, daß einer meiner Hauptantriebe die englische Sprache zu lernen war, das verlorne Paradies an der Quelle zu studieren. Ich will hier eine Reihe Bemerkungen, die ich gemacht habe, nach den Büchern mittheilen. Vielleicht, daß sie einige Leser auf manches nicht genug Bemerkte führen." Nun folgt eine Reihe von Randnoten, die als Muster und Vorbild für Alle dienen können, welche berufen sind, die katholische Jugend in dergleichen Dichterwerke einzuführen. Statt ihr solche Stellen, welche direct oder indirect gegen den katholischen Glauben streiten, mittelst kastrirter Ausgaben unterschlagen und verheimlichen zu wollen, macht er, wo es nöthig ist, kritische Bemerkungen, die den katholischen Leser auf den richtigen Standpunkt stellen, und ihm die Berichtigung an die Hand geben. (Z. B. zu V. 440, Buch III. „Das Paradise of fools ist der wahre Auswuchs des vortrefflichsten Gedichts. Wie konnte auch der strenge Puritaner sich entblöden, von den Jerusalemfahrern V. 476 zu fabeln: That stray'd so far to seck in Golgatha him dead, who lives in Heaven!") Die freie und rücksichtslose Anerkennung des Schönen und Herrlichen in dem Meisterwerke Milton's gibt seinen Worten Credit, wenn er das Verfehlte, Schiefe, Protestantische einzelner Stellen mit wenigen leidenschaftslosen Worten als solches charakterisirt und den katholischen Leser orientirt, wenn dieser es noch nicht seyn sollte. — Ein solches Verfahren ist jedenfalls ersprießlicher, als ein durch seine Lächerlichkeit gefährlicher, und jedenfalls fruchtloser Versuch: der katholischen Welt einen purgirten Milton statt des wirklichen und ächten unterzuschieben, jemals hätte werden können.

Noch wichtiger als Milton war für Denis die Bekanntschaft mit Macpherson-Ossian, der ihn wie so viele seiner Zeitgenossen begeisterte und zur Nachahmung einlud, und mit Klopstock, den er für den Homer und Virgil der Neuern erklärte. Daß sich Denis unter dem Einflusse dieser Vorbilder zu einem der bessern

Dichter seiner Zeit ausbildete, zeigen seine poetischen Productionen seit diesem Wendepunkte. Allein, er blieb hiebei nicht stehen. — In dem vor den „Liedern Sined's des Barden" stehenden „Vorbericht von der alten vaterländischen Dichtkunst" entwickelt der wackere Mann, in seinem Innern entrüstet über den entnervenden Einfluß der Wieland'schen Muse, ein mit gründlichen Studien und lehrreichen Hindeutungen auf die Anfänge der deutschen Dichtung durchwebtes System, dessen Hauptzweck dahin gerichtet ist: der lüsternen französischen Afterantike eine ursprünglich deutsche, an unsere eigene Sagenwelt sich anlehnende Poesie entgegenzustellen. — Denis spricht diesen Vorsatz in seinem Gedichte an „Ossian's Geist" aus.

„Im schweigenden Thale des Mondes,
Umgränzt von heiligen Eichen,
Da walten die Geister der Barden,
Wenn Schlummer unrühmliche Menschen begräbt."

„Sie schweben auf Silbergewölken
Den thauigten Abhang herunter,
Und wandeln am Rande der Quelle
Die mitten im Thale durch Blumen sich schleicht."
— — —

Da war es Erzeugter von Fingal!
Daß Sined in Mitte der Barden
Von ferne dein Antlitz entdeckte,
Dein Silbergelocke vom Monde bestralt.
— —

Wie war mir! Von welchen Gefühlen
Erbebte mein Busen! Wie brannte
Die Wange! Wie schwellten die Zähren
Der süßesten Wehmuth mein starrendes Aug.
— —

Noch Knabe vergaß ich des Spieles
Bei Füßen der Barden, und horchte;
Doch niemal, o Kehle von Morven!
Empfand ich so feurig, wie dießmal bei dir.

Da schwur ich, (das schweigende Mondthal
Die Wipfel der heiligen Eichen,

Die moosigten Trümmer, auf welche
Die Linke sich stützte, vernahmen den Schwur)

Da schwur ich, Dich Lehrer zu nennen,
Die Saiten der Donau nach Deinem
Gesange zu stimmen, zum Herzen,
Zum Herzen die Wege zu suchen, wie Du.

Die Zeiten der Ahnen, die Zeiten
Der Vaterlandsliebe, der Tugend,
Des Muthes, der Ruhmgier und Einfalt
Im Liede zurücke zu führen, wie Du.

Du hörtest mich schwören, und blicktest
Mit Lächeln auf Deinen Geschwornen,
Und schienst mir die Harfe zu reichen,
Und leise zu sagen, versuche den Griff!

Seit diesem Gesichte bewohn ich
Die Vorwelt, und lerne die Weisen
Der Barden und rette der Töne
Zurück in mein Alter, so viel ich vermag.

Zwar haben mich Viele verlassen,
Die vormal mir horchten. Sie klagen!
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen, dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

Es kann nur ein wehmüthiges Lächeln erregen, wenn man die bündigen Beweise heutiger Critiker, daß die Jesuiten planmäßig und ex instituto den deutschen Nationalgeist zu unterdrücken getrachtet hätten, mit den (wohl gemerkt: vor der Aufhebung des Ordens geschriebenen!) authentischen Aeußerungen des Jesuiten Denis vergleicht, der, wie man vermuthen sollte, von jenem Vorhaben mindestens eben so gut und besser hätte unterrichtet seyn müssen, als es Wolfgang Menzel irgend seyn kann! „Ich will nun", sagt Denis, „mit wenigen Gedanken über die Bardenpoesie schließen. Daß man bisher in den meisten Gegen-

den Deutschlands so tief in der griechischen und lateinischen Erudition steckte, als wenn gar keine vaterländische da wäre, ist meines Erachtens unläugbar. Dieß war vorzüglich dort merkbar, wo die römischen Waffen hingekommen waren. Nachher trug die italienische Politik, die allenthalben lateinische Literatur unterschob, nicht wenig bei, die Nationalkunden aus dem Andenken zu entfernen, durch welche, und besonders durch den Gesang, der Charakter der Nation und die Liebe zur Freiheit ungemein genährt wurde *). — — — Würde die Bardenpoesie allgemeiner, dann wäre auch Hoffnung, mehr Nationalstücke auf unsern Theatern zu sehen. Sollten diese nicht einen größern Eindruck auf unsere Landsleute machen, als die abgenützten, griechischen und römischen Halbgötter und Helden, die man auf das Wort auswärtiger Schriftsteller, die nur Einheimisches groß machen, so bewundert, als wenn die vaterländische Geschichte kaum einen Charakter besäße, der der Nachkunft zum Beispiele aufgestellt werden könnte? Wir brauchen in unsern Gedichten griechische und römische Mythologie. Sollten wir, wenn nun schon Mythologie da seyn muß, nicht lieber die vaterländische brauchen, die freilich noch nicht so bearbeitet ist, wie jene, die es aber durch die Dichter werden kann, wie es jene durch die Dichter worden ist *)?"

---

*) Denis macht hierzu folgende Note: „In welchem Ansehen noch jetzt unsere Poesie bei den Italienern steht, hat unlängst Bettinelli in seinem Gedicht: **le Raccolte Canto I.** geäußert, wo er einen schlechten Dichter **Il più tedesco rimator** nennt. Wie viel muß der Mann selbst bei dem bescheidenen Theile seiner Landsleute verlieren, wenn sie erwägen, wie er von einem Dinge spricht, von welchem er, wie man mich gewiß versichert hat, kein Wort versteht. — Vaterland! singt Klopstock

> Nie war gegen das Ausland
> Ein andres Land gerecht wie Du!
> Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug
> Zu sehn, wie schön dein Fehler ist!"

**) Hierzu die Note: „Einer unserer besten Barden soll den Vorsatz gehabt haben, über unsere Götterlehre in der Art der ovidianischen Metamorphosen zu schreiben, o daß er ihn nicht aufgäbe."

Daß Denis mit dieser Gesinnung unbedenklich Vorsteher des Göttinger Hainbundes hätte werden können, leidet eben so wenig einen gegründeten Zweifel, als andererseits die Evidenz des Factums es bezeugt, daß die damalige Gesellschaft Jesu Raum genug in ihrem Schooße auch für die Bestrebungen der Bardenpoesie hatte. Denis durfte die oben ausgesprochenen Gesinnungen nicht nur hegen, sondern sie drucken lassen, sie auf die seiner Führung anvertraute Blüthe des jungen österreichischen Adels übertragen, in der deutschen Literatur Schule machen, mit allen protestantischen Notabilitäten der damaligen deutschen Dichterwelt in einem wahrhaft zärtlichen Briefwechsel stehen, — ohne daß sich auch nur die leiseste Spur eines Widerspruches von Seiten seines Ordens dagegen hervorgethan hätte! —

Uebrigens soll das Einseitige, das relativ Verfehlte, das Unhistorische jenes Bardenthums hier im Geringsten nicht in Abrede gestellt werden. Seiner vermeintlich geschichtlichen Grundlage nach beruht es auf einer Verwechselung des celtischen und germanischen Alterthums, aus welchen beiden jene Schule sich ein Ideal geformt hatte, dem in der geschichtlichen Wirklichkeit eben so wenig jemals ein lebendiges Leben entsprochen hatte, als der Geßnerischen Schäferwelt in einer andern Sphäre. Nur darf, auf der andern Seite, die gute Absicht und das unbestreitbare Talent Derer nicht verkannt werden, welche gegen die, auch damals schon vorhandenen, zucht- und gottlosen Elemente in der deutschen Poesie durch die Einführung des Bardenwesens ein Gegengewicht zu schaffen sich bemühten. Dieß letztere war die Absicht des Hainbundes, dieß das unausgesetzte Bestreben Klopstocks, und diesem Zwecke reichte, ohne sich durch die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses irgend stören zu lassen, ein Jesuit aus Oesterreich die Hand.

Uebrigens wurde Denis auf die schwachen Seiten der Bardenpoesie auch schon von manchen seiner damaligen literarischen Freunde aufmerksam gemacht; so namentlich von Weiße in Leipzig, dessen Brief (vom 20. Febr. 1772) zugleich als Beweis dienen kann, welch ein freimüthiger, offener, ernster und doch liebevoller Ton in diesem Kreise von damaligen „Literaten" herrschte. „Daß Sie, liebster Freund", schreibt Weiße, „einen Theil der ältern Edda uns übersetzt zu liefern gedenken, freuet mich unge-

mein. Nur eine solche Bemühung kann uns mit der Bardensprache bekannt machen, oder vielmehr damit aussöhnen: denn ganz gewiß fehlt uns eine solche Vorbereitung, wenn wir sie ganz verstehen oder schmecken sollen. Ich bin gar nicht dawider; aber alsdann habe ich große Bedenklichkeiten, wenn wir ein neues Subject in die Sprache jener Zeit einkleiden wollen. Ich habe dieselbe auch bei Gelegenheit einer Recension in dem jetzigen Stücke der Bibl. über Ihre Theresienfeier zu äußern gewagt. Ich habe es mit einer Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gethan, die ich nur bei meinen liebsten Freunden wagen konnte. Wird mir dieselbe mein bester Denis vergeben können? Ich hoffe es eben so gewiß, als Sie, mein Freund, überzeugt seyn können, daß ich öffentlich den Widerruf thun werde, wenn ich geirrt habe. Es läßt sich immer schwerlich in Briefen ein solcher Streit ausführen, da man nicht allezeit die Beantwortung der Zweifel voraussieht, und jede immer wieder andere Antwort veranlaßt. Im Grunde glaube ich, daß wir einig sind. Ich verwerfe nicht ein kleines Bardenlied, wo ein Dichter seiner Fiction den alten Bardenton und das ganze Costume geben kann: aber bei einem schon längern Gedichte glaube ich, daß ein Dichter viele der besten Ideen, die die alte Farbe nicht annehmen wollen, weil das Subject modern ist, aufgeben muß. Das Reich der Sitten hat sich, so wie das Reich der Natur durch die Cultur unendlich erweitert. Wie viel muß ein Dichter Dinge übergehen, die in seiner Einbildungskraft die schönsten Ausbildungen veranlassen würden, sobald er sich in jenem engen Gesichtskreis unserer alten Vorfahren einschließt! Ossian verdient allerdings unsere höchste Bewunderung. Würde er aber nicht bei der seltenen Wärme seiner Imagination ein weit größerer Dichter seyn, wenn er das weite Feld der Künste und Wissenschaften, wenn er die Natur verschiedener Welttheile vor sich gehabt hätte? Man sieht dieß hauptsächlich aus seinen Gleichnissen. Die Veränderungen der Witterung und eines rauhen Erdbodens sind die einzigen Dinge, wo er sich herumdrehen muß. Sie sehen wohl, liebster Freund, daß ich dadurch nicht die hohe poetische Sprache verwerfe, welche immer in philosophischen Zeiten verloren zu gehen pflegt, sondern bloß die Erdichtung, wenn ich unter der Verkleidung eines alten Barden ein neues Subject will besingen lassen."

Der bescheidene Denis war inzwischen selbst keineswegs geneigt, den Werth solcher Erinnerungen zu verkennen, oder jene deutschpatriotische Richtung in der Poesie auf die Spitze zu treiben, und sie mit Ausschließung jedes andern Genies für die allein der Herrschaft würdige zu erklären. — Wie es überhaupt in diesem Charakter lag, Maaß zu halten, so hat er auch in seinen dichterischen und gelehrten Bestrebungen sich niemals einem Extreme in die Arme geworfen. Während er im katholischen Deutschland an der Spitze Derer stand, welche auf bessere Kenntniß und gewandtere Handhabung der Muttersprache drangen, ist er es zugleich, der die Vernachlässigung des Lateinsprechens und Schreibens kräftig abwehrt. „Was gewinnt man dadurch“, sagt er in seinen Lesefrüchten, „daß man es so sehr verfallen läßt, daß man ganz vom Sprechen und Schreiben abgeht? Was gewänne der Reisende, der vor sich hin alle Brücken abbrechen ließe? Die lateinische Sprache war eine wahre Brücke, über welche man zu allen Völkern gelangen konnte, denn fast in jedem Dorfe war wenigstens ein Geistlicher, der zur Noth Latein sprach. Sie war ein Band, das alle Gelehrten Europas unter sich knüpfte. Wird man künftig Jedem in seiner Muttersprache zuschreiben? Allein was für Latein sprach man! Küchenlatein, Reiterlatein, wie Kaiser Maximilian I. sagte, oder Jesuitenlatein, wie Einige sagen, die vermuthlich in wenige Jesuitenlateiner geblicket haben. Ich frage: Sprechen wir immer Bücherdeutsch? Und weil wir nicht immer Bücherdeutsch sprechen, folget wohl daraus, daß wir auch kein Bücherdeutsch schreiben können? Ich frage weiter? Wird der, welcher Küchenlatein sprechen kann, Classiker und andere gut geschriebene lateinische Bücher schwerer verstehen, als jener, der es nicht kann? — Allein wir vernachlässigten überm Latein unsere Muttersprache. Sagte nicht schon Opitz:

> Wir sprechen gut Latein,
> Und keiner wollte mehr für deutsch gescholten seyn.

Ich bin froh, daß ich dieses nicht zuerst aufdeckte: denn ich würde mich vor anderen Nationen, und besonders vor den Italienern, die schon seit dreihundert Jahren das Studium der lateinischen und ihrer Muttersprache so glücklich vereinbaren, schämen, daß für den hochgerühmten deutschen Fleiß zwei Sprachen auf einmal zu bearbeiten zu viel seyn sollte.“ Er schließt diese Erörte-

rung mit einer Aeußerung, die davon zeugt, daß ihm die in Deutschland obwaltenden Beziehungen zwischen der Literatur und dem confessionellen Kampfe keineswegs neu sind. „Bekannt ist, wie enge die literarische Sprache mit unserm ganzen Religionswesen in den verschiedensten Rücksichten zusammenhängt. Wie, wenn es nun durch ihre Vernachlässigung in die Flanke der Religion gehen sollte?".

Von demselben Takte geleitet, urtheilt er auch über den Roman und den Werth dieses Zweiges der modernen Poesie. Jene unglückliche Prüderie, welche statt die Ordnung Gottes: daß es zwei Geschlechter gibt, als unabänderlich und bekannt vorauszusetzen, sich fruchtlos abmüht, jedwede Hindeutung auf dieses Verhältniß aus der Literatur zu verbannen, — war seiner gesunden Natur um so fremder, als er überzeugt seyn mußte, daß diese, wie jede Uebertretung insbesondere in der Erziehung namenloses Unheil stiftet, indem sie den Keim der Unwahrheit und Heuchelei in die jugendlichen Herzen legt. — Mit einer Unbefangenheit, deren nur ein reines Gemüth fähig ist, macht er zu V. 510, B. VIII. des verlornen Paradieses die Bemerkung: „Bei der ersten ehelichen Zusammenkunft Adam's und Eva's erinnert man sich Virgils: Speluncam Dido, Dux et Trojanus eandem" etc., eine Hinweisung auf eine classische Parallelstelle, die großen, pädagogischen Tact bekundet. Weit entfernt also, mit pedantischem Rigorismus das Kind mit dem Bade zu verschütten und etwa wie unkluge Eiferer zu thun, welche das ganze Genre des Romans in Bausch und Bogen für Teufelswerk erklären, darüber aber die Bildung des Geschmacks und die Schärfung des eignen, sittlich-literarischen Urtheils ihrer Zöglinge außer Acht lassen (ein Verfahren, welches die Jugend in der Regel gerade der allerschlechtesten Lectüre am sichersten in die Arme wirft!) — weit entfernt von diesem großen Mißgriffe, gibt er in dem Artikel „Roman" in seinen Lesefrüchten Winke, die von eben so großer Mäßigung als Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zeugen. „Ich bin", sagt er, „keineswegs wider die ganze Gattung. Man müßte sonst auch wider die Epopöe und wider das Drama seyn. Ein gut angelegter Roman, der in seinen Verwickelungen nirgends die Wahrscheinlichkeit verletzt, nirgends die Regeln der Sittlichkeit außer Acht läßt, uns einen treuen Spiegel des menschlichen Le-

bens vorhält, Tugend und Laster nach ihrem Werthe behandelt, und in einer gemäßigten, historischen Schreibart abgefaßt ist, kann Niemanden zuwider seyn." — Nach dieser allgemeinen, von jeder unpraktischen Ueberspanntheit weit entfernten Regel hat er um so größeres Recht, die Auswüchse und Mißgriffe auf dem Felde der Romanenliteratur zu bezeichnen und vor ihnen zu warnen. Insbesondere verdient Das, was er über den historischen Roman sagt, auch heute noch ernste Beherzigung. „Historische Halbromane, die eine Begebenheit irgends aus einer Chronik oder Geschichte aufhaschen, die der Verfasser dann nach seinen Absichten mit Dichtungen verflicht und aufstutzet, und mit Dialogen zwischen Personen, von denen manchmal kaum mehr als der Name in der Geschichte steht, belebt, können schädlich werden. Denn erstens nehmen unerfahrne Leser und Leserinnen Alles für wahr und geschehen an, weil keine Linie zwischen Factum und Fictum gezogen, sondern Alles künstlich verwebt ist, und der Verfasser sie also äffet und zum Besten hat. Zweitens arbeitet ein Verfasser zuweilen aus Auftrag und absichtlich dahin, durch seine Hinzudichtungen gewisse Meinungen einzupflanzen oder zu benehmen. So findet sich in Vertheilung der Rollen, daß die gehäßigsten zum meisten auf Bischöfe, Aebte, Mönche u. s. w. fallen." Er schließt mit dem sehr natürlichen, und für jeden Bildner der Jugend ungemein nahe liegenden Wunsche: „daß selbst die guten Romane nicht zahlreicher würden", weil es unglaublich sei, wie viel Leser sie der „wahren Geschichte" entfremden.

Ohne daß der einfache und bescheidene Mann es gesucht oder darauf gerechnet hätte, fanden seine poetischen Leistungen im nördlichen Deutschlande eine Anerkennung, die uns Jetztlebenden, die wir die Rabies der jungen Literatur gegen Alles und Jedes vor Augen haben, was katholischen Ursprungs ist, mährchenhaft und beinahe unglaublich klingen muß. — Alles ihm gespendete Lob nimmt er aber mit der rührendsten Demuth auf. „Ich bin zufrieden", schreibt er (am 8. Christmonat 1769) an Klotz in Halle, „wenn man einst sagen soll: Unter denen, die unsere Nationalgenies fühlten, die sie der Jugend anpriesen, die das lateinische und französische Vorurtheil an der Donau heben halfen, war ein gewisser Denis. — Werden große Männer auf diese meine pflichtmäßigen Bemühungen aufmerksam, äußern sie Zufrie-

benheit, äußern sie Neigung gegen mich, welche Wonne! Meine Hausgenossen wissen, wie ich erfreut war, als ich Klopstock's, als ich Ihr erstes Schreiben empfing, als mir Weißen's und Lessing's Gruß kam, — und ein unvermuthetes, allerliebstes Brieſchen Ihres Gleims."

In der That liefert sein literarischer Nachlaß*) den Beweis, daß er mit den meisten Notabilitäten der damaligen Literatur ohne Unterschied der Confession in einem freundschaftlichen und vertrauten Briefwechsel stand. Dort finden sich Zuschriften außer den bereits genannten auch von Bodmer, Geßner, Gleim, Ramler, Göckingl, der Karschin, Schmid aus Gießen, Eschenburg, Boie (dem Freunde Stolberg's und Voßen's), Beckman, Lavater u. A. Kaum können wir uns heute noch in eine Zeit zurückdenken, in welcher es möglich war, daß Klopstock (am 22. November 1766) an den Jesuiten Denis schrieb: „Die Herausgabe des Gesangbuchs, von dem Ihnen Hr. Faber geschrieben hat, ist zwar noch ziemlich entfernt; denn ich muß erst eine viel größere Anzahl guter Lieder besitzen, als ich jetzt noch habe, ehe ich daran denken kann. Unterdeß habe ich doch die Sache gern ein wenig von ferne zubereiten wollen. Ich weiß nicht, ob Gellert's und meine Lieder nach Wien gekommen sind. Sollten sie es seyn, so können Sie aus diesen sehen, wie die andern seyn werden: protestantische Lieder, in denen nichts gegen die katholische Kirche vorkömmt. Ich bin überzeugt, daß Se. Eminenz der Erzbischof nichts gegen solche Lieder zu erinnern haben werde; und glaube daher, daß sie die Censur nicht verurtheilen wird."

In einem Briefe desselben vom 6. Jänner 1767 heißt es: „Bethlehems göttlicher Knabe sei auch mit Ihnen! Ich erinnere mich dabei (ich erzähle die kleinen Umstände, die mich angehen, nur selten; und wenn ich es thue, so ist es allzeit ein Beweis meiner Freundschaft), wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz auf fast ähnliche Art gerührt wurde. Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen. Ich war ein wenig von der Gesellschaft zurückgeblieben. Einige gute Schwaben begegneten mir, und Jeder von ihnen sagte zu mir: „„Gelobt sei

*) Herausgegeben von Joseph v. Retzer. Wien 1801 und 1802.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1782.

[illegible] ... so gar so sehr verschieden ist, so werden wir immer viele [illegible] immer sehr verschieden bleiben. Aber es bleiben doch einige wichtige Wahrheiten, in denen gewiß wir übereinstimmen [illegible] hoffe also auch ferner der Verschiedenheit unserer Meinungen [illegible] auf Ihre Hochachtung und Liebe Anspruch machen zu [illegible] von meiner Seite werde ich immer die vollkommene Hoch[illegible] [illegible] aufrichtige Freundschaft gegen Sie hegen, die Sie

18. Mai 1783.

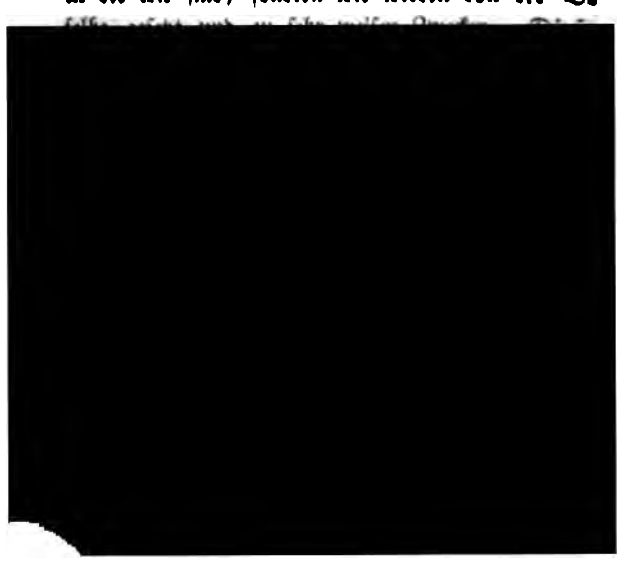
„Ich schmeichle mir, daß verständige Leute, wie Sie, mein theurer Freund, wie Schmid, wie Stoll, wie Heß und Retzer mit dem Tone meiner Reise, ja mit meiner Beurtheilung im Allgemeinen zufrieden seyn werden. Aber ich mache mich freilich gefaßt, daß auch unter diesen Männern manche in manchen Sachen nicht meiner Meinung seyn werden, und seyn können. Ich schätze deshalb diese vortrefflichen Männer nicht weniger, und ich hoffe auch von Ihrer Seite, daß ich der Hochachtung derselben deshalb nicht ganz unwürdig bin, weil ich in vielen Dingen nicht so denken kann, wie Sie. Ich bin ein Protestant und ein freimüthiger Protestant, und zeige mich als ein solcher. Ich verlange nicht, daß Katholische schlechterdings meiner Meinung seyn sollen. Wenn ich Nachdenken über wichtige Wahrheiten errege, die man vernachlässigt hat, wenn ich manche Sache aus Augenpunkten zeige, die man verkannt hat, so ist es mir genug. Das Nachdenken über Wahrheit und Unwahrheit selbst, ist schon Gewinnst."

„Auch Ihre Indulgenz gegen mich, mein theurer Freund, muß ich auffordern, und zwar, ich gestehe es, in einem sehr delikaten Punkte. Die Natur der Sache hat erfordert, daß ich mich mehrmals über den Orden, dem Sie einverleibt sind, habe erklären müssen. Ich gestehe es, ich habe das Ganze desselben nie geliebt, und werde es nie lieben, weil ich es dem menschlichen Geschlechte für schädlich halte. — Ich sage dieß offenherzig, aber meine Abneigung vor dem Orden hindert nicht, daß ich nicht jedes Mitglied desselben, das es verdient, lieben und schätzen sollte. Sie, mein theurer Freund, stehen unter den Personen, die ich im 2. Theile S. 642 nenne, oben an. — Ich werde dieß noch mehr zeigen, wenn ich im folgenden Theil von den Gelehrten, die ich in Wien gesehen habe, reden werde. Ich werde daselbst mit warmem Herzen sagen, wie sehr ich Sie verehre. Daß Sie in dieser und vermuthlich in mehreren Materien meiner Meinung nicht seyn können, ist ganz natürlich, aber ich hoffe, Sie werden mir Ihre Freundschaft und Hochachtung nicht entziehen. Verständige und ehrliche Leute gehören zusammen, ohne Rücksicht auf Stand, auf Religion und auf andere Nebensachen."

4. Oct. 1784.

„Ihr Schreiben vom 25. August, mein theuerster Freund,

ist mir erst vor ein paar Tagen durch Hrn. A
worden. Ich versichere Ihnen, daß es mir aufr
ursacht hat. Ich hielt mich verbunden, freimüth
was ich für Wahrheit hielt, und zwar für n
Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen einzelnen L
digen wollen, am wenigsten Sie, mein theurer
aus so vielen Ursachen beständig hochschätzen we
kung, daß wir nicht alles aus einerlei Gesichtspu
nen, ist sehr richtig und menschenfreundlich.
wahrlich nicht. Indessen will ich Ihnen aufrich
sei, nach meiner Art zu denken, für das Wohl
Geschlechts schon sehr viel gewonnen, wenn die
der Gesellschaft kennen lernen, auf welche Art
ner außer derselben manche Dinge ansehen, und
in Rücksicht auf das Wohl des menschlichen Ge
ken. Mehr verlange ich nicht. Principien so vie
tigen, indem man sie mit allen andern richtig
heiten vergleicht, und alsdann seiner Ueberzeugung
deln, ist es, was ein verständiger Mann thun
nachher, so ist er meines Erachtens für Gott un
rechtfertiget. Wenn jeder zum allgemeinen Best
chen Gesellschaft so viel thut, als er nach seiner
auch die eingeschränkteste seyn, thun kann, so ist
würdiger Menschenfreund. Wir setzen uns nicht sel
in der wir sind, sondern wir werden von der W



wenn sie über diesen Verkehr eines katholischen Priesters und Ordensmannes mit einem Schriftsteller, wie Nicolai, vom Standpunkte unserer Zeit aus urtheilen, die entschiedenste Mißbilligung darüber aussprechen werden, daß Denis sich durch das Uebermaß seiner Milde und Duldsamkeit viel zu viel vergeben habe. Diese bitten wir zu erwägen, welcher Zeit diese Correspondenz angehört! Was nach den Erfahrungen, die zwischen damals und jetzt liegen, kaum zu entschuldigen wäre, konnte vor siebenzig bis achtzig Jahren noch immer als ein Versuch betrachtet werden, der noch gemacht werden müßte. — Der Irrthum, daß es möglich sei: sich mit Gegnern der Kirche, wie der Berliner Rationalismus sie erzeugte, auf einen erträglichen Fuß zu stellen, sie durch persönliche oder briefliche Berührung auf den Standpunkt der Vernunft und Billigkeit zurückzuführen, macht jedenfalls Denis Herzen keine Schande. — Umgekehrt ist es keinem Zweifel unterworfen, daß eben diese Richtung, wenn sie absolut gefaßt und einseitig verfolgt, wenn sie von den neutralen Gebieten der [illegible]ratur und Wissenschaft in das Gebiet des Glaubens und [illegible]gentlichen innern Interessen der Kirche übertragen, [illegible] Liebe die nothwendige und unvermeidliche Vertheidi[illegible] heiligsten Güter gegen böswillige Widersacher aufge[illegible] vermieden würde, — in den allerplattesten Indi[illegible]laufen müßte, von welchem Denis für seine Per[illegible] war, als jeder katholische Christ es zu sein [illegible] verpflichtet ist *). — Heute aber scheint [illegible] Deutschland die Nothwendigkeit obzuwalten [illegible] pflichtmäßige Kampf gegen Irrthum und [illegible] Kirche angreifen, mit der allerfreisinnigsten [illegible] erkennung jeder tüchtigen und ehren[illegible]

---

*) Sollte er in einzelnen, jedenfalls [illegible] Gränze, welche hier die [illegible] zugroße Nachgiebigkeit gegen die [illegible] Jahrhunderts überschritten haben, [illegible] denken, was dem Einflusse der [illegible] ziehung auf solche Fehlgriffe [illegible] zum Muster der Nachahmung für unsere [illegible] hältnisse aufgestellt, aber doch menschlich [illegible]

sonen, welche außerhalb der Kirche stehen, verbunden werde. Nur so lassen sich die beiden Abgründe eines zeitgeistigen Indifferentismus auf der einen, und eines engherzigen, dumpfsinnigen Obscurantismus auf der andern Seite vermeiden. — Denis ist ein Beispiel, wie ein Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts dem letztern entgegenzuwirken wußte, ohne dem erstern zu verfallen. Dieß ist die Moral, welche wir aus der Geschichte seines Lebens und Wirkens ziehen.

LVI.

Würtembergische und Badische Zustände.

Es ist jedermänniglich bekannt, daß die Erzdiöcese Freiburg und die Diöcese Rottenburg, zu einer Kirchenprovinz gehörig, bisher so ziemlich auch dieselben Schicksale gehabt haben. Auf einen und denselben illusorischen Grund, die Frankfurter Pragmatik, aufgebaut, hatten sie lange im Großen und Ganzen dem Ideal der deutschen Nationalkirche nachgestrebt, und waren auf dem Wege zum Schisma mit anerkennenswerthem Eifer vorgedrungen, wobei sie die übrigen, die oberrheinische Kirchenprovinz constituirenden Bisthümer entschieden hinter sich gelassen. Da erfolgte der, die ganze deutsche Kirche so heilsam erschütternde Schlag von Cöln, den auf wissenschaftlichem Gebiete Möhler's Symbolik so schön vorbereitet hatte, und war stark genug, seine mächtigen Schwingungen sogar auf das durch die Polizei sonst so wohl verschanzte Gebiet der beiden genannten Diöcesen zu erstrecken. Neue Hoffnung konnte jetzt die Katholiken Deutschlands beseelen, daß die beiden Schwestern, die so lange einträchtig zweifelhafte Wege gewandelt waren, nun auch einträchtig, die eine die andere bestärkend und ermuthigend, den gleichen Weg der

Rückkehr zum Bessern wandeln würden. Wirklich war man bisher auch berechtigt, diese Hoffnung als eine theilweise bereits erfüllte anzusehen, so zahlreich waren die in beiden Diöcesen, und namentlich in der Diöcese Rottenburg sich kund gebenden Symptome des Bessern. Freiburg ist von Anfang an nicht unberührt geblieben durch das Sturmeswehen vom Rheine her; aber es ist bis jetzt langsamer gegangen als Rottenburg, das bereits nahe daran ist, mit seinen Kämpfen und Anstrengungen für das Bessere überall auch im Auslande Anerkennung zu finden.

Dieses Verhältniß hat, so viel wir wissen, noch in der neuesten Zeit stattgefunden, in welcher so manche jedes katholische Herz traurig ansprechende Erscheinungen den Beweis geliefert haben, daß die alte Krankheit des Liberalismus in Baden noch keineswegs verschwunden ist, vielmehr noch tief im Herzen sowohl des Clerus, als des Volkes wuchert. Aber ob dieses Verhältniß beider Diöcesen noch lange so fortdauern, ob Rottenburg noch lange so vorauseilen werde in dem edlen und aller Beachtung würdigen Wettkampfe, das ist die Frage, die dem Einsender dieß schwer auf dem Herzen liegt. Niemand wird wohl vermuthen, es sei hier leidige Eifersucht im Spiel, wenn wir im Tone der Befürchtung den Satz aussprechen, es könne bald der Zeitpunkt eintreten, in welchem das oben angedeutete Verhältniß der beiden Schwesterdiöcesen zu Gunsten der bis jetzt zurückgestandenen Erzdiöcese sich umkehren dürfte. Daß wir es deutlicher sagen, es scheint uns, als ob die kirchlichen Constellationen sich allmählig so gestaltet haben, oder wenigstens im Begriffe seien, sich so zu gestalten, daß sie für das katholische Baden eine schönere Zukunft versprechen, dem katholischen Würtemberg aber ein Heruntersinken von der schon erreichten Höhe in drohende Aussicht stellen.

Fragt man uns nach der Begründung unsers Urtheils, so gestehen wir offen, daß wir sie keineswegs in einer Vergleichung des beiderseitigen niedern Clerus finden können. Wir geben gerne zu, daß auch in Baden ein tüchtiger Aufschwung

des Clerus stattgefunden habe; wir wissen, daß auf der Universität und im Convictorium die Zöglinge des Priesterstandes gegenwärtig doch mit einer ganz andern geistigen Kost genährt werden, als früher; es entgeht uns namentlich nicht, daß das Priesterseminar in gutem Sinne geleitet wird; wir übersehen nicht, welcher Fortschritt zum Bessern in der Gründung der süddeutschen Kirchenzeitung liegt u. s. w. Aber im Großen und Ganzen hat denn doch der badische Clerus noch weit hin, bis er sich in facie ecclesiae zeigen kann. Wie viele ganz und gar verkommene Subjecte hat er zur ächten Grundsuppe aller sectirerischen Liederlichkeit, dem Deutschkatholicismus, geliefert! Welch gemeiner, unwissenschaftlicher, verderblicher Ton klingt durch die Tendenzen hindurch, welche sogar ganze Land-Capitel ohne Scheu und Scham offenbaren! Wie zahlreich sind in den letzten Jahren nur die Fälle gewesen, in welchen niedere Geistliche gegen die offenbar mit aller kirchlichen Legitimation auftretende Oberbehörde sich unbotmäßig erwiesen! Uebrigens, wenn nichts wäre, als der ungeheure Priestermangel in Baden, welcher dem in Würtemberg stattfindenden Zudrange zum Studium der katholischen Theologie so grell gegenübertritt, so bildete diese einzige Thatsache Beweis genug für den daselbst noch herrschenden Mangel an kirchlichem Bewußtseyn; denn wo immer die Kirche ein kräftiges Leben lebt, wird man es sich zur Ehre rechnen, unter die Zahl ihrer Priester zu gehören.

Daß nun der niedere Clerus von Würtemberg im Großen und Ganzen ein erfreulicheres Bild darstelle, als der von Baden, scheint uns nicht angestritten werden zu können. In der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen wirken schon seit Jahren drei Männer mit Segen und Erfolg, von denen ein angesehener Kirchenhistoriker sagt, daß sie „in den verschiedensten Sphären die geistigen Tiefen des Katholicismus enthüllen", als würdige Fortsetzer dessen, was ein Möhler zum Segen für ganz Deutschland begonnen. Ihr College war einst

[illegible], der im Sinne des „non est sacerdotale non dicere,

quod quis sentiat" nicht nur gehandelt, sondern auch Schüler sich gezogen. Was hier zu Lande die Presse auch nur halbweg Tüchtiges geleistet, ist im katholischen Sinne geschrieben, dient also zur Befestigung und Bekräftigung des gutgesinnten Clerus. Im Seminar gibt man sich alle Mühe, zu der Theorie eine entsprechende Praxis zu fügen, und die Candidaten des geistlichen Standes in das kirchliche Leben einzuführen. Die bischöfliche Motion, so sehr auch ihr eigentlicher Erfolg in der Wirklichkeit bisher ein Null gewesen, hat doch jedenfalls die nachhaltigsten moralischen Wirkungen gehabt, und muß wenigstens in so fern immer als ein epochenmachendes Ereigniß angesehen werden. Zwar ist der laute Ruf nach Wiederherstellung der kirchlichen Autonomie so Manchem, der sich in das System der Bureaukratie schon so lange zu seinem materiellen Vortheile eingewohnt hatte, ein widerlicher, greller Schrei gewesen, der ihn aus süßen Träumen wecken zu wollen schien; aber er hatte doch nicht mehr den Muth, gegen den neu erwachten Geist mit den gerosteten Klingen aus der Rumpelkammer des Liberalismus zu Felde zu ziehen. So konnten die Kirchlichgesinnten wenigstens bis zur Stunde, vorzüglich auf die Ueberzeugungskraft der guten Sache und die Ueberlegenheit in geistigen Waffen bauend, die Zukunft als die ihrige bezeichnen. Ob sie dieß aber noch lange zu thun im Stande seyn werden? ob wirklich die Zukunft ihnen gehören wird?

Der Bischof Johann Baptist ist gestorben, also derjenige nicht mehr, der in der letztern Zeit einmal kräftig, mit der ganzen Bedeutung der Auctorität, für die Kirche sich erhoben. Mag er auch, wie man sich da und dort in die Ohren flüstert, in neuester Zeit einem gewissen Schaukelsysteme gehuldigt haben, — officiell hat er doch den Schritt der Motion nicht widerrufen, und so hatten die Gutgesinnten an der bischöflichen Auctorität immerhin noch eine, wenn auch gleich etwas leicht gearbeitete Aegide. Diese ist jetzt weggefallen; das bekannte Domcapitel, mit Hrn. v. Jaumann als Bisthumsverweser an der Spitze, sitzt, wie es scheint, von Niemanden

angetastet, am Steuerruder, und steuert mit vollen Segeln dem alten Ziele zu. Was braucht man jetzt noch Punctationen und andere „Pacificationsinstrumente"! der Friede ist schon ratificirt; wenn sich auch der Kirchenrath beigehen läßt, Trauergottesdienste im Lande auszuschreiben, das Ordinariat läßt sich in seiner alterprobten Freundschaft nicht beirren. Daß gewiß kein casus belli eintreten wird unter der Administration des Hrn. v. Jaumann, dafür ist schon bestens gesorgt. Und was haben wir denn für Aussichten in Beziehung auf den künftigen Bischof? Alle anderen, als daß ein jüngerer, rüstiger, entschiedener Mann werde erhoben werden. Das also haben wir, menschlich gerechnet, zu erwarten, daß das überall sonst in ganz Deutschland geächtete System des Liberalismus, oder wie man es nennen will, neue Befestigung von oben herab erhalten werde.

Und was werden die Folgen seyn? Um es mit einem Worte zu sagen, wir fürchten, der von nun an in Aussicht stehende, consequente Druck von oben herab werde allmählig die noch so junge, grüne Saat des Bessern ersticken. Mag der Clerus im Ganzen immerhin noch eine gute Haltung haben; aber wie viele werden seyn, welche aushalten? Bekanntlich ist das donum perseverantiae da, wo von oben herab ohne Unterlaß gleichmäßig gedrückt wird, nur Sache Weniger. Dort oben schmeichelt man sich wohl, da die Temporalien, also fette Pfründen, Ehrenstellen und Auszeichnungen, der Kirchenrath in Händen hat, diese Lockungen würden nie aufhören, ihre Wirkung auf den großen Haufen zu üben. Das Convictorium in Tübingen wird von einem Oberkirchenrathe als Director in einer Weise geleitet, daß für den Geist des clericalischen Nachwuchses viel, sehr viel zu befürchten steht. Zwar wird die Veränderung zum Schlimmen nur allmählig geschehen; Einer nach dem Andern wird einschlafen, und — doch was folgen sollte, bleibt besser ungeschrieben.

Ganz andere Aussichten dagegen bereiten sich für Baden vor. Den Erzbischof Hermann hat die Milde seines Naturells

nicht gehindert, mit Kraft zu thun, was seines Amtes ist; er hat auf der einen Seite einer widerstrebenden Regierung, auf der andern einem zum Theile verkehrten, oder gar unbotmäßigen Clerus gegenüber die Würde seiner Stellung entfaltet. Im Domcapitel sitzen doch einige Männer, Staudenmaier an der Spitze, an welchen der Erzbischof treue Berather und treffliche Organe hat, seinen Willen, d. h. den Willen der Kirche, durchzusetzen.

Und dieß ist denn auch der entscheidende Punkt. Die Auctorität, welche nun einmal nach der von Gott gesetzten Organisation der katholischen Kirche auch durch die angestrengteste Thätigkeit der untergeordneten Glieder nicht supplirt werden kann, hat sich in Baden der von der Zeit gebotenen Gelegenheit der geistigen Wiedergeburt bemächtigt, und ist deßwegen bereits in der rechten Strömung begriffen, während sie in Würtemberg sich gegen die bessern Elemente der Zeit verschließt, und so Stagnation herbeizuführen bemüht ist. Das Resultat aber wird seyn, daß der gute Geist, so viele Hemmnisse er auch finden möge, einen so festsitzenden Sauerteig er auch austreiben müsse, in Baden endlich doch die Oberhand gewinnen wird, weil er von der Auctorität getragen und vertreten ist. Möge eine große Zahl des Badner Clerus sich noch so ungebährdig geriren bei dem, was von oben herab in heilsamer Richtung angeordnet wird; die Reformation wird gewiß endlich auch vom Haupte auf die Glieder übergehen. Da ist nur Beharrlichkeit und Klugheit nothwendig, und das Gute hat gesiegt. Dagegen zweifelhaft erscheint der Sieg der guten Sache in Würtemberg, wo die untern Schichten der Kirche zwar zur Stunde sich noch besser ausnehmen, als dort, in den höhern Regionen aber so wenige Bürgschaften vortheilhafter Umgestaltung vorliegen. Möge der niedere Clerus hier auch viel versprechen; nicht nur daß er, seiner Stellung nach, gewisse Fragen von äußerster Wichtigkeit ein- für allemal ungelöst lassen muß, — am Ende kann ihn eben doch die Auctorität erdrücken, wenigstens seine Thätigkeit paralysiren und lähmen.

Unter den der Geschichte aufbewahrten Aussprüchen Napoleons findet sich einer, der mutandis mutatis hier angezogen werden mag. Ich ziehe, sprach er, jene Armee, deren Führer ein Löwe ist, die Soldaten aber Haasen sind, jener bei weitem vor, die aus Löwen besteht, aber von einem Haasen befehligt wird. Die Anwendung auf das Verhältniß von Würtemberg und Baden in kirchlicher Hinsicht dürfte sich nach dem Gesagten leicht ergeben.

LVII.

Das Pönitentiärsystem und die christliche Mission.

Kürzlich berichteten die katholischen Blätter für Tirol, daß die P. P. Redemtoristen in dem Strafarbeitshause zu Innsbruck eine Reihe geistlicher Uebungen gehalten haben. Dem Eifer der besagten Ordensmänner kam die Einsicht des ordentlichen Seelsorgers und die christliche Gesinnung der Verwaltung der Anstalt entgegen. So ging die Mission vom 10. bis 24. October d. J. zum großen Segen für Alle vor sich, die ihr beiwohnten, und die Gefangenen dankten am Schluß der Andacht, unter Thränen der Rührung, sowohl dem Redemtoristen, als denen, welche sie gerufen hatten, für die ihnen erwiesene, unschätzbare Wohlthat. Die Früchte derselben übertreffen jede Erwartung. Seit jenen Uebungen gleicht die Anstalt eher einem wohlgeordneten Kloster, als einem Zuchthause, und es hat seitdem nicht einmal eines Verweises für einen der Sträflinge bedurft. Die Lehre des Heils fand, glaubwürdigen Berichten zufolge, bei diesen den fruchtbarsten Boden, und von Vielen wurden Aeußerungen vernommen, die eben so erbaulich waren,

als sie zu ähnlichen Bemühungen um jene verlornen Kinder der menschlichen Gesellschaft auffordern müssen. Die Erklärung sehr Vieler derselben: sie wollten fortan ihre Haft und ihre Fesseln als eine ihnen von Gott auferlegte Buße mit Freude tragen, hatte im Munde dieser Ausgestoßenen etwas ungemein Tröstliches und Versöhnendes. Als sie, wie es bei dergleichen Missionen Sitte ist, von dem Prediger gefragt wurden: ob sie Gott nicht ferner beleidigen, fremdes Gut nicht verletzen, ihren Feinden vergeben, Unlauterkeit meiden wollten? konnte die Mehrzahl vor Rührung und Schluchzen kaum antworten. In den täglich wiederkehrenden Ermahnungen war den Sträflingen ein praktischer Cursus christlicher Wahrheiten vorgetragen, wie er gerade auf ihren Zustand paßte. Es ward zu ihnen von Sünde, Tod und Gericht, aber auch von der Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder, vom Gebet, vom Nutzen des Leidens, vom verlornen Sohn, von der Fürbitte der Mutter der Barmherzigkeit, von der Beichte und von der himmlischen Herrlichkeit gesprochen. Für die italienischen Gefangenen hatte die Congregation auf ihre Kosten einen Prediger aus Modena kommen lassen. Alle gingen zur Beichte, selbst solche, von denen es Niemand erwartet hatte; Manche, wenn sie etwas vergessen hatten, zwei bis drei Mal. Viele äußerten, daß sie während dieser Missionszeit gar nicht daran gedacht hätten, daß sie Gefangene seien.

Wir können bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen allgemeinern Inhalts nicht unterdrücken, die wir dem Nachdenken und der Beherzigung unserer Leser empfehlen.

Seitdem die Gefängnisse aller Orten zu klein geworden sind, und in allen modernen Staaten jener Theil der Bevölkerung fortwährend im Wachsen begriffen ist, welcher, selbst dem Verbrechen verfallen, immer neue Generationen von Verbrechern erzeugt, seitdem ist die Beschäftigung mit dieser schmachvollen Seite unserer socialen Zustände eine Pflicht und eine Nothwendigkeit geworden.

Die Aufgabe ist keine andere, als die Strafgefangenen zu

bessern, in soweit dieß möglich ist, mindestens zu verhindern, daß die Haft ihren sittlichen Untergang herbeiführe.

Für diesen Zweck ist die Philantropie und Humanität dieses Jahrhunderts in die Schranken getreten. Sie hat das Pönitentiärsystem erfunden, noch mehr, sie hat in der That große Opfer gebracht, es zu verwirklichen. Unglaubliche Summen sind an den Bau neuer, zweckmäßig eingerichteter Strafanstalten gewendet. Doch sind heute noch die Stimmen über die beste jener Besserungsmethoden getheilt, und während unsere humanitären Vereinsmänner nach der Sitte der heutigen Deutschen für die einsame Strafhaft, auf welche zuletzt doch alle jene Systeme hinauslaufen, schwärmen, weil sie recht weit her und sogar transatlantisch ist, so lassen Andere sich bereits vernehmen, daß eben jene Form der Einsperrung die grausamste Strafe sei, weil sie den Gefangenen wehrlos dem Wahnsinne preisgebe.

Unsere Ansicht über diese Frage des Tages ist in wenigen Worten folgende:

Die Philantropie allein und für sich kann den allerdings löblichen und heilsamen Zweck, den sie verfolgt, nicht erreichen. Es ist ein an's Lächerliche streifender Irrthum, wenn man durch die Bauart der Gefängnisse der Sünde in der Brust des Verbrechers Herr werden zu können wähnt, und von der kreis- oder sternförmigen Gestalt der Zuchthäuser das zeitliche und ewige Heil der Gefangenen abhängig glaubt.

Aber auf der andern Seite ist jenes Streben an sich eben so wenig unbesehen zu verachten, wie die gewählten Mittel. — Alles dieß wird aber erst die rechten Früchte bringen, wenn es mit den leitenden Ideen des Christenthums Hand in Hand geht, und gerade für diesen Zweck haben die Redemptoristen in dem oben erzählten Falle mit so glänzendem Erfolge gearbeitet. Die Philantropie mag die äußern Mittel zur materiellen Verbesserung des Gefängnißwesens herbeischaffen; der christliche Priester allein kann und wird dem Körper die Seele leihen. Hierzu sind geistliche Orden vorzugsweise befähigt, und einen

besondern Beruf: sich mit den Gefangenen zu beschäftigen, scheint uns gerade die einfache, bescheidene Congregation des allerheiligsten Erlösers zu haben, deren Mission es ist, den Armen das Evangelium zu predigen.

Dieß vorausgesetzt, fassen wir die Frage auf: was von der einsamen Einsperrung und der damit verbundenen Gefahr des Wahnsinns zu halten sei?

Einsame Haft kann ein vortreffliches, durch Nichts zu ersetzendes Mittel, wahrer, tüchtiger, gründlicher Besserung seyn, wenn dessen Anwendung mit christkatholischer Seelsorge eng verbunden zusammen geht. — Wenn der Priester den Gefangenen besucht, tröstet, belehrt, ermuntert, seine Beichte hört, seine Seelenangst lindert, ihm, wo es nothwendig wird, Gesellschaft beiordnen darf; wenn er ihn überhaupt wie ein kundiger Seelenarzt leitet, beobachtet und überwacht, so ist die abgesonderte Einsperrung eine augenscheinliche Besserung der Strafjustiz; und Strafanstalten, deren Bauart eine solche möglich macht, sind ohne Frage ein Fortschritt der Zeit.

Wenn dagegen der Gefangene mit den Schrecken seines Gewissens allein gelassen wird, ohne daß ihm zugleich das Heil der Erlösung gespendet, der Trost der Lossprechung gewährt werden kann, wenn man ihn dazu noch gar pietistischer oder methodistischer Einwirkung preisgibt, wenn, mit einem Worte, der Blinde den Lahmen leiten soll, — dann ist freilich der Wahnsinn nicht nur ein muthmaßlicher, sondern sogar ein wahrscheinlicher und natürlicher Ausgang solcher Experimente. Die einsame Haft erscheint dann als ein eigentlicher Seelenmord, und Deutschland würde durch die Einführung dieser amerikanischen Methode wenig gebessert seyn.

Glücklicherweise ist in katholischen Ländern den Regierungen die Möglichkeit gewährt, sich mit leichter Mühe die Vortheile jener verschiedenen amerikanischen Systeme anzueignen und die Nachtheile derselben zu beseitigen. Es ist auch kein Hinderniß, mehrere solcher neuern und ältern Methoden oder

Modifikationen derselben in einer und derselben Anstalt, je nach Umständen und Bedürfniß, mit einander zu combiniren. Inzwischen ist das, was in Innsbruck sich zugetragen hat, geeignet, denen, die sehen wollen, einen lehrreichen Wink zu geben, worauf es in allen diesen Fragen wesentlich und hauptsächlich ankömmt.

LVIII.

Actenstücke, die westphälische Schulfrage betreffend.

Am Schluße dieses Heftes werden uns die folgenden Actenstücke mitgetheilt. Die Frage des Unterrichtes, oder die Frage über die Betheiligung der Kirche und des Staates bei der Erziehung der Jugend, die in Frankreich bereits seit einer Reihe von Jahren das öffentliche Interesse so sehr in Anspruch nimmt, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten unserer Zeit, von deren Entscheidung guten Theils das Schicksal der Zukunft abhängt. Kein Zweifel, dieselbe wird auch über kurz oder lang in anderen Ländern, namentlich in solchen, wo der Staat sich zum einzigen Erzieher gemacht hat, zur Sprache kommen. Die Irrungen in Münster werden einerseits der geistlichen Behörde, andererseits der Regierung die Gelegenheit darbieten, ihre gegenseitigen Rechte und Ansprüche zur Sprache zu bringen, und sich über das Maß ihrer beiderseitigen Mitwirkung zu einigen. Mit gespanntem Interesse werden wir der Entwickelung dieser Lebensfrage für die katholische Kirche in Deutschland folgen, und darum in einem folgenden Hefte darauf zurückkommen, für dießmal werden die Leser die folgenden Actenstücke als Grundlage künftiger Discussionen und Vorbedingniß der Beurtheilung weiterer Schritte lesen.

I. Bischöflicher Erlaß.

Auf die Anfrage einiger der Herren Landdechanten und Stadtpfarrer eröffnen wir denselben folgendes: 1) Neue Schulbücher, nämlich solche, welche den Kindern in die Hände gegeben werden, dürfen ohne unsere vorherige Genehmigung in katholischen Schulen nicht eingeführt werden. Auch sind die im Gebrauche befindlichen ohne unsere Genehmigung nicht abzuschaffen. 2) Wesentliche Veränderungen im Lectionsplane der Schulen, wodurch die für den Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte bestimmte Zeit ungebührlich beschränkt werden möchte, haben die Herren Pfarrer nicht zu gestatten. 3) Veränderungen in der Abgränzung der Schulbezirke, wodurch Kinder etwa in die Schule einer fremden Pfarrei oder von der Hauptschule in die Nebenschule verwiesen, und so der nähern Aufsicht der Pfarrgeistlichen entzogen werden möchten, sind ohne unsere Genehmigung nicht einzuführen. 4) Die Herren Pfarrer werden innerhalb sechs Wochen ein Verzeichniß der in den Schulen ihrer Pfarrei gebräuchlichen Schulbücher den Herren Landdechanten, welche gegenwärtige Verordnung circuliren lassen, einsenden, und dabei angeben, wie viele wöchentliche Lehrstunden in den verschiedenen Klassen für den Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte bestimmt sind.

Von den Herren Landdechanten wollen wir die Einsendung dieser Nachweisen im Anfange des Monats August c. erwarten.

Münster, den 28. April 1845. Der Bischof von Münster. gez. Caspar Max. Bischöfliches Rundschreiben an die Herren Pfarrer der Diöcese Münster.

II. Erlaß der königl. preußischen Regierung.

Durch das königliche Oberpräsidium von Westphalen ist uns abschriftlich mitgetheilt worden: 1) Die an das königliche Staatsministerium erlassene allerhöchste Ordre vom 10. Juni v. J., durch welche genehmigt wird, daß das von uns in Beziehung auf die Anstellung katholischer Elementarschullehrer bisher beobachtete Verfahren, nach welchem wir diese Lehrer den Landesgesetzen gemäß auch in den Fällen, in denen die Stellen vor dem Jahre 1803 von dem Generalvicariate oder den Archidiaconen besetzt worden

sind, berufen und ernannt, und in den Fällen, in denen die Stellen dem Patronate einer Gemeinde oder Privatperson unterworfen sind, bestätigt haben, fortbestehen bleibe, und befohlen wird, daß das hiermit unvereinbare Verfahren des Herrn Bischofs von Münster, welcher sich die von uns vollzogenen Bestallungen der Lehrer zur Bestätigung hat vorlegen lassen, für die Folge abgestellt werde; 2) die Verfügung des Herrn geheimen Ministers Eichhorn an den hiesigen Herrn Bischof, daß der obigen Allerhöchsten Entscheidung gemäß bei der Anstellung der katholischen Elementarlehrer innerhalb unsers Bezirks eben so verfahren werden soll, wie in andern Regierungsbezirken der Provinz Westphalen und in der ganzen Rheinprovinz stets verfahren ist, wonach in allen Fällen, in welchen das Berufungsrecht des Schullehrers nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht einer Privatperson oder der Gemeinde zusteht, wir den Schullehrer berufen und ernennen, in denjenigen Fällen aber, in welchen das Berufungsrecht uns nicht zusteht, den Berufenen bestätigen und die desfallsige Bestätigungsurkunde ausfertigen, wobei es jedoch der bisherigen Observanz gemäß dabei, daß wir vor der Ernennung und Bestätigung der Lehrer die Aeußerung des Herrn Bischofs über die Würdigkeit des in Aussicht genommenen Candidaten in kirchlicher Beziehung erfordern, auch ferner bewenden soll, so, daß mit der von uns bewirkten Ausfertigung der Ernennungs- resp. Bestätigungs-Urkunde der ganze Act der Anstellung der Schullehrer in gleicher Weise, wie dieß in den oben bezeichneten Landestheilen geschieht, beendigt ist, und alsdann zur Einführung derselben geschritten wird.

Ew. Hochwürden werden von diesen Bestimmungen zur Kenntnißnahme und Beachtung in Kenntniß gesetzt.

Münster, den 7. Mai 1845. Königliche Regierung.

III. Bischöflicher Erlaß.

Den Herren Pfarrern ist ohne Zweifel unsere an die Herren Schulinspectoren erlassene Circularverfügung vom 15. Sept. 1840 mitgetheilt worden, nach welcher Schullehrer und Schullehrerinnen erst dann zur Verwaltung des Schulamts zugelassen werden dürfen, wenn sie dazu unserer Seits die canonische Mission erhalten haben. Dagegen ist eine frühere Circularverfügung vom

26. Juni 1838, nach welcher auch Hülfslehrer und Substituten ohne unsere vorherige Genehmigung zur Ertheilung des Unterrichts in den Schulen nicht zugelassen werden sollen, nicht zur Kenntniß der sämmtlichen Herren Pfarrer gelangt. Indem wir denselben die genaue Beobachtung dieser Verordnungen widerholt aufgeben, — fordern wir Sie zugleich auf, von jeder eintretenden Erledigung einer Schulstelle ohne Verzug uns Anzeige zu machen, mit dem Bemerken, ob etwa die Schulstelle mit Küster- oder Organisten-Stelle dauernd oder vorübergehend verbunden ist, und ob jemanden und wem ein Präsentationsrecht zu der erledigten Stelle zustehe. Dieser Anzeige ist außer dem Anstellungs-Documente des abgegangenen Besitzers der Stelle ein specificirtes Revenuen-Verzeichniß derselben respective der verschiedenen Stellen beizufügen, worin auch anzugeben ist, ob eine freie Wohnung damit verbunden ist, eventuell, zu welcher Stelle sie gehört. Etwaige Wünsche wegen Wiederbesetzung der Stellen können in die Anzeige über Erledigung aufgenommen werden.

Bei Patronatstellen sind die Präsentations-Documente demnächst hierher einzusenden. Da neuerdings über unsere Befugniß, die katholischen Schullehrer anzustellen, Zweifel und Erörterungen entstanden sind, so theilen wir den Herren Pfarrern ein diesen Gegenstand betreffendes Promemoria mit, in Bezug auf welches wir die Gerechtsame des bischöflichen Stuhls durch eine Immediatvorstellung an Seine Majestät unsern allergnädigsten König aufs Neue verwahrt haben.

Es sind Fälle vorgekommen, daß bei Vereidung neu eintretender Schullehrer und Schullehrerinnen ein anderes als das hier beigefügte früher vorgeschriebene Formular zu Grunde gelegt worden ist. Künftig ist die Vereidung nur nach diesem Formulare vorzunehmen.

Münster, den 30. Mai 1845. Der Bischof von Münster, Caspar Max. An sämmtliche Herren Pfarrer im Regierungsbezirke Münster Nr. 1866.

IV.

Ich . . . . . . schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß, nachdem ich . . . . . . zum . . . . zu . . . . . . bestellt worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, wel-

nen allergnädigsten Herrn, ich unterthänig, treu und gehorsam seyn, und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und Gewissen genau erfüllen will. Insbesondere gelobe ich meinen weltlichen und geistlichen Obern willig Folge zu leisten, der mir anvertrauten Jugend den Unterricht in der katholischen Religion treu und gewissenhaft zu ertheilen, sie zu gottesfürchtigen katholischen Christen zu erziehen, ihr mit einem christlichen, erbaulichen Wandel voranzugehen, und mich überall so zu betragen, wie es einem rechtschaffenen, katholischen Schullehrer geziemt, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.

V. Promemoria, die Besetzung der katholischen Schullehrerstellen im Fürstenthum Münster betreffend.

Die Gründe, welche für die Allerhöchste Entscheidung vom 10. Juni vorigen Jahres, „daß das von der Königlichen Regierung zu Münster in Beziehung auf die Anstellung katholischer Elementar-Schullehrer bisher beobachtete Verfahren, nach welchem die Regierung den Landesgesetzen gemäß auch in den Fällen, in denen die Schullehrerstellen vor dem Jahre 1803 von dem Generalvicariate oder den Archidiaconen besetzt worden sind, berufen und ernannt, und in den Fällen, in denen die Schulen dem Patronate einer Gemeinde oder Privatpersonen unterworfen sind, bestätigt hat, fortbestehen bleibe, und das hiermit unvereinbare Verfahren des Bischofs, welcher sich die von der Regierung vollzogenen Bestallungen der Lehrer nachträglich zur Bestätigung habe vorlegen lassen, abzustellen sei", in dem Schreiben des Herrn Ministers der geistlichen rc. Angelegenheiten, Dr. Eichhorn, vom 2. d. Mts. angeführt worden sind, und deren Beleuchtung die Aufgabe des gegenwärtigen Promemoria ist, sind folgende:

1. Es habe sich ergeben, daß bereits in den Jahren 1804 bis 1806 die hiesige Kriegs- und Domainen-Kammer die Ernennung, respective Bestätigung der Schullehrer auch zu den bis dahin von den Archidiaconen vergebenen Stellen, als zu den landesherrlichen Gerechtsamen gehörig, in Anspruch genommen, und durch Verfügung des Westphälischen Departements des Generaldirectorii d. d. Berlin den 25. Juli 1805 ihr in allen Fällen, wo keine Privatpatrone einträten, ausdrücklich zugewiesen,

und hiernach demnächst verfahren sei, wie in gleicher Weise die Fürsten, welche das Münsterland mit der Krone Preußens theilten, ihre landesherrlichen Gerechtsame auf das Schulwesen geltend machten, und die Schullehrer durch besondere Schulcommissionen bestellen ließen.

Was zunächst den Umstand betrifft, daß die Kriegs- und Domainenkammer die Ernennung, resp. Bestätigung der Schullehrer in den Jahren 1804 bis 1806 in Anspruch genommen hat, so erscheint derselbe ganz unerheblich, da es lediglich darauf ankommen kann, mit welchem Rechte die Kammer diese Befugniß in Anspruch genommen hat, oder in wie fern ihr dieselbe durch die competente Behörde förmlich eingeräumt worden ist.

Als zu den landesherrlichen Gerechtsamen gehörend, konnte diese Einwirkung auf das katholische Schulwesen nicht betrachtet werden, da der Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803, §. 63 die Kirchen und Schulen als Religionsangelegenheit unter die alleinige Obhut der eigenen Religionspartei gestellt, und die desfallsige, durch den Westphälischen Frieden eingeführte Verfassung ausdrücklich bestätigt, dem Landesherrn hingegen daselbst nur das Recht eingeräumt hatte, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte einzuräumen; hiergegen konnte auch die Verfügung des Westphälischen Departements vom 25. Juli 1805 rechtskräftig nichts verordnen, ja selbst dem Allgemeinen Landrechte gegenüber konnte sie keine Gültigkeit erlangen, da dieses nach Art. VIII. des Publikationspatents vom 5. Februar 1794 alle wohl erworbenen Rechte geschützt wissen, und nach §. 21 der Einleitung die Provinzialrechte aufrecht erhalten wollte. Um auch nun den landrechtlichen Bestimmungen zu derogiren, hätte jene Verordnung als förmliches Gesetz publicirt werden müssen. Dieß ist aber nicht geschehen, sie ist nicht einmal, so viel aus den dießseitigen Acten constirt, den Archidiaconen und dem Generalvicariate, welche sie zunächst anging, bei ihrem Erscheinen mitgetheilt worden. Dem Generalvicariate wurde dieselbe erst durch die mit der Prüfung der Schullehrer damals beauftragte Landschulen-Commission bekannt, der die Kriegs- und Domainenkammer den Inhalt am 6. Mai 1806 bei Gelegenheit, als der Archidiacon von Sendenhorst die dortige Schullehrerstelle besetzen wollte, mitgetheilt hatte, worauf das Ge-

neralvicariat am 3. Sept. 1806 in der abschriftlich beigefügten Eingabe ausführlich dagegen remonstrirte. Wenn nun in dem Schreiben des Herrn Ministers vom 2. v. Mts. bemerkt wird, daß nach jener Verordnung demnächst verfahren worden sei, so ist dagegen zu erinnern, daß sich ein Verfahren unter der rechtmäßigen Regierung nicht mehr feststellen konnte, da einen Monat nach jener Remonstration die Fremdherrschaft eintrat, und die Centralbehörde in Berlin hinderte, die in derselben niedergelegten, durchaus entscheidenden Gründe, auf welche hier Bezug genommen wird, zu prüfen, und eine Remedur eintreten zu lassen, wie von ihrer Gerechtigkeit zu erwarten war.

Diese letzte Voraussetzung wird noch insbesondere durch den Umstand gerechtfertigt, daß unmittelbar nach der Restauration und dann fortwährend das hier in Rede stehende Recht des bischöflichen Stuhls von den höhern Staatsbehörden und von des Königs Majestät Allerhöchstselbst ohne alles Bedenken förmlich anerkannt worden ist, so daß bloß die hiesige königliche Regierung der Ausübung jenes Rechts Hinderniß in den Weg gelegt hat. Es muß in Bezug auf die frühere Epoche noch bemerkt werden, daß die Kriegs- und Domainenkammer und selbst die fremdherrliche Gewalt die Besetzung der Schulstellen niemals so unbedingt in Anspruch genommen haben, als später die hiesige königl. Regierung. Die Schulstellen wurden nämlich in den Jahren 1803 bis 1810 in der Regel in Folge eines öffentlichen Concurses besetzt, den die Landschulencommission abhalten ließ. Von dieser Commission, deren Präses der Generalvicar war, gingen die Vorschläge zur Besetzung der Lehrstellen aus, die von den weltlichen Behörden, sofern sie ein Bestätigungsrecht für sich in Anspruch nahmen, auch während der Fremdherrschaft berücksichtigt wurden, so daß dadurch das kirchlich-religiöse Interesse materiell gewissermaßen gewahrt war. Erst in den letzten Jahren der Fremdherrschaft sind diese Concurse unterblieben.

Was die Fürsten betrifft, welche das Münsterland mit der Krone Preußen theilten, so gilt von deren landesherrlichen Gerechtsamen in Beziehung auf das Schulwesen dasselbe, was oben über die Ansprüche der Kriegs- und Domainenkammer bemerkt worden, daß sich diese Gerechtsame nämlich nicht auf eine solche Einwirkung auf das katholische Schulwesen ausdehnten. Anlan-

gend dagegen das factische Verfahren dieser Fürsten, so ist bei den ältern Bewohnern des Münsterlandes noch im lebhaften Andenken, welche Willkühr und sogar Gewaltthätigkeit sich die Administrationsbehörden jener Fürsten erlaubten, und wie sie dadurch zahllose Processe beim Rechtskammergerichte hervorriefen, die freilich bei der kurzen Dauer dieser ephemeren Herrschaften ihr Ende nicht erreichen konnten. Dagegen haben die Regierungen von Hannover und Oldenburg, welche gegenwärtig noch Theile des ehemaligen Münsterlandes besitzen, das Recht der geistlichen Obern auf die Besetzung der Schulstellen anerkannt. Im hannöverschen Antheil vergibt der Bischof von Osnabrück selbstständig alle Schulstellen. Zu den Schulstellen im Oldenburgischen werden die Anzustellenden von dem bischöflichen Official zu Vechte theils der landesherrlichen Commission zur Bestätigung vorgeschlagen, theils selbstständig angesetzt.

2. „Es müßte (so heißt es in dem Ministerialschreiben vom 2. v. Mts. weiter) ferner anerkannt werden, daß durch die von der Fremdherrschaft erlassenen gesetzlichen Bestimmungen nicht allein das Ernennungs- und Bestätigungsrecht in Beziehung auf die Schullehrer der weltlichen Behörde zugewiesen, sondern auch jeder Einfluß der geistlichen Behörde auf das Elementarschulwesen ausgeschlossen war. Es konnte hiernach keinem Zweifel unterworfen seyn, daß bei der Wiedervereinigung des Münsterlandes mit dem preußischen Staate der Besitzstand der landesherrlichen Behörden in Beziehung auf die Verwaltung der Schulangelegenheiten und die Ernennung der Schullehrer vollkommen begründet war, der Bischof dagegen keinen vom Gesetze anerkannten Einfluß auf dieselben übte, weßhalb dann auch die königliche Regierung dem Verlangen der bischöflichen Behörde, daß auf die bischöflichen Rechte vor 1803 zurückgegangen werden möge, bei den entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts nicht entsprechen konnte und durfte, auch die Regierungsinstruction vom 23. October 1817 nur von dem gesetz- und verfassungsmäßigen Einflusse der Bischöfe auf die katholische Unterrichtsangelegenheiten redet."

Einige kurze Bemerkungen werden hinreichen, um den aus der fremdherrlichen Gesetzgebung und Verwaltung hergenommenen ersten Theil dieses Arguments zu beleuchten.

a. Angenommen auch, daß fremdherrliche Gesetze, wie die angedeuteten, aber nicht näher bezeichneten, existiren und hier publicirt seyn möchten, was nicht constirt, so ist doch überall anerkannt, daß die fremdherrliche Gesetzgebung in Verfassungsangelegenheiten einen rechtmäßigen Besitzstand nicht begründen kann.

b. Auch faktisch war ein solcher Besitzstand durch die Fremdherrschaft nicht herbeigeführt. Die Kirchenobern haben die in ihrer göttlichen Sendung beruhende Pflicht, unter jeder Regierung die Gerechtsame der Kirche thatsächlich zu handhaben, und die Interessen derselben unter allen Umständen nach Kräften zu fördern. So hat auch die hiesige bischöfliche Behörde zur Zeit der Fremdherrschaft sich der Verwaltung der Schulangelegenheiten, deren Pflege damals mehr als je den Pfarrern und Geistlichen überhaupt überlassen war, keineswegs entzogen. Was insbesondere die Besetzung der Schulstellen angeht, so läßt sich zwar, da die Archidiaconalacten nicht gesammelt und geordnet sind, nicht ermitteln, in wie fern sich die Archidiaconen in der Ausübung ihres Verleihungsrechts jene Zeitperiode hindurch erhalten haben; indeß hat das Generalvicariat an denjenigen Orten, wo dasselbe die Archidiaconalbefugnisse auszuüben hatte, den Besitzstand gewahrt, wie die in den Acten befindlichen Anstellungsdocumente nachweisen.

c. Seit dem Anfange des Jahres 1812 war das hiesige Domcapitel faktisch aufgelöset, und von den Archidiaconen nicht zu erwarten, daß sie ihre Obliegenheiten und Gerechtsame gehörig wahrnehmen würden. Da erkannte der damalige Bisthums-Administrator, der nachherige Erzbischof von Cöln, Graf Spiegel, die Nothwendigkeit, seinerseits die Schulangelegenheiten, und insbesondere die Wiederbesetzung vacanter Schullehrerstellen zu ordnen, forderte den damaligen Normallehrer Overberg am 23. October 1813 zu gutachtlichen Vorschlägen auf, und trat, als dieser sich für die Wiederabhaltung von Concursen aussprach, dieserhalb in Communication mit dem Präfecten des Lippedepartements Grafen Du Saillant. Als indeß mittlerweile die Reoccupation des Landes durch die allirten Truppen erfolgt war, ließ der Bisthumsadministrator nach vorheriger Rücksprache mit dem damaligen General-Civilcommissarius, nachherigen Oberpräsidenten Freiherrn von Vinke, welcher in seinem Antwortsschreiben vom 30.

November 1813 ausdrücklich sagt, daß die Schullehrer nach Maßgabe der abzuhaltenden Concurse von dem Bisthumsadministrator einzusetzen seien, in Nr. 2 des Münsterschen Intelligenzblattes vom 14. Januar 1814 einen öffentlichen Concurs um die erledigte Schullehrerstelle in Darup ankündigen, und verlieh in Folge dieses Concurses am 16. Febr. 1814 diese Schullehrerstelle dem Schullehrer Damm und die Schullehrerstelle in Holthausen dem Schullehrer Boock. Von diesem Zeitpunkt an war die bischöfliche Behörde auch bei denjenigen Schulstellen, welche früher von den Archidiaconen verliehen worden waren, im Besitze des Anstellungsrechts, und übte es aus, wenn die Archidiaconen, deren Function gesetzlich erst durch die Bulle de Salute animarum aufgehoben wurde, es nicht selbst in Anspruch nahmen. Der weltlichen Behörde gegenüber stand ihnen dabei freilich kein fremdherrliches Gesetz (ein solches kann in dem betreffenden Passus des Ministerialrescripts nur gemeint seyn) zur Seite, auch hätten sie sich schwerlich auf ein solches berufen mögen, wohl aber schützte sie der Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803, dessen fortwährend bindende Kraft die legitime Landesregierung um so weniger in Zweifel ziehen durfte, als anerkannt die Krone Preußen auf Grund dieses Reichsgesetzes das Fürstenthum Münster besitzt. Hiernach war schon lange vor der am 3. Aug. 1816 erfolgten Einsetzung der hiesigen königlichen Regierung sowohl faktisch als rechtlich der Besitzstand für die bischöfliche Behörde verwahrt, und somit hierin kein Grund zu suchen, weshalb derselben die Anstellung der Schullehrer von der königlichen Regierung hätte streitig gemacht werden können.

Einer besondern Beleuchtung bedarf indeß

3. der Einwand, daß die königliche Regierung jenes Recht wegen der entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen des allgemeinen Landrechts der bischöflichen Behörde nicht hätte einräumen können und dürfen, da auch die Regierungsinstruction vom 23. Oct. 1817 nur von dem gesetz- und verfassungsmäßigen Einfluße der Bischöfe auf die katholischen Unterrichtsangelegenheiten rede.

Vorbehaltlich muß hier zunächst bemerkt werden, daß kein Reichsfürst durch Landesgesetze Reichsfundamentalgesetze modificiren konnte, daß mithin, wenn auch im Allgemeinen Landrecht Bestimmungen, wie die hier in Rede stehenden, sich befänden, diese doch auf die im

westphälischen Frieden und im Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 garantirten Rechte der katholischen Kirche keine Anwendung haben würden. Die gesetzlichen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts, welche dem bischöflichen Anspruche entgegenstehen sollen, sind in dem Schreiben des Herrn Ministers Eichhorn vom 2. v. Mts. nicht näher bezeichnet, es läßt sich mithin aus diesem Rescripte allein nicht entnehmen, welche Gesetzstellen hier gemeint sind, indeß hat die hiesige königliche Regierung am 25. Juli 1840 Abschrift eines von demselben Herrn Minister unter dem 12. Mai ejusdem an den Herrn Bischof von Paderborn in derselben Angelegenheit erlassenen Rescripts mitgetheilt, in welchem, was die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts angeht, lediglich auf den §. 1 des 12ten Titels im II. Theile Bezug genommen wird, in welchem Schulen für Anstalten des Staats erklärt werden. Es ist nun aber allgemein anerkannt, daß dergleichen Definitionen in das Allgemeine Landrecht nicht aufgenommen worden sind, um dadurch die rechtliche Natur einer ganzen Classe historisch überlieferter Institute auf einmal umzustempeln. So wird, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, im Eingange des unmittelbar vorhergehenden 11ten Titels angenommen, daß Kirchengesellschaften durch eine Art freiwilliger Vereinbarung constituirt worden sind, eine Unterstellung, die namentlich zu der Verfassung der katholischen Kirche noch viel weniger paßt, als der Begriff eines nackten Socialvertrages auf die bestehenden Staatsverfassungen. Daß übrigens im §. 1, Th. II, Tit. 12 des Allgemeinen Landrechts nicht hat ausgesprochen werden sollen, daß alle Schulen Anstalten des Staates seien, und daß es keine andere geben könne, geht schon daraus hervor, daß gleich nachher §§. 3 und 4 daselbst von Privatschul- und Erziehungsanstalten die Rede ist. Die katholischen Pfarrschulen sind nun einmal nicht Anstalten des Staates, sondern Anstalten der Kirche, und als solche in Deutschland durch Friedensschlüsse und Reichsgrundgesetze garantirt. Hiernach könnten, wenn man die Sache auch nur von dem privatrechtlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, Folgerungen aus §. 1, Th. II, Tit. 12 auf diese Schulen keine Anwendung finden. Daß aber, was das Recht, die Schullehrer anzustellen, betrifft, aus §. 1 des 12ten Titels überhaupt keine Folgerungen gezogen werden können, geht daraus hervor, daß nach §. 22 desselben Titels die Bestellung der

Schullehrer in der Regel der Gerichtsobrigkeit zukommt, worunter nach der Verfassung der alten Provinzen die Gutsherrschaft zu verstehen ist.

Daß ferner das Allgemeine Landrecht die Befugniß der katholischen Bischöfe, die katholischen Schullehrer anzustellen, nicht hat berühren wollen, wird schließlich noch durch den Umstand bestätigt, daß die Fürstbischöfe von Breslau und Ermland auch nach der Publication des Allgemeinen Landrechts ungestört im Besitze jenes Rechts geblieben sind. Hiernach gehört selbst auf den Grund des Allgemeinen Landrechts (Einleitung §. 21) die Anstellung der Schullehrer jedenfalls zu demjenigen Einflusse, welcher den Bischöfen auf das katholische Schulwesen gesetz- und verfassungsmäßig zusteht, und welchen die königlichen Regierungen nach §. 18 ihrer Instruction vom 23. Oct. 1817 stets gehörig berücksichtigen sollen. Dieser Rechtszustand ist nun auch nach Wiedereinführung des Landrechts und nach Publication der Regierungsinstruction vom 23. Oct. 1817 von den hohen Staatsbehörden und von des hochseligen Königs Majestät selbst fortwährend ausdrücklich anerkannt worden. Namentlich ist dieß durch die Verordnung geschehen, welche zur Hebung der frühern Differenzen zwischen der hiesigen königlichen Regierung und dem Generalvicariate im Jahre 1821 erlassen, und meinem Vorgänger seligen Andenkens am 23. Juni desselben Jahres von dem damaligen Minister der geistlichen xc. Angelegenheiten, Freiherrn von Altenstein, mitgetheilt worden, und von welcher Abschrift in der Anlage B hier beigefügt ist. In dieser Verordnung ist an drei Stellen von den Schullehrern und dem Schulwesen überhaupt die Rede. Es wird nämlich §. 3 die Disciplinargewalt des Bischofs über die Schullehrer in gleicher Art, wie über die Geistlichen anerkannt. §. 5 wird zu den Schulstellen ganz in gleicher Art, wie zu den Geistlichen- und Küster-Stellen, dem Staate ein Patronatrecht in dem Falle zugesprochen, wenn dieselben früher von aufgelösten Stiftern und Klöstern vergeben wurden; dagegen werden dem Bischofe die von den Fürstbischöfen, seinen Vorfahren und von den Archidiaconen als ursprünglich bischöflichen Stellvertretern verliehenen Stellen obiger Art zur canonischen Verleihung und Verfügung überlassen. §. 6 wird schließlich noch, den Einfluß des Bischofs auf das katholische Schulwesen überhaupt anbelangend, bestimmt,

daß vorläufig die Vorschriften befolgt werden sollen, welche der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes enthält. In der ersten Stelle des §. 3 werden die Schullehrer zu den Kirchenbeamten gezählt, was sie verfassungsmäßig sind, und in der zweiten Stelle §. 5 werden die Schulstellen als res ecclesiasticae anerkannt, welche der Regel nach (Patronate sind Ausnahmen) der freien canonischen Verleihung und Verfügung der Bischöfe unterliegen.

Zur Entkräftung dieses ausdrücklichen Anerkenntnisses wird in dem oft erwähnten Schreiben des Herrn Ministers vom 2. v. Mts. Folgendes angeführt: „Ferner ergab sich aus den actenmäßigen Verhandlungen, daß bei der Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls im Jahre 1821 eine Verfügung von dem verstorbenen Fürsten Staatskanzler ergangen, und unter dem 23. Juni 1821 den dortigen Behörden mitgetheilt worden war, welche auch jene Differenz berührt, und theils über die Besetzung der früher von den Archidiaconen besetzten Schulstellen sich aussprach, theils hinsichtlich des bischöflichen Einflusses auf das katholische Schulwesen im Allgemeinen bestimmte, daß vorläufig die Grundsätze befolgt werden möchten, welche der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes für die preußischen Staaten enthalte."

„Da solche Bestimmungen eine ausdrückliche Aufhebung der bestehenden Gesetze voraussetzen, mithin nur von dem Landesherrn selbst ausgehen konnten, jener Entwurf aber später weder die Königliche Genehmigung erhalten, noch auch überhaupt ein anderes allgemeines Schulgesetz erlassen worden ist, so mußte die fortdauernde Anwendbarkeit jener das Schulwesen betreffenden Bestimmungen in der Verfügung vom 23. Juni 1821 um so mehr in Frage gestellt werden, als sich ergab, daß dieselben niemals ausgeführt worden sind, und der damalige Fürstbischof von Münster eben so wenig als sein Provicar und nachmaliger Generalvicar Zur Mühlen die eigene Besetzung von Schulstellen in Anspruch genommen, sondern sich auf die Theilnahme an den Prüfungen der Lehrer beschränkt hat."

Was in diesem Passus dem bischöflichen Verleihungsrechte in Bezug auf die Schulstellen entgegengesetzt wird, reducirt sich auf die beiden folgenden hier unter Nr. 4 und 5 zur Erörterung kommenden Punkte.

4. Die Bestimmungen über das Schulwesen in der Verord-

nung vom 23. Juni 1821 haben, da dieselben eine ausdrückliche Aufhebung der bestehenden Gesetze voraussetzen, nur von dem Landesherrn selbst ausgehen können; der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes habe aber später die Königliche Genehmigung nicht erhalten, noch sei überhaupt ein allgemeines Schulgesetz erlassen worden. Es ist hierbei zu bemerken:

a. daß in der Verordnung vom 23. Juni 1821 §. 5 über das Verleihungsrecht in Bezug auf die katholischen Schulstellen ganz unabhängig von dem zu erlassenden allgemeinen Schulgesetze definitiv entschieden, und

b. daß die Entscheidung von dem Landesherrn selbst ausgegangen ist. In dem Schreiben des Herrn Ministers Freiherrn von Altenstein vom 23. Juni 1821, durch welches die hier in Rede stehende Verordnung dem Herrn Fürstbischofe von Corvey und Bischofe von Münster mitgetheilt worden, heißt es ausdrücklich, daß die Differenzpunkte Seiner Majestät vorgetragen, und die Entscheidung nach dem in den älteren Provinzen bestehenden, durch die Erfahrung bewährten Rechte erfolgt sei. Abschrift dieses Schreibens ist in der Anlage C hier beigefügt. Hätte nun auch diese Entscheidung mit älteren Gesetzen in Widerspruch gestanden, so würde durch die Autorität des Landesherrn eine Ausnahme von jenen Gesetzen begründet worden seyn.

c. Die Entscheidung bedurfte indeß, so weit sie die Anstellung der Schullehrer betrifft, der landesherrlichen Sanction nicht, weil sie, wie vorhin gezeigt ist, mit den bestehenden Gesetzen, als namentlich mit dem Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803, welcher als Grundgesetz für das Fürstenthum Münster unter Preußischer Herrschaft zu betrachten ist, und mit dem Allgemeinen Landrecht nicht allein nicht in Widerspruch steht, sondern in diesen Gesetzen selbst schon ausgesprochen ist. Auch wurde durch jene Entscheidung in der bestehenden Praxis nichts geändert, da das bischöfliche Verleihungsrecht in Bezug auf die Schulstellen, seit der Reoccupation des Landes ausgeübt, gerade damals in der frischesten Observanz war. Die Bestallungen der in den vorhergehenden Jahren angestellten Schullehrer befinden sich sämmtlich in den Acten des Generalvicariats.

5. Als weiterer Grund, weßhalb die fortwährende Anwendbarkeit jener Entscheidung vom Jahre 1821 zweifelhaft seyn soll,

wird angeführt, daß dieselbe niemals ausgeführt worden, und der damalige Fürstbischof von Corvey und Bischof von Münster so wenig, als sein Provicar und nachmaliger Generalvicar Zur Mühlen, die eigene Besetzung von Schullehrerstellen in Anspruch genommen habe. Diese Behauptung ist eben so auffallend, als mehrere andere, die im Vorhergehenden schon zur Erörterung gekommen sind. Der Herr Fürstbischof Freiherr von Lüning, und in seinem Namen der Provicar und nachheriger Generalvicar Zur Mühlen haben die eigene Besetzung der katholischen Schullehrerstellen nicht allein jederzeit in Anspruch genommen, sondern diese Stellen wirklich besetzt, wie die bischöflichen Acten nachweisen. Zum Belege habe ich vierzig solcher Fälle aus den verschiedenen Jahren dieser Verwaltungsperiode nach den in den betreffenden Specialacten befindlichen Anstellungsurkunden verzeichnen, und in einer Nachweise zusammenstellen lassen, welche ich in der Anlage D hier beifüge. Die Nachweise enthält, außer dem Namen des Angestellten und der Bezeichnung der Schule, das Datum der Anstellung und die Nummern des Journals, unter welchen die Bestallungen ausgefertigt sind. Die Form dieser Documente ist im Wesentlichen überall gleich, nur erfolgten einige Anstellungen zuerst provisorisch, andere gleich definitiv. Zur Veranschaulichung der Anstellungsform werden zwei Bestallungen in Abschrift hier beigefügt.

Der Fürstbischof Freiherr von Lüning und sein Provicar Zur Mühlen fanden bei ihrem Amtsantritte die geistliche Behörde im Besitze des Anstellungsrechts in Bezug auf die Schullehrer. Es wäre sehr zu verwundern gewesen, wenn sie dieses Recht nicht in jedem vorkommenden Falle in Ausübung gebracht hätten, nachdem dasselbe durch die Verfügung vom 23. Juni 1821 noch so ausdrückliche Bestätigung gefunden hatte. Eben so wenig konnte ich bei meinem am 4. April 1826 erfolgten Antritte der bischöflichen Würde daran denken, daß mir die Ausübung eines in frischer Observanz befindlichen Rechts hätte streitig gemacht werden wollen. Dennoch geschah dieses schon in demselben Jahre und im Anfange des Jahres 1827, namentlich bei den Schulstellen in Holthausen und in Vinnum, Kirchspiels Olfen, von der hiesigen königlichen Regierung. Ich remonstrirte dagegen, und die königliche Regierung schien sich dabei zu beruhigen, trat indeß in an-

dern Fällen mit ihren Ansprüchen wieder hervor. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß dieselbe schon früher katholische Schullehrer angestellt habe und noch anstelle. Ich wandte mich dieserhalb an den Herrn Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke unter dem 2. Juni 1826, und als ich von demselben eines Erinnerungsschreibens vom 2. August desselben Jahrs ungeachtet keine Antwort erhielt, unter dem 26. October 1826 und 18. April 1827 an den Herrn Minister Freiherrn von Altenstein, ohne auch hierauf eine Rückäußerung zu erhalten. Inzwischen hatte durch eine von demselben Herrn Minister am 22. März 1827 an sämmtliche Provincialbehörden der Monarchie erlassene Circular-Verfügung, von welcher Abschrift unter Anlage F beigefügt ist, mein Anstellungsrecht im Wesentlichsten auf's Neue Anerkennung und Bestätigung gefunden, nur mit der Einschränkung, daß die Bischöfe, denen observanzmäßig die Anstellung der katholischen Schullehrer zusteht, gehalten seyn sollen, von jeder provisorischen Anstellung der betreffenden königlichen Regierung Anzeige zu machen, und die definitive Anstellung nur unter vorheriger Genehmigung und Bestätigung der Regierung zu verfügen.

Auch diese wiederholte Entscheidung ließ die hiesige königliche Regierung unbeachtet, sie hinderte vielmehr wiederholt die von mir angestellten Lehrer durch die Polizeigewalt an der Besitzergreifung der ihnen verliehenen Stellen, und setzte andere Individuen in dieselben ein. Auf meine desfallsigen Beschwerden bei dem Herrn Minister von Altenstein vom 25. April 1828 und 28. April 1829 erfolgte keine Rückäußerung. Ich konnte natürlich mein Recht weder aufgeben, noch die Ausübung desselben einstellen, während die Regierung ihrerseits im Widerspruche mit sämmtlichen höhern Weisungen zu handeln fortfuhr. Ein solcher Zustand konnte nur die Folge haben, daß das Vertrauen zu den vorgesetzten Behörden untergraben, und Verwirrung und Anarchie vorbereitet wurde. Mir hatte es jederzeit sehr am Herzen gelegen, bei Verwaltung der Schulangelegenheiten im freundlichen Einverständnisse mit der königlichen Regierung zu handeln, da ich mir im Innersten bewußt war, eben so sehr im Interesse des Staats als der Kirche das Unterrichtswesen, dem von jeher meine Neigung zugewendet war, zu fördern. Deshalb hatte ich auch, was früher von meinem Vorgänger und dem Generalvicar Zur Mühlen nicht

geschehen, auch nicht vorgeschrieben war, der königlichen Regierung jederzeit von den meinerseits verfügten Anstellungen von Schullehrern Nachricht gegeben. Bei dieser Gesinnung und um die fortdauernde Verwirrung in den Gemeinden zu heben, war es mir angenehm, daß die königliche Regierung am 29. Januar 1831 sich erbot, bei der Anstellung der Schullehrer ein gemeinschaftliches Verfahren eintreten zu lassen, welches dahin verabredet wurde, daß über die anzustellenden Personen im Voraus eine Einigung getroffen, und dieselben dann unter Concurrenz beider Behörden ins Amt gesetzt werden sollten. Die königliche Regierung befragte mich zwar von nun an um meine Zustimmung in Bezug auf die anzustellenden Personen, fertigte aber dann ohne weitere Concurrenz von meiner Seite Bestallungsdocumente für die Schullehrer aus, weßhalb ich die Schulinspectoren anwies, mir diese Documente, ehe sie den Angestellten eingehändigt wurden, zur Bestätigung einzureichen, welches mir die kürzeste und einfachste Form zu seyn schien. Eine solche Bestätigung oder die Ausfertigung einer besondern Bestallung war nothwendig, nicht allein zur Bewahrung meines Rechts, sondern auch damit die katholischen Schullehrer in den rechtmäßigen Besitz ihrer Stellen gelangten, und die Einkünfte derselben ruhigen Gewissens genießen konnten. Als indeß die königliche Regierung am 30. August 1839 die Form der Bestätigung als unangemessen bezeichnete, und das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ihr hierin beistimmte, habe ich sofort davon Abstand genommen, und die hergebrachte Form wieder eintreten lassen, nach welcher den Schullehrern meinerseits besondere Anstellungsdocumente ausgefertigt werden. Um die frühern Collisionen nicht wieder hervorzurufen, habe ich diese Anstellungsdocumente bisher nur dann ausgefertigt, wenn eine Vereinigung mit der königlichen Regierung über die anzustellenden Personen erfolgt war, und der Regierung dabei auch die Initiative überlassen.

Aus den im Vorhergehenden erörterten Gründen, wie sie gegenwärtig meiner Anstellungsbefugniß entgegengestellt werden, geht indeß hervor, wie leicht ein sonst unbestrittenes Recht bloß deßhalb angefochten werden mag, weil man, sei es auch nur aus Liebe zum Frieden, nicht den vollen, uneingeschränkten Gebrauch von demselben macht. Ich muß darin die dringendste Aufforderung erkennen, die Gerechtsame des bischöflichen Stuhls auch durch die ungeschmälerte Ausübung derselben meinen Nachfolgern zu sichern, so wie sie mir von meinen Vorgängern überliefert sind.

Münster, den 30. Mai 1845. Der Bischof von Münster, Caspar Max. Steinbicker, Secrt. An den Freiherrn von Wendt als Patron der Schule zu Diestette Hochwohlgeborn in Crassenstein. Im bischöflichen Auftrage. Beckum den 2. Juli 1845. Der Landdechant Hagemann.





